DE BROSSES
VERTRAULICHE BRIEFE

2 Vols #9.00

DE BROSSES / VERTRAULICHE BRIEFE AUS ITALIEN

ERSTER BAND

MIT 46 BILDBEIGABEN



Charles de Broſſes ⟨um 1744⟩
⟨1⟩

DES PRÄSIDENTEN DE BROSSES VERTRAULICHE BRIEFE AUS ITALIEN

AN

SEINE FREUNDE IN DIJON

1739–1740

ÜBERSETZT VON WERNER SCHWARTZKOPFF

ERSTER BAND



1 · 9 · 1 · 8

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

BUCHAUSSTATTUNG VON PAUL RENNER

VORREDE

DER PRÄSIDENT CHARLES DE BROSSES. SEIN LEBEN UND WIRKEN

Charles de Brosses verkörpert jenes vornehme Bürger- und Beamtentum, das die französische Provinz neu belebt hat, bis sich die unter dem absoluten Königtum beginnende Verödung der Provinz durch die Revolution und das Kaisertum vollendete. Edelreifer Bildung erblühte Lebenskunst, Arbeitsamkeit und heitere Menschlichkeit geben seinen »Lettres de l'Italie«, die in dieser Ausgabe zum ersten Male deutsch vorliegen, das Gepräge. Geschrieben zwischen dem polnischen Thronfolgekrieg, in welchem des Schreibers Bruder mitfocht, und dem österreichischen Erbfolgekrieg, der wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Italien ausbrach, stellen sie uns mitten hinein in die politischen und sozialen Kämpfe, wie in das Streben und Genießen der damaligen Gesellschaft. Die uralte Gegnerschaft Österreichs und Frankreichs, das sie schlau ausnutzende England, die einem kribbeligen Ameisenhaufen gleichende Vielheit der mit mehr oder weniger Glück nach Selbständigkeit ringenden Staaten Italiens, der sich allmählich immer dunkler abzeichnende Kampf des französischen Königtums mit dem zum Bewußtsein seiner Macht und Pflicht reifenden Volke, Probleme, die uns in neuer Verlagerung heute ernster denn je beschäftigen, werden, gezeichnet von einem Politiker, in diesen Briefen lebendig. Das macht sie zu einem der wertvollsten Quellenwerke für die Kenntnis der europäischen Gesellschaft vor der Revolution.

Charles de Brosses, Graf von Tournai, Baron von Montfaulcon, wie er sich in seinem Exlibris betitelt, ward am 7. Februar 1709 als ältester Sohn eines Honoratioren von Dijon, des burgundischen Obergerichtsrats Charles de Brosses geboren, geboren in dem Herrschaftshause Saint-Mes-

min (jetzt Rue de Zola), das sein Urgroßvater mütterlicherseits Charles de Fevret, ein in seiner Zeit berühmter Anwalt, gebaut hatte. Außer der vielköpfigen Beamtenschaft des »Obergerichts«, wie wir »Parlement« am sinngemäßesten verdeutschen, residierten in Dijon ein militärischer Kommandant und ein königlicher Statthalter, deren unbestrittenste Amtsbefugnis darin bestand, fürstliche Gehälter vornehm und geschmackvoll auszugeben, denn die Arbeit und Verwaltung lag seit langem in der Hand der königlichen Intendanten. »Eine vornehme Stadt, in deren Straßen von früh bis spät goldverzierte, wappengeschmückte Kutschen rollen, sechsspännig, und goldverzierte Lakaien auf dem Trittbrett, in deren wohlräumigen Steinhäusern und weiten Gärten eine erlesene Geselligkeit gepflegt wurde, feingebildete Männer und Frauen studierten, Theater spielten, musizierten, scherzten und liebten, ohne dabei die Wonnen einer feinen Tafel und erlesene Weine zu mißachten«, — so schildert uns De Brosses die Stadt, in der er aufwuchs und fast sein ganzes langes Leben verbracht hat. Freilich sein Freund Leclerc, der unter dem Namen Buffon berühmt gewordene Naturforscher, findet Dijon erzgarstig. Wenigstens schreibt er an seinen Freund Ruffey: »Daß Sie sich in der Provinz langweilen, wundert mich gar nicht, es ist wirklich kein Unrecht, Dijon wenig unterhaltend zu finden. Es ist freilich wahr, der hiesige Bürger ist, wie der Dijoner sagt, ‚aufs Grobe gerichtet', ich meine aber, es sind recht gescheite Leute, wenn sie sich lieber für ein Goldstück pro Nase satteßen, als mit goldverziertem Kleide sechsspännig herumkutschieren. Allerorten spürt man hier den Wohlstand, den der Handel hervorbringt, wogegen es in Dijon und Angers stets knickerig zugeht. Jeder will bei uns mehr vorstellen, als er ist, und so spazieren Stolz und Bettel geschwisterlich Hand in Hand, Kinder lächerlicher Geringschätzung, die man für den Kaufmann an den Tag legt.« Ein scharfes Schlaglicht auf die vornehme gold- und marmorglänzende Fassade und die schä-

bige Hinterfront des Gebäudes der damaligen Geſellſchaft. Buffon, deſſen Vater erſt 1720 ſein Amt im Obergericht gekauft hatte, war eben ein Neuer, während die Familie de Broſſes bereits Generationen hindurch zu den erſten Kreiſen zählte, denen anzugehören unerläßliche Vorbedingung war, um an den Annehmlichkeiten des Vorderhauſes teilzunehmen.

De Broſſes gehört ſogar in doppeltem Sinne, als Adeliger und mehr noch als Sohn einer alteingeſeſſenen Obergerichtsfamilie zu den Privilegierten. Er zehrte von dem Schatz von Liebe und Achtung, den ihm ſeine Vorfahren hinterlaſſen hatten, überall in Dijon und der näheren Umgebung traf er Spuren ihres Wirkens: ſeines Großvaters Pierre de Broſſes, der das Hôtel Déspringles gebaut hatte, das Bernini zum Dank für genoſſene Pflege und Gaſtfreundſchaft mit einem Wandgemälde ausgeſchmückt hatte, ſeines Urgroßvaters Fevret, der ſeiner Beredſamkeit wegen in der emphatiſchen Sprache der Zeit mit Orpheus verglichen wurde, der Moiſſons, Fabres, Lamoignons, die eine große Rolle in Paris ſpielten und denen ſein Haus ſeit Jahrhunderten verwandt war.

Seine Jugend war ſtrebſam, wohlgeleitet und heiter. An des Vaters Hand, der bis zu ſeinem frühen Tode täglich eine Stunde für den Unterricht des geliebten Älteſten erübrigte, tat er die erſten erſtaunten Blicke in die Welt des Wiſſens, in weitentlegene Weltteile, von denen er die neueſten, uns Heutigen unſagbar kindlich und unvollkommen erſcheinenden Karten und Stiche gezeigt bekam, in verſunkene Zeiten, die er mit ebenſoviel Begeiſterung wie mangelhafter Methode vor ſeinen Augen zu einem grauen Schattendaſein erſtehen ſah. Und manches Mal mag es ihm Sporn und Ermunterung geweſen ſein, wenn ſein Blick beim Studieren der geliebten Alten auf den beſcheidenen Verfaſſerinitialen A. P. B. P. G. ⟨Auctore Petro Brosses Patritio Gacensis⟩ ruhte und ihn an einen Ahn erinnerte, der neben verantwortungs-

voller ſtaatsmänniſcher Tätigkeit als Vertreter und Bevollmächtigter König Heinrichs IV. Zeit zu ernſter philologiſcher Arbeit gefunden hatte. Daß auch er, wie ſein Vater einmal im Obergericht auf den Seſſeln mit den königlichen Lilien ſitzen würde, verſtand ſich für den Knaben von ſelbſt. Aber er war in zwiefachem Sinne ein Glücklicher, denn er ward nicht nur als Erbe geboren, ſondern ſcheint auch durch Neigung und Begabung für das Amt, das die Geſellſchaft ihm bereit hielt, befähigt. Als ſein Vater, kaum ein Fünfziger, ſtarb, überließ die Familie den erledigten Ratsſitz nur unter der Bedingung einem anderen Inhaber, ihn, wenn der junge De Broſſes ihn ſelber einnehmen könnte, zurückzugeben.

In den »Parlements« — die Überſetzung »Parlament« könnte irreführen — des alten Frankreich gipfelte ſowohl die Rechtſprechung wie das ſelbſtändige politiſche Leben ſeiner Provinzen. Das Übergewicht für Burgund in Dijon entſchied im erſten Rechtsgang alle Straf- und Streitſachen, an denen Privilegierte der Provinz beteiligt waren, und war überdies für ſämtliche burgundiſchen Untergerichte, Burg-, Stadt- und geiſtlichen Gerichte als Berufungsgericht zuſtändig. Die Obergerichte, deren es zuletzt dreizehn gab, hatten aber außerdem die Zenſur über Theater und Preſſe und ſchließlich als ein Reſtchen alter völkiſcher Freiheit oder einen erſten Anſatz zu parlamentariſcher Herrſchaft die Einregiſtrierungspflicht aller königlichen Geſetze in ihre Akten, was ſie befugte, wenn etwas darin einem anderen in ihrem Bereich giltigen Geſetz oder ihren Privilegien zu widerſprechen ſchien, vor der Einregiſtrierung ihren Einſpruch bei der Krone geltend zu machen. Anfänglich ein rein formales Überprüfungsrecht, war es in den Händen der Obergerichte zu einer wirklichen Macht geworden, die von der Krone ebenſo oft gefördert als bekämpft wurde. Leiteten ſie doch aus dieſer Überprüfungspflicht das Recht ab, Geſetze gut zu heißen oder zu verwerfen. Standen die jahraus jahrein ta-

genden Obergerichte schon an sich in höherer Geltung als die nur alle drei Jahre zusammentretenden Stände, so wurden sie durch das Einregistrierungsrecht zu einer Art Oberkammer. Denn erst durch Eintragung in die Akten erlangte ein Gesetz Gesetzeskraft.

Gewissermaßen den seit Jahren nicht mehr einberufenen Reichsständetag vertretend, trugen die Obergerichte hierdurch für alle ergehenden Gesetze die Verantwortung. Wie weit dies Bewilligungsrecht reichte, hing davon ab, in welchem Grade der jeweilige König eine Mitregierung wünschte, also von der größeren oder geringeren Macht der Krone. Ob die Obergerichte miteinander eine Einheit bildeten, wie das eine Gesetzesbewilligungskraft erfordert, miteinander beraten und beschließen durften, war eine offene, zu stets neuen Kämpfen führende Frage. Ludwig XIII. hatte es feierlich zugestanden, sein Nachfolger alle auf eine organische Zusammenschließung der Obergerichte abzielenden Bestrebungen schroff verboten. Allgemein gesagt, war das französische Königtum zwar gern bereit, die Verantwortung auf die Obergerichte abzuwälzen, aber nicht gewillt, ihnen das folgerichtig damit verbundene Recht des Mitbestimmens zuzugestehen. Wenn die Krone einen obergerichtlichen Einspruch als berechtigt anerkannte, so wurde der anfechtbare Punkt von ihr und dem ständigen Ausschuß des Provinzständetags geändert und hierauf das Gesetz in die Akten eingetragen; erkannte sie ihn nicht an, so lehnt das Obergericht die Verantwortung ab durch den Vermerk: »Auf ausdrücklichen Befehl des Königs« (Sur l'ordre exprès du Roi). Wie die Krone eine solche Nichtbilligung des Obergerichts aufnahm, ist für das absolute Königtum außerordentlich charakteristisch. Sie gibt sich nicht mit der Befolgung des von ihr gegebenen Befehls zufrieden, sondern sucht auch die Übernahme der Mitverantwortung vom Obergericht zu erzwingen: sie befiehlt, den Vermerk wegzulassen. Worauf das Obergericht »in den Gerechtsamen eines ehrenwerten

und unabhängigen Gerichtshofes gemindert«, seine Tätigkeit einstellt.

Kurzer Hand absetzen und in die Bastille stecken konnte auch der absolute König für solche Dienstverweigerung seine Richter nicht, er hätte sich bald in der Lage sehen können, ein Königreich ohne Richter zu besitzen, denn in solchem Falle standen die Obergerichte zusammen. Dann aber mußte die königliche Kasse die Kaufgelder an die Amtsinhaber zurückzahlen, wozu sie kaum je in der Lage war, und solch gewaltsames Vorgehen hätte für die Zukunft die Kapitalanlage, die der Ämterkauf dem Käufer bot, und aus der die Krone einen unentbehrlichen Teil ihrer Einkünfte zog, entwertet. So griff der König zu dem gleichen Strafmittel, das die zarische Regierung Rußlands mit Vorliebe anwandte: Er verbannte die Richter aus der Stadt auf ihre Landgüter, wo sie je nach Neigung jagten, studierten, dichteten, Theater spielten und ihr Gehalt, freilich ohne die beträchtlichen Sporteln, weiter bezogen, bis der König oder das Parlament oder auch beide, nachgaben und Frieden machten. Ihnen unliebsame Gesetze konnten die Obergerichte auf lange hinausschieben. Das Obergericht von Toulouse zögerte die Ausführung der Verordnung, welche die Jesuiten auswies, in seinem Amtsbereich so lange hin, bis die Regierung sie für das ganze Land wieder aufhob. Die Willkür des absoluten Herrschers fand in seiner finanziellen Bedürftigkeit, zu deren Abhilfe sie die Obergerichte nötig hatte, eine Grenze. In diesem Sinne waren also die Obergerichte etwas wie ein Parlament oder eine Vielheit provinzieller Parlamente, seine Richter waren von ihm selbst gewählte, von der Krone bestätigte Verteidiger alter Rechte, auch gegen Willkür, und der Richtersohn de Brosses ein geborener Politiker, denn er bekam den Anspruch, im Namen seines Königs Recht zu sprechen, schon in der Wiege mit.

Er ging bei den Jesuiten in die Schule, lernte bei dem als Humanisten, Übersetzer und lateinischen Hymnendichter hoch-

geschätzten Père Oudin (Pater Oudinus, wie er sich in seinen meist lateinisch geschriebenen Werken nennt) nicht nur gut Latein und Griechisch, sondern auch Englisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch. Wohl, um in der Nähe seiner Mutter zu bleiben, studiert er dann an der neugegründeten Faculté de droit in Dijon bis zu seinem einundzwanzigsten Jahre die Rechte und schon 1730 verfocht der zierliche Student, auf einem Schemel stehend, um hinter dem hohen Stehpult der Versammlung sichtbar zu werden, seine Prüfungsthese, und die ganze Fakultät, ihr Senior De Bret an der Spitze, geleitet den jungen Graduierten ins Haus der Mutter, um sie zum Erfolg ihres Sohnes zu beglückwünschen.

Freilich hätte ihn das Parlament auch weniger gut gerüstet kaum zurückgewiesen. Denn die Prüfung, ein Hindernis für mißliebige Kandidaten, war für Ratssöhne ein Leichtes. »Es ist kein Fall bekannt,« sagt ein alter Pariser Richter, »daß jemand diese Prüfung nicht bestanden habe. Der Bewerber bekommt eine Gesetzesstelle zu erklären und zu erläutern, zu deren Studium er acht Tage Zeit hat.« Und auch inbezug auf das vorgeschriebene Mindestalter war man im Laufe der Zeit nachsichtig geworden. »War man jung, so erhielt man eben noch kein Stimmrecht, sondern ließ sich von der Weisheit der Altrichter erleuchten; bis zur Erlangung des gesetzlichen Alters bekam man dann auch eigenes Verständnis.« (Le Maire du Palais 1772, zit. bei Bastard d'Estang.) Daß die spöttische Mißachtung, der die französischen Obergerichte neben begeisterter Anerkennung im In- und Auslande, von Rabelais bis Voltaire begegneten, nicht ganz ungerecht war, erweist das Zeugnis, das ein ehemaliger Rat von Metz, Graf Roedern, seinem Stande ausstellt. »Ich bin Richter gewesen und frage diejenigen auf's Gewissen, denen auch mit dem Amte erst der Verstand dafür hat kommen müssen, ob nicht einzig die Anwälte uns das Wissen eingefüttert haben, was wir für unsere Urteile benötigten. Sie sind die stählernen Triebfedern, die die goldenen Pendel bewegen,

die Richter aber zu neun Zehnteln nur Geschworene, die nicht nach eigenem Urteil, sondern nach dem, was ihnen andere einblasen, den Spruch fällen.«

Kaum einundzwanzigjährig, vier Jahre vor der gesetzlichen Zeit, tritt De Brosses als Rat beim Obergericht ein. Auf salomonische Weisheit, die bei der Prüfung an den Tag gekommen wäre, dürfen wir daraus nicht schließen. Was hätte danach sein musikfreudiger Freund Maleteste, der kaum achtzehnjährig Rat wurde, für eine richterliche Leuchte sein müssen! Aber er muß frühzeitig ein tüchtiger Jurist und rascher Arbeiter gewesen sein. Sonst würde ihn der Kanzler Daguesseau kaum schon 1738 mit der schwierigen Revision des »Banditenprozesses von Rennes« betraut haben, der die öffentliche Meinung in hohem Grade erregt hatte, — einer Aufgabe, in der er einen so geschätzten Mann, wie den Rat Lamoignon, den Vater Malesherbes, ablöste. Ausgefüllt hat ihn seine richterliche Tätigkeit auch in den ersten neun Jahren von 1730 bis 1739, die vor der italienischen Reise liegen, durchaus nicht. Wir sehen ihn verschiedentlich in Paris, wo er jede Gelegenheit benutzt, Kunstwerke, Gemälde, Plastiken, Gebäude und Gartenanlagen eingehend zu studieren, er liest die französischen Kunstgelehrten Félibien, Pater Montfaucon und Roger de Piles, ja er scheint bei dem Bildhauer Bouchardon, dem später berühmt gewordenen Schöpfer des Reiterstandbildes Ludwigs XV. zu zeichnen, er hört wo er kann, Musik und theoretisiert mit seinem Landsmann Rameau und Maleteste über Komposition und Oper. Wie stark sein musikalisches Interesse war, zeigt, daß er an sechshundert italienische Arien, viele Violinsonaten und Orchesterkompositionen aus Italien abgeschrieben, mitbringt. Er dichtet mit »seinem lieben Pallu«, der zur Zeit der italienischen Reise Intendant von Lyon ward, spielt wie alle Welt damals Theater, liebt Spiel und Karten und ist — was zu dem Vorhergesagten wenig in Einklang zu stehen scheint — ein unermüdlich forschender, emsig sammelnder Philologe.

Zur ſelben Zeit, als in Paris die Standesunterſchiede ſich zu verwiſchen begannen, wo jedes Talent in der vornehmſten Geſellſchaft wiewohl manchmal nur als halbberechtigter Spaßmacher Eingang fand, ſchloß ſich die vornehme Geſellſchaft Dijons, die ſich um das Obergericht und die Salons der Condé und Saulx de Tavannes gruppierte, gegen die niedrigeren Schichten der Bürgerſchaft ſtreng ab. Mit den bürgerlichen Dichtern ſeiner Vaterſtadt, wie Piron, Abbé Leblanc, Crébillon hat der junge Rat de Broſſes weder in Dijon noch in Paris Fühlung. Dieſe Geſellſchaft des Obergerichts beſtand hauptſächlich aus Kunſt- und Bücherfreunden, und das Haupt dieſer Kreiſe, aus denen wenige Jahre ſpäter die Akademie von Dijon hervorgeht, war ein früherer erſter Präſident, der wegen ſeiner hervorragenden Arbeiten auf juriſtiſchem und philologiſchem Gebiete zum Mitglied der franzöſiſchen Akademie ernannt worden war, Jean Bouhier. Ein tiefgründiger Gelehrter, voll Liebe für die alten Bräuche und Studien der Vorväter, deſſen ehrliche Gewiſſenhaftigkeit ein Wort nicht als Spielmarke, ſondern als giltigen Wechſel empfindet, den der Sprecher mit ſeiner Perſönlichkeit einzulöſen hat, dabei weltmänniſch, begabt mit jener leichten Liebenswürdigkeit der Unterhaltung, die für jede Geſelligkeit ein unſchätzbares Gut iſt, ſo iſt der Mann, wie er uns aus den Berichten ſeiner Zeitgenoſſen und ſeinen eigenen nicht genialen, aber ſtets gediegenen Werken entgegentritt. Keiner war auf Charles de Broſſes von ſtärkerem und nachhaltigerem Einfluß. Im Umgang mit ihm ward der Plan der erſten ſelbſtändigen Arbeit, mit der er ſich um die Anerkennung ſeiner Zeitgenoſſen bewerben und womöglich die Aufnahme in die Académie des Inscriptions erreichen wollte, ein philologiſcher. Er plant Salluſt kritiſch herauszugeben und womöglich auch die verlorenen Historiae aus den übergebliebenen Bruchſtücken und Zitaten in anderen Schriftſtellern wieder aufzubauen. Um an Ort und Stelle die Handſchriften zu vergleichen und die Anſchauung der von Salluſt be-

schriebenen Vorgänge zu beleben, reist er im Mai 1739 nach Italien.

Er reist in guter Gesellschaft. Schon in Lyon trifft er seinen Vetter Loppin de Montmort, in Avignon stoßen von Paris kommend die Zwillingsbrüder Lacurne und Sainte-Palaye zu ihnen, von denen letzterer schon damals als Mitglied der Académie des Inscriptions in Paris einen wissenschaftlichen Ruf hatte*). Von dieser Reise berichtet De Brosses den Freunden in Dijon von Menschen und Dingen, wie sie in buntem Wechsel vor seinen feingeschulten Sinnen vorbeiziehen, macht er uns den Geist, den Verstand, die Seele seiner Zeit faßbarer, als irgend ein anderes Werk jener Tage. Selbst ein meisterlicher Genießer, läßt er noch heute uns nachgenießen, was jene wunderlich reiche Zeit an Genuß bot, und macht uns — an was zu glauben uns vielleicht am allerschwersten wird — das gute Gewissen dieser genußfreudigen Oberschicht glaubhaft, ihre bei sonst so hellsehenden Augen unheilbare soziale Blindheit, die eine friedliche Gesundung des Staatslebens verhinderte.

Der mußte schon in und für diese vornehme Gesellschaft geboren sein, sich selbst heiter tändelnd in ihr bewegen, dem es gelingen sollte, sie nicht nur äußerlich abzuschildern, sondern von innen heraus zu gestalten. Dem Deutschen Keyßler, dessen Reisen durch Italien und Frankreich sonst viel Wertvolles bieten, der als Haushofmeister eines Adligen reiste, waren die führenden Kreise unzugänglich und Goethe war die Gesellschaft der feineren Welt verhaßt und langweilig.

Für die Gestaltung aber hatte De Brosses in dem großen römischen Sittenschilderer Sallust, für dessen Herausgabe er in Italien die Handschriften zusammensucht, und mit dem er sich immer wieder beschäftigt, unbewußt das beste Vorbild.

*) Auf Grund einer Studie über die alte Ritterschaft, in der er aus dem Material, was die freilich noch sehr unvollständig erschlossene französische Ritterdichtung an die Hand gab, die Gesetze der Ritterschaft wieder aufbaut.

Sein Adel, ſeine amtliche Stellung, die Empfehlungen des gelehrten, in weiten Kreiſen geſchätzten Freundes Bouhier erleichterten ihm den Eingang in die italieniſche Geſellſchaft. An den Fürſtenhöfen, in den Paläſten der Großen ward der feine Menſch und geiſtvolle Unterhalter ebenſo gern geſehen wie in den Häuſern geiſtig reger Bürger, der Gelehrten und Künſtler. Und hinter dieſen ernſthaften und bedeutenderen Geſtalten lächeln vornehme und kluge Frauen, lacht die Schönheit und kichert frechſchelmiſch die Halbwelt. Ihm, dem willkommenen Gaſt öffnen ſich alle Türen. Was das Land Schönes bietet, an Bildern und Antiken, Bibliotheken und Sammlungen, reichen Paläſten und weiten ſtatuengeſchmückten Gärten, wird ihm mühelos zugänglich. So wird ihm das Land kein menſchenloſes Muſeum der ſchönen Künſte, hat nicht nur brennendes Intereſſe für Muſik und Theater, auch politiſches und wirtſchaftliches Leben kommt in ſeinen Briefen zu Wort.

Mit dieſem bunten, oft bedeutſamen Erleben verknüpft uns ſein heiteres Geplauder. Eine Fülle reizender Bilder, von eindringender Beobachtung zeugender Gedanken ruhn in dieſen Blättern und es erſteht daraus ein farbiges, lebensechtes Bild nicht nur des damaligen Italien, ſondern auch ſeines Heimatlandes Frankreich.

Die Freunde, an die er von ſeiner Reiſe berichtet, ſind mit Ausnahme des Präſidenten Bouhier und Buffons keine franzöſiſchen Berühmtheiten, es ſind Männer, die in Dijon wie der patriziſche Senat einer kleinen Republik lebten, energiſch für ihre Privilegien gegen König und Miniſter ſtritten und noch ſtärker auf die Verſchönerung und den Ruhm ihrer guten Stadt Dijon bedacht waren. Nur in der Stadt- und Parlamentsgeſchichte Dijons begegnet der Geſchichtsforſcher noch ihren Namen.

Mit an erſter Stelle ſteht der dicke Blancey. Er war einer der ſtändigen Sekretäre des nur alle drei Jahre auf einige Wochen zuſammentretenden Ständetags, eine Art Bevoll-

mächtigter, durch deſſen Hände in der Zwiſchenzeit alle Geſchäfte gingen, — ein Biedermann und Feinſchmecker, geſucht von der Geſellſchaft wegen ſeines urwüchſigen Humors.

Innerlich näher ſteht unſerm Briefſchreiber der ſanfte, liebenswürdige Herr von Neuilly, Parlamentsrat wie De Broſſes, ſpäter Botſchafter in Genua und beſtimmt zum erſten Präſidenten von Beſançon, welchen Poſten er aber aus Geſundheitsrückſichten nicht mehr antrat. Wir ſehen De Broſſes beſtändig am Pläneſchmieden für eine zweite gemeinſame Reiſe und bemüht, ihn an allen ſeinen Genüſſen — Neuilly intereſſierte ſich vor allem für Bilder und allerhand Kurioſitäten — wenigſtens brieflich teilnehmen zu laſſen. Als Beiſpiel, wie gründlich er hierbei zu Werke ging, erwähne ich, daß er ihm ſämtliche Statuen der Galerie des Großherzogs von Toskana, der heutigen Uffizien, genau auf einem großen Plane mit Namen einzeichnet. Eine ganz leicht noch an Jünglingsſchwärmerei grenzende Freundſchaft ſcheint ſie zu verbinden.

Etwas gehaltener im Ton ſind ſeine Briefe an Louis Quarré von Quintin. Dieſer war ſeit 1724 Erbnachfolger ſeines Vaters in der Generalſtaatsanwaltſchaft des Parlaments von Burgund, wurde 1761 einer der Direktoren der Akademie von Dijon und ſtarb 1768. Der fürchterliche Herr von Quintin, wie De Broſſes ihn nennt, unerſättlich, was die Beſchreibung und Verzeichniſſe von Kunſtwerken angeht, wobei man freilich bedenken muß, daß die Zeitgenoſſen unſeres Briefſchreibers noch nicht wie wir mit Katalogen und Hilfsmitteln verwöhnt waren, und daß die damals erſchienenen Reiſebücher von Gebäuden und Plaſtiken wenig, von Bildern aber ſo gut wie überhaupt nicht ſprachen.

Mit ſeinem faſt gleichaltrigen Amtsgenoſſen, Jean-Louis de Villey de Maleteſte, plaudert De Broſſes hauptſächlich über Muſik und Theater. Herr von Maleteſte ward noch nicht achtzehnjährig Parlamentsrat, 1784 erſchien von ihm ein Bändchen kleinerer Aufſätze: Oeuvres diverses d'un ancien magistrat. (London.) Verfechter der franzöſiſchen

gegen die italienische Musikrichtung, hat er durch seinen Widerspruch De Brosses zu einer feinsinnigen Vergleichung und Bewertung der französischen und italienischen Oper und Musik angeregt. ‹50. Brief›, in dem er klar ausspricht, was die Zeit an Musik hochschätzte und zu haben wünschte.

Die im Jahre 1732 erneuerte Freundschaft mit Buffon steigerte seine Liebe für naturwissenschaftliche und geologische Beobachtung. Wohl ihm hauptsächlich haben wir die langen Berichte über den Vesuv zu danken.

Über päpstliche Politik und die inneren kirchlichen Verhältnisse Italiens fand er williges Ohr bei dem ihm befreundeten Abbé von Quincey, der durch seinen Bruder, den Parlamentsrat Claude-Antoine Cortois dem Kreise des burgundischen Parlaments angehörte. Auch die beiden Briefe über den Tod des Papstes, den De Brosses in Rom miterlebt und das Conclave, dessen Anfänge wenigstens er noch mit ansieht, sind an ihn gerichtet. Ein in Frankreich geschriebener Brief, der nach brieflichen Mitteilungen die Geschichte des Conclaves vom Jahr 1740 zuende führt, steht am Schluß unserer Sammlung. Herr Cortois von Quincey wurde späterhin Bischof von Belley.

Nur ein Brief über die Frauenwelt und Geselligkeit Roms an Madame Cortois von Quincey, eine Schwägerin des schon genannten Abbé von Quincey, ist unmittelbar an eine Frau gerichtet. Fast alle aber gelten seinen Freundinnen in Frankreich mit, die gesund wiederzufinden, und lauschend und plauschend mit ihm am Tisch sitzen zu sehen mitten im Reisegetriebe als ein sehnsüchtiger Wunsch in ihm aufsteigt.

Von dem geistigen König dieser kleinen Welt, Bouhier, haben wir schon gesprochen.

Diesem Freundeskreis verdanken seine Erinnerungen ihre Briefform und künstlerische Geformtheit. Nicht nur an, sondern auch für, ja nur für sie, deren Verschwiegenheit er gewiß war, hat er diese Blätter geschrieben. Deshalb nehmen er und seine Reisegefährten, französische und Dijoner Ver-

hältniſſe darin ſo viel Raum ein. Mit einer Offenherzigkeit, die keine Veröffentlichung zu ſeinen Lebzeiten geſtattete, plaudert er über Dinge und Menſchen. Aber auch an den Plauderbrief ſtellte die damalige Geſellſchaft hohe Anforderungen. So wurden ſeine Briefe kleine Kunſtwerke. Man beachte, wie er ſich den beſonderen Intereſſen ſeiner Leſer anpaßt, ſeine Stoffe ordnet und der Ermüdung des Leſers durch geſchickten Wechſel des Tons vorbeugt, wie Ernſt und heiterer Witz einander ablöſt. Seine Briefe waren für die Dijoner Geſellſchaft ein kleines Ereignis. Als er in die Vaterſtadt zurückkehrt, läßt er ſich die Originale zurückgeben, und nach einer Durchſicht für ſeine beſten Freunde in mehreren Exemplaren kopieren. Fünf bis ſechs ſolcher Kopieen ſind bekannt geworden. Eine eigentliche Veröffentlichung aber hätte weder er noch ſein nächſter Erbe geduldet. Daß ſie nicht wie ſo vieles verloren gingen, danken wir der Indiskretion eines republikaniſchen Beamten, Herrn de Sieyes, der das Exemplar Buffons bei einer Konfiskation auffand und 1799, faſt ſechzig Jahre nach ihrer Entſtehung herausgab. In dieſer Ausgabe lernte ſie R. Colomb kennen, der 1835 unter Benutzung eines Originalmanuſkriptes und Mithilfe der Familie De Broſſes eine neue Ausgabe veranſtaltete. Auch dieſe Ausgabe iſt nicht vollkommen. Wenn ſie Lücken der Ausgabe 1799 ausfüllt, ſo enthält ſie andrerſeits manchen Satz dieſer Ausgabe nicht, der unzweifelhaft von De Broſſes ſtammt. An vielen Stellen gibt ſie nicht die urſprüngliche, ſondern eine wohl von De Broſſes ſelbſt herrührende zweite Faſſung, die oft keine Verbeſſerung bedeutet. Meine Übertragung ſchließt ſich in der Hauptſache der Ausgabe von Colomb an, die ich durchweg mit der Ausgabe 1799 verglichen habe. Ich habe dieſer Vergleichung manche Berichtigung und Bereicherung meines Textes zu danken. Eine Einſicht in das Originalmanuſkript, die mir Herr von Saint-Seine, ein Ururenkel des Herrn De Broſſes, gütigſt zu vermitteln verſprochen hatte, hat der Krieg vereitelt. Ich ſage ihm an die-

ser Stelle für sein liebenswürdiges Entgegenkommen meinen verbindlichen Dank, ebenso für die Übersendung einer Photographie eines Familiengemäldes, das den Verfasser der Briefe kurz nach der italienischen Reise darstellt und den ersten Band schmückt. Ebenso danke ich dem verdienstvollen Vorsitzenden des Altertumsvereins von Dijon, Henri Chabeuf, der mir in liebenswürdigster Weise auf meine Fragen antwortete, auch an dieser Stelle. Die Ausgabe von Poulet Malassy war trotz lebhafter Bemühungen nicht zu erhalten. Der Bilderschmuck nach Originalen aus der Zeit der italienischen Reise — und die Anmerkungen werden zur Belebung und Vertiefung des Zeitbildes willkommen sein.

De Brosses' Mannesjahre gehören seiner Familie, in der er ein ungetrübtes Glück genoß, seiner amtlichen und wissenschaftlichen Arbeit, und der Gesellschaft. Von diesen Jahren geben seine Biographen nur einen ganz allgemeinen Umriß, nur hier und da durch das Licht eines von ihm stammenden Wortes erhellt gewinnt er Leben und Farbe.

Die Grabschrift, die er seiner im Jahr 1761 gestorbenen Gattin gesetzt hat, ehrt ihn und sie gleichmäßig:
Schlicht, wahrhaftig, voll Herzensreinheit und Güte
Ward sie angebetet in ihrem Heim, Geliebt von ihrem Umgang.

Sie hinterließ ihm einen Sohn und eine Tochter. Als auch sein Sohn im Jahr 1765 plötzlich starb, gab er dem Drängen seiner Verwandten nach und vermählte sich 1766 zum zweiten Male mit Jeanne Marie Legouz de Saint-Seine, die ihm zwei Töchter und einen Sohn schenkte*).

Von seinem amtlichen Leben bietet seine politische Wirksamkeit allgemeineres Interesse, besonders im Kampf der Par-

*) Letzterer, Comte René de Brosses starb 1834 als kaiserlicher Rat in Paris.

lamente mit Ludwig XV. Die Perſönlichkeit des Richters, ſo tief ſie in das Leben eines Volks eingreift, verſchwindet im XVIII. Jahrhundert, wo alle Verhandlungen hinter geſchloſſenen Türen geführt wurden und man nicht einmal den Beklagten ſeinem Gegenzeugen Auge in Auge gegenüberſtellte, in noch weit höherem Maße, als heute in den Akten.

Ludwig XV. begann mit einer Politik der Nadelſtiche. Nach ſeinem Siege in Flandern überbrachte ein reitender Bote dem Obergericht von Burgund den Befehl, den militäriſchen Kommandanten anſtelle des Königs mit königlichen Ehren an den Stadttoren einzuholen. Das Obergericht weigerte ſich, da dieſe Forderung in ſeinen Annalen unerhört war, und bat ſtatt des Befehls um Erlaß eines außerordentlichen Geſetzes. Erneuter Befehl, erneute Ablehnung, der Befehl ward bei Androhung königlicher Ungnade ein drittes Mal wiederholt, und der Präſident De Broſſes mit drei anderen Räte von Dijon verbannt. Der König erreichte ſeinen Willen, De Broſſes wurde nach ſechs Monaten, die er teils zu Gannat, teils auf ſeinem Gute Monfalcon zubrachte, zurückgerufen und machte ein Jahr ſpäter bei der Einholung des Kommandanten den Sprecher. Wie er ſich dieſes heiklen Auftrags entledigte, ohne ſeiner Körperſchaft etwas zu vergeben, und zu erneutem Einſchreiten der Krone Anlaß zu bieten, ſteht auf der Höhe der beſten politiſchen Geſchichten in ſeinen Briefen:

»Herr Kommandant!

Der König, alleiniger Herr aller Ehren, hat geruht, Ihnen die höchſte Auszeichnung zu bewilligen, die in dieſer Stadt Ihnen zuteil werden kann. Das Obergericht in reſpektvoller Unterwerfung unter die Entſchließungen Seiner Majeſtät erfüllt den ihm gewordenen Auftrag.«

Der mit dieſer ſonderbaren Anſprache geehrte Kommandant Tavannes biß ſich auf die Lippen und dankte. Denn damit war alles geſagt.

Der Lebenskünſtler und witzige Plauderer der Briefe war

ein tüchtiger und gewissenhafter Beamter. Wir wissen, daß er noch zwei Jahre lang, nachdem er schon Präsident geworden, auf eigenen Wunsch als Rat Dienst tat, um die Fälle zu erledigen, deren Bearbeitung er als Rat übernommen hatte. 1741 Präsident, 1756 Präsident der Oberkammer, Erster Präsident 1774, ward er schon frühzeitig Sprecher und Vertrauensmann seiner Körperschaft, hatte einen Hauptanteil an der Abfassung der Remonstranzen, in denen das Obergericht gegen die Regierung kämpfte, vermittelte mit den Ministern und ließ sich von dem, was er als Recht erkannt hatte, weder durch Lockungen, noch durch Drohungen, noch Maßregelungen abbringen.

Als der Finanzminister Silhouette sich des Beistands der Parlamente versichern wollte, um gegen den Klerus die Wiederverleihung der vollen bürgerlichen Rechte an die Protestanten durchzusetzen, die für diese Gunst zu finanziellen Opfern bereit gewesen wären, wandte er sich an De Brosses, dem er mit Recht die geistige Freiheit und das nötige Ansehen für solch schwierige Aufgabe zutraute. Wie die meisten Pläne Silhouettes blieb auch dieser, der damals durchgeführt ein Segen für Frankreich geworden wäre, ein erfolgloser Versuch. Dem Einfluß De Brosses' auf Malesherbes war der Sieg des burgundischen Obergerichts über den von der Krone unterstützten Ständesekretär Varenne zu danken, der dem Steuerbewilligungsrecht des Obergerichtes vorgegriffen hatte.

Als der Kanzler Maupou 1771 die Obergerichte aufhob und De Brosses zu gewinnen suchte, indem er ihm die erste Präsidentschaftstelle des neuen Obergerichts antrug, wies De Brosses dies Ansinnen entschieden zurück, ging auf vier Jahre in Verbannung und verzichtete auf jede Erleichterung seiner Lage, die ihm seine Freunde bei Hofe verschaffen wollten.

Wenn die französischen Obergerichte etwas wie ein Parlament waren, berufen, Recht und Willen der Nation gegenüber der königlichen Regierung zu vertreten, so waren sie ein Parlament einer Klasse reicher Privilegierter. Was wir

heute Volk nennen, kam in ihnen nicht zu Wort. Daran, daß ſie die Intereſſen der Nation allzuoft denen ihrer Klaſſe nachgeſetzt hatten, gingen ſie in der die Revolution einleitenden Aſſemblée Nationale ſang- und klanglos zu grunde. In der Zeit aber, in der De Broſſes wirkte, vertraten ſie als einzige noch neben dem Königtum beſtehende organiſierte Macht unſtreitig die Intereſſen des ganzen Volkes. Klare mutige Männlichkeit atmen die Worte der von ihm verfaßten Remonſtranz, mit der das Dijoner Obergericht gegen die nach dem Friedensſchluß von 1763 geſetzwidrig fortgeſetzte Erhebung der Kriegsſteuer und die Aufhebung des parlementariſchen Regiſtrierungsrechtes durch die militäriſche Kommandogewalt ſeinen Einſpruch geltend machte:

»Eine Monarchie iſt keine Willkürherrſchaft. Jede Willkür iſt in ihr durch Geſetze ausgeſchloſſen, die heilig und unverletzlich ſind, denn auch die Monarchie beruht nur auf ihnen. Niemand iſt ſtärker intereſſiert, ihre unbedingte Giltigkeit anzuerkennen und in Kraft zu erhalten, als der Monarch, der ohne ſie keinerlei wirkliche und dauernde Macht hat. Es gibt, kann kein Geſetz geben, das berechtigte, unbeſchränkt zu nehmen und ohne Maß auszugeben. Freilich ſchuldet der Untertan dem Herrſcher von ſeinem Beſitz eine Abgabe, aber nur die ſachlich begründeten, wirklichen Bedürfniſſe des Staatshaushalts, nicht ein unbegrenztes Zuviel geben das Maß dieſer Abgabe. . . . Die Vielheit der Rechnungskammern ſchafft eine Unklarheit, die ebenſo oft geheime Unterſchleife als politiſche Geheimniſſe zu verhüllen dient, entzieht ſie jeder Überwachung und rettet Räuber öffentlicher Gelder vor dem Vorwurf, die Güte Euerer Majeſtät hintergangen zu haben. . . . Nie wird das Volk auf Beſſerung ſeiner Lage hoffen, ſolange es anſehn muß, wie die Verſchwendung der Staatsgelder ſich auf Wucher gründet und die allbekannten und allbeklagten Verbrechen einer königlichen Verwaltung, die für Euere Majeſtät ebenſo unheilvoll iſt, als für Eurer Majeſtät Untertanen.«

Diese deutliche Sprache hatte den Erfolg, daß die Regierung einige Mitglieder der Obergerichte in die Finanzverwaltung einberief: De Brosses aber ward bald danach bei einem Aufenthalt in Paris vom Finanzminister de l'Averdy empfangen und nutzte die Gelegenheit, einen Entwurf zur Verbesserung der Finanzen vorzutragen, den er 1759 verfaßt hatte. Dieser Entwurf »zur Begründung eines nationalen Hilfsschatzes«*) brachte außer dem damals allgemeinen Ruf nach Sparsamkeit und Kontrolle von klarem staatsmännischem Blick zeugende Vorschläge zu einer Verbesserung der Steuern. Er fordert Aufhebung der das Gewerbe hemmenden Monopole und indirekten Steuern, allgemeinere Durchführung der Grundsteuer, eine Gewerbesteuer, Staffelung der »gerechtesten und ungerechtest eingerichteten Abgaben der Kopfsteuer« nach Rang und Titel, um dadurch die als Besitzrecht auf den Rittergütern haftende Steuerfreiheit, die er beibehalten will, auszugleichen; anstelle der Steuerpächter und königlichen Einnehmer ehrenamtliche Vertreter. Die von ihm vorgeschlagene Schuldentilgungskasse wurde 1763 tatsächlich begründet, andere seiner Forderungen suchte später Necker, freilich wohl ohne De Brosses' nie veröffentlichte Vorschläge zu kennen, zu verwirklichen.

Wie richtig De Brosses auch die äußere Politik beurteilte, zeigt die 1754 von ihm erschienene »Geschichte der Seefahrten in den Südländern«, in der er für rege Beteiligung des französischen Staates an der Entdeckung der noch unbekannten Länder der Südsee und für die Gründung von Handelsniederlassungen eintrat: Zwei Jahre vor Beginn des Krieges mit England, der Frankreich seine amerikanischen Kolonieen kostete, sprach er deutlich die Gefahr aus, die Frankreich von England drohte: »Die Wichtigkeit einer solchen Unternehmung«, sagt er in der Vorrede, »ist unbestreitbar in einem Zeitpunkt, wo sich eine Nachbarmacht ganz offensichtlich ohne

*) Traité sur l'établissement d'un subside national. (Foisset, Le Président de Brosses, S. 259 ff. — Henri Mamet, Le Président de Brosses, S. 34 ff.)

Rückficht oder Schonung irgend einer anderen Nation die Alleinherrschaft über das Weltmeer anmaßt.« Und, wie er schon früher durchgesetzt hatte, daß die Findelkinder Dijons, die bis dahin bei schlechter Pflege in einem Stadthause dahinsiechten, mindestens bis zum fünften Jahre zu Bauern in Pflege gegeben wurden, die sie in vielen Fällen an Kindesstatt annahmen, so wies er diesen Enterbten in neu zu gründenden kolonialen Niederlassungen ein fruchtbares, dem Gemeinwohl nützliches Feld der Betätigung.

Freilich blieben alle seine außer- und innerpolitischen Bestrebungen ohne entscheidende Wirkung. Auch seine Versuche, die Obergerichte im Sinn eines alten Gedankens zu einheitlicher Vertretung der Nation zusammenzufassen, fanden in der »Séance de flagellation«, in welcher König Ludwig XV. persönlich im Pariser Obergericht erschien und alle Einigungsbestrebungen untersagte, ein rasches unrühmliches Ende.

Übermächtige Verhältnisse, deren kein Einzelner mehr Herr werden konnte, nicht Mangel an Einsicht und gutem zielbewußten Willen, trugen die Schuld dieses Mißlingens. De Brosses hat wohl recht, wenn er bei den Reformen seines Freundes Turgot aussprach, »der Staat sei schon zu geschwächt für starke Heilmittel«. Eine langsame, organische Heilung aber machte die Verderbnis des Hofes und der Beamtenschaft unmöglich, die Herrschaft, — nicht eines Königs, — sondern von »Ministern, die garnicht einmal ernsthaft und dauernd wünschen, des Volkes Lage zu erleichtern, sondern nur von einem Jahr zum andern fortmachen, und aus dem allgemeinen Zusammenbruch möglichst viel für sich selber erraffen wollen. Was kümmert sie der Verfall des Staats, wenn sie selbst einmal nicht mehr sein werden!?« Wollen wir es ihm verdenken, daß er in solcher Zeit für seine Gedanken nicht zum Märtyrer geworden ist? Daß er seine Überzeugungen ohne Rücksicht auf äußere Vorteile vertreten, sie nie aus Ehrgeiz oder Habgier verkauft hat, ist für jene Zeit ein seltener und hoher Ehrentitel.

Sein Wirken als richterlicher und politischer Beamter im Kreise seiner Mitbürger war für ihn nicht eine Beamtung, sondern innerer Beruf. An gleicher Stelle wie Vater und Großvater wirkte er in dem Bewußtsein, daß er dieselben alten Kulturgüter verteidigte, die das Königtum unter tätiger Mitwirkung auch seiner Ahnen geschaffen hatte. Überzeugter Royalist meinte er, dieses Königtum, das Frankreich seine große Bedeutung für die Welt gegeben hatte, auch dann, ja gerade dann zu schirmen, wenn er dessen Willkür bekämpfte.

Es ist Ausdruck seiner eigenen Gesinnung, wenn sein Sohn später als Emigrant auf Seite der Fürsten gegen Frankreich in Waffen stand. Durch sein Beispiel predigte er seinen Amtgenossen die Tugenden der Pflichterfüllung, der Liebe zum Beruf, des Gemeinsinns, in deren Schwinden er eine Gefahr für sein Volk sah. Das Ansehen der Obergerichte war in jener Zeit schon im Sinken, immer mehr schwanden die alten guten Namen aus den Richterkollegien, ein neues Geschlecht zog ein, das ihn besorgt machte, wußte er doch in tiefem, durch geschichtliche Studien hellbewußt gewordenem Instinkt, daß jedes Staatsgebilde nur durch die Tugenden erhalten wird, durch die es gebaut ward.

Seine Schriftstellerei erschien ihm demgegenüber verhältnismäßig unwichtig. Er ist eine mehr gesellige als schöpferische Persönlichkeit. Wie seine italienischen Briefe dem doppelten Wunsch entsprangen, seine Eindrücke klärend und ordnend für späteren Genuß zu bewahren und seinen Freunden daran teil zu geben, so sind auch die späteren Werke mehr auf unmittelbare Anregung der Freunde der Dijoner Akademie und Pariser Académie des Inscriptions entstanden, als aus einem seinem Innersten hervorquellenden Drang nach Gestaltung. Sich rasch seinem nächsten Kreise mitzuteilen war ihm dringlicher als das Streben nach höchster, die Zeit überdauernder Formvollendung seiner Schriften. In ihnen allen zeigt sich ein Sammler und Ordner schon vorhandener Dinge,

die er zu neuer Wirkung weckt, aber es war ihm mehr darum zu tun, dies Vorhandene selbst sprechen zu lassen, als es zum Symbol seines eigenen Weltempfindens zu gestalten *).

So schreibt er keine römische Geschichte, sondern setzt mit unendlichem Fleiß die bruchstückweise erhaltene römische Geschichte des Sallust aus tausend Fetzchen wieder zusammen, ängstlich bemüht, die bleibenden Lücken streng im Stil des Alten auszufüllen **). Am liebsten hätte er das ganze Werk lateinisch geschaffen, daß er es schließlich in französischer Übersetzung herausgab, war ein Zugeständnis an die Öffentlichkeit und seine Freunde. Zu unkritisch für den reinen Philologen, zu wenig schöpferisch für den Historiker ward diese römische Geschichte, die erst in seinem Todesjahre herauskam, eine wertvolle Sammlung der philologischen Funde seines ganzen Lebens und geistvoller Bemerkungen, aber doch mehr ein archivarisches Kunststück als organisches Gebilde.

Durch seines Freundes David Hume »Naturreligion« angeregt, versuchte er in seiner Schrift über den Fetischkult auf Grund der antiken Schriftsteller und der Kenntnis, die er sich durch seine geographischen Studien über die Religion der Naturvölker erworben hatte, mit scharfsinniger Kombination nachzuweisen, daß die altägyptische Religion wesensgleich gewesen sei mit dem Fetischkult der neuentdeckten Naturvölker ***).

Sein wohl reifstes und für die Geschichte der Sprachfor-

*) Seine sämtlichen, auch die nur handschriftlich hinterlassenen Werke siehe bei Foisset, a. a. O., in der Bibliographie und Mamet.

**) Histoire de la République Romaine dans le Cours du VIIe Siècle, par Salluste: en partie traduite du latin sur l'original, en partie rétablie et composée sur les fragments qui sont restés de ses livres perdus, remis en ordre dans leur place véritable ou la plus vraisemblable. — Deutsche Übersetzung von Schlüter: Römische Geschichte nach De Brosses übers. von I. Chr. Schlüter. Osnabrück, 1799—1803.

***) Du Culte des Dieux fétiches, ou parallèle de l'ancienne Religion de l'Égypte avec la religion actuelle de Nigritie. (Gedruckt in Genf bei Cramer ohne Angabe des Verfassers, Druckers und Druckortes.)

schung bedeutungsvolles Werk gab er in der »Abhandlung über die mechanische Bildung der Sprachen und die physischen Grundgesetze der Wortbildung« *). Gegen Rousseau, der in seinem »Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes« (1755) aussprach, die Entstehung der Sprache sei ohne Eingreifen einer höheren Macht nicht zu erklären, hatte De Brosses den Mut, an einer rein menschlichen Entstehung festzuhalten. Er nimmt an, daß sich die Sprachen infolge eines festen, in den körperlichen Organen begründeten Verhältnisses, das zwischen den Sachen und den sie darstellenden Lauten bestehe, gebildet habe, also ohne Willkür und Übereinkunft. Wenn er auch die an sich fruchtbare Annahme durch Beweise aus jungen, Jahrtausende der Entstehung der Sprachen fernliegenden Sprachen zu stützen suchte, hatte er doch das Verdienst, mit eigentümlichem Ahnungsvermögen eine Idee erfaßt und ausgesprochen zu haben, die erst eine spätere Zeit zu begründen imstande war **).

De Brosses hatte zahlreiche bedeutende Freunde, sie haben ihn nicht gegen die Verunglimpfung und Verdunkelung seines Namens schützen können durch den Haß eines einzigen, freilich des führenden französischen Geistes seiner Zeit, gegen die mit den niedrigsten Mitteln gegen ihn arbeitende Feindschaft Voltaires.

Der Anlaß dieses Streits, der uns durch die darüber erhaltenen Briefe genau bekannt ist***), war eine Pachtung der De Brosses gehörenden Grafschaft Tournay am Genfersee, die

*) Traité de la formation mécanique des langues et des principes de l'étymologie. Paris, Vincent, 1765. Zweite Ausgabe Paris, Terrelonge an IX. (1801). Deutsche Übersetzung, Leipzig 1777: Über Sprache und Schrift. Aus dem Französischen, übers. von Michael Hißmann.

**) Vergl. Theodor Benfey, Gesch. d. Sprachwissenschaft in Deutschland.

***) Voltaire et le président de Brosses. Correspondance inédite, suivie d'un supplément à la correspondance de Voltaire avec le roi de Prusse et d'autres personnages. Publiés d'après les lettres autographes avec des notes par M. Th. Poisset, conseiller à la cour impériale de Dijon. Paris, 1858.

Voltaire nach monatlichen Vorverhandlungen am 11. Dezember 1758 mit De Broſſes abſchloß. Voltaire, der bald nach Vollziehung des Vertrags behauptete, zu viel bezahlt zu haben, ſuchte nun unabläſſig durch Bitten und von ihm durchzuführende Reformvorſchläge ſein Nutznießungsrecht zu erweitern, und begann, als das nicht glückte, Tournay vertragswidrig auszuſchlachten. Der Verwüſtung ſeines Familiengutes wollte De Broſſes nicht zuſehen, ohne wenigſtens bei der Rückgabe ſeiner Familie eine Entſchädigung zu ſichern, und beſtand nach mehrfacher höflich humoriſtiſcher Ermahnung auf Inventariſierung des Beſitzes, wie ihn Voltaire übernommen hatte. Voltaire tat gekränkt, ſprach von Undankbarkeit und ſchrie und ſchrieb in der Welt herum, daß ihn De Broſſes erſt übervorteilt habe und ihm jetzt einen Prozeß anhänge, — ja daß er gedroht habe, nach dem Tode ſeine Erbin, Madame Denis, zu grunde zu richten, während doch nur er ſelbſt durch Überſchreitung ſeines Nutzungsrechtes ſie unvermeidlichen Erſatzanſprüchen der De Broſſes ausſetzte. Schließlich — eine Kleinlichkeit, die freilich im Leben des großen Mannes nicht allein ſteht, verſuchte er die Bezahlung von vierzehn Stiegen Brennholz im Wert von dreihundert Francs, die De Broſſes in ſeinem Auftrage beſtellt hatte, auf De Broſſes abzuſchieben, indem er behauptete, zuerſt, daß De Broſſes ſie ihm geſchenkt habe, ſpäterhin, daß ihm dies Holz mit verkauft ſei. Die auf ſich ſelbſt ruhende Feſtigkeit De Broſſes', mit der er ſeine Sache vertritt und bis zuletzt nichts beanſprucht, als das, was er beim Vertragsabſchluß ſich ausbedungen hat, ſteht in angenehmem Gegenſatz zu der unſachlichen und deklamatoriſchen Haltung Voltaires, der gleich ſämtliche Freunde in der ihm angeblich widerfahrenen Kränkung zu Hilfe ruft und mit immer neuen Behauptungen und Anſchuldigungen hervortritt. Faſt in jedem Briefe verſichert er, er werde die De Broſſes durch ſeine Bauten und Arbeiten bereichern, er wolle keinen Ertrag von ſeinem Gelde, ſondern ſei zufrieden, der

Welt damit wohlzutun und Ordnung zu ſtiften, und das Ende war, daß ſeine Erben für Wertverminderung der Grafſchaft Tournay 40000 Francs an die De Broſſes durch gerichtlichen Vergleich zu zahlen hatten. Warum De Broſſes in dem Streit um das Brennholz nicht aus Rückſichtnahme auf den ſchrulligen Eigenſinn des auch von ihm hochverehrten greiſen Dichters als Verſtändigerer nachgegeben hat, ſagt er uns ſelbſt in einem Briefe vom 10. November 1761 an Herrn Fargès. In einem anderen Punkte hat er auf Anraten ſeiner Freunde Voltaires Drängen nachgegeben und auf die Klauſel, daß alle Möbel Voltaires, die ſich zur Zeit ſeines Todes in Tournay befinden würden, ihm gehören ſollten, verzichtet. Voltaire hat ihm ſeinen Widerſtand niemals verziehen. Er verſicherte zwar, daß er ihm nichts nachtrage, ſchrieb auch in einem ſeiner letzten Briefe an De Broſſes, als dieſer Erſter Präſident in Burgund geworden war, er habe nur den Wunſch in ſeinem Wohlwollen zu ſterben, in Briefen an ſeine Freunde aber wühlt und geifert er unabläſſig. Er verbreitete unter anderem, daß De Broſſes ihm mit einer Denunziation wegen Drucklegung verbotener Bücher gedroht habe und machte ſeine Wahl in die franzöſiſche Akademie, auf die er durch ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten vollen Anſpruch hatte, dadurch unmöglich, daß er mit ſeinem Austritt drohte.

Im Grunde kam in dieſem Streit eine innere Weſensfeindlichkeit der beiden zum ſichtbaren Ausbruch. »Der Fetiſch«, wie Voltaire De Broſſes nach ſeinem Buch über den Fetiſchkult nannte, der bei aller Reformfreundlichkeit ein konſervativer Royaliſt war und für eine langſame organiſche Überführung in einen neuen Rechtszuſtand eintrat und der ſtaatsfremde Vorfechter der Republik, Voltaire, waren ſich von Natur feindlich. Von Jugend an kannte De Broſſes Voltaires Schriften, er bewunderte ihn als glänzenden bedeutenden Geiſt und Schriftſteller, aber der Widerſpruch zwiſchen hohen, alle Tugenden predigenden Worten Voltaires und

von Lügenhaftigkeit zersetztem Handeln, wird ihm je länger je mehr unerträglich. Diese Gesinnung zeigt deutlich der Brief, in dem er Voltaire über die Brennholzgeschichte sein letztes Wort sagt: »Erinnern Sie sich, bitte, des guten Rats, den ich Ihnen gelegentlich gegeben habe, als Sie mir die Kreuz- und Querzüge Ihres Lebens erzählten und hinzufügten, Sie hätten einen von Natur aus unverschämten Charakter. Ich schenkte Ihnen meine Freundschaft, zum Zeichen, daß ich Sie Ihnen noch nicht entzogen habe, nehmen Sie von mir den Rat an, niemals zu schreiben, wenn Sie von allen guten Geistern verlassen sind, damit Sie nicht, wenn die Vernunft wieder kommt, über das erröten müssen, was Sie in Raserei angestellt haben. . . . Man muß schon Prophet sein, um zu wissen, ob ein Kauf auf Lebenszeit vorteilhaft oder unvorteilhaft ausgeht. Ich habe den Wunsch, wahrhaftig, daß Ihre Nutznießung recht lange dauere und daß Sie noch dreißig weitere Jahre Ihr Jahrhundert schmücken möchten: denn trotz Ihrer Schwächen werden Sie immer ein großer Mann bleiben . . . in Ihren Schriften. Ich möchte nur, Sie beherzigten selbst ein Achtelchen der Moral und Philosophie, die Ihre Schriften enthalten. . . . Kommen wir zur Sache: Alles, was Sie hier sagen, gehört nicht her. Man braucht ein gutes Gedächtnis, wenn man von Tatsachen sprechen will. Das Ihrige hat Sie ohne Zweifel in Stich gelassen, wenn Sie den Abschluß unseres Kaufs mit dem Auftrag, Ihnen Brennholz zu besorgen, als ein und dasselbe ansehen. Es handelt sich aber hier um zwei ganz getrennte Dinge, die nicht zusammen geschehen sind. Unser Kauf ward in Ferney in Ihrem Arbeitszimmer geschlossen. Es war ein ander Mal, als Sie mir gelegentlich eines Spazierganges über die Felder von Tournay sagten, daß Sie derzeit Brennholz benötigten. Worauf ich Ihnen erwiderte, daß Sie aus meinem Walde durch meinen Sachwalter Charles Baudy leicht etwas bekommen könnten. Sie baten mich, es mit ihm zu besprechen, und ich tat das, wenn ich mich recht erinnere, sogar in Ihrer Gegen-

wart, aber zweifellos ohne Angabe eines bestimmten Quantums, was man doch sicherlich angibt, wenn es sich um ein Geschenk handelt. Nebenbei kommt mir ein derartiges Geschenk etwas erbärmlich vor, was man höchstens armen Leuten oder einem Kapuzinerkloster anbietet. Ganz gewiß würde ich Ihnen auch einige Stiegen Brennholz verehrt haben, wenn Sie sich Brennholz von mir als Geschenk ausgebeten hätten. Ich hätte aber geglaubt, Ihnen dadurch zu nahe zu treten. Aber da dem nicht so ist, schenke ich's Ihnen noch jetzt und werde es mit Baudy verrechnen, wenn Sie mir folgendes Anerkenntnis zuschicken: ‚Ich endesunterzeichneter Franz Maria Arouet von Voltaire, Edelmann der königlichen Kammer, bestätige Herrn Präsident von Brosses, daß er mir . . . Stiegen Klafterholz als Brennholz im Werte von 281 Franken geschenkt hat, wofür ich ihm danke' . . . Wahrhaftig mich jammert die Menschheit, wenn ich einen solchen Genius mit solch kleinem Herzen sehen muß, den unablässig elendeste Eifersucht und gemeiner Geiz peinigen. Sie selbst, nur Sie vergiften Ihr Leben, das sonst so zum Glücke geschaffen wäre.

Sie sehen, ich gehöre noch zu Ihren Freunden, da ich Ihnen auf den Rand Ihres Briefs eine ausführliche Antwort geschrieben habe, obwohl er überhaupt keine Antwort verdient hätte. Lassen Sie es sich gesagt sein, mir weder hierüber noch besonders in diesem Ton ein zweites Mal zu schreiben. Ich grüße Sie mit dem Gruße des Persius: Mens sana in corpore sano.«

Lehrreich ist dieser Briefwechsel auch insofern, als er den Oberrichter De Brosses von demselben Mißtrauen und innerem Widerstand gegen die königliche Verwaltung, insbesondere gegen alle fiskalischen und Steuerbehörden wie die meisten seiner französischen Zeitgenossen beseelt zeigt. »Dem Staate darf man nichts schenken, ihm auch das, was er verlangt, nur dann geben, wenn man es auf keine Weise umgehen kann«, das ist die staatliche Grundgesinnung des französischen

Bürgers des XVIII. Jahrhunderts. So schreibt De Brosses in dem schon erwähnten Briefe an Herrn von Fargès: »Was sein Gewäsch ‹Voltaires› angeht, Baudy sei nur mein Sachwalter, und ich habe nicht ohne Genehmigung des Großmeisters ‹der Forsten› verkaufen dürfen, in was mischt er sich dahinein? Ich sehe wohl, warum die da unten den Verkaufsvertrag nicht vorzeigen: um ihn nicht kontrollieren zu lassen. Recht haben sie und ihn geht das nichts an.«

De Brosses starb bei voller geistiger Frische gelegentlich einer Reise in Paris im Jahre 1777, einer der letzten und sympathischsten Vertreter der alten Kultur der französischen Provinz, die in der kommenden Zeit unterging und deren Fehlen dem französischen Charakter der Folgezeit in immer steigendem Maße den Stempel aufdrückt. Ihr schuf er in seinen Briefen ein heiteres, lebensvolles Denkmal.

Friedrich Freksa, dessen warmes Interesse meine Arbeit von ihrem Entstehen an begleitete, Dr. Max Päpke, dem ich manch wertvollen Wink verdanke und Ernst Merian, der das Inhaltsverzeichnis anfertigte, danke ich auch an dieser Stelle herzlich, ebenso den kgl. Bibliotheken und dem Kupferstichkabinett in München und Berlin, die in entgegenkommendster Weise mir ihre Schätze zur Verfügung stellten.

München, im dritten Kriegsjahr 1917

Werner Schwartzkopff



⟨2⟩

ERSTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Avignon, den 7. Juni 1739.

Mein dicker Blancey!

Da machte ich alſo wirklich zum erſten Male Halt im Auslande und ſoll Ihnen ja nun wohl Ihren Tavernier machen. So hatten wir verabredet, und Sie wiſſen auch ſicher noch, was Sie mir zur Belohnung verſprochen haben? Sie wollten meinen Cœur-de-Roy machen. Auf die Art ſind wir miteinander quitt, denn ein Cœur-de-Roy für gute Geſchichten gilt gut und gern einen Tavernier für Reiſen.

Noch eins: in aller Form mache ich Sie anſtelle einer Vorrede darauf aufmerkſam, daß ich es als Plaudertaſche mit jedem aufnehme, — außer mit Ihnen! Ad zwei: Daß Sie einfach alles erzählt bekommen werden: Fahrt, Städtelagen, Städte, Kirchen, Bilder, Abenteuerchen, unnütze Einzelheiten, Nachtläger, Mahlzeiten, — Tatſachen, die in keiner Beziehung intereſſieren, alles, einfach alles! Beklagen Sie ſich nicht, ich warne Sie. Es wäre völlig nutzlos. Sie mögen mir vorhalten, was Sie wollen, ändern werden Sie mich und mein Geſchwätz nicht können, und ich dächte höchſtens: Er wird eiferſüchtig.

So ſchluckt denn die Geſchicht', mit Haut und Schwänzen,
Von eurem Freunde, dem Burgunder,
Der immerfort den Fluß hinunter,
Damit er eilend überſchritt die Grenzen,
Mit dem Geſellen Loppin munter
Bis Avignon tät hinſcharwenzen!

Sie wiſſen, wie wir abfuhren. Es geſchah am Sonnabend, den dreißigſten Mai acht Uhr abends, in meiner Poſtkaleſche, die uns in einem Trabe nach Macon beförderte, wo meine

Pferde mich erwarten sollten und wir frühstückten. Hier ließ ich Kalesche, Vetter Loppin, Gepäck, Seine Herrlichkeit meinen treuen Kammerdiener Pernet, und fuhr hinüber zu meiner Schwester. Sie war noch dabei, sich im neuen Hause und Haushalt einzurichten, man bereitete mir aber trotzdem ein köstliches Abendessen, und ich schwelgte in Erdbeeren, jungen Erbsen und Artischocken. Ich erwähne dies, weil ich von unserem lieben Père Labat gelernt habe, daß man bei einer Reisebeschreibung niemals die Speisekarte übergehen möge, und daß feine Köpfe, die solch einen Bericht lesen, sich damit weit lieber befassen, als mit dem übrigen. Ich blieb noch den folgenden Tag und ritt dann ab nach Lyon, wohin Herr Loppin sich am Abend vorher mit der geschwinden Post hatte verfügen sollen. Der Weg war dermaßen heiß, . . . ich wäre mir, wenn er länger angedauert, in Rom vorgekommen, wie in Norwegen. Indes viel ärger noch war meine Ankunft: Mein Vetter, als Mathematiker auf Du und Du mit allen geraden Linien, hatte sich mit Händen und Füßen gegen die Kurve gesträubt, die ich nach Neuville hatte beschreiben wollen, und beschloß, da er mit seinem Beweise nicht durchdrang, sich zu rächen. Wir hatten uns ins Parkhotel verabredet, ich komme dorthin, . . . von ihm keine Spur! Ich gestehe Ihnen, wäre ich nicht schon nach Rom auf dem Wege gewesen, jetzt hätte ich um Ablaß dorthin wallfahrten müssen, so sehr hatte mich der Teufel der Ungeduld in seinen Krallen. Ich durchlaufe sämtliche Herbergen und stehe nach dieser völlig zwecklosen Bemühung da, ohne Koffer, ohne Vetter und, was viel ärger, ohne Geld. Da erschien mitten in meinen Wutausbrüchen, wie in der Oper eine Gottheit, um den tobenden Orestes zu besänftigen, meinen Augen der getreue Pernet und gab meiner Seele ihre Ruhe wieder. Um mein Geblüt durch den süßen Zauber der Harmonien vollends zu beruhigen, gingen wir in die Oper.

Die hiesige Oper hat mich recht befriedigt: Ihre Chöre stellen die unseren in Schatten, die Kostüme sind schön, die

Dekorationen leidlich. Die Tulou, die auch Sie gesehen haben, spielt mit einem Fräulein Plante, einer Schwester der Dubuisson, die ersten Rollen. Sie ist übermäßig geziert und äfft die Antier nach. Eine gute Altistin — ich vergaß den Namen — und zwei Bässe: Fontenay, gute Stimme, aber schlechter Schauspieler, und Person von der Pariser Oper, den Sie kennen. Besser noch ist, wenigstens was die Tänzerinnen angeht, das Ballett: drei Solotänzerinnen, die schlechteste noch weit besser, als eure Bonneval. Ich bewunderte hauptsächlich ein ganz junges Ding, eine Nichte der Sallé, ich stelle sie dicht neben die Camargo, so leicht und kraftvoll tanzt sie. Gute Tänzer haben sie nur einen einzigen, und auch der ist meinem Gefühl nach kaum so gut, wie Dubuisson. Der Saal ist schön, freilich viel zu geräumig für die paar Leute, die das Theater besuchten. Das ist das epidemische Leiden, an dem alle Provinzopern einmal sterben werden.

Wir verweilten auch noch den morgenden Tag, freilich sehr gegen meinen Willen, meine Absicht war vielmehr gewesen, uns ein Postboot zu nehmen und eilends nach hier zu kommen, aber mein Reisegefährte hatte sich Geschichten von den Gefahren der Rhone erzählen lassen, die sogar einen Odysseus hätten bestürzen können. Sein letztes Wort war, daß er nicht vermittels der Fahrgelegenheit des Golfes du Lion in Italien an Land geschwemmt zu werden wünsche, und solche Nußschale sei für schlechte Schwimmer wie mich und ihn nichts. Ich mochte ihm Herzhaftigkeit predigen, wie ich wollte, alle meine Beweggründe waren in den Wind geredet, ich mußte nachgeben und mich zum Marktschiff entschließen, das erst den morgenden Tag abging.

Derweilen vertrieb ich mir die Zeit, indem ich den höchst sonderbaren Starheilungen eines englischen Arztes namens Taylor zusah, sein Verfahren besteht darin, daß er die getrübte Linse herausnimmt oder in das Auge hinabstößt, indem er ein dünnes spitziges Eisen in die Hornhaut oder das Weiße des Auges einführt. Dieser Handgriff, den

man »den Star stechen«, oder richtiger »senken« heißt, ist höchst sonderbar und wird von diesem Manne, der mir sonst ein Erzgroßmaul zu sein schien, geschickt ausgeführt. Wir wohnten außerdem noch mit einem anderen Engländer zusammen, einem Neffen des berühmten Ritters Newton, der mir aber nichts weiter bewies, als daß Wissenschaft nicht vererblich ist, das allerdings schlagend.

Dann sah ich mir das Schiff an, das der Vorsteher der Lyoner Kaufmannschaft für Herzog Richelieu hat bauen lassen. Dasselbe enthält: ein Vorzimmerchen, woneben die Küche mit Herd und Rauchfang, darauf ein schön ausgestattetes Schlafzimmer, worinnen ein Kamin aus Marmor mit einem Kristallspiegel, dann Arbeitszimmer, Ankleideraum und Dienerkammer, mit einem Korridor als Zugang. Kurz, eine recht angenehme Behausung. Damit genug von Lyon, das Sie besser kennen als ich!

Mein lieber Pallu hatte seine Intendantur noch nicht angetreten, wieviel Witze und boshafte Sinngedichte hätten wir zwei sonst verbrochen! Denn er ist gerade wie

Der liebe, gute Herr Brignolchen,
Sehr liebenswürdig und sehr frivolchen.

Tags darauf, am vierten, um unseren römischen Damen einen Begriff von französischer Sauberkeit beizubringen, ging ich in die Badestube, wo mir der Badediener sofort versicherte, daß er auch Seine Durchlaucht den Herzog Villars und Seine Eminenz den Kardinal von Auvergne zu baden pflege, denken Sie, wie mein Schamgefühl verletzt wurde, ich kam aber mit dem bloßen Schrecken davon. Um halb zwei Uhr bestiegen wir denn also unser gottgesegnetes Marktschiff und waren hier wahrhaftig vom ersten Augenblicke an die vier Männer im feurigen Ofen. Und nun, wo es zu spät war, bereute mein Vetter Abdenago, daß er meinem Rat nicht gefolgt war, hatte aber noch gestern abend behauptet,

nur aus Rückſicht auf meine hitzigen Gedanken wolle er auf ſeinen Bettwärmer verzichten. Er hat ſonderbare Begriffe, iſt aber ſonſt der beſte Burſche der Welt.

Zu Beginn der Fahrt erlebten wir nichts, was Ihnen zu berichten wert wäre, außer einer Begegnung mit einem gewaltigen Rhonekahn, den zwölf Pferde treidelten, und von oben bis unten voller Nachttöpfe.

Die Ufer des Lyonnais ſind reiche, ſchöne Ländereien mit Rebhügeln, Gärten und Landhäuſern, die Ufer der Dauphiné bilden waldige Berge. Um fünf Uhr kamen wir nach Vienne, zuerſt ſieht man die hübſche und gut am Fluß gelegene Antoniusabtei und erwartet unwillkürlich nach dieſem netten Anfang eine hübſche Stadt. Kommt man aber erſt hinein, ſo iſt ſie elend gebaut und verboten häßlich. Einzig den Mauritiusdom, eine in ziemlich ſchlechter Gotik gebaute Kirche, fanden wir erträglich. Ihre hochgeſpannte, ganz blau getünchte Wölbung iſt ſchön und kühn. Drinnen ſahen wir drei Schauſpiele zu gleicher Zeit: im Chor verzapfte ein Wanderprediger ſeine Hymnen an einen Trupp Mannsvolk, unter der Kirchtür pſalmodierte eine Marketenderin einigen Weibern Gaſſenhauer, und das Konterfei dieſes Hanswurſtes von Glaubensboten verteilte man unter die Zuſchauer im Kreuzgang.

Der Kirchplatz wäre geradezu prächtig durch ſeine Lage — am einen Ende die Rhone, am anderen die Domfaſſade als Abſchluß — wenn man ihn regelte und verbreiterte. Die zwiſchen den häßlichen Berg und den Flußlauf geklebte Stadt iſt langgeſtreckt und dünndärmig, über ihr ſieht man noch die Ringmauer einer alten Burg, die ganz verfallen iſt, geradeſo wie die alte Brücke über die Rhone, ihretwegen gilt dieſe Stelle für die gefährlichſte des ganzen Fluſſes, das iſt aber mehr Gerede. Die Stadt iſt uralt und war einſt ſehr ausgedehnt: eine gute achtel Meile vor der heutigen Stadt ſahen wir in Weingärten den Obelisken, der ehemals ihren Mittelpunkt bezeichnete.

Um halb sieben erreichten wir Condrieu, ein Städtchen im Lyonnais, wir hatten heute neun Meilen zurückgelegt. Man kommt vorher an der berühmten Côte rôtie, die an derselben Seite liegt, vorüber. Daß sie bei ihrem langen Dortsein geschmort wurde, erstaunt mich gar nicht, ich ward schon in dem kurzen Augenblick, den ich dort weilte, fast zu Asche. Auf Ehre, dies Condrieu ist eine wahre Freude, nie im Leben habe ich etwas derart Zusammengedrücktes gesehen, wie die Stadt. In den Straßen können nicht zwei Menschen gerade aneinander vorbeigehen. Die Vorstadt am Fluß, wo wir zur Nacht blieben, ist ganz hübsch.

Am fünften, drei Uhr morgens, ging das Schiff weiter, bei starkem Winde, der uns den ganzen Tag entgegenblies, mußte man rudern, wir fuhren zwischen zwei eng aufeinander rückenden Bergzügen und ließen Serrières rechts und Saint-Vallier links liegen. Dann machten wir fest bei dem drolligen Städtchen Tournon, mit einer starken und alten Veste mitten in der Rhone. Die biederen Jesuitenväter, gemäß ihrer gewohnten Weisheit die bestwohnenden der ganzen Stadt, haben auf einem hohen Turm eine balustradengezierte Plattform mit herrlicher Aussicht. Tournon gegenüber sieht man das Städtchen Tain liegen, und auf der Höhe des über dem Städtchen ansteigenden Berges eine kleine Einsiedelei, in deren Mauern der berühmte Eremitagewein gedeiht. Im Angesichte von Tafelfreuden habe ich immer den Verstand beisammen und schickte daher schleunigst einen unserer Leute in einem Boote hinüber, um einen kleinen Vorrat davon für die Weiterreise einzuhandeln.

Dann fuhren wir vorbei, wo der nichtswürdige Isèrefluß in die Rhone mündet, der eine Schiefersuppe mitführt, anstatt ordentlichen Wassers, und sahen gegenüber die alte zerfallene Burg Crussol, nach der sich das Geschlecht derer von Uzès benannt hat. Die guten Leutchen wußten zu erzählen, daß ehemals ein fünfzehn Ellen hoher Riese namens Buard hier oben gehaust habe, die Wahrheit aber ist, daß selbst

Chintré sich bücken müßte, hier einzutreten. Dieser biedere Riese nun verspürte, nachdem er zuvörderst das Menschengeschlecht zugrunde gerichtet, den Wunsch, es wiederum zu bevölkern und eine Stadt zu erbauen. Zu diesem Behufe machte er mit allen Jungfern des Landes den starken Mann, und schleuderte hierauf seine Lanze, mit den Worten: Va lance! Diese fiel auf dem anderen Ufer der Rhone nieder, da, wo jetzt die Stadt dieses Namens liegt und gute Schafsköpfe von Dominikanern uns seine Knochen zeigten, die wohl freilich von irgendeinem großen Vieh herstammen. Da aber große Viecher jeder Gattung weniger selten sind, als Riesen, bestehe ich nicht darauf, daß Sie sich zu dem Glauben, daß es wirklich die Knochen des angeblichen Herrn Buard sind, bekehren lassen. Meinen Fluch über den, der diese garstige Stadt gründete, in der man uns einen elenden Fraß auftischte.

Wenn man hier heraus ist, rücken die Berge etwas voneinander und bieten einen lieblicheren Anblick. La Voulte in Vivarois, das man von weitem liegen sieht, macht ein so hübsches Bild, daß es mir ein Plätzchen in meinem Tagebuch zu verdienen schien. Endlich nach fünfundzwanzig Meilen Fahrt kamen wir nach Anconne, einem Dörfchen in der Dauphiné und gewiß eins der elendigsten Quartiere, die man zum Übernachten und Essen finden kann.

Am sechsten, vier Uhr morgens, saßen wir wieder im Schiff. Drängen sich da die plumpen Felsen nicht wieder enger als je zusammen! Nein, das ist wirklich schauderhaft, und die Rhone hüpft im vollen Galopp zwischen durch. Obendrein war der Wind über Nacht nach Norden umgesprungen und blies frostig kalt in den Morgen. Wir flogen förmlich, Viviers, eine ziemlich große Stadt in starrenden Felsen war bald vorüber, sie hat eine Burg, bei der klar ist, daß man sie nicht mit Sturmleiter nehmen wird. Der Erzbischof hat einen schönen, ganz neuen Palast. Von hier kommt man nach Saint-Andéol, wo der Bischof früher Hof hielt

und jetzt noch das Seminar ist. Auf dieser Strecke gibt's viele Klippen unter Wasser, die Strömung nimmt zu, und dabei wurde unser Nordwind immer steifer. Trotzdem setzten unsere verwegenen Steuerleute noch zwei weitere Segel, und in solchem Aufzug durchfuhren wir die Heiliggeistbrücke. Es ist einfach dummes Zeug, daß man die Leute vor ihr bange macht. Wie über das Parkett eines Zimmers und ganz gefahrlos gleitet man über die Stelle hin. Ich nenne hier diese Brücke mit Absicht: sie ist wirklich vollendet schön durch ihre Höhe und Länge, die schlanke Gestalt ihrer Pfeiler und die Ausweitung ihrer Bögen. Ich maß sie in jeder Richtung aus. Sie hat elfhundertachtzehn Fuß Länge auf nur fünfzehn Fuß Breite, die Spannweite der Bögen, unter die ich hinabstieg, beträgt siebenunddreißig Schritt, es sind neunzehn große Bögen, ohne die mittleren und kleinen. Jeder Pfeiler wird in der Mitte durch eine Art Torweg durchbrochen. Man hat gerade die eine Seite eines Bogens wieder instand gesetzt, was zehntausend Livres kostete. Ebenso schön ist das Brückenpflaster aus Zement und Kalk. Zweiräderige Karren, sogar die unbeladenen, dürfen sie nur auf Schleifen oder Schlitten gesetzt überschreiten, Kaleschen und Kutschen hingegen dürfen auch mit Insassen hinüber. Am Brückenende nach der Stadt zu, liegt eine starke Zitadelle, die von vier gut gemauerten Bastionen flankiert und von einem gleichfalls bis untenhin gemauerten Graben umzogen ist. Die Stadt ist recht hübsch, ich fühlte mich wieder ganz in der Provence, als ich den Markt voller Zitronen sah, sechs Sous das Dutzend. Auch das Land darüber hinaus ist nicht häßlich und schön grün bis Caderousse, einem Städtchen des Comtats, dem Herzog dieses Namens gehörig.

Auf dem anderen Ufer aber liegt die alte Burg von Roquemaure, so alt und fratzenhaft, daß ich ganz sicher bin, daß man sie aus den übergebliebenen Bausteinen des Turms zu Babel gebaut hat.

Hier gibt es in der Rhone viel gefährlichere Stellen, als



⟨3⟩

die man meist nennen hört. Mein Hundsfott von Steuermann — Vielfraße habe ich nie leiden mögen — vertrieb sich in einer Ecke sitzend die Zeit mit Spargelessen. Auf einmal höre ich ein lautes Getöse: Ich übersetzte gerade in meiner Ecke Italienisch und wäre um ein Haar in die andere Welt übersetzt worden. Das Schiff ging über Klippen, Rick-Rack! — — Ich hörte schreien: Wir gehen unter!! und stand auf, sah aber, daß diese Ansicht ganz ohne Grund war, die Gefahr, in die uns die Spargel gebracht hatten, war schon vorüber. Da sehen Sie: große Ereignisse haben oft kleine Ursachen. Wenn es dann doch wenigstens für junge Erbsen gewesen wäre! Kurz, wir kamen hier um vier Uhr nachmittags an, nachdem wir achtzehn Meilen gemacht hatten.

Gerettet! Dank dir Gott! du gabst es!
Gerettet bin ich! bin im Land des Papstes.

ZWEITER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Bericht über Avignon.

Ich machte mich sofort auf, um Avignon anzusehen, als ausländische Stadt nämlich beschreibe ich es Ihnen vielleicht recht ausführlich. Keine Stadt in Europa hat so schöne Ringmauern, sie sind von oben bis unten aus Haustein völlig ebenmäßig gebaut, im ganzen Umkreis Zinnen, Mauerabsätze und Pechnasen, und alle fünfzig Schritte steht ein viereckiger zur Mauer passender Turm, einer wie der andere. Dies Werk, das indessen der Stadt keinen starken Schutz gibt, baute Innozenz V. auf seine Kosten. Die Stadt hat gut eine Meile im Umkreis, der Korso auf dem Vorwall, der fast in ganzer Ausdehnung mit zwei Reihen Bäumen besetzt ist, ist mäßig. Die Straßen sind breit, wohl geschnitten und der ausnehmend hellfarbige Haustein, der als Baustoff am

meisten verwendet ist, gibt den schönen Gebäuden, die hier fast die Regel bilden, ein freundliches Ansehen. Der Menschenschlag ist schön, Frauen von Stande legen stark Rot auf, und fast sämtlich haben hier die Weiber stark entwickelte, weiße Brüste, die durch schlecht gearbeitete Schnürleibchen, die sie insgemein tragen, noch stärker hervortreten. Von heute an muß ich mir abgewöhnen, die Bevölkerung zu verstehen und von ihr verstanden zu werden, so lange, bis man Despériez einmal wegen seiner schönen Sprache zum Mitglied der Akademie macht.

Auch bei den Mönchen macht sich die Nähe und das Übergewicht Italiens schon stark fühlbar, sie geben in feuriger Männlichkeit ihren Pfarrkindern weit bessere Exempel als in christlicher Keuschheit.

Die Rechtspflege vollends ruht ganz bei der italienischen Geistlichkeit und ist echt römisch: Ein Unterrichter spricht im ersten Rechtsgang, dessen Spruch kann man bei einem ihm übergeordneten Richter anfechten, und gegen dessen Erkenntnis wiederum in Rom Berufung einlegen. Hier hat man dann noch drei weitere Urteilssprüche abzuwarten. So kann man allerdings für seine Familie einen Prozeß verfechten, darf aber beileibe nicht etwa hoffen, daß irgendeines ihrer Glieder je sein Ende erleben wird, selbst wenn man ihn bis in die entferntesten Verwandtschaftsgrade vererbte.

Die Kirchen — sehr zahlreich und sämtlich innen prachtvoll vergoldet — sind für die Verbrecher ebenso viele Freistätten, und zwar dermaßen geheiligte, daß es nicht gestattet ist, einem Schurken, der aus einer von ihnen wieder hinauswill, aufzupassen.

Die erste Kirche, in die ich auf meinem Spaziergange eintrat, war Saint-Agricole, in der mir die gleichmäßig zu beiden Seiten des Chores über dem Gestühl angebrachte Orgel auffiel. Den Chor umzieht eine prächtige Empore, auf's Tittelchen der gleichend, die wir im Palast des Sonnen-

gotts im »Phaëton« gesehen haben. Die Kirche hat eine Kuppel mit Fresken und in der Familienkapelle der de Brantes sind gute Bildhauerarbeiten. Die Jesuiten haben zwei Häuser, die Kirche des Profeßgebäudes ist schmuck und geräumig, mit Pilastern korinthischer Ordnung und drei Tribünen, eine über der anderen, die oberste umzieht die ganze Kirche und macht mit dem Friese darunter eine schöne Wirkung. Der Chor ist von Marmor und einem weißen Stein, der mit vielen Bildereien in flach erhabener Arbeit geziert ist.

Noch weit schöner aber ist ihr Novizenhaus, das Luise von Ancezune närrisch genug war, für die ehrwürdigen Väter bauen zu lassen, ihre Familie hat darin ihr Grabmal. Die Kirche ist nicht groß, aber sämtliche Wände sind von oben bis unten mit Stuck und ausgesucht schöner Marmortäfelung bekleidet. Die beiden Kapellen des Querschiffs enthalten zwei gute Gemälde von Souvan. In die Zwickel der Kuppel, die für ihren Durchmesser zu hoch geführt ist, hat ein Jesuitenpater die vier Evangelisten recht gut gemalt. Die Kuppel selbst war noch unbemalt, und während ich die Kirche, die mir ganz ausnehmend gefiel, mit rechter Aufmerksamkeit betrachtete, kam ein gottseliger Pater und bat mich um Entwürfe für die Ausmalung der Kuppel. Ich gab ihm eine Menge Ratschläge, die ihm sämtlich dem Haupte eines großen Meisters zu entspringen schienen, aber da die Zeit zu kurz war, um sie ihm auf dem Papier dazulassen, sagte ich ihm, daß er sich an Bouchardon wenden möge, der ihm dann auch einige meiner Zeichnungen aushändigte, mit denen man recht zufrieden war. Das Haus steht der Kirche nicht nach, ist nach der Regel gebaut und in jedem Punkt verständig angelegt. Vier Säulengänge bilden einen Kreuzgang, der voll der schönsten Kupferstiche ist. Er umschließt einen Garten mit Orangenbäumen, und liegt selbst mit seinen Säulenhallen in einem Garten, der sich ganz herumzieht.

In der Sakristei sah ich ein kühnes, ganz flaches Gewölbe aus Hausteinen, von denen jeder einzelne im Steinschnitt verschieden war. In einem Saale daneben steht eine nach dem Leben gearbeitete Büste des seligen Stanislaus Kostka, der, nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, hier im Hause arg viel zu tun gehabt haben muß.

Als ich hier heraus war, ging ich zur Kirche von Saint-Martial, um das Grabmal des Abts von Simiane, eines Generalvikars von Cluny zu sehen: er ist lebend dargestellt, wie er in Haltung eines Auferstehenden aus seinem Grabe heraufsteigt, ein Engel hält in einer Hand die Posaune und posaunt, mit der andern hebt er den Steindeckel von dem Grabe. Ich habe in der Art noch nichts Besseres gesehen, das vortreffliche Werk ist von dem Bildhauer Perris.

Zurückgekehrt, beauftragte ich jemanden, in allen Herbergen nachzuforschen, ob die Gebrüder Lacurne in einer von ihnen gewesen seien, und beschrieb gerade dem Boten den Wuchs der Frau von Ganay zum Kennzeichen, als ich einen Spottvogel von nebenan hörte, wie er meinen eigenen Steckbrief ausgab, mit der gleichen Bestellung. Wir liefen aufeinander los, es waren Lacurne und Sainte-Palaye, die eben mit der Post gekommen waren.

Umarmungen wurden beiderseits nicht gespart, als die erste Hitze des Wiedersehens vorbei war, setzten wir uns hin und tranken auf Ihr Wohlsein. Daß das nicht abging, ohne gleich ein wenig über Sie zu lästern, können Sie sich denken.

Nach diesem ersten frommen Geschäft, das wir Ihnen zu schulden glaubten, ging es an die Austeilung der verschiedenen Ämter. Kennen Sie Jasmin, den Sekretär in den »Vier Facardins«, der über alle Alfanzereien, denen er unterwegs begegnet, Papierwische vollkritzelt, bis eines schönen Morgens der Wind diesen ganzen Plunder fortbläst? Das ist das ehrenvolle Amt, mit dem ihre Freigebigkeit mich betraut hat. An Ihnen ist es jetzt, zu beurteilen, ob ich mich gut einführe. Frau von Ganay wird sich uns erst in Aix anschließen.

Tags darauf machten wir in Tragſänften einen Abſtecher nach der Kartauſe von Villeneuve, die eine kleine Meile von Avignon entfernt liegt. Sie wundern ſich vielleicht über dies Beförderungsmittel, aber es iſt das bequemſte im ganzen Land, ſie ſind ſauber, gut gehalten und im Überfluß vorhanden, wenn ich auch außerdem noch eine gute Zahl Berlinen bemerkt habe. Zweimal überſchreitet man auf dem Wege dorthin die Rhone, dann betraten wir durch ein hübſches Portal kompoſiter Ordnung die Kartauſe.

Eine Allee von vier Reihen Säulen, mit alten dazwiſchen gepflanzten Maulbeerbäumen, führt in die Abtei, in der man einen Bruder Maler abordnete, der uns alles zeigen ſollte.

Er führte uns in ſeine Bilderſammlung. Von einem Stück, das ich hier gleich beim Eintritt bemerkte, war ich ſo befriedigt, daß es wohl eine weitläufigere Beſchreibung in meinem Berichte verdient hat. Auf einer Staffelei im Hintergrunde des Raumes ſtand ein nicht ganz vollendetes Bild, nach einem Original Pouſſins das Reich der Flora darſtellend, daneben Palette und Pinſel, darüber auf einem Blatt Papier die Rötelzeichnung des Bildes und ein Kupferſtich mit Landſchaft von Le Clerc. Unter der Staffelei lag, die Leinwand nach oben, ein kleines Bild, und in den Spannrahmen war der Stich einer Landſchaft von Perelle hineingerutſcht. Alle dieſe Gegenſtände ſah ich zuerſt von weitem, dann ganz in der Nähe, ohne daß ich es für der Mühe wert hielt, bei einem von ihnen zu verweilen. Wie groß aber war meine Verblüffung, als ich die Zeichnung in die Hand nehmen will und entdecke, daß alle dieſe Dinge nur Augentäuſchung und das Ganze zuſammen ein einziges in Öl gemaltes Bild war. Ich machte mein Taſchentuch naß und fuhr damit über die Zeichnung, denn ich wollte einfach nicht glauben, daß ſie nicht mit einem Zeichenſtift gemacht ſei. Der Druckrand, den die Kupferplatte hinterläßt, die verſchiedene Körnung der Papiere, die Eigentümlichkeit der beiden Stecher, die Leinwandfäden des am Boden liegenden Bildes, Holz und Löcher der Staffelei,

alles das war so wunderbar gemacht, daß ich immer wieder in entzückte Ausrufe ausbrach. In meiner Begeisterung hätte ich gern zweihundert Louisdor dafür gegeben, wenn ich sie nämlich gehabt hätte, versteht sich. Es ist von einem Venezianer gemalt, auf der Landschaft von Le Clerc stehen die Worte: Ant. Forbera pinxit. 1686. Sonderbar, daß der Teil des Bildes, der ein Gemälde darstellt, durchaus nicht etwa gut gemalt ist! Der Mann muß also wohl nur die Begabung gehabt haben, andere nachzumachen und den Augen etwas vorzulügen. Das Bild ist ungerahmt und nicht viereckig, sondern in einer Form geschnitten, die dem Umriß der auf ihm zusammengehäuften Dinge nachgeht. Dieser Kunstgriff wirkt bei der vollkommenen Augentäuschung, die das Bild erreicht, stark mit.

Ich sah in der Sammlung des Bruders noch eine gute Landschaft von Benedetto Castiglione, einen weiblichen Kopf von Guercino und eine Enthauptung Johannis des Täufers, die von Lebrun sein soll, aber in der Farbe viel zu gut ist, um wirklich von ihm sein zu können.

In den heiteren und sauber gehaltenen Kreuzgängen, in die wir von hier zurückgingen, ist in einer Ecke eine beachtenswerte Perspektive, eine Kapelle darstellend, in der ein Kartäuser sein Brevier aufsagt. Im Kapitelsaale besichtigte ich vier Bilder aus der Leidensgeschichte, von Levieux, darunter eine Dornenkrönung, von der man mir viel Rühmendes gesagt hatte. Mir schien sie ziemlich ausdruckslos, besonders an einem Carracci gemessen, der daneben hing.

Die schöne, goldprunkende Kirche ist voll Bilder und enthält viele Gräber von Päpsten, die aber an sich nicht viel taugen, ich meine natürlich die Grabmäler, nicht die Heiligen Väter. Altar, Fußboden, Stufen und Balustrade sind ganz aus Marmor.

Links vom Altar eine »Heimsuchung« von Champaigne, im Chor der Patres zwei große Bilder lombardischer Schule, das eine die »Anbetung der heiligen drei Könige«, das

zweite die »Anbetung der Hirten«. Die übrigen Gemälde ſtammen von dem Bruder, der uns herumführte, und ſind gut genug, um an dieſer Stelle zu hängen.

Im Chor der Brüder ſind zwei Bilder von Mignard, ein drittes Bild desſelben Malers in der Kapelle links, und in der Kapelle rechts eine Verkündigung von Guido, wohl das ſchönſte Stück im Beſitz des Kloſters, aber leider ſehr verdorben. Der Bruder zeigte uns eine ausgezeichnete Kopie danach, die er eben gemalt hatte.

In den Seitenſchiffen mehrere Märtyrergeſchichten von Kartäuſern, von verſchiedenen Händen, darunter eine Sainte Roſeline, eine entzückend hübſche Kartäuſerin! Hoho Blancey! Wie ich die martern würde! Denn ſie hat ſicher mehr von den guten Vätern in die Verdammnis gebracht, als der heilige Bruno durch ſeine Kloſterregel gerettet hat.

Die Sakriſtei iſt ausgezeichnet getäfelt, von Kartäuſerhand, was ſchon genug ſagt. Ein Tropf von Küſter langweilte uns tödlich mit ſeinem Kirchenſchatz: Schmuck, Reliquien, ein Dorn vom echten Kreuz, der alte Chorrock und die Pantoffeln des Papſtes Innozenz VI., ihres Stifters uſw. Die Faſſade der Kirche iſt mit drei, freilich geſchmackloſen Flachreliefs geſchmückt. Kurz, als ich mich wieder auf den Rückweg machte, war ich hochbefriedigt, daß ich mich die Mühe dieſes kleinen Abſtechers nicht hatte verdrießen laſſen.

Ich will übrigens ſehr hoffen, daß Sie ſich nicht etwa dabei langweilen, wenn ich mich ſo umſtändlich über Gemälde ergehe. Wollen Sie einmal mein Tagebuch haben, müſſen Sie ſchon die ganze Geſchichte ſchlucken. Häufig ſchreibe ich dieſe Dinge nur für mich nieder, und zwar, um nach meiner Rückkehr ein zweites Mal zu erleben, woran ich mich auf meinem Spaziergange gefreut habe.

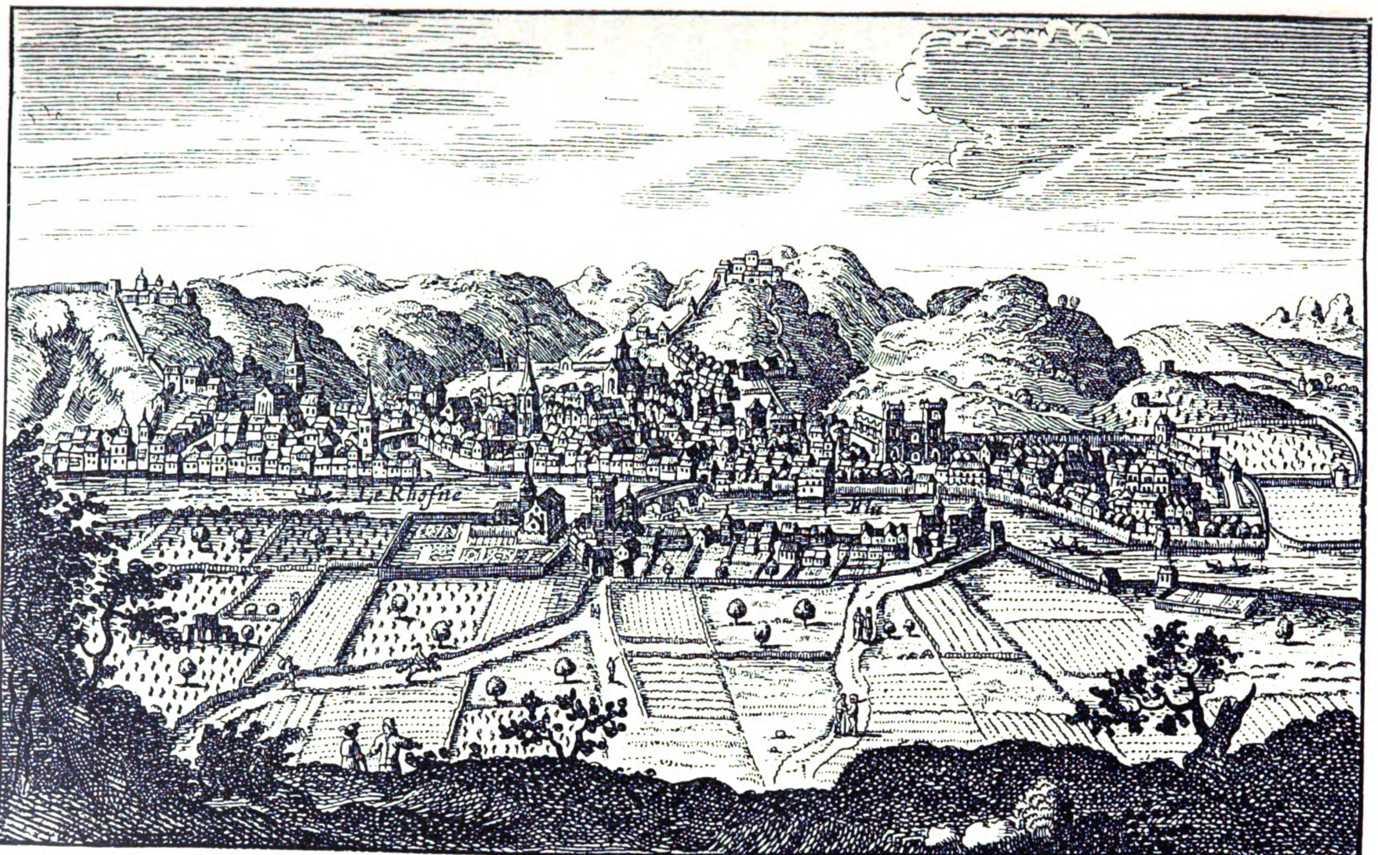
Den Nachmittag liefen wir im übrigen Avignon herum. Wir beſahen die Synagoge, die ſtinkt, wie das, was ſie iſt. Wer wollte nach den gut zehntauſend Lampen, kupfernen und gläſernen, die in ihr hängen, noch leugnen, daß dies

Volk erleuchtet ist! Das Judenviertel ist klein und schlecht gebaut, die hiesigen Juden sind ausnahmsweise arm, wofür sie aber sicherlich nichts können, tragen sämtlich gelbe Hüte, und ihre Weiber haben ein Läppchen gelbe Leinwand auf dem Kopf.

Die Cölestiner haben das Grabmal des seligen Peter von Luxemburg in ihrer Kirche, um das sie zu Unrecht ein großes Geschrei machen. Da mag ich ihren Garten lieber, den Lorbeerhecken, hochgewachsen wie Tannen, kreuz und quer durchziehen.

In einem ihrer Säle fand ich das berühmte Temperabild, das ihr Stifter, René von Anjou, König der Provence, nach seiner Geliebten gemalt hat. Als dies Weib, in das er sich leidenschaftlich verliebt hatte, gestorben war, ließ er nach Verlauf einiger Tage in seiner Betrübnis ihr Grab wieder öffnen, um sie noch einmal zu sehen, er ward von dem gräßlichen Zustand ihres Leichnams so betroffen, daß sich seine Einbildung an dieser Scheußlichkeit erhitzte, und er daran ging, sie zu malen: ein großes Gerippe, halb von dem Bahrtuche bedeckt und mit antiker Haartracht, steht aufrecht, den entstellten Leichnam zernagen auf eine gräßliche Weise die Würmer, der geöffnete Sarg aber lehnt gegen ein Friedhofkreuz und ist voll Spinnweben, die täuschend gemalt sind. Zum Teufel dies Vieh, der von allen Stellungen, in denen er seine Geliebte hätte malen können, eine so schauderhafte gewählt hat!! Auf dem Bilde ist ein Spruchband gemalt mit einigen dreißig Versen von demselben König, ich schrieb sie mir nicht ab, weil ich glaubte, unser Antiquar Sainte-Palaye würde sich eine solche Gelegenheit nicht entgehen lassen. Dies ist derselbe König René, der lange Jahre im Turm des Königsschlosses zu Dijon, der sogenannten Tour de Bar, gefangen saß, noch vor einiger Zeit waren hier ein paar Freskomalereien zu sehen, die er auf die Mauern gemalt hatte.

Das Palais des Vize-Legaten ist alt, sehr unwohnlich,



Viennes

⟨4⟩

und die Wohnräume darin lohnen nicht, daß man sie ansieht. Der jetzige Würdenträger, namens Buondelmonti, ist ein äußerst zuvorkommender Mann in den Fünfzigern, er gab uns ein Empfehlungsschreiben an seinen Neffen in Rom mit. Seit fünf Jahren gebietet er hier als oberster Machthaber, und wird, wenn er fortgeht, Kardinal werden, das ist so üblich. Er ist ganz sonderbar angezogen: Er trägt nämlich über einem ziemlich langen Rock ein kurzes Jäckchen mit Schlitzärmeln, deren Schlitze mit Knopflöcherchen und Knöpfchen besetzt sind. Da dieser ganze Anzug von schwarzem Damast ist, sieht er darin dem seligen Scaramouche verwünscht ähnlich. Er besoldet eine Schwadron Reiter und eine Kompagnie Fußsoldaten, zu vierzig und hundert Mann. Seine Gardisten haben scharlachrote Uniformen mit silberbesetzten Nähten und noch drolliger als ihr Herr tragen sich seine Schweizer. Das alles setzt sich nun bei der geringsten Kleinigkeit in Bewegung, selbst wenn der Legat nur einen Besuch hinausgeleitet. Übrigens kann er den Aufwand für solche Hofhaltung nicht aus der Legatur bestreiten, die nicht mehr als zwanzigtausend Livres einbringt, sondern ist von Hause aus reich. Gemeinhin herrscht zwischen dem Vizelegaten und dem Erzbischof kein gutes Einvernehmen, zurzeit ist das anders, denn der Erzbischof ist Piemontese und ein gemütlicher alter Herr von achtzig Jahren, der sich um nichts kümmert.

Zum Dom, der innerhalb der Schloßmauern liegt, führt gerade so eine Treppe, wie ihr eben am Ständehause habt bauen lassen. Die Kirche ist dunkel, ihr einziger Schmuck ist eine gute Empore. Auf dem Altar die Himmelfahrt Mariæ, gemalt von Parrocel. Dahinter liegt der Chor mit vergoldeten Holzreliefs sämtlicher Päpste Avignons, sie sehen gerade so aus, wie die Popanze an der Fassade des Ständehauses, von denen Sie behaupteten, daß sie einen Zug Ständebevollmächtigter vorstellen. Ich stand still vor einer Madonna, an der man achtlos vorbeiging, und die ich als Raffael erkannte. Die Werke dieses Meisters der Meister

drängen sich nicht auf, hat man sie aber einmal wirklich gesehen, wird das Auge nicht müde, sie zu betrachten. Er ist zwar ein Zauberer, aber kein Verführer. In einer Kapelle links hängt eine vortreffliche Himmelfahrt Mariæ, von Mignard und eine höchst eigenartige Auferstehung, von Simon von Châlons. Die Kapelle der Erzbischöfe rechts ist interessant durch ihre Skulpturen. Die Todesgöttin, die in ein Buch schreibt, kühn und realistisch durchgeführt, fiel mir auf. Die Dompröpste haben, wenn sie Gottesdienst abhalten, die gleiche Tracht, wie die Kardinäle.

Dann muß man bei den Franziskanern das Grab der schönen Laura, der Geliebten Petrarcas, ansehn, das nichts anderes ist, als ein alter Stein in einem dunklen und schmutzigen Eck. Das italienische Sonett, das ihr Petrarca ins Grab legte, wird noch aufbewahrt, auch die Verse, die Franz I. aus dem Stegreif darauf dichtete, als er hierhin kam. Wenn von Marot, wären sie nicht allzu gut, aber sie sind nicht übel, wenn sie ein König vom Fleck weg verfaßt hat. Sie lauten so, wenn es Sie interessiert:

Viel faßt in sich und ist weithin gekannt,
Was ihr nun seht in engem Raum enthalten,
Ihm, der dies Weib geliebt, versagten ihren alten
Und wortgewohnten Dienst die Zunge und die Hand.
Liebliche Seele, die so Achtung fand!
Dich kann die Lippe nur verstummend loben.
Denn darum nur dem Mund die Rede schwand,
Weil, was er rühmen sollte, zu sehr ihm erhoben.

Man zeigte uns ein Bild von der Sühnung der Erbsünde, gut genug gezeichnet, um von Michelangelo zu stammen, wie behauptet wird, aber in der Farbe wohl für diesen Maler zu gut, der es bekanntermaßen in ihr fehlen läßt. Die Mönche erzählten, man habe ihnen zweitausend Taler dafür geboten. Außerdem eine Krönung der Jungfrau Maria, die ich dem Tizian zusprechen möchte, und eine Kapelle mit dem

Leben des heiligen Franziskus, gemalt von Parrocel, einem vortrefflichen, hier lebenden Maler. Die Wölbung der Kirche hat eine sehr ansehnliche Weite.

Die Dominikaner haben: die Inquisition, die aber nicht mehr ausgeübt wird, einen Baldachin auf acht korinthischen Säulen, der kühn, jedoch unmäßig überhöht ist, und im Kloster die große, schöne Kapelle der weißen Büßer, in der Christi Erdenwandel seit seiner Auferstehung in acht großen Bildern von Mignard und Parrocel gemalt ist.

Zum Schluß sah ich noch den kleinen, aber gut gebauten und hübsch ausgestatteten Theatersaal und die prachtvolle Galakutsche des Vizelegaten. Sie ist bis auf die Räder schwer vergoldet und hat viele aufgelegte Goldstickerei, die Bemalung ist von Parrocel. Vorder- und Rücksitz sind ganz gleich gebaut, für den Blick völlig geöffnet und nur durch acht Spiegelscheiben geschlossen. Die schönste Kutsche, die ich je gesehen habe, sie kostet vierzigtausend Livres.

Haben Sie nun genug von Avignon? Ich will Ihnen mehrere andere Dinge, die mir wieder einfallen, erlassen. Sie brauchen nicht zu denken, daß ich über Städte und Gemälde Italiens ebenso langatmig sein werde, dann würde ich nie fertig. Von denen haben andere genug gesprochen, über Avignon habe ich mich absichtlich etwas verbreitet, weil darüber noch weniger geschrieben ist. Überdies bin ich in meiner Eigenschaft als Sekretär der vier Facardins von einem Anfängereifer besessen, der nicht anhalten wird. Ein Mann zeigte uns hier einen faustgroßen Magnetstein, der trotz seiner Stärke doch nur einen kleinen Schlüssel trug, der Körper aber, der von diesem Schlüssel gehalten wurde, war viermal so groß als der Stein selber.

Der Herzog von Ormond, der einstmals in England so hoch in Gunst stand, verzehrt nun schließlich in Avignon, was ihm von achtmal hunderttausend Livres Rente übriggeblieben ist. Überhaupt ist es ein Ruhesitz für ruinierte Lebegreise, auch Herr von Langeac hat sich hierher zurückgezogen.

DRITTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Fahrt von Avignon nach Marſeille.

Marſeille, den 15. Juni 1739.

Am achten um fünf Uhr morgens trennten wir uns in zwei Banden. Sainte-Palaye wollte als Schutzpatron aller alten Sonette an die Waſſerfälle von Vaucluſe, um mit Petrarca den Hingang der ſchönen Laura zu beweinen. Ich bin weniger darauf verſeſſen, den Schönen von Carpentras den Hof zu machen, und fuhr daher den kürzeſten Weg in einem Rennwägelchen mit zwei Maultieren nach Aix. Unverſöhnliche Feindſchaft herrſcht zwiſchen dieſer Art von Wagen und dem heiligen Gebein:

Ich glaub' nicht, daß zwiſchen Rom und Paris
Ein Gefährt ſeinen Mann beſſer durchwalkt als dies.

Aber der Anblick des ſchönſten Landes, das man ſich denken kann, nahm mich ſo in Anſpruch, daß ich ſogar die reuigen Seufzer nicht beachtete, mit denen mein Hinterteil ſeinen Unwillen ausdrückte, meiner Wißbegier geopfert zu werden. Die Durance durchfließt dieſen ſchönen Fleck Erde, ſie iſt außerordentlich breit und zehnmal ſo reißend, als die Rhone. Wir wurden auf einer Fähre hinübergeſetzt. Das weißliche Flußwaſſer iſt das einzige Unſchöne in dieſer Landſchaft, die im übrigen ein entzückendes Bild bietet. Ich meinte, dieſe Herrlichkeit ſollte erſt in der Provence enden, aber ſchon nach vier Meilen wurde ich ſchön enttäuſcht. Ein völlig ausgedörrtes Gebirgsland beginnt und iſt faſt das einzige, was man bis Aix hin ſieht. Die Tälchen allerdings bleiben gut angebaut und bilden, ſolang ſie ſind, Olivenhaine oder andere Baumgärten.

Hier war es, wo ich Unwürdiger eines der Geheimniſſe der Paſſion am eigenen Leibe erlebte, denn als ich dieſen

Oliven-»Ölberg« durchfuhr, schwitzte ich Blut und Wasser. Zweifellos eine hohe Ehre, aber doch mehr, als ich vertragen konnte! Nie habe ich derart geschwitzt, als in diesen Felsen. Um mich abzukühlen, verfiel ich auf ein halb epikureisches, halb zynisches Mittel. Ich stellte mich nämlich »in puris naturalibus« mit meinem Hinteren an den Wagenschlag, um ihm den Atem etwas aufzufrischen, und kam so etwas erquickt geduldiger nach Orgon, einem Städtchen des Fürsten Lambesc, wo wir aßen. Wir übernachteten dann in Lambesc, fuhren am Tage drauf um vier Uhr früh weiter und waren um acht nach vier Meilen Fahrt in Aix. Die beiden Lacurne kamen nach uns, wenig erbaut von Vaucluse, dafür aber begeistert vom Erzbischof von Cavaillon, der ihnen eine Masse Empfehlungen für Italien mitgegeben hatte. Frau von Ganay war am Abend vorher angekommen. Sie bekommt, seit sie den Brunnen trinkt, zusehends bessere Farben, und ihre Sprache ist weniger behindert.

Da Aix und Dijon häufig in Parallele gestellt werden, war ich begierig, nun einmal selbst eins mit dem anderen zu vergleichen: Aix, mindestens ein Drittel kleiner als Dijon, liegt in einem Talgrund und ist auf allen Seiten von Bergen umgeben. Alle Gebäude dieser Stadt, ohne eine einzige Ausnahme, sind aus Haustein. Das Viertel, in dem die Kaufleute wohnen, ist stark bevölkert, und der Handelsverkehr kam mir recht lebhaft vor, der vornehme Stadtteil für die Personen von Stande nimmt einen bedeutenden Teil des Stadtgeländes ein und ist geradezu prachtvoll gebaut. Die meisten Häuser, von beträchtlicher Höhe und architektonisch ausgeziert, haben Schaufronten auf die Straße nach italienischer Art, fast alle Straßen sind breit, schnurgerade und voll schöner Brunnen. Alle Augenblick trifft man auf ein Plätzchen mit schattengebenden Bäumen. Kurz, die Stadt ist im vollen Sinne des Wortes schön und nach Paris die schönste in ganz Frankreich, ich ziehe sie ihrem Äußeren nach unbedingt Dijon vor.

. Freilich fehlen ihr die palaſtartigen Häuſer wie bei uns, die zwiſchen Hof und Garten liegen. Ich wenigſtens ſah in Aix nicht einen einzigen Hof bei den Häuſern und nur wenige Gärten. Und was noch fehlt, ſind die ſchönen Equipagen, die von früh bis ſpät durch unſere Stadt rollen. Ich begegnete nur zweien oder dreien, dagegen vielen ſchönen Sänften mit Wappen, vergoldet und ſamtgefüttert. Man erzählte mir, alle Häuſer ſeien prachtvoll möbliert.

Trotzdem geben ſeine Bewohner ſelbſt, die unſere Stadt kennen, Dijon den Vorzug. Ich glaube in der Tat nicht, daß man dort in ſo guter Luft und ſo bequem und vornehm lebt, wie in Dijon. Seine Loci communes ſind gemeiner, als irgendwo anders. Dazu liegen ſie auch noch mitten auf der Straße, und aller Unrat wird bei ihnen abgeladen. Und wenn auch die Bauern ſich dieſes Miſtes jeden Morgen mit großer Liebe bemächtigen, ſo bleibt doch ſtets etwas wie ein übler Hauch in der Luft zurück.

Der ſchönſte Fleck der Stadt und einer der ergötzlichſten vielleicht, die es in Frankreich gibt, iſt der Korſoweg. Er iſt außergewöhnlich breit und ziemlich lang, hohe ſchöne Gebäude von italieniſcher Bauart ſtehen auf beiden Seiten. Vier Baumreihen bilden zwei Gegenalleen, in denen man auf und ab ſpaziert, und eine breite Allee in der Mitte. Dieſe Mittelallee ſchmücken vier ſchöne, ſteingefaßte Brunnen, und in dem letzten ſteigt ein ſtarker Springſtrahl aus einem mächtigen Becken zwiſchen zwei Waſſerroſſen, von denen das erſte kaltes, das zweite warmes Waſſer ausſpeit. Den Abſchluß des Korſos bildet das anſehnliche Hotel des Provinzſchatzmeiſters am einen, eine baluſtradengeſchmückte Rampe, die auf das freie Feld geht, am anderen Ende. Dieſen vielberedeten Korſo, der im Vergleich mit unſerem weniger als nichts wäre, wenn er außerhalb der Stadt läge, ſtelle ich höher als unſeren, weil er günſtiger liegt und zu jeder Tages- und Nachtzeit einen hübſchen Spaziergang in der Stadt bietet. Ich ſah viele Männer darauf gehen, aber nur

wenig Frauen. Die lieben hierzulande das Spiel über alles und haben für nichts anderes mehr Sinn, nicht einmal für das Schauspiel, was denn auch dementsprechend besucht ist.

Der Haustein von Aix ist nicht schön, und man hat ein Mittel gefunden, ihn ganz unansehnlich zu machen. Man zermahlt nämlich seine Splitter zu einem feinen Sand und bereitet daraus eine häßliche erdige Tünche, die dann mit großen Pinseln über alle neuen Häuser geschmiert wird. Die müssen schon sehr schön von Natur sein, um durch eine so häßliche Schminke nicht entstellt zu werden. Der Platz der Predigermönche oder Jakobiner ist der größte in der Stadt und ganz mit Bäumen bepflanzt. Das Innere ihrer Kirche hat man gerade mit einer schönen Architektur korinthischer Säulen mit Architrav ausgeziert, die natürlich wie das übrige mit Mörtel überschmiert ist.

An diesem Platze liegt auch das Parlamentsgebäude. Seine Fassade bildet eine geschmacklose Halbkuppel, die große Wartehalle ist schändlich, der Saal für die öffentlichen Verhandlungen sehr übel, und das ganze Gebäude, wie unser Parlament, ein häßlicher und schlecht angeordneter Bau. Dagegen sind die Innenräume schön und guteingerichtet. Der Saal für den Senat ist mit blauem Samt mit aufgenähter Goldstickerei ausgeschlagen, er hängt voller schöner, großer Bilder von Nicolas Pinson, und der große Plafond ist bemalt und vergoldet. Alle anderen Sitzungssäle sind ähnlich ausgestattet. In jedem steht ein vergoldeter Thronsessel für den König, der nie hierherkommt: das sind dann ebensoviel leere Plätze. Die Strafkammer hat zwei Sitzungssäle, einen für den Winter und einen für den Sommer. Der Wintersaal ist interessant, weil über jedem Platz ein Rat oder Präsident, der ihn einstmals innehatte, in seiner roten Robe nach dem Leben auf die Wand gemalt ist. Die Namen stehen darunter, ich zählte fünf Präsidenten und vierzig Räte. Die Bilder sind zur Zeit des ersten Präsidenten Du Vair gemacht worden. Das Berufungsgericht hat einen Sitzungs-

und einen Beratungssaal zur Verfügung. Als Unterschied von unserem Parlament bemerke ich, daß die Präsidenten am Berufungsgericht die Präsidenten mit Mütze sind. Es sind ihrer zehn. Andere Unterschiede sind: Die Präsidenten haben keinen Arbeitstisch, und alle Räte haben Lehnstühle. Die königliche Prokuratur, sowie Kanzlei und Kapelle sind anständig ausgestattet. Die Rechnungskammer liegt unten. Der Archivsaal ist wegen der guten Anordnung und Aufstellung sehenswert. Das Stadthaus liegt schlecht in einer engen Straße, so daß die hübsche Fassade nur schwer zu sehen ist, es besteht aus vier Gebäuden, die einen viereckigen Hof bilden. Die Bibliothek ist mäßig, sieben Statuen auf dem hübschen Uhrturm, die durch das Werk bewegt werden, zeigen die sieben Wochentage an.

Nun folgt das Wichtigste, was ich in den Kirchen gesehen habe. Bei den Karmelitern hängt ein großes Bild von König René, das er auf die Innenflügel eines Bildschreins von sich und seiner Frau gemalt hat, im Chore liegt eine natürliche Tochter von ihm begraben. Außerdem sind hier drei sehr alte Statuen und zwei gute Bilder von Karmelitern. Bei den Büßern hängt der vielgelobte »ungläubige Thomas« von Finsonius, die Malerei ist grob, hart und trocken, aber voll Ausdruck. Loppin reicht dem Bild den Apfel vor allen, die er gesehen hat. Mich hat es nicht gerade entzückt.

In der häßlichen und verbauten Salvatorkirche ist eine dunkle Taufkapelle, die Kuppel ruht auf acht Säulen, die aus einem einzigen Stück und ungewöhnlich hoch und dick sind. Zwei von ihnen sind Granit, die anderen sechs grünschwarzer Marmor aus Ägypten, dessen Fundstelle man nicht mehr weiß, und der heute sehr gesucht ist. Diese Säulen haben einen hohen Wert, schade, daß sie außer der Unbill der Zeit noch die eines vandalischen Küsters über sich ergehen lassen mußten, der Barbar hat sie nämlich für das heilige Grab, das er am Gründonnerstag hier aufrichtet, zerhacken und durchlöchern lassen. Ein sehr verwaschenes Flachrelief



Marſeille

aus guter römischer Zeit, in einer Kapelle, die nicht benutzt wird, scheint eine Brautnacht vorzustellen. Die verschleierte junge Frau, die sich schon halb auf das Bett gestreckt hat, spielt die Spröde, eine andere spricht ihr für das Martyrium Mut ein, der Gatte steht nackt am Bett und ist über den Firlefanz verdrießlich.

Die Kirche der Väter des Oratoriums zeigt außen und innen ebenso wie im Sakramentshäuschen eine recht eigentümliche dorische Architektur. Einen starken Gegensatz dazu bildet die schöne, klassisch regelmäßige Jesuitenkirche mit korinthischen Arkaden: ein sehr wohl ersonnenes Bauwerk, wäre nur der Fries nicht so mit Ornamenten überladen. Dann eine Kapelle der Kongregation des Parlaments mit vielen Gemälden: auf dem Hauptaltar eine kniende Jungfrau, von der man mir nicht sagen konnte, von wem sie ist, auch ich habe es nicht herausgebracht. Auch die Kirche der Heimsuchung, ganz aus Marmor, lohnt den Besuch. Der Generalprokurator Marquis d'Argens hat eine Sammlung erster Meister, die sehr sehenswert ist.

Ich weiß nicht, wie man sich den Winter über in dieser Stadt behilft, wo das Holz pfundweise verkauft wird, im Sommer fand ich sie sehr angenehm. Ich war in den heißesten Stunden unterwegs und habe keinmal unter Hitze gelitten.

Am zehnten fuhren wir halb durch nackte Felsen, halb durch Gärten nach Marseille. Im allgemeinen kann ich nicht sagen, daß die Provence hält, was ich mir von ihrer Schönheit versprochen hatte, die vier Meilen hinter Avignon ausgenommen. Vielleicht bieten Toulon und Hyères noch interessantere Bilder. Dies Urteil gilt nicht von einer kleinen Anhöhe, eine halbe Meile von Marseille, von der man rechter Hand das Mittelmeer, Château d'If und die anliegenden Inseln überblickt, geradeaus liegt Marseille, überragt von der Zitadelle Notre-Dame de la Garde und die Ferne beschließenden Bergen. Linker Hand streckt sich ein Tal voller »Bastides« oder Landhäuser, Bäume und Gärten, dem zu einer Stadt

in der Art Konſtantinopels nur Mauer und Graben fehlen. Dieſe Baſtides müſſen ſich auf mindeſtens dreitauſend belaufen.

Wir fuhren in Marſeille auf der Rue de Rome ein, die ebenſo gerade und dabei faſt doppelt ſo lang iſt, als die Rue de Richelieu. Auf ein Drittel ihrer Länge iſt ſie in der Mitte mit Bäumen bepflanzt und bildet einen Korſo, der aber lange nicht ſo hübſch iſt, als der in Aix. Auf beiden Seiten ſtehen ſchöne Bauten im italieniſchen Stil, und ſie wimmelt von Menſchen, wie die Rue Saint-Honoré. Durch dieſen erſten Anblick der Stadt bekommt man von ihrem Leben und Reichtum einen gewaltigen Begriff, und der erſte Eindruck behält auch weiterhin recht.

Sobald wir in dem ſehr ſchönen Gaſthofe zur Roſe abgeſtiegen waren, war mein Erſtes, Freund Fontette und unſere beiden lieben Landsmänninnen aufzuſuchen, die mich ſchon ſeit dem ſechſten erwarteten. Bei dem Brief, den ſie mir von Ihnen gaben, war es mir, als ob ich Sie reden hörte, immer Unſinn im Kopf und voller Flauſen. Wir unterhielten uns über alle unſere Bekannten, und es kam mir vor, als ob das große Mädchen, wenn man über ein Dutzend kleine Treuloſigkeiten wegſieht, noch ſehr an Ihnen hinge. Beiden geht es ausgezeichnet, und Sie werden ſie Anfang nächſten Monats wieder ſehen.

Drei Galeeren unter dem Kommando des Herrn von Maulévrier als Geſchwaderchef haben Auftrag erhalten, die Frau Herzogin von Modena in den letzten Tagen des Juni nach Livorno zurückzugeleiten. Herr von Fontette geht als Flaggkapitän auf die Hauptgaleere, ſo daß er gegenwärtig viel Dienſt hat. Seine Freundſchaft für mich erſtreckt ſich jetzt auf unſere ganze Geſellſchaft, und wir werden von ihm mit Aufmerkſamkeiten überhäuft. Ich perſönlich bin ihm beſonders dankbar, daß er uns mit den Sprotten, entzückend umgänglichen und ſehr verdienſtlichen Fiſchchen, bekannt machte. Als Sainte-Palaye und ich zu Tiſch ſaßen, geſchah etwas, was die Nachwelt einmal nicht wird glauben wollen:

denn, wahr und wahrhaftig, wir schlugen bei diesem Mahle eine Klinge wie ein Blancey.

Marseille besteht eigentlich aus drei Städten. Mit der Rive-Neuve jenseit des Hafens scheint wenig los zu sein. Die Altstadt ist reich, aber wenig hübsch und stinkt, alle Personen von Stand wohnen in den langen, geraden Straßen der Neustadt. Die Häuser in diesem Stadtteil haben fast alle nette Straßenfronten, keinen Hof, dafür aber meist ein Gärtchen, das durch einen Springbrunnen anmutig belebt wird. Der Hafen ist in seiner Art einzig, riesig lang, verhältnismäßig viel weniger breit, und stoppevoll von allen nur denkbaren Fahrzeugen, Feluken, Tartanen, Brigantinen, bauchigen Fliebooten von Holland, Zillen, Jollen, Pinassen und Kauffahrern, sein Hauptschmuck sind die Galeeren. Die ganze Landseite nehmen Kaufläden ein, in welchen hauptsächlich Waren der Levante feilstehen, sie haben dort solchen Zulauf, daß ein Stand von zwanzig Fuß im Geviert sich für fünfhundert Livres vermietet. Gegenüber auf den Schiffen sind ebenfalls kleine Läden, in denen Orangen, Kurzwaren und dergleichen verkauft werden. Die Galeerensträflinge sind mit einer Eisenkette gefesselt und haben jeder eine kleine Baracke, in denen sie alle denkbaren Handwerke betreiben. Einer von ihnen schien geradezu ein Gelehrtengenie zu sein. Er arbeitete, den Kopf auf einen dickleibigen Descartes gestützt, an einem philosophischen Kommentar gegen Newton, ein anderer fabrizierte Pantoffeln, ein dritter aber machte geschickt auf einem Wechsel die Unterschrift eines städtischen Bankiers nach. Sie führen hier ein ganz geruhiges Kleinleben. Lacurne ward ordentlich neidisch, ich aber hatte vor, als ich ein Hüttchen leer sah, es für einen Nichtsnutz, den Sie sehr gut kennen, reservieren zu lassen. Der Hafenkai ist über einem festen Schotter mit Backsteinen gepflastert, so daß man bequem auf ihm gehen kann und das Durcheinanderwimmeln aller Völker und Geschlechter: Europäer, Griechen, Türken, Armenier, Neger, Levan-

tiner und so weiter gibt vom Morgen bis in die Nacht ein buntes Bild. Die Galeere, auf der wir herumkrochen, will ich Ihnen nicht beschreiben, weil Herr Blancey bei dem Leben, das er führt, sowieso leicht Gelegenheit finden wird, mit ihr Bekanntschaft zu machen. Die Pataschen oder Auslieger sind große Fahrzeuge, die nicht für die Seefahrt, sondern nur zu Wachtzwecken erbaut sind, sie bestehen aus einer Messe und zwei Kabinen an den beiden Schiffsenden, in denen die wachhabenden Offiziere schlafen. Ein Flachrelief aus Marmor, im Versammlungshause der Quarantänebeamten, stellt den heiligen Karl Borromäus dar, wie er den Himmel zur Hilfe gegen die Pest anruft. Es ist wundervoll, obwohl der Künstler Puget vom Tode überrascht wurde, ehe er es vollenden konnte. Ich war besonders von der Gestalt eines sterbenden Weibes ganz entzückt, man sah, wie ihre Brust, die sehr schön gewesen sein mußte, in der Krankheit zusammengefallen war, und meinte förmlich, das Fleisch gäbe unter dem Drucke des Fingers nach. Das Stadthaus liegt am Hafen und hat eine schöne Fassade mit Flachreliefs, von denen das französische Wappen, ebenfalls eine Arbeit Pugets, sehenswert ist. Ich vergaß zu erzählen, daß ich, ehe wir den Hafen verließen, noch etwas sehr Spaßiges erlebte. Wir sahen, wie ein Sträfling mit der Kette an den Beinen an einem einzigen Tau, das vom Mast hing, bis in die Mastspitze kletterte, und zwar so leicht und schnell, wie ich eine Treppe hinaufsteige. Der Herunterweg geht noch fixer, man braucht sich nur aus einigen fünfzig Fuß Höhe am Tau hinabgleiten lassen. Der Künstler, der uns diese wenig verbreitete Art zu klettern vormachte, war ein Türke, er erzählte uns, daß er nun schon seit langem durch Gottes Gnade Christ sei. »Gotts Donner!« sagte Lacurne zu ihm, »ich gratuliere dir, das hat dir aber mal Glück gebracht!«

Die Werft, in der auch das Haus des Königs liegt, ist gewissermaßen eine kleine Stadt für sich. Hier werden in großen, nach dem Meere hin liegenden Docks die Galeeren

gebaut. Wenn eine fertig ist, wird der Fangdamm durchbrochen, das Wasser flutet ein und trägt das Fahrzeug hinaus. Das Holzwerk dazu wird in Holzhöfen von Sträflingen verarbeitet, die hier, wie in der ganzen Stadt ohne Aufsicht herumgehen. Sie sind immer drei und drei aneinander gekettet, und zwar stets ein Türke mit zwei Christen, der Türke, der zu sehr auffällt und die Landessprache nicht versteht, hindert die Christen auszureißen. Die ganze Werft besteht aus riesigen Arbeitssälen. Der, in dem die Schiffstaue gedreht werden, hat hundertsechs Gewölbebogen der Länge nach, der schönste aber ist der Waffensaal, in dem für hundertfünfzigtausend Mann Waffen liegen, die anmutig in Trophäen, Flammen, Pyramiden, Sonnen und Bündeln aufgestellt sind.

Jede Galeere hat ihren Saal, in dem sich ihre ganze Takelage befindet, jedes Stück mit dem Galeerennamen und einer Nummer bezeichnet. Die übrigen Säle sind hauptsächlich Werkstätten für Wolle und Baumwolle oder Lagerräume. Lustig sieht es aus, wenn sich in einer Galeere achthundert Spinnräder zu gleicher Zeit drehen. In den Werkstätten arbeiten nur Sträflinge, und diese Arbeiter haben es von allen am besten, denn von dem Geld abgesehen, das sie täglich je nach Geschicklichkeit verdienen, tun sie niemals auf den Galeeren oder auf See Dienst, und jedes Jahr schenkt man sechsen, die sich am besten geführt haben, die Freiheit. In einem der Säle bemerkte ich ein sinnreich erdachtes Rad, das mehrere hundert Garnrollen gleichzeitig abspult. Der Marineintendant hat sein Haus in der Werft, es ist hübsch, gut eingerichtet und liegt in einem schönen Garten. Er ließ uns auf der königlichen Feluke über den Hafen zum Fort St. Nicolas rudern, wo man eine gute Aussicht über das ganze Meer und die Küste hat und einen köstlichen Blick auf den langen Hafen, der von oben bis unten voller Schiffe liegt. Dies Fort und das von St. Jean sperren die Hafeneinfahrt, die schmal und seicht ist, die Marseiller wollen nicht, daß große Schiffe

hineinfahren. Auf einer Anhöhe befindet sich noch ein drittes Fort, »Notre-Dame de la Garde«. Das erstgenannte ist aber von den dreien das bedeutendste.

Ein wahrhaft Wißbegieriger interessiert sich auf seinen Reisen nicht nur für Kunstwerke, wie Gebäude und Gemälde, nicht weniger eifrig ist er, kennen zu lernen, was die Natur aus eigener Kraft hervorbringt. Hier beispielsweise habe ich mich beflissen, die Fische des Meeres zu erforschen und habe untersucht, wie sie dem Menschen schmecken, der sie ißt. Sardinen, Sprotten, Meerbarben, gestreifte Barben, Barsche, Doraden, Steinbutt, Glatt- und Nadelrochen, Queisen und Makrelen: das war es ungefähr, was ein Edelmann dieses Landes, Herr von Arcussia, gestern meiner Leiblichkeit beim größten Fischdiner vorstellte, das ich je mitgemacht habe, eingerechnet Bernard. Meine Bemühungen waren sehr gründlich, und wenn ich Ihnen das Endergebnis mitteilen soll, so sind die eigentlichen Mittelmeerfische ganz vorzüglich, die Sorten aber, die ebenso im Ozean vorkommen, weit geringer, als die im freien Meer gefangen werden. Ich spreche nicht von dem frischen Thunfisch, den man in diesem Jahr in solcher Unmasse fing, daß die Dienstboten ihn essen. Auch der Intendant gab uns gestern ein Souper, das aber lange nicht so gut war.

Es gibt gar keine Equipagen in Marseille, in der ganzen Altstadt, die Frau von Ganay übrigens auch zu Fuß nicht betreten dürfte, könnte überhaupt keine fahren. Man bedient sich also nur der Sänften, oder man geht. Da in der ganzen Provence große Zeltbahnen von einem Haus zum andern über die Straße gespannt werden, ist letztere Art der Fortbewegung weniger heiß, als man denkt.

Summa: ich habe dies Land weder so heiß noch so schön gefunden, als ich erwartete. Was den ersten Artikel, die Hitze, betrifft, so gedeiht dabei weder Korn noch Holz, man findet in dieser Provinz auf Schritt und Tritt das Angenehme, aber nie das Nötige. Also, um es nackt zu sagen: die Provence ist eine parfümierte Betteldirne.

Das wäre ungefähr, was ich Ihnen von Marseille zu sagen hätte. Die Abtei von Sankt Viktor, älter als die Monarchie, hat einige verfallene Kreuzgänge, eine unterirdische Kirche mit ganz ausgetretenem Marmorpflaster, häßliche Flachreliefs und andere kümmerliche Altertümer des ausgehenden Kaiserreichs. Sie lohnten nicht, daß ich sie ansah, außer einer sehr schönen Antike, dem sogenannten Grabmal der unschuldigen Kindlein.

In der »Majeure«, so heißt hier die Kathedrale, sind wundervolle Bilder von Puget, das des Heilands gefiel mir am besten. Nahe bei Saint-Laurent sah ich eine orientalische Inschrift, die ich weder lesen noch verstehen konnte. Es gibt außerdem noch Altertümer der Republik von Massilia aus der Zeit vor Cäsar, wir bekamen sie aber nicht zu sehen, da sie sich jetzt in einem Nonnenkloster befinden.

Der Theatersaal ist geräumig und prächtig ausgeschmückt, was verlorene Mühe ist, denn kein Mensch geht hinein. Die Schauspieler würden sich bei einem unserer schlecht besetzten Häuser sehr geschmeichelt vorkommen. Ich ging am Haupttheatertage hin, aber das Stück war zu schlecht, um mich zu fesseln. So machte ich mich an eine kleine drollige Schauspielerin, in deren Loge wir ein wenig probten.

Chor und Orchester sind sehr stark besetzt, wirklich Ausgezeichnetes ist nicht darunter, aber das Zusammenspiel ist gut, vor allem die Chöre klappen prachtvoll. Man trinkt hier vorzüglichen Kaffee, es ist aber fast unmöglich, ihn aus Marseille herauszubekommen, da die Marseiller kaum für sich genug haben. Die Ostindische Kompagnie läßt nämlich trotz aller Verordnungen den Kaffee von den Inseln hierher schaffen und, um dem Mokka den Markt zu verderben, verschleudern. Sollte mans glauben, daß sie so ruppig ist, ihren üblen Inselkaffee auf die Levantespeicher zu schicken und von dort aus als arabischen bei uns einzuführen?

Wann ich von hier abreise? Ja, das ist der allerschwierigste Artikel, wegen der Widersprüche, Unzuverlässigkeiten und

beständigen Entschlußänderungen meiner Reisegenossen, die alle fünf Minuten etwas anderes vorhaben. Wir lassen Kardinal Tencin, der geradeswegs nach Rom geht, ohne uns abreisen. Wir, ja wir wollen Genua, Livorno und Pisa ansehen. Allerdings ist auch das Schiff des Kardinals durch des Papstkämmerers Neffen, den er mit seinem ganzen Gefolge mitnimmt, schon so besetzt, daß wir es sehr ungemütlich gehabt hätten. Wir hatten also eine Feluke genommen, die uns nach Genua bringen sollte. Aber da die Lacurne das Meer noch ganz anders fürchten, als Loppin die Rhone, soll uns nun die Feluke in Antibes erwarten, und wir müssen auf einem langen Umweg, der angreifender ist als das Meer, mit der Post hinfahren.

Alles, was ich Ihnen da sage, haben wir erst nach langwierigen Erwägungen beschlossen, und jetzt ist es vielleicht schon nicht mehr wahr. Der Wind ist widrig geworden und es stürmt. Wir fahren also ab, wann's Gott gefällt, und dem gefällt's vielleicht erst im nächsten Jahre. Dabei haben wir schon sechs Tage vertrödelt und sollten eigentlich in Florenz sein. Still davon, mein Blut kocht, wenn darauf die Rede kommt. Meinen Sie, ich werde Ihnen so lange Briefe oft schreiben? Wahrhaftig, ich glaube, ich habe mich an diesem einen ein für allemal satt geschrieben. Verlieren Sie den Spaß nicht daran! Schreiben Sie mir ganz einfach an meine Adresse: Rom, postlagernd, ich hole mir Ihre Briefe auf dem Amt ab. So gehen sie noch am ehesten nicht verloren. Ebenso will ich es in allen Städten machen, die ich Ihnen für Briefe an mich angebe. Briefe nach Italien macht man nicht frei.

Tausend Grüße von mir an das liebe Blankchen, das gute Pusselchen von Quintin, Marsilly seine nicht zu vergessen. Sie wissen, was Sie an Frau von Montot alles von mir auszurichten haben, und vergessen Sie ja nicht, bei unseren Freunden von mir zu erzählen. Dem guten Quintin geben Sie meinen Reisebericht zu lesen und sagen ihm, daß ich ihn bitte, die beiden Hefte, die er aus meinem Zimmer genommen hat, an



⟨6⟩

Neuilly zu ſchicken, ſobald er zurück iſt. Adieu, Sie beide, ſprechen Sie recht oft von Ihrem Freund, dem Römer, der allerdings kaum mehr hofft, in ſein neues Vaterland zu gelangen. So ungeduldig bin ich über all die Hinderniſſe, die ſich uns in den Weg ſtellen. Die Lacurne umarmen Sie.

VIERTER BRIEF

Genua, den 28. Juni 1739.

An Herrn von Blancey.

Von Marſeille bis Genua.

Als Sie mich am Ende meines letzten Briefes verließen, lieber Blancey, war ich in ziemlicher Hundelaune über all das Pech, das uns mit oder ohne Schuld auf unſerer Reiſe zuſtieß. Was dann kam, war auch nicht danach, die Stimmung zu verbeſſern, doch ich will Ihnen Einzelheiten erſparen. Gegen meine Erwartung brachen wir wirklich am Tage, an dem ich Ihnen ſchrieb, um ſieben Uhr im Poſtwagen auf, mit dem Ziel Antibes, das von Marſeille vierunddreißig Meilen entfernt liegt. Wir hatten für einen unverſchämten Preis mit einer Barke aus dem tiefſten Kalabrien abgeſchloſſen, die mit dreizehn Matroſen, ehrlich wie Raubebald, bemannt war. Aber das ungeheuere Entſetzen, das die beiden Lacurne vor dem naſſen Element überkommen hatte, bewog uns, es nicht einen Augenblick, ehe es ſich uns unausweichlich aufdrängte, mit ihm zu verſuchen, obgleich unſere Matroſen behaupteten, daß die ganze Überfahrt nur drei bis vier Tage dauere. Wir ſchickten ſie alſo voraus mit unſerem Gepäck und zwei Dienſtboten, um uns im Hafen von Antibes zu erwarten. Wir aber gingen in Aubagne, einer häßlichen und ſtinkigen kleinen Stadt, drei Meilen von Marſeille, ſchlafen. Das Nachtlager war derart, daß wir ſchleunigſt in aller Frühe aufbrachen. Um drei Uhr morgens am ſechzehnten Juni ſaßen wir ſchon im Wagen. Wenn man einige Gärten ausnimmt,

fährt man bis nach Ollioulles, wo die bebauten Hänge anfangen, immer durch Felsen, dann aber waren wir wieder ganz in der Provence. Wildwachsende Granaten überblühten die Felsen und die unzähligen Zitronen- und Orangenbäume in Feldern und Gärten wollten uns für den Anblick trostloser Dürre entschädigen, den wir hatten ausstehen müssen. Ich rechne es der Cadière hoch an, daß sie sich gerade so einen Flecken für ihre Wundertaten ausgesucht hat. Als wir in Toulon um zehn Uhr ankamen, hatten wir knappe sieben Meilen mit der Post gemacht. Die Pferde sind eben nicht besser imstande als die Wege. Die Stadt ist klein und hat nichts Bemerkenswertes, als die lange Straße mit ganz ansehnlichen Bauten, auf der wir hereinkamen. Das Jesuitenhaus ist von diesen das schönste. Ich trat ein, da es nicht recht gewesen wäre, den Wohnsitz der Cadière zu besuchen und diesen Höflichkeitsakt ihrem Pater Girard zu versagen. Auch hier gibt's einen kleinen Korso und viele laufende Brunnen. Dies beides haben alle Städte und Flecken der Provence, was sie nicht abhält, zu stinken. Die Übergänge sind hier stets schroff: von dürren Felsen zu blühenden Gärten, und von der Sch . . ße zu den Bergamotten.

In Toulon versäumen Sie nicht, den schönen Balkon von Puget anzusehen, bei dessen Betrachtung der Cavaliere Bernini dem französischen Künstler sagte, ein Land, das solche Männer hätte, brauche seine Künstler nicht aus Italien zu holen. Die drei grotesken Gestalten, die ihn tragen, zeigen die Züge von drei Touloner Stadthäuptern, mit denen der Künstler unzufrieden war.

Herr von Marnesia gab uns einen Mann mit, der uns Hafen und Reede zeigte. Beide gehören zu den schönsten Europas. Der Hafen ist kleiner als der von Marseille, aber ganz tief von Menschenhand gegraben, so daß Schiffe größten Tiefgangs an den Kaimauern anlegen können. Eine lange prächtige Mole schließt ihn ab, und daran entlang stehen die königlichen Magazine für die Flotte und geben ihm eine

wunderbare Fassade. Der Hafen hat zwei Abteilungen, eine für Kauffahrer und eine für die Königsschiffe, die in langer Reihe vor Anker liegen. Eins von ihnen, die »Hoffnung«, betraten wir. Denken Sie sich ein großes Wohnhaus mit vier Stockwerken, das achthundert Menschen aufnehmen kann, nebst entsprechenden Vorräten und Geschützen. Wirklich, eine schöne Maschine! Aber da man sie wie eine andere schöne Maschine, — Sie wissen schon, welche ich meine, — doch nur unvollkommen loben kann, will ich nicht weiter von ihr sprechen.

Die Reede kann gut vierhundert Kriegsschiffe aufnehmen. Wir fanden hier die Fregatte für den Kardinal von Tencin, unter dem Kommando des Grafen von Uzès, völlig ausgerüstet und bereit zur Abfahrt, infolgedessen für uns interessanter als alles übrige.

Das Touloner Arsenal ist nicht so bedeutend, als das Marseiller, aber die Taustrickerei ist weit besser und wohl ein Werk der Römer wert, nach einem raschen Überschlag enthält sie nicht weniger als dreihundert überdeckte Gänge.

Um vier Uhr verließen wir Toulon, vorbei an Lavalette, einem Gute des uns befreundeten Herrn Thomas, Bischof von Toulon. Der Weg hat nichts Bemerkenswertes, als ein Tal, eine Meile breit und fünf lang, das der reine Wald ist von Oliven und schönen Rebstöcken, zwischen denen man, der Kuriosität halber, noch Weizenpflanzen aufzieht. Alles leidet hier unter der Trockenheit. Man trifft in dieser Landschaft fast nie auf Bäche, nirgends Wiesen, infolgedessen auch kein Vieh. Das erwähnte schöne Tal liegt zwischen Soulières und Cuers, im letzteren Flecken umringten uns die kleinen Buben in einem provenzalischen Reigen, wobei sie Erntefestweisen oder thalysische Danklieder sangen. Übernachtet wurde in Pignans, wo wir für ein halb Dutzend Eier zehn Franken zahlten, was euch Maulaffen vielleicht etwas teuer scheint, ich, der ich die Herbergen des Genueser Landes vor Augen habe, finde das noch erstaunlich billig.

Am ſiebzehnten kamen wir an Luc vorüber, einem Landgute des Hauſes von Ventimiglia. Von hier aus gab es nur noch einen einzigen Poſtwagen, ſo daß wir für den Reſt des Weges unſere Arſchbacken reitender Weiſe bemühen mußten. Als erſte entledigten ſich die meinen dieſer Pflicht und brachten mich vorerſt nach Vidauban. Wie artig und beliebt beim ſchönen Geſchlecht der dortige Gutsherr ſein muß, wenn — kaum brauch ich's noch zu ſagen — alle Welt mich für ihn hielt, als ich ankam! Schweigen wir davon, denn weitergeht's über Muy nach Fréjus. Meiner Treu, »dieſer arme Herr Kardinal« dauert mich, der den ſcheußlichen Weg ſo oft zu machen hatte. Aber nichts wird ſchwer, wenn man liebt! Welchen Weg machte ich nicht mit Wonne, wenn ich dafür die Ehre hätte, Ihnen Hörner aufzuſetzen!

Fréjus iſt ein ſehr altes Städtchen auf einem Bergrücken. Als wir hineinkamen, bemerkte ich Reſte eines alten Amphitheaters, von dem die ganze Umfaſſungsmauer und eine Seite leidlich erhalten iſt, und als wir die Stadt verließen, die Trümmer einer ſchönen Waſſerleitung und das Feld, das einſtmals der Stadthafen war, ehe das Meer eine halbe Meile zurückwich.

Steil führt nun der Weg bis in bedeutende Höhe, hier beginnen die Seealpen. Daß es immer hart am Abgrund entlang ging, empfanden meine Kameraden als eine ganz üble Erfindung, ich aber dachte an meinen Juraübergang vom letzten Winter, und dagegen gehalten war dieſer Weg der ſchönſte Korſo der Welt. Tatſächlich iſt er mit größter Sorgfalt angelegt und wird in ſeiner ganzen Länge von Forſten und wundervollen Bäumen begleitet. Als der Abſtieg begann, machte mein Vetter Loppin den erſten Verſuch ſeines Lebens zu reiten, und ich darf zu ſeinem Ruhme melden: er beſtand wie ein Cäſar. Unſere Lobpreiſungen unterbrachen ſein Geſeufze ein wenig, daß er ſich auf eine Reiſe wie unſere Romfahrt eingelaſſen hatte bei ſolcher Hitze.

Wir ritten hinab nach Cannes, durch ſchönes und fruchtbares

Land. Cannes ist eine kleine Stadt voll schöner Orangenbäume, die mich darüber trösteten, daß wir an den Zaubergärten von Hyères hatten vorbei müssen, ohne ihnen einen Besuch zu machen. Von Fréjus nach Cannes, auf vorzüglichen Pferden den ganzen Weg außer den Steigungen trabend, brachten wir es fertig, drei Posten in sechs Stunden zu machen. Viele Leute ertränken im Wein ihren Kummer, dort ertränkte ich meinen in Limonade. Oh, welch eine Limonade! Ich will Ihnen ein Glas frische schicken.

Endlich am Vormittag darauf kamen wir matt und abgetrieben nach Antibes, auf einem Sandwege, der immer am Meer entlang führt, einhundertdreiundvierzig Meilen hatten wir seit unserer Abfahrt von Dijon zu Lande zurückgelegt. Ich wartete nur darauf, mich vom Pferderücken gradweg in die Feluke abgleiten zu lassen, und die elende war noch nicht einmal angelangt. Ich muß also, solange wir auf sie warten, Ihnen noch ein Wörtlein über Antibes sagen. Es ist eine lange, schmale Festung, die mir nach dem Land hin stark schien. Der Hafen ist hübsch, anfänglich war er für Galeeren gebaut worden, da man ihn aber nicht genügend austiefte, ward er nur für kleine Schiffe benutzbar. Die Mole, die ihn umgibt, wirkt durch die ganz herumgeführten Laubengänge vortrefflich.

Schluß damit! Endlich sehe ich meine Feluke, die ankommt. Jetzt heißt's schleunig unsere kleinen Vorräte einschiffen. Sainte Palaye und ich hatten uns nämlich außer anderen Dingen mit Tisch, Schreibzeug und Büchern versehen, um bei der Überfahrt die Gelehrten zu spielen. Sie werden gleich sehen, wieviel uns das genützt hat. Kurz! Das Schiff macht fest, wir eingestiegen, der Anker geht hoch, abends acht Uhr segelten wir ab. Zuerst war's wundervoll. Unsere Patrone suchten uns mit Aufwendung einer tollen Musike begreiflich zu machen, wie sehr sie sich freuten, daß sie uns hatten. »Galant' uomini, grand moussou, illustrissimi signori issa, issa, allegramente io issa!« Ein Getöse, daß einem hätte der

Schädel bersten können! Trotzdem schwätzten wir sehr vergnügt. Dann, ich weiß nicht recht, ließ die Freudigkeit nach, die Witze wurden schwach, wir schweigsam, das Herz fühlte sich beklemmt, und der Erfolg von all dem — mit einem Wort gesagt — war, daß wir Tische, Bücher, Manuskripte zum Teufel warfen und uns feige auf Matratzen streckten, die wir in weiser Voraussicht auch schon besorgt hatten. Das war für diesen Tag alles Lehrgeld, das wir zu zahlen hatten, wir legten nahe Nizza an und gingen am Tage darauf, den neunzehnten früh, einen Augenblick an Land. In der Stadt scheint wenig los, trotz vieler Menschen und hoher Häuser. Über einer Türe erstaunte mich eine Inschrift heidnischen Charakters: *Divo Amœdeo.* Bei der Weiterfahrt sahen wir Villafranca liegen, eine kleine Festung des Herzogs von Savoyen. Hier fing der Wind an, uns entgegen zu sein, und hörte auch damit nicht wieder auf. So mußten wir an der Küste anlaufen und schwelgten im Genuß einer Ölsuppe. Wir hatten uns kaum wieder eingeschifft, als die Seekrankheit uns schön anpackte. Ich als erster begann den Reigen und genoß den Vorzug, ihn als letzter zu schließen. Am kränksten bin ich gewesen, einzig Lacurne ist überhaupt nicht krank geworden. Uns stöhnen und wehklagen zu hören, war gewiß ein seltenes Erlebnis, besonders Loppin war auf's tiefste bekümmert, daß er aus solcher Ferne hierhergekommen war, damit fremde Völkerschaften sich an seiner Schwäche weideten.

Inzwischen fuhren wir an Monaco vorüber, einem häßlichen Städtchen, das zu Unrecht gefeiert wird, wenigstens wenn es seinen Ruhm anderem verdanken will, als einem großen Fort auf einem flachen Felsen. Dort liegt auch der Fürstenpalast, der recht hübsch aussieht. Der König hält in dem Ort eine französische Garnison. Dann folgten Roccabruna, Mentone, ein ganz nettes Städtchen des Fürstentums, nahebei hat der Fürst seinen Landsitz. Darauf Ventimiglia, von dem Ihr ergebenster Diener Ihnen aber nichts zu sagen

weiß, . . er gab gerade den Sardinen Freitisch. Das Brechen ist meiner Meinung nach bei der Seekrankheit noch das kleinste Übel, viel schwerer ist die Niedergeschlagenheit zu ertragen, in der man, und wenn es das Leben gälte, nicht vermöchte, den Kopf beiseite zu drehen, und der schauderhafte Geruch, den einem das Meer in die Nase bläst. Als endlich auf den Gegenwind Windstille folgte, setzten uns unsere Matrosen, statt weiter zu rudern, in einem häßlichen Loche ab, namens Speretti, wo wir Gott danken mußten, daß wir Hühner für zwei Frank fünfzig das Stück fanden, um uns bei etwas Fleischbrühe wieder zu erholen.

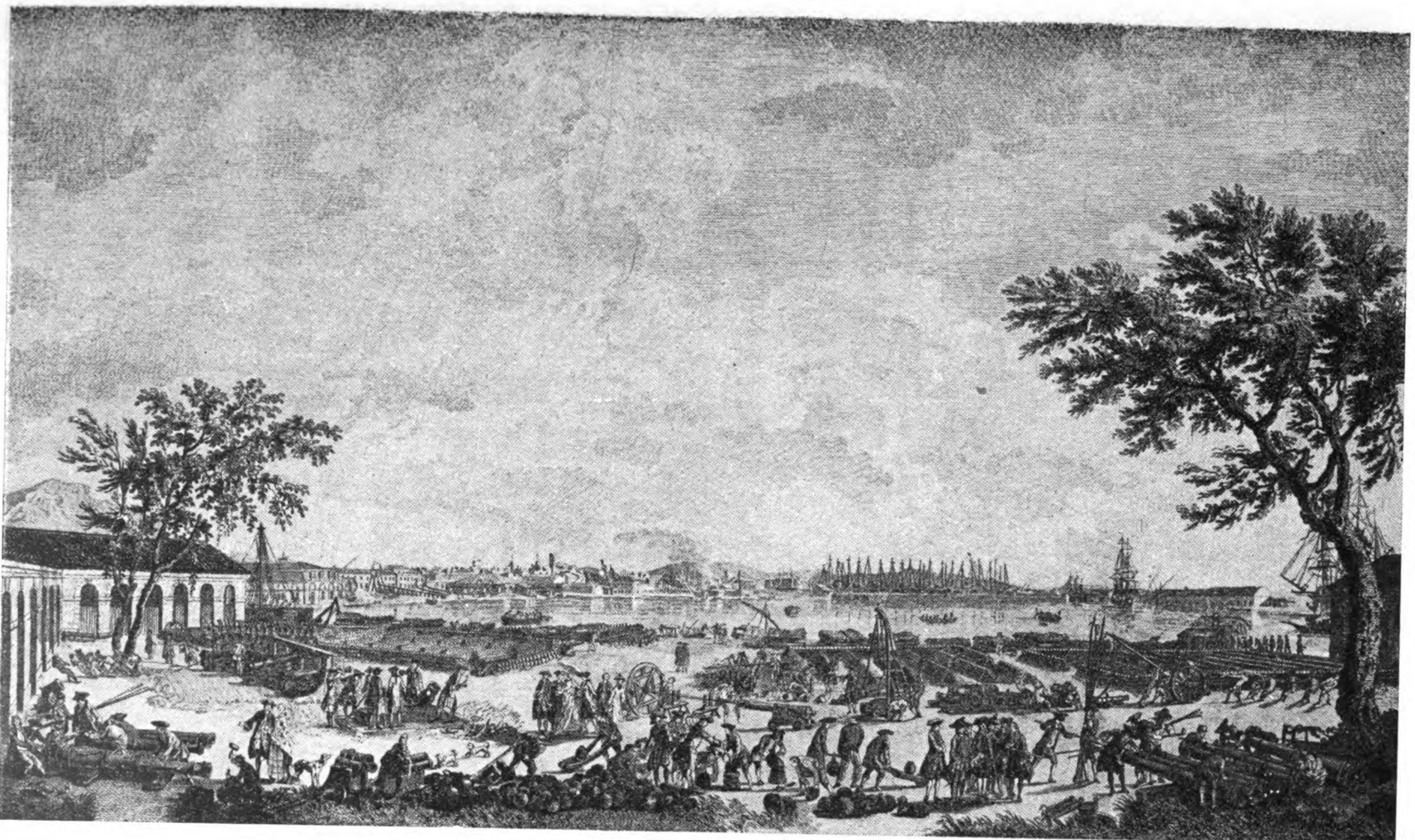
Ich gehöre nicht zu denen, die Erleichterung fühlen, wenn sie an Land kommen, ganz im Gegenteil wird es noch schlimmer. Mich hatte ein solches Grauen vor dem Meer gepackt, daß ich es kaum mehr anzuschauen wagte. Ich ging landeinwärts und sank in einem Tale voller Orangen, Zedern, Limonen und Palmen nieder, aber dieser Anblick war mir die Pein, die ich am Tag erduldet hatte, wohl wert. Die Gegend hier versorgt den ganzen Bezirk mit Früchten. Als ich zurückkam zur Hütte, kamen ein Dutzend kleine Mädchen um uns herum, hockten nieder und hopsten uns einen Indianertanz vor, den sie mit ebenso indianischem Singsang begleiteten. Alle Bauersfrauen gehen mit bloßen Köpfen, die Haare flechten sie, wickeln die Flechten am Hinterkopfe zusammen und befestigen den Knoten mit einer silbernen Nadel.

Am zwanzigsten drei Uhr morgens ruderten wir weiter. In meiner Erwartung aber, wieder krank zu werden wie gestern, wurde ich angenehm enttäuscht. So launenhaft ist das Meer, daß ich nicht allein den Tag gesund blieb und nie wieder danach krank wurde, — mit Liebe besah ich mir nun dasselbe böse Ding, vor dem mich eben noch geschaudert hatte. In Ermangelung der Seekrankheit hatten wir, — und das war weit schlimmer — den Verdruß, nicht vom Flecke zu kommen. Denn kaum war das Städtchen San Remo, das wunder-

hübſch wie auf einen Zuckerhut gebaut iſt, vorüber, als wir von unſeren Matroſen unter Ölbäumen abgeſetzt wurden, um während fünfzehn Stunden nach den Krähen zu gaffen. Das iſt die Eilpoſt, wie man nach Genua zu Schiff reiſt. Ein toller Einfall iſt's überhaupt, anders nach Italien zu reiſen, als durchs Piemont. Als es dunkelte, ſtiegen wir ins Schiff, um tapfer eine halbe Meile zu fahren und in Santo Stefano zu übernachten. Dort hielt uns der Pfarrer eine Strafpredigt, weil wir — es war Faſttag — eine alte Henne für eine Piſtole verzehrten, der man uns zu Ehren den Hals abgedreht hatte. Als ob wir nicht an dem Tier genug gebüßt hätten! Ich ſtreckte mich unter einen Tiſch und ſchlief ein unter dem Geplärr von etwa hundert Kindern, die Litaneien zu Ehren der heiligen Jungfrau abſangen, nach der Melodie der Dudelſackpfeifer, die Cœur de Roy ſo hübſch nachmacht.

Am einundzwanzigſten mitternachts lichteten wir den Anker, fuhren an Oneglia vorbei und gingen in Albenga an Land, wo ich mich zu einem Rundgang aufmachte. Die Stadt iſt recht hübſch und in ihrer ganzen Länge mit verſchiedenfarbigen Kieſeln gepflaſtert, die in abgeteilten Feldern Tiere, Wappen, Laubgeranke und dergleichen darſtellen.

Ganz allgemein kann man ſagen, es gibt nichts Schöneres, als den Anblick dieſer ganzen Küſte, die die »Riviera von Genua« genannt wird. So lang ſie iſt, überall liegen trefflich gebaute, volkreiche Dörfer und Städte. Daß man in den Dörfern Marmorkirchen mit leidlichen Gemälden findet, iſt durchaus nichts Beſonderes, und ſicherlich hätten wir alſo recht gute Nachtquartiere haben können, wenn nicht dieſe Böſewichter von Schiffern, obwohl der ganze Laderaum der Barke von uns bezahlt war, ſo viel Schmugglerware geladen hätten, daß ſie uns aus begreiflichen Gründen ſtets bei den böſeſten Klippen abſetzten. Diesmal allerdings will ich über das Quartier nicht klagen. Gutmütige Minoritenväter gaben uns Bett und Feuer, ſo konnten wir etwas kochen. Da ſie uns mit feinſter Liebenswürdigkeit bewirtet hatten, hielt ich



〈7〉

an
Ma
Mi
we
in
Do
I
auf
tig
Lau
Me
wa
sam
»
and
dur
lita
Gel
ich
din
hina
Luf
den
zirk
Ha
D
and
hatt
eine
gro
mir
die
lich
sie
ten

an den Prior eine kleine Dankrede, wobei ich im Tone des Marquis de Saulx sagte: »Also kurz, mein lieber kleiner Minime, Sie sind ein reizender Mann!« Hier hielt ich inne, weil ich sah, daß er kein Französisch verstand, und versprach, in Bälde ihm Cœur de Roy zu schicken, den gewöhnlichen Dolmetsch unseres Ordens.

Das schönste Schauspiel dieses Nachmittages war der Blick auf Finale. Die Vorstadt ist schöner als die Stadt, liegt prächtig und ist voll schöner Häuser, öffentlicher Bauten, Tore und Laubengänge. Der Strand war voller Menschen, und das Meer bedeckt mit Kähnen, die, um das Fest zu sehen draußen waren, das man auf einem Schiffe feierte, es begrüßte die Versammlung mit seinem ganzen Geschütz, was uns sehr amüsierte.

»Aber Stunde folgt auf Stunde, und keine gleicht der anderen.« Dank dem Gegenwind, der uns die ganze Fahrt durch treu blieb, und mehr noch der Tücke unserer Neapolitaner gingen wir bei einer häßlichen Hütte vor Anker. Geschlafen wurde in einer Art Keller, nie im Leben habe ich so vor Hitze und unter Erstickungsangst gelitten. Unbedingt mußte man die Luft künstlich entfernt haben. Ich rannte hinaus und schwur, mich nie wieder unter dem Mantel einer Luftpumpe schlafen zu legen. Den Rest dieser Nacht sah ich den Fischern zu, wobei sich alle kleinen Mädchen des Bezirks um mich sammelten und auf den Knien liegend meine Hand wie eine Reliquie küßten. Alles für einen Soldo!

Diesen Ort hatten wir gründlich satt und stachen drum am anderen Morgen in See, wiewohl es fast schon stürmte. Das hatten wir bald zu bereuen, bekamen eine tüchtige Probe von einem Sturm ab und wurden zwei Stunden lang zwischen großen Felsen auf- und abgeschleudert, deren Nachbarschaft mir nur mäßig behagte. Diesmal riß meinen Kameraden die Geduld, sie ließen sich an Land setzen, sobald es möglich war, und schworen bei Mahomet, nie im Leben wollten sie mit dem Meere wieder etwas zu tun haben. Also schickten wir die Barke zu allen Teufeln, oder, was ja dasselbe

ist, nach Genua, sie solle uns dort erwarten. Wir waren entschlossen, nötigenfalls zu Fuß zu gehen, obgleich es noch gute fünfzig Millien bis dort war. Wir erreichten das häßliche Noli, das nur von weitem seiner hohen Türme wegen nach etwas aussieht. Sowie ich in einem Hause drin war, warf ich mich vor Müdigkeit auf den gepflasterten Boden. Ein tiefer, zwei Stunden langer Schlaf ließ mich das Vergangene vergessen.

Für den Rest des Weges mieteten wir Maultiere, die aber hatten uns kaum hundert Schritt getragen, als wir wohl oder übel auf Stiefel und Maultiere verzichteten, Pantoffeln anzogen und den vier Finger breiten Weg laufen mußten. An Abgründen, die vierhundert Fuß ins Meer abfielen, ging es vorbei und quer durch Steinbrüche von Marmor aller möglichen Farben, die mir jedoch zur Zeit nur mäßiges Vergnügen machten. Das war wirklich ein Abbild meines lieben Jura, ja noch schlimmer. Dieser Pfad, tausendmal gefährlicher und ermüdender, als das Meer, dauerte zwei Stunden. Nun führte uns eine Ebene voller schöner Dörfer tröstend bis Savona, wo wir wie aus den Wolken gestürzte Ikarusse ankamen. Ich weiß nicht, ob unsere häßliche Lage die Leute an unserem Schicksal teilnehmen ließ, jedenfalls hatten wir kaum den Fuß in der Stadt, als der französische Konsul in Person erschien und sich unser annahm, so daß wir nichts zu tun hatten, als uns zu erholen. Der Gouverneur der Stadt, Herr von Doria, schickte einen Kavalier und ließ uns zu einer Gesellschaft bei ihm einladen. Unser Aufzug machte es uns natürlich unmöglich zuzusagen, aber auf einen kleinen Spaziergang durch die Stadt wollen wir deshalb nicht verzichten.

Savona ist die zweitgrößte Stadt des genuesischen Staates. Es besaß einst einen ganz guten Hafen, man hat ihn aber verfallen lassen, um den ganzen Handel nach Genua zu leiten. Es ist gut gebaut, die Straßen sind lang und die Häuser sehr hoch. Nicht nur hier, sondern auch auf allen Dörfern, entlang der Küste, sind die Haustüren gleichmäßig

mit einer Art schwarzen Marmor belegt, der Lavagna genannt wird, weich ist und dem Schiefer ähnelt. Die Stadt handelt übrigens nicht nur mit Seife, sondern auch mit einem weitberühmten Steingut, wenn man einige vorzüglich entworfene Stücke ausnimmt, ist ihm aber das, was wir in Rouen anfertigen, überlegen. Ich kaufte als Probe einen Kredenzteller mit Fassung, der den Nippsachen in Quintins Schränkchen Gesellschaft leisten soll. Hierauf stärkten wir uns in der Herberge an einem guten Hühnerfrikassee, das wir bestellt hatten, wie wir fortgingen. Nun, ihr Freunde des »Cuisinier français«, werdet gern wissen wollen, was ein Hühnerfrikassee ist. Man bereitet zuerst eine große flache Schüssel Zwiebelbrühe, läßt einen Einlauf von weißer Rahmsauce hinein und richtet darin die vier geschmorten jungen Hühner an, das Ganze wird mit einer halben Flasche Orangenblütenwasser übergossen und heiß aufgetragen.

Am dreiundzwanzigsten gestattete uns die Vorsorglichkeit unseres Konsuls, auf Postpferden abzureiten, wir ritten den Vormittag auf sehr hartem Marmorpflaster fünfundzwanzig Millien, der Weg schien mir aber von Rosen, wenn ich an den vom vorigen Tag dachte. In Voltri erblickte ich von weitem den großen Leuchtturm des Hafens von Genua, und nur noch eine weite schöne Ebene trennte uns. So endete diese Fahrt, die wir unternahmen, ohne Bescheid zu wissen, durch alle möglichen Fehlgriffe beeinträchtigt fortsetzten, und die unglaublich langwierig, anstrengend, langweilig und kostspielig für uns ausfiel. Es war ein wahrer Festtag, als wir in Voltri wieder Postkutschen zu Gesicht bekamen. Das wohlige Gefühl, im Wagen zu sitzen, ward noch gesteigert durch die Anmut des Weges. Der Weg von Voltri bis Genua ist gewissermaßen eine einzige, drei Meilen lange Stadtstraße: rechts säumt sie das Meer, links eine Kette prächtiger, mit Fresken bemalter Landsitze. Wer das einmal gesehn hat, will von der Umgebung von Paris, Lyon oder den Bastides bei Marseille nichts mehr wissen.

FÜNFTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Aufenthalt in Genua.

Genua, den 1. Juli 1739.

Fünfzig Meilen hatten wir seit Antibes gemacht und kamen nun in Genua durch die Vorstadt San-Pietro d'Arena herein. Das ist sozusagen die Auffahrt für Herrschaften, aber die Menge schöner Häuser, an denen wir drei ganze Meilen vorbeigefahren waren, hatten mich für die hochgepriesene Vorstadt etwas abgestumpft. Wir kamen an dem außerordentlich hohen Leuchtturm vorüber, den Ludwig XII. aufführen ließ, um den Schiffen bei Nacht die schwierige Hafeneinfahrt zu zeigen, und übersahen nun Hafen und Stadt, die sich in einem Halbkreise amphitheatralisch aufbaut, das schönste Stadtbild, das man sich denken kann. Der Hafen ist riesig, obwohl er durch zwei Molen verkürzt ist, aber man sagt, er sei wenig sicher.

Nur Lügner behaupten noch und Grünschnäbel glauben, daß ganz Genua aus Marmor gebaut ist. Dabei wäre es nicht einmal eine so bedeutende Besonderheit, da hier kaum was anderes vorkommt und Marmor unpoliert nicht schöner als anderer Stein ist. Aber andererseits ist es auch eine grobe Unwahrheit, wenn Misson sagt, es gäbe hier nur vier oder fünf Gebäude von Marmor, denn alle Kirchen und öffentlichen Bauten sind ganz daraus, außerdem noch beträchtliche Teile der Fassaden und der Paläste im Innenbau. Wollte man verallgemeinern, so könnte man ziemlich wahrheitgemäß den Satz aufstellen, daß ganz Genua mit Fresken bemalt ist. Die Straßen sind durchweg riesenhafte Operndekorationsstücke, denn obwohl die Häuser eine ganz andere Höhe als in Paris haben, sind die Hälfte aller Straßen trotz ihrer siebenstöckigen Häuser rechts und links nicht viel mehr als ellenbreit, Misson kann Ihnen bestätigen, daß ich nicht übertreibe, gewiß besitzt Genua schönere Gebäude als Paris,

gerät aber dadurch in Nachteil, daß sie infolge ihrer schlechten Lage nicht zur Geltung kommen. Außerdem finde ich ein wenig lächerlich, daß man zur Bebauung der winzigsten Grundstücke gerade den gewaltigsten Stil gewählt hat. Die Paläste haben häufig weder Höfe noch Gärten, wenigstens keine, die solche Namen verdienen. Treten Sie hinein, so machen Sie die Entdeckung, daß vier Säulenhallen übereinander eine Bodenfläche von zwanzig Fuß im Geviert umschließen, und so ist's überall, außer in einigen Häusern der Strada Nuova und der Strada Balbi. Diese beiden sind überhaupt die schönsten Straßen der Stadt, ihnen läßt sich selbst das Schönste, was Paris hat, nicht vergleichen. Die Hauptstraßen sind mit Platten gut gepflastert, eine Reihe Backsteine läuft in der Mitte für die Maultiere, aus der Zeit, wo Maultiersänften in Schwang waren. Jetzt bedient man sich einzig der Trägersänften. Alle Frachten werden in Schlitten befördert.

Zufällig kamen wir in Genua an, als es seinen schönsten Tag vom ganzen Jahre hatte. Zu Ehren des Johannistages wurden alle Straßen ohne Ausnahme von oben bis unten mit Lämpchen illuminiert. Das war unglaublich schön. Ganz Genua, Männlein und Weiblein in Hemdärmeln oder Schlafröcken und Pantoffeln trieb sich auf den Straßen und in den Cafés herum, wo man ein himmlisches Fruchteis vorgesetzt bekommt. Seit ich hier bin, lebe ich von nichts anderem. An einem Straßeneck saß eine Menge Adliger in schäbigen Lehnstühlen und hielt eine ernsthafte Versammlung. Das hier sind Adlige erster Klasse, die zweitklassigen wagen nicht zu ihnen zu treten, da sich jene weit vornehmer dünken. Das ist aber auch das einzige Recht, was sie ihnen voraus haben. Denn obendrein werden bei Verteilung der Ämter beide Körperschaften ohne Unterschied berücksichtigt, und der Stuhl des Dogen wird abwechselnd aus der einen und der anderen Körperschaft besetzt.

Doge zu sein, ist ein sehr mäßiges Vergnügen. Zwei Jahre

— so lange bekleidet er die Würde — darf er keinen Schritt aus dem Hause ohne Erlaubnis und bekommt dafür eintausendfünfhundert Livres jährlich, was für einen Handlungsgehilfen nicht genug wäre.

Alle Adligen tragen die gleiche schwarze Tracht, kleine, hinter den Ohren geknotete Perücken, und Mäntelchen drittel so groß als die unserer Parlamentsräte. Ebenso gekleidet sind die meisten Städter. Auch die Frauen der Adligen dürfen sich außer im ersten Jahre nach ihrer Verheiratung nicht anders als schwarz kleiden, sie haben als einziges Vorrecht die Erlaubnis, eigene Träger mit ihrer Livree zu halten, während die anderen Frauen sich Träger mieten müssen. Sie sehen, diese Leute, die keine Toilette machen, niemanden zur Tafel laden, außerdem weder Pferde halten noch spielen, geben blutwenig aus, und sind doch fabelhaft reich. Daß jemand bei einem Einkommen von vierhunderttausend Livres nur dreißigtausend Livres verbraucht, hat hier nichts Auffallendes. Vom Rest ihrer Einkünfte erstehen sie Fürstentümer in Spanien oder im Königreich Neapel, bauen für eine Million einen Palast zum eigenen Gebrauch oder eine Kirche, die dreie kostet, für das allgemeine Wohl. Alle schönen Kirchen dieser Stadt sind Werke eines Einzigen oder wenigstens einer einzigen Familie. Denn bei alledem ist der Staat recht arm und vertreibt kraft eines nichtswürdigen Monopols einen Teil der Lebensmittel an die Fremden, denen er sie mit größter Beflissenheit teuer und schlecht liefert.

Johannistag ist einer der fünf Tage im Jahre, wo der Doge hinaus darf und mit großem Gepränge einer Messe beiwohnt. Natürlich sah ich ihn mir an. Truppen eröffneten den Zug: zuerst Grenadiere mit großen, spitzen Mützen, dann die Schweizer in Pluderhosen, gewaltigen Halskrausen, ganz in Rot mit weißen Litzen. Ihnen folgten die Pagen des Dogen, prächtig in ihren Wämsern von rotem Samt, grünen Beinkleidern und Strümpfen, rotem Barett und die roten Mäntel gefüttert mit grünem Atlas, alles reich goldverbrämt innen

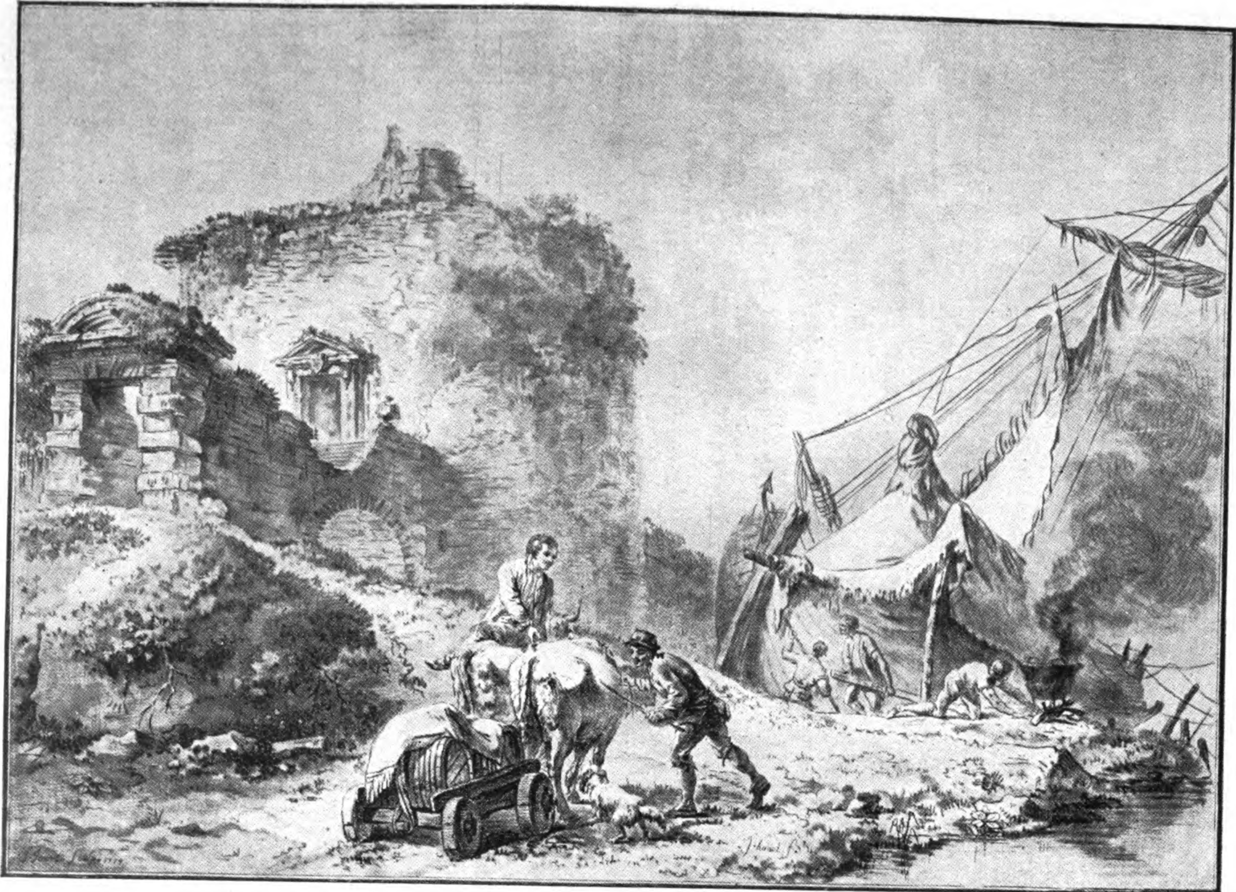
und außen. Hierauf ein Teil der Körperschaft des Adels in Perückchen und Mäntelchen, dann zwischen zwei Stabträgern ein Senator, der das maßlos lange Schwert der Republik geschultert trug, es stak in seiner Scheide aus vergoldetem Silber. Der Gonfaloniere in Richtertracht und Degen ging unmittelbar vorauf dem Dogen. Der trug über rotem Rock ein rotdamastenes Schleppkleid, auf dem Kopfe eine riesige Knotenperücke und hielt in der Hand eine Art viereckiger roter Mütze, die statt Quaste einen Knopf hatte. Er ist groß, mager und ungefähr siebzigjährig, Gesichtsbildung und Benehmen sind das eines vornehmen Mannes, er heißt Constantino Balbi, entstammt aber, wie man mir sagt, nicht dem edlen Hause Balbi, sondern ist Adliger zweiter Klasse. Im Gefolge des Dogen, zwei und zwei, schritten die Senatoren, verborgen unter riesenhaften Perücken und dicken schwarzdamastenen Schleppkleidern, die über den Schultern bauschten, so daß es aussah, als hätten sie alle Buckel. Seitens des Chores standen Lehnstühle, in diese saßen sie dem Range nach nieder. Der Erzbischof hatte seinen Thron und Baldachin neben dem Epistelpult in der Nähe des Altars, der Doge aber thronte unter seinem Baldachin am anderen Ende, nahe dem Schiffe. Der Doge tut keinen Schritt ohne einen Hofkavalier, der ihm die Hand gibt. Die Dompröpste trugen veilchenfarbene Soutanen und Überwürfe, wie sie die Bischöfe tragen, mit engen Ärmeln. Die Messe wurde zu einer recht unerfreulichen Musik von Kastraten gesungen, die gemeine Stimmen hatten, dagegen spielte ein Abbé mit roten Hacken meisterlich, so lange die Kommunion dauerte, auf der kleinen Orgel, wobei mir Spaß machte, daß er den Fächer nicht einen Augenblick aus der Hand ließ.

Schnell noch ein Wort über die Senatoren. Sie müssen nämlich wissen, daß alle Staatsbeamten durchs Los gewählt werden. Die Namen sämtlicher Adligen kommen in eine Büchse, und dann wird einer auf gut Glück herausgezogen. Wunderlich ist dabei, daß man niemals einen Namen ent-

fernt. So kann es vorkommen, daß, ehe man einen Lebenden erwischt, hundert längst Verstorbene gezogen werden. Noch bezeichnender aber ist, daß jemand auf den Gedanken verfiel, aus dieser Stellenverlosung ein Biribispiel für ganz Italien zu machen: jeder Spieler setzt auf einen oder mehrere Namen. Wie das weitere Verfahren im einzelnen ist, kann ich nicht sagen, die Einsätze sind fabelhaft hoch. Die Bank wird von einer eigens dafür begründeten Gesellschaft gehalten und besitzt mehrere Millionen. Trotz der außergewöhnlich geringen Gewinnaussichten der Spieler verlor die Bank bei der letzten Ziehung zehntausend Louis.

Ich lege für unseren Freund Quintin einen Brief ein, der ein Verzeichnis der sehenswertesten Dinge enthält, die ich mir für Genua anmerkte, und einen Bilderkatalog mit vielen Nummern, womit ich unserm Steckenpferdchen, das bei Herrn Generalprokurator und mir Malerei heißt, Futter gebe.

Sie, dicker Blancey, darf ich ja wohl nicht so lange in den Kirchen aufhalten. Ich müßte fürchten, Ihnen bei Ihrer schwachen Frömmigkeit zuviel damit zuzumuten. Gehen wir lieber zusammen ins Theater, was obendrein ein billiges Vergnügen ist: Erster Platz zweiundzwanzig Soldi, trotzdem ist das Theater außer Sonntag schlecht besetzt. Sie haben gute Schauspieler, aber es ist geradezu unvorstellbar, wie schlecht die Stücke sind, die man aufführt, besonders die Trauerspiele. Ich habe hier angefangen, die Wonnen italienischer Musik zu kosten. Die Dekorationen sind viel schöner, als in Frankreich. Und dann erst diese Abbés und Gecken, die, hundertfach besser angezogen und niedlicher als bei uns, um die Frauen herumflattern! Wir sehen hier etwas, was unseren französischen Augen sonderbar scheint, daß eine Dame ohne Begleitung mit einem Herrn das Schauspiel besucht, spazieren geht oder in der Sänfte sitzt. Als ich das erstemal im Theater war, hatte ich eine große Überraschung. Ein junger Mann trat mit einer jungen, sehr hübschen Frau in eine Loge, sie hörten hier einen oder zwei Akte an und plauderten lebhaft.



⟨8⟩

Dann aber entrückten ſie ſich dem Anblick des Schauſpiels und der Zuſchauer und zogen die Vorhänge von grünem Taft vor ſich zu, die die Loge nach vorn abſchließen. Sicherlich nicht, als ob ſie hier insgeheim das Spiel hätten ſpielen wollen, das ſie vielleicht nicht einmal bei ſich zu Hauſe ſpielten, und ſo nahm denn auch niemand außer mir an dem Abenteuerchen Anſtoß. In Paris herrſcht Wohlanſtändigkeit in allen Formen und Unanſtändigkeit im Leben. Hier iſt es vielleicht umgekehrt, und daß wir dieſe Formen unanſtändig finden, liegt am Ende nur daran, daß wir ſie eben nicht gewohnt ſind.

Die Herren ſitzen hier nicht auf der Bühne, (dieſe üble Gewohnheit, die dem Spiel den Atem nimmt und die Spieler beengt, gibt es nur in Frankreich) ſondern auf einer ſchmalen Plattform, die in Höhe der Bühne und unterhalb der Logen um das ganze Parterre, es etwas überragend, herumläuft, in den Zwiſchenakten ſtehen ſie auf und ſind dann den Damen in den Logen nahe genug, um zu plaudern.

Als echte Gelehrte, die wir ſein wollen, machten wir uns nach gelehrtem Volk auf die Suche: *Niente,* iſt hier nicht der Boden dafür. Die Mercadanti geben ſich mit ſolchen Lappalien nicht ab, beherrſchen an Kenntniſſen nur die Anerkenntniſſe der Wechſel, mit denen ſie den ſchwunghafteſten Handel der Welt treiben. Für ſolche Zwecke haben ſie eine öffentliche Bank mit einem Barvermögen von dreihundert Millionen Francs. So behaupten ſie wenigſtens, mir ſcheint das kaum glaublich. Immerhin fanden wir einen gelehrten Theologen, den Pater Ferrari, er hat eine ausgezeichnete Bibliothek, die ich allen Liebhabern ſolcher Dinge zu beſuchen rate. Franzöſiſch verſteht er kein Wort, ſo daß ich faſt einen ganzen Nachmittag Latein ſprach. Ich atmete übrigens förmlich dabei auf, denn es iſt zum Kranklachen, was für einen Makkaronijargon ich hier wie Merlin Coccaye aus Italieniſch, Latein und Franzöſiſch zuſammenrede. Mit dieſem glückli-

chen Sprachtalent mußte ich mich neulich zwiſchen ſechs Nonnen einklemmen und ihnen eine umſtändliche Beſchreibung von Frankreich liefern. Ich zum mindeſten verſtand von dem, was ſie mir ſagten, kein Wort. Es war meine Schuld, daß dieſer komiſche Auftritt für mich betrüblich endete, ich ging zu ihnen, um Chiavariblumen zu kaufen, die hierzulande ſo hoch geſchätzt werden, und ſie verkauften mir den Stengel für — nun was meinen Sie? — einen Louis. Zweie kaufte ich, wenn ich ſie glücklich mit nach Frankreich bringe, wird man ſie auf vierzig Sous ſchätzen.

Die Stadtmauer umſchließt Genua in einem ſehr weiten Gürtel, mehrere Berge, auf denen Luſthäuschen ſtehen, ſind noch in ſie einbegriffen: ſo geht man hier aufs Land, ohne daß man den Fuß aus der Stadt ſetzt. Ehe ich ſelbſt von ihr Abſchied nehme, will ich das berühmte Sprichwort über Genua nicht vergeſſen: Mare ſenza peſci, monti ſenza legno, uomini ſenza fede, donne ſenza vergogna. Ich bin hier noch nicht heimiſch genug, um zu wiſſen, ob der letzte Punkt ſtimmt, ein Genueſer allerdings verſicherte mir gerade eben, in der ganzen Stadt ſei kein einziger gehörnter Ehemann. Das ſcheint mir nun freilich noch unwahrſcheinlicher als das viele Geld auf der Bank. Wenn es wahr iſt, werden Sie erwidern, daß es eine höchſt langweilige Stadt ſein muß, und damit kaum irren. Ich ſpreche nicht von den ſonderbaren Cicisbei, die ja ihrem Weſen nach bekannt ſind, dieſe Bezeichnung wird hier für männliche und weibliche Weſen angewandt. Ihre Zeit iſt ein wenig vorüber, die jungen Leute haben wohl begriffen, daß ſo viel Ausdauer kein Mittel iſt, um bei Frauen Erfolg zu haben.

Die Converſazioni oder Kränzchen ſind nicht ſehr vergnüglich, es wird maſſenhaft Eis und Schokolade angeboten und Karten geſpielt, aber keine beſtimmte Zahl im voraus angeſetzter Runden, ſondern nur, ſolange es der Hausfrau Spaß macht. Für die Karten hat man nichts zu zahlen. Uns ward die Ehre, das Médiateurſpiel in Genua einzubürgern,

unter uns gesagt, ein ziemlich übles Geschenk, das wir da der Stadt gemacht haben. Diese Kränzchen fangen um acht oder neun an und sind gegen Mitternacht oder eins zu Ende, was wir unter »gemeinsam zu Abend speisen« oder »jemand zu Tische laden« verstehen, ist ihnen ein unbekannter Begriff.

Die Menschen, wird behauptet, seien gerade so stolz, wie ihre Stadt, und ihre Liebenswürdigkeit, wenn sie es einmal seien, komme nicht von Herzen. Die, auf die wir gerechnet hatten, haben sich so gut wie gar nicht um uns gekümmert, andererseits aber haben uns Leute, von denen wir nicht viel erwarteten, ausgezeichnet aufgenommen.

Die Adelsbriefe sind nicht durchweg so alt, wie ihre Träger behaupten. In der Zeit der republikanischen Wirren veranlaßte man alle Adligen, die nicht mindestens sechs Ahnen in ihrer Familie aufzuweisen hatten, sich alten Familien anzuschließen, und von nun an auch deren Namen und Wappen zu führen. Als die alte Regierung wieder ans Ruder kam, suchte man das frühere Verhältnis wiederherzustellen. Manche nannten sich wieder mit ihrem alten Namen, manche andere aber auch, die bei dem neuen zu gewinnen glaubten, behielten den neuen und zählen nun zu derselben Familie.

Neuilly, dem ich neulich schrieb, sollte Ihnen mitteilen, daß ich wegen der Hitze nicht mehr nach Rom, sondern nach Venedig gehe. Nach dieser Stadt also sollen Sie und die anderen mir unverzüglich einen langen Brief schreiben. Er wird Ihnen außerdem gesagt haben, daß ich Ihnen zu Unrecht angab, die Briefe nicht frei zu machen. Sobald nämlich ein Brief nicht nach Rom oder einer auf dem Wege dorthin liegenden Stadt, wie beispielsweise Turin, Genua, Livorno, Pisa, Florenz, Siena und Viterbo geht, muß er bis zur Brücke von Beauvoisin freigemacht werden. In Rom ist ein französisches Postamt mit einem Direktor, wenn Sie mir also schon geschrieben haben, rechnen Sie damit, daß Ihr Brief

manches Abenteuer zu bestehen haben wird, und bringen mit neuen Unkosten ein anderes langes Schreiben auf die Beine. Geben Sie ja meinem Bruder von mir Nachricht. Tausend Empfehlungen Ihrer Frau, dem Pusselchen, an die jungen Damen, und alle unsere Lieben und Getreuen. Wir reisen übermorgen nach Mailand ab in Postkutschen, die wir hier eingekauft haben.

SECHSTER BRIEF

An Herrn von Quintin.

Genua, den 1. Juli 1739.

San Lorenzo, die Haupt- oder Stiftskirche, ist ziemlich nichtssagend. Nur ihres hohen Titels, nicht ihrer Person willen, stelle ich sie bei meiner eingehenderen Beschreibung Genuas an den Anfang. Freilich ist sie durchweg innen und außen von weißem und schwarzem Marmor, gefallen aber haben mir nur die Chorstühle der Domherren, mit hübschen Bildern, die ohne Malerei mit eingelegten Hölzern gemacht sind. An der Kapelle San Giovanni ist ein Geländer aus Marmor, das wie Silberfiligran wirkt. Die Fresken in der Kuppel und anderswo sind nicht bedeutend, außer einer Geburt Christi, von Baroccio in der Kapelle vom Chor links. Ich wollte in der Sakristei die berühmte Schale aus einem einzigen Smaragd ansehen, die sechzehn bis siebzehn Zoll breit ist. Sie soll von der Königin von Saba an Salomo geschenkt worden sein, und die Genuesen erhielten sie als Beuteanteil nach der Schlacht bei Cäsarea. Ich bekam aber nur die Nachbildung zu sehen, das Original steht in einem eisernen Schrank, zu dem der Doge den Schlüssel in der Tasche hat. Ich hielt es nicht für angebracht, ihn ihm abzufordern, und denke mir, P. Labat wird kaum kühner gewesen sein. Dann ist er aber ein Erzlügner, da er behauptet, daß er sie oft gesehen habe. Nur fürstlichen Besuchern zeigt der

Doge, geleitet von der ganzen Leibwache, dies merkwürdige Stück.

Sehr fein ist die Kapelle des San Filippo Neri bei den Vätern vom Oratorium. Die Knäufe der korinthischen Säulen sind vergoldete Bronze, ebenso die Ornamente des Frieses. Der Hauptaltar ist Jaspis, die Gewölbe und die Arkaden sind mit Fresken von dem Bolognesen Franceschini bemalt. In San Siro, bei den Theatinermönchen, gefiel mir außerordentlich die Architektur hoher, gekuppelter Säulen, jede aus einem Stück, und der Hauptaltar von Kieselschiefer. All diese Kirchen sind mit Fresken bemalt, freilich sind die Bilder, wenn sie nicht gerade Bauten oder dergleichen darstellen, ziemlich schlecht. Von diesem allgemeinen Urteil nehme ich die Kreuzeserhöhung aus, die in der Kirche, wo wir eben sind, von Carlone an die Kuppel gemalt ist. Der Predigtstuhl ist aus verschiedenfarbigen Marmorsteinen zusammengefugt ohne den üblen Geschmack, von dem ich Ihnen gleich zu reden habe. Die Gärten der Theatiner sind amphitheatralisch bis in große Höhe hinaufgeführt, wer den anstrengenden Weg nicht scheut, hat von oben einen schönen Blick.

Unter den Merkwürdigkeiten Genuas sollte man Marmor nicht nennen, dazu ist er hier zu gewöhnlich. Dagegen versäumen Sie nicht, die vollständige Sammlung aller hierorten vorkommenden Marmorarten anzusehen, die sich in Sant' Ambrogio bei den Jesuiten befindet, leider hat man sie benutzt, um erbärmliche Kinkerlitzchen daraus zusammenzusetzen. Mir ist immer ein Wunder, wie die Italiener erst einen vornehmen, prächtigen Plan erfinden und ausführen und dann durch alle möglichen Spielerigkeiten verhunzen. So geschmackvoll sie im Großen sind, so geschmacklos sind sie im Kleinen*). Sant' Ambrogio hat viele Kuppeln, seine mit

*) Was ich hier über Marmorarbeiten, Verzierungen und italienischen Geschmack sage, gilt natürlich nur für das, was mir damals bekannt war, nicht für die wirklich schönen Dinge, die ich später in Rom und anderen

Reliefs untermischten Wandmalereien wirken recht gut. An Gemälden sah ich einen guten Sankt Ignatius und eine noch bessere Beschneidung, von Rubens. Von der mir als bewundernswert gerühmten Himmelfahrt Mariae, war ich anfangs — Gott verzeih' mir die Sünde — wenig entzückt, trotz meiner Vorliebe für Guido. Als ich sie jedoch danach in besserer Beleuchtung sah, schien mir das Obere des Bildes eigentümlich schön. Die Jesuitenväter haben zur Bequemlichkeit des Senats einen vergoldeten Balkon gebaut, der mit ihrem Hause in Verbindung steht.

Die schönste Kirche Genuas ist Sant' Annunziata bei dem Kloster der Zoccolanti. Freilich das Portal und die Wandmalereien sind schlimm, im Gesamtplane aber sowie in der Stärke des ersten Eindrucks übertrifft sie das Beste, was ich in der Art gesehen habe. Die Kirche ruht auf zwei Reihen weiß und rot gesprenkelter Marmorsäulen, die außerordentlich hübsch wirken. Überall karrarischer Marmor, und das ist noch nichts gegen die schneckenförmig gewundenen Säulen in den Kapellen der Kreuzarme, die eine Art Achat sind. Kaum weniger schön sind die anderen Kapellen. Die der Jungfrau Maria hat einen schönen Rubens, der aber doch stark verliert, wenn man ihn mit dem Abendmahl von Giulio Romano über der Haupttüre vergleicht. Wegen ihrer Marmorarbeiten verdienen die Kapellen San Luigi, San Clemente und die der Lomellini Beachtung. Kaum glauben möchte man, daß der stolze Bau das Werk einer einzigen Privatperson ist. Er ist noch nicht fertig und wird es auch so bald nicht werden, da die guten Väter bis dahin den Zinsgenuss eines großen Kapitals haben, das für den Kirchbau festgelegt ist.

Städten gesehen habe. Die Marmorarbeiten und Schmuckformen der Kapelle der Medici in Florenz und vor allem der Ignatiuskapelle in Rom sind ganz was anderes, als das hier. Aber wahr bleibt es doch, was ich damals sagte, daß die Italiener nur im Großen Geschmack haben. Ihren herrlichen Häusern fehlt es im Innern an Anmut, und vor allem Bequemlichkeit.

Santa Maria di Carignano liegt auf einer Höhe. Ich kam zu ihr hinauf auf einer langen Brücke, die um den Weg abzukürzen gebaut ist und in mehreren Bögen über Straßen mit achtstöckigen Häusern wegführt. Was die einfältigen Kerle einem auch aufreden möchten, das Portal ist unbedeutend. Hochbefriedigt aber war ich, im Inneren weder Marmor noch Fresken, sondern einmal einen ganz weißen, edelschlichten Bau zu finden. Vier große Bildsäulen schmücken die Vierung. Die beste von ihnen ist der heilige Sebastian, von Puget. Von Gemälden erinnere ich mich an die Magdalena, von Guido, einen Märtyrer, von Carlo Maratti, Sankt Franziskus von Guercino, eine Kreuzabnahme von Cambiaso, den heiligen Karl Borromäus von Piola, und einen heiligen Dominikus von Sarzana. Wir bestiegen die Kuppel auf einer Spindeltreppe — ohne Spindel, an Stelle der Spindel führt ein walzenförmiges Loch von unten bis oben. Von der Kuppel hat man einen weiten Blick über das Meer und die Stadt.

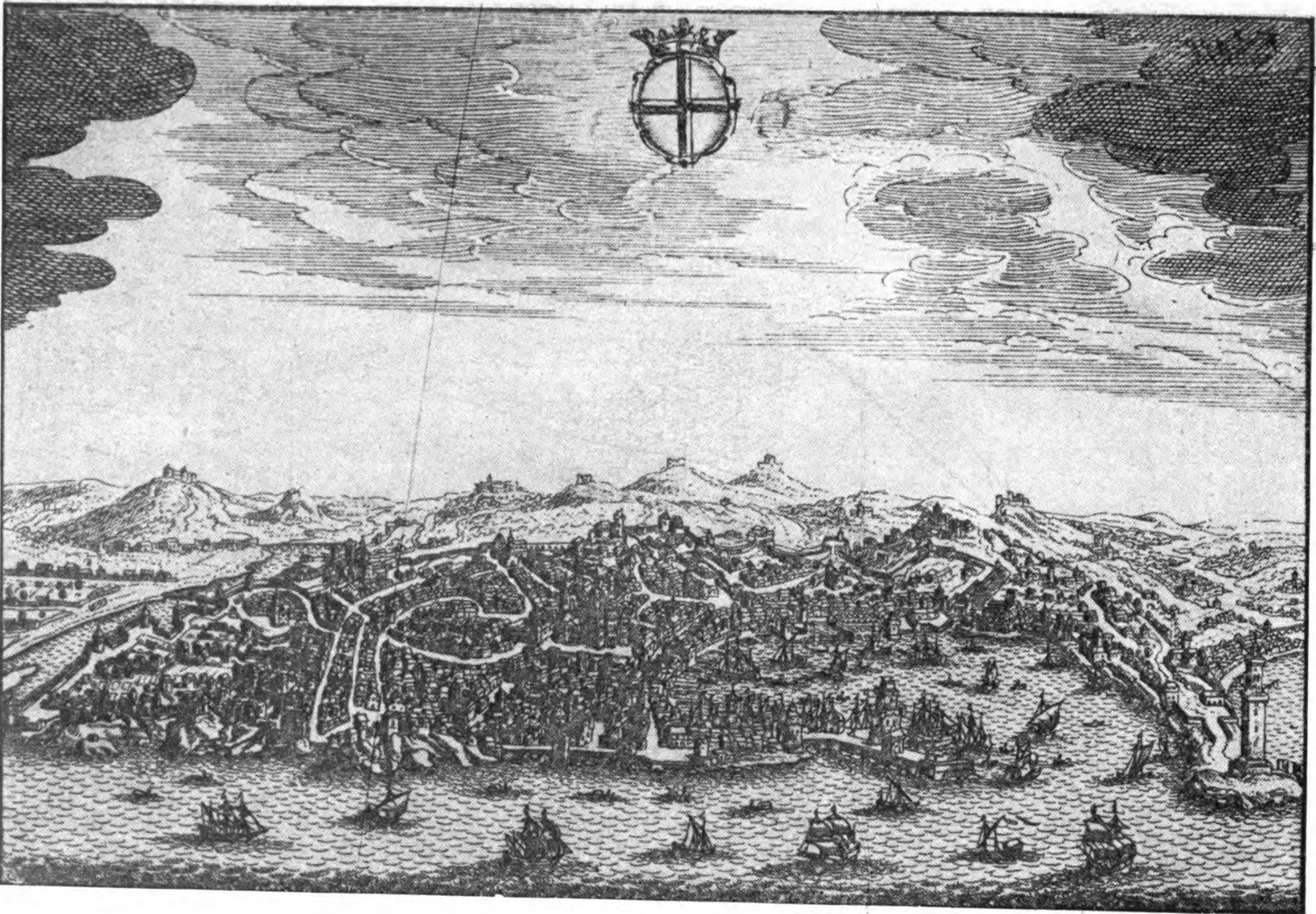
Eins der berühmtesten Bilder in Genua ist die Steinigung des Stephanus, von Raffael und Giulio Romano in Santo-Stefano. Im ersten Augenblick mißfiel mir seine trostlose Herbheit, bei längerer Betrachtung kann man nicht umhin, den mannigfaltigen Ausdruck der Köpfe, die Lebendigkeit der Stellungen zu bewundern. Besonders staunt man, wie im Gesicht des Stephanus gleichzeitig Erwartung des Schmerzes, Gottergebung, Hoffnung und Sanftheit sich ausdrücken, hier — nur hier meine ich, wird Raffael mit Hand an das Werk seines Schülers gelegt haben.

Wie in aller Welt der Gemeindeesel den schlechtesten Sattel, so hat der Doge in dem ganz einfachen und schmucklosen Staatspalast der Signoria die schlechteste Wohnung. Im Hofe sind die Standbilder von Andrea und Giovanni Doria, darunter steht, daß jener der Stadt die Freiheit gebracht, dieser sie ihr erhalten habe. Die Dogenwohnung ist in keiner Weise besonders vornehm. In einem der Beratungssäle

stehen große Standbilder der Wohltäter des Staates mit Inschriften darunter, schlechte Fresken mit den Ruhmestaten der Genuesen bedecken die Wände. In einem anderen Saale sieht man die Reisen des Christoph Kolumbus. Besser, obwohl sehr hart gemalt, ist die Fronleichnamsprozession von Napoletano d'Angeli. Der Waffensaal ist, ehrlich gesagt, nicht viel mehr, als eine Trödelbude mit altem Eisen. Man zeigte mir über der Türe den Schnabel oder Sporn einer altrömischen Galeere, die, wie auf einer Marmortafel darunter zu lesen ist, bei der Austiefung des Hafens gefunden wurde. Dann sah ich die Panzer, die die Genueser Damen bei dem Weiberkreuzzug trugen, dessen Geschichte Misson geschrieben hat. Sie sind weit, kurz, und nach vorn lächerlich ausgebuckelt, wie man sagt, für den Busen. Wenn das wahr ist, hatten diese wackeren Ritterinnen ihren Rittern schon etwas zu bieten.

Von allen Palästen Genuas halte ich den des Marcello Durazzo in der Strada Balbi für den schönsten. Wenn ich noch alles wüßte, was ich dort gesehen habe, das gäbe eine lange Geschichte. Im großen Saale beim Eintritt zwei Bilder von Bertolotti, auf denen türkische Zeremonien dargestellt sind, im nächsten drei Bilder des Giordano: Seneka, Olint und Perseus, von dermaßen verschiedener Malart, daß man niemandem glauben möchte, daß sie von ein und demselben stammen. Weiter eine schöne Madonna von Capuccino Bernardo Strozzi. Die prächtig eingerichteten Wohnräume sind mit Gipsmarmor gepflastert, alle Decken sind geschmackvoll vergoldet, die Tische, Tür- und Fensterverkleidungen aus seltenen Marmorarten. Dann: Seidentapeten mit Pflanzenfarben bemalt von Romanelli nach Originalen von Raffael, große deutsche Sammlungen mit tausenderlei Schnurrpfeifereien, darunter ein zwei Spannen langes Flachrelief aus Elfenbein, auf dem sich wohl vier- bis fünftausend Figürchen, jedes vom anderen durch seine Besonderheit unterschieden, befinden mögen.

Seine Terrassen schauen auf das Meer und sind mit Balu-



⟨9⟩

straden geschmückt, auf denen in großen Marmorurnen Bäume stehn. In der Galerie voller antiker und moderner Statuen merkte ich mir einen Faun und einen Narcissus an. Der Engel an der Kapellendecke wirkt überzeugender in der Verkürzung, wie irgendeine Deckenfigur, die ich gesehen habe. In den Wohnräumen: das Bild einer Durazzo, von van Dyck, zwei Bassanos, zwei Carlo Dolci, eine hübsche Landschaft von Benedetto Castiglione, endlich das berühmte Gastmahl bei dem Pharisäer, von Paul Veronese. Es ist eins seiner bekanntesten Bilder und war bei den Benediktinern in Venedig. In aller Heimlichkeit kaufte es ihnen Spinola für vierzigtausend Lire ab, ungerechnet das, was er jedem Mönch einzeln in die Hand drücken mußte, um seine Stimme zu bekommen. Die Republik, die den Verkauf des Bildes aus Venedig bei schwerer Strafe verboten hatte, setzte einen hohen Preis auf den Kopf des Spinola, wenn ihn jemand im Staatsgebiete griffe, und alle Mönche des Klosters wurden Landes verwiesen. So wenigstens erzählte man mir, für die Wahrheit kann ich mich nicht verbürgen. Viel behalten habe ich von diesem Gastmahle nicht, in Venedig weiß man nur von vier Gastmählern des Veronese, von denen noch drei in der Stadt sind. Das vierte wurde dem König von Frankreich von der Republik geschenkt und ist zu Versailles in dem schönen Herkulessaale zu sehen. Zu guter Letzt besah ich mir einen antiken Vitellius aus Granit, sehr fein ausgearbeitet und lebensvoll, jemand sagte mir, dies Stück allein sei wertvoller, als alles zusammen, was sich sonst noch in dem Palast befände, was ich gern glauben will. Giulio Romano hat es in seinem Bacchanal für den Schlemmer, der im Triumphwagen sitzt, verwertet *).

Der Palast des Philipp Durazzo ist nicht so prächtig, aber abgesehen von dem oben erwähnten Veronese sind die Ge-

*) Es ist eine der schönsten Kaiserbüsten, die auf uns gekommen sind, und man kann sie wohl dem Julius Caesar aus dem Palazzo Casali, ja fast dem Caracalla im Palazzo Farnese an die Seite stellen.

mälde in ihm schöner. Auf Einzelheiten mich einzulassen hatte ich nicht Zeit, alle Räume hängen voller Caraccis, Guido Renis, Rubens, Van Dycks, Tintorettos, Spagnolettos, Domenichinos, Caravaggios usf. Unter dem allen schienen mir die Guidos den ersten Rang einzunehmen. All das machte mir viele Freude, ich mußte jedoch weiter zum Palazzo Doria, in der Strada Nuova, dessen Schönheiten anderer Art sind.

Als ich hier die Treppe hinaufstieg, sah ich ein aufrechtgestelltes poliertes Silberbecken mit einer großen Linse davor als Laterne. Wenn die Lampen brennen, kann man ebensowenig hineinsehen, wie in die Sonne. Ich vermute, daß sie unseren Postkutschlampen zum Muster gedient hat. Die Architektur des Doriapalastes wird hoch geschätzt, mir gefällt indes der Palazzo Balbi, den der Hausherr den Jesuiten als Versammlungshaus überlassen hat, weit besser. Das Beste im Doriapalast sind die Wandteppiche mit den Porträts dieser berühmten Familie, außerdem noch ein Wandbehang nach Zeichnung von Giulio Romano, dessen Wert auf hundertzehntausend Livres geschätzt wird. Dann schöne Schreine mit Juwelen, eine bronzene heilige Therese entzückte mich, sie ist das Werk des Fiorentino, der auch einen Kindermord in Silber über einem sehr schönen Spiegel gearbeitet hat, von dem am rechten Fleck zu reden, nämlich im Palazzo Durazzo ich vergessen habe. Im übrigen schien mir der Palazzo Doria, was Grotten, Bäder, Kapellen und Gemälde angeht, nur mittelmäßig, obgleich gute Sachen aller Art da sind, ich hatte eben gerade vorher noch bessere gesehen.

Die Gärten in der Luft, die mit den verschiedenen Stockwerken in gleicher Höhe liegen, sind wirklich sehenswert. Es gibt in Genua sehr viele solcher Dachgärten. Die Unebenheit und Beschränktheit des Baugrundes sind Anlaß zu diesen eigens neben den Wohnräumen aufgeführten oder ausgesparten Terrassen gewesen, die mit großen Kosten dem Luft-

mangel abhelfen, an dem man in der Stadt leidet. Manche dieser Dachgärten haben schöne Springbrunnen, die vornehmen Wohnungen, die hier stets im zweiten Stock liegen, haben außerdem Wandelhallen in türkischer Art, in denen man sich in freier Luft ergehen kann. Misson leugnet ganz frech diese Luftgärten und behauptet, es seien nur Blumentöpfe auf den Fensterbänken, das beweist aber nur, daß er nie oder höchstens als Durchreisender in Genua gewesen ist.

Der alte Palazzo Doria vor der Stadt war einst das Schönste, was man sich denken kann, und ist es in gewisser Hinsicht noch heute, so verwahrlost er auch daliegt. Sein Garten ist der allgemeine Spazierweg. Ein großes Marmorbecken steht darin, aus dem nach allen Seiten die Wasserstrahlen in die Höhe schießen, in der Mitte aber sitzt wie ein dicker Teufel Neptun, der den berühmten Seefahrer Doria vorstellt. All das ist noch nichts gegen die herrlichen Terrassen von karrarischem Marmor, die mehrere übereinander am Meere entlang laufen, hohlräumig und von oben bis unten von Säulen aus gleichem Marmor getragen. Von hier aus hat man den unvergleichlich besten Überblick über den Hafen, die Fahrzeuge, das Amphitheater der Stadt, über Berge, Gärten und Lusthäuschen.

Als ich auf dieser Terrasse stand, hatte ich das vergnügliche Schauspiel, daß alle Kanonen, die am Hafen entlang stehen, zu Ehren der Sankt-Peter-Prozession feuerten. Die Schiffe antworteten mit all ihrem Geschütz und illuminierten hierauf Deck und Masten.

Der Palazzo Doria nimmt nicht nur die eine Seite einer sehr langen Straße ganz ein, sondern auch noch die andere. Luftige Brücken führen über die Straße hinüber. Auf den Gebäuden dieser zweiten Straßenseite, die man bis zur halben Höhe abgetragen hat, läuft eine Reihe korinthischer Säulen, die ein Laubgewinde tragen. Dahinter ziehen sich die Gartenanlagen bis auf die Höhe eines Berges. In diesem Garten, nahe einem kolossalen Jupiter, ist das Grabmal eines

Hundes, dem Andrea Doria ein Kostgeld von hundert Pistolen für seinen Unterhalt aussetzte. Die Grabschrift ist höchst merkwürdig: »Quì giace il gran Rolando, cane del principe Giov. Andrea Doria, il quale per la sua fede e benevolencia, fù meritevole di questa memoria, e perchè servì in vita si grandemente ambidue le leggi, fù ancora giudicato in morte doversi collocare il suo cenere presso del summo Giove, come veramente degno della real custodia.

Visse XI anni e X mesi, morì in settembre del 1615, giorno 8, ora 8 della notte.«

Am Palazzo Spinola sind alle Großtaten der Familie in Fresken auf die Fassade gemalt, von Giulio Romano oder wenigstens nach seinen Zeichnungen.

Um Ihnen auch von den Vorstädten noch etwas zu sagen, will ich Ihnen verraten, daß San Pietro d'Arena voll prächtiger Häuser ist, die vor denen in der Stadt manches voraus haben: erstens einmal kann man sie wirklich sehen, außerdem sind sie höchst geräumig und schließen große Gärten in sich mit Grotten, Springbrunnen und kleinen Parks, die sich bis über die benachbarten Berge erstrecken: ein herrlicher Fleck Erde zum Spazierengehen.

Für die endlich, die nichts Sehenswertes übergangen wissen wollen, nenne ich noch folgendes: In Santa Teresa eine wunderschöne Kapelle ganz aus stahlgrauem Marmor. — — Im Albergo, das ist das Stadtkrankenhaus, die großen Baulichkeiten und eine Madonnenstatue, von Puget. — — Von demselben Künstler ein prächtiger Hochaltar aus karrarischem Marmor in Santa Maria della Vigna.

Im Palazzo Giacomo Balbi: Joseph deutet die Träume, Strozzi, genannt Capucinus, schön.

Um die kostbaren Minuten des Herrn Generalprokurators nicht zu mißbrauchen, bringe ich vom Palazzo Brignole kein Gesamtverzeichnis, sondern erwähne nur kurz die besten Stücke:

Entführung der Sabinerinnen, Tempesta: ein Bild nicht

nur von der Ausdruckskraft, die wir an ihm kennen, sondern überdies anmutig und schön in der Farbe. — — Anbetung der Könige: Tizian, wundervoll. Marchese Brignolet hat zwölftausend Dukaten dafür zurückgewiesen. — — Judith, noch schöner. — — Ein Marmorbrunnen, von Puget. — —

Sie werden mir vielleicht sagen, daß Sie aus diesen Katalogen nicht viel entnehmen können. Aber was sagen Ihnen die berühmten Kataloge von Marolles mehr? Sicher ist, daß es mir rasend viel Zeit gekostet hätte, wenn ich's

Mit schönen Reden aufgeschrieben,
In Art solches Berichts,
Wie ihn um jedes Nichts
Herr Felibien belieben.

Denken Sie, wie merkwürdig! Die Lakaien in den Palästen kommen und bieten einem Eis an, und wollen nichts dafür nehmen, wenigstens muß man erst nötigen. Die Küster dagegen in den Kirchen machen hohle Pfötchen.

SIEBENTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Fahrt von Genua nach Mailand. — Pavia.

Mailand, den 8. Juli 1739.

Unter den Ergötzlichkeiten, die Genua zu bieten hat, ist die, wieder heraus zu sein, nicht die geringste. O weh! Wie recht hat das Sprichwort: »Uomini senza fede!« Kaufleute, Gastwirte, Postmeister, Arbeiter, Nonnen sind insgesamt von nie erhörter Durchtriebenheit und Unehrlichkeit. Am zweiten Juli reiste ich ab, über die Maßen erbost auf dies Geschmeiß von Republikanern, vor allem auf einen gemeinen Schuft, der uns über die Bezeichnung »posta« und »cambiatura« alles mögliche

vorgeschwindelt und damit auf nur fünfundzwanzig Meilen, ich weiß nicht wieviele Zechinen mehr abgenommen hat, als es gebraucht und gekostet hätte, wenn wir uns, statt die Post zu nehmen, über die cambiatura gehörig klar geworden wären. Außerdem stand uns frei, von Stadt zu Stadt Privatfuhrwerk zu nehmen, was sich für Leute, die an jedem beträchtlichen Ort des Vergnügens halber halten, sehr wohl gelohnt hätte. Die zwei Reisearten, die sich »posta« die eine, »cambiatura« die andere nennen, sind einfach genau dasselbe, ohne im Grunde irgendeine Verschiedenheit zu haben. Unterschiedlich ist nur Benennung und Preis, indem die Post sehr viel teurer ist, manchmal viermal so teuer, als in Frankreich. Bis jetzt sehe ich in den Preisen nichts, was irgendwie feststände, sie sind verschieden nach den verschiedenen Städten und vielleicht sogar nach dem Grade von Schurkerei bei den Postmeistern, die, soviel sie vermögen, die Unwissenheit der Fremden mißbrauchen. Sie können sich denken, wie stark das bei so langer Fahrt ins Geld geht, den vielen Pferden, die wir brauchen, und der Menge Posthaltereien, wo Pferde gewechselt werden. Die Posthalterei kommt uns Vieren, eines ins andere gerechnet, auf fünfzig bis sechzig Livres. Eigentlich kann man nur mit Posthaltereien rechnen, da die Poststrecken so mangelhaft geregelt sind, daß bald eine einzige fünf Meilen lang ist, bald wieder zwei Posthaltereien auf eine Meile kommen. Abgesehen davon werden sie recht gut bedient. Im allgemeinen muß man den Beiwagen nehmen und sich ein Postbuch anschaffen, um von den Postmeistern, diesen Gaunern, die die Fremden schröpfen, wo sie können, nicht betrogen zu werden. An manchen Orten sind die Poststrecken noch in Viertel- oder Dreiviertelteilstrecken unterteilt, eine Art zu rechnen, die wir in Frankreich nicht haben, uns hat man stets für die ganze Strecke zahlen lassen. Die cambiatura bekommt man nur mit großen Umständen und auf Anordnung des Gouverneurs, hat man sie glücklich, so machen die Postmeister

aus Wut über diesen Befehl, der sie die Pferde zu zwei Drittel der Postpreise zu stellen zwingt, dem Reisenden tausend Scherereien und bringen ihn unterwegs zur Verzweiflung. Im allgemeinen hat man auf einer langen Reise schon Unbequemlichkeit und Gründe aus der Haut zu fahren genug, man sollte sich da nicht mit kleinen Sparereien abplagen. Es ist wahr, es kommt einen schwer an, begaunert zu werden, aber man darf sich ja der eigenen Eitelkeit zum Trost sagen, daß man sich nur übers Ohr hauen läßt, weil man zu faul ist, sich in Harnisch bringen zu lassen. Nach neuen Erkundigungen, die ich über die »vetturini« eingezogen habe, kann ich Ihnen nur den Rat geben, sich mit denen nie im Leben einzulassen, ein schauderhaftes Volk! Außerdem dürfen sie nach den Bestimmungen nur Fremde befördern, die sich schon mindestens drei Tage in der Stadt aufgehalten haben.

Von Genua fuhren wir nach Campo-Marone, ein und eine halbe Post, eine sehr kurze Strecke, die mir aber wegen der außergewöhnlichen Holprigkeit des Weges recht lang wurde, trotz der vielen schönen Häuser, die rechts und links standen. Es ging über eine Ebene, auf der auch nicht die geringste Spur einer Straße zu erblicken war. Ringsum nichts als Kiesel und kopfgroße Felsstücke. Herkules hat, wie es scheint, hier reichlich Steine herabregnen lassen, wie auf die Crau in der Provence, das ganze Land ist fußhoch damit bedeckt. Die Felsen, über die man weiterhin bis nach Voltaggio kommt, schütteln einen auch, aber doch lange nicht so, wie diese schreckliche Ebene. Dazu noch in einer federlosen italienischen Postkutsche, die mehr zum Rädern als zum Befördern der Reisenden gemacht scheint! — Nach hundert Stockhieben ist man schwerlich zermürbter als wir bei unserer Ankunft an Mailands Grenze. Die Strecke gilt übrigens auch als die übelste von ganz Italien.

Bevor man nach Novi kommt, findet man Gavi, dessen Zitadelle mir recht stark scheint, sie ist über einen Felsen gebaut und besitzt starke Werke.

Novi ist die letzte Stadt der Herrschaft Genua. Wie bei ihrer Herrin liegt auch ihre Stärke in Fresken und Sorbetti.

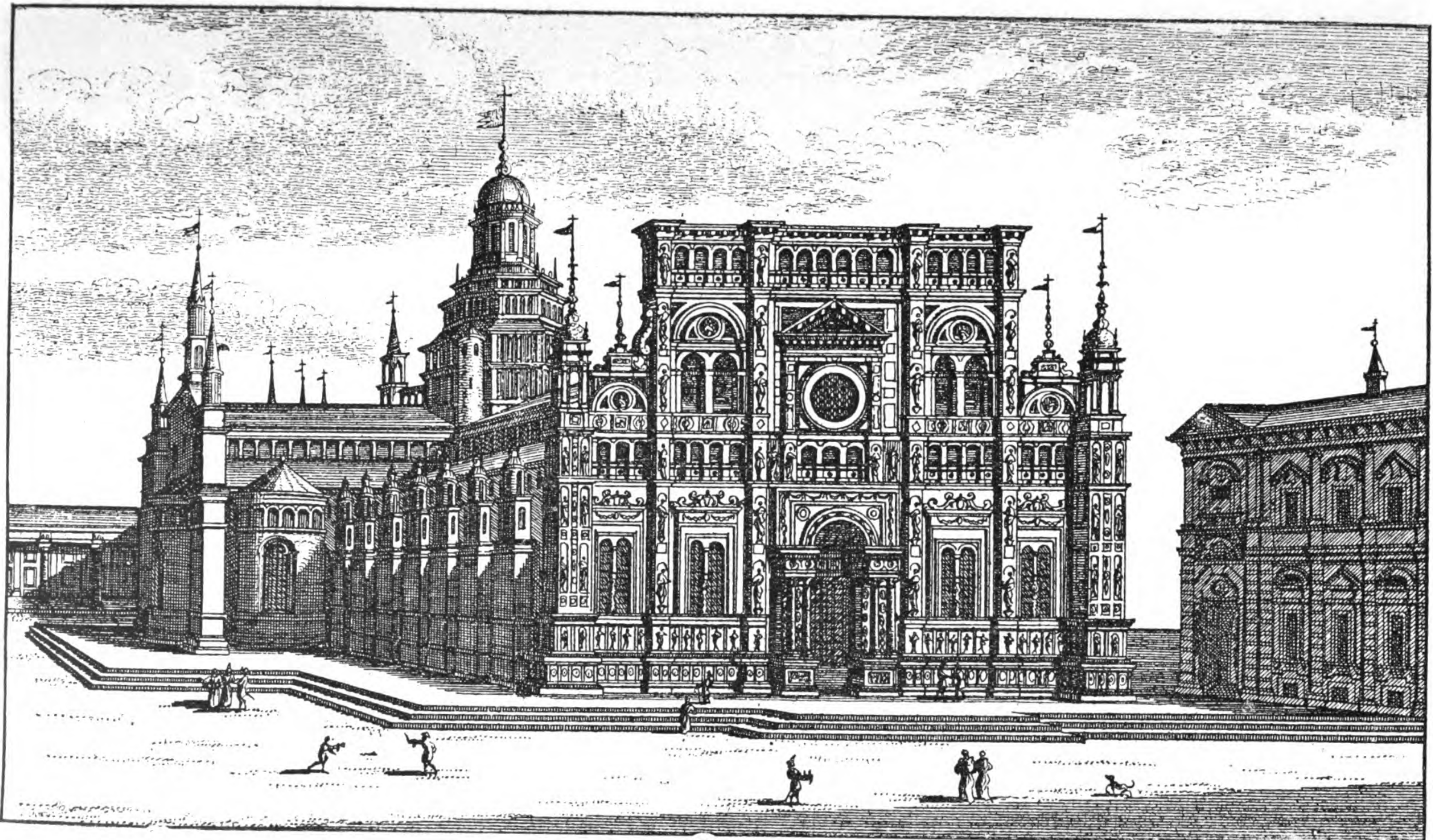
Hier heraus, kamen wir in die mailändische Ebene, die der gräßlichen Landschaft, die wir verließen, nicht als Folie bedurft hätte. Kein Land ist reicher, keines fruchtbarer, keinem geben die Bäume angenehmeren Schatten. Das ganze Land prangt im allerschönsten Grün, Zug für Zug im Wesen und Aussehen wie die schönsten Bezirke unseres burgundischen Tieflands an den Ufern der Saone.

Zwei Poststrecken von Novi bis Tortona, einer häßlichen kleinen Stadt mit gleich unbedeutendem Schloß. Über die Eroberung eines derartigen Platzes hätte man im letzten Feldzuge nicht solches Geschrei machen sollen. Die Bresche, durch die man beim Sturm eindrang, liegt noch immer offen. Dafür hat man vor ihr in jüngster Zeit einen Graben in den Felsen gelegt von drei Klaftern Tiefe.

Voghera, wo wir schlafen gingen, eine fabelhaft lange Poststrecke von Tortona, ist nur ein Dorf, trotzdem aber gut zwanzig Tortonas wert. Auf dem Wege kommt man vorbei an Ponte Corona.

Am dritten stiefelten wir uns, wie man sagt, um in der Stadt zu übernachten, fuhren um vier Uhr in der Frühe ab und machten an dem Tage zwei tatsächlich sehr lange Posten, aber immer auf gutem Weg durch die schöne Ebene. Der Po wird auf einer Fähre, die aber schon mehr wie eine wandelnde Schiffbrücke aussieht, überschritten. (Von Turin bis zum venezianischen Golf gibt es nicht eine Brücke über den Po.) Dann geht es über einen Arm des Tessin, und zum drittenmal beim Eintritt in Pavia über den Tessin selbst, diesmal auf einer großen überdachten Brücke, die wie eine Halle wirkt. Der Tessin ist ein ziemlich beträchtlicher Fluß und der größte aller Nebenflüsse des Po, der in dieser Gegend der Saone nicht nachsteht.

Wir blieben in Pavia. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde ich mir von dieser Stadt, die lange Zeit Residenz der lom-



⟨10⟩

bardischen Könige war, so übertriebene Vorstellungen gemacht hatte. Sie ist mäßig groß, von länglicher Form, schlecht und trübselig erbaut aus Backstein. Die Straßen sind breit und öde. Einzig die große Straße, an der die Stadt hauptsächlich liegt, ist dichtbewohnt und einigermaßen betriebsam. Die braven Lombarden hatten sich anscheinend eingebildet, daß ihre Stadt im höchsten Grade sehenswert sei, — eine Eitelkeit an sehr falscher Stelle, — wenigstens versteiften sie sich darauf, uns tausend überaus ärmliche Dinge zu zeigen.

Die Kathedrale ist ein alter, verquer gebauter Kasten, in dem mir einzig die um einen Pfeiler herumgelegte Kanzel auffiel. Gute hölzerne Flachreliefs schmücken sie, sie ruht auf zwölf Apostelfiguren, gewissermaßen ihren Karyatiden. In einer Ecke des Schiffes zeigte man mir die Lanze des Paladins Roland, ein — ich will Sie nicht ärgern — braver, ehrlicher Schiffsmast, mit dem er in seinem Zorn dem Medor ein Klystier hatte geben wollen.

Auf dem Platz daneben ein Reitersmann, der einen Vorfahren Rosinantens reitet, auf einer Säule, Reiter und Pferd aus Bronze. Soll ein ausgezeichnetes Römerwerk sein und Kaiser Antoninus vorstellen, ist aber wahrscheinlich das Machwerk irgendeines Ostgoten.

Das Grabmal des heiligen Augustinus bei den Brüdern dieses Namens ist das einzige wirklich Sehenswerte. Es ist eben fertig geworden. Da der Oberteil seit drei Jahrhunderten und länger fertig war, hat der Künstler auch bei der Vollendung in einem der Gotik sich nähernden Geschmack arbeiten müssen, was ihm aber recht gut gelungen ist. Nur die kostbarsten orientalischen Marmorarten hat er dazu verwendet. Der Leib des Heiligen liegt unter dem Altar in einer unterirdischen Kapelle.

Ein Mönch holte den Schlüssel zu dem Schrein, in dem sich der Leib befindet, versicherte uns mit Nachdruck, daß er wirklich drin sei, schloß aber nicht auf. Zur Entschädigung kredenzte er jedem von uns ein großes Glas frischen Was-

fers aus dem nahen Ziehbrunnen, und zwar ganz um Gottes willen. Der Leichnam des Heiligen ist vor alters einmal von Sardinien nach Pavia überführt und hier beerdigt worden. Man hatte aber seit so vielen Jahrhunderten schon nicht herauskriegen können, an welchem Fleck. Sie behaupten nun, neulich hätten sie ihn wiedergefunden. Als ich sie aber fragte, welchen Beweis sie hätten, daß er es wirklich sei, waren sie ehrlich genug, zuzugeben, sie hätten keinen. Ein kleines Ex voto ist nicht zu vergessen. Es stellt einen armen Augustinermönch in einer ganz gräßlichen Lage vor. Die Stute, auf der er sitzt, bespringt ein Racker von Maultier und legt ihm dabei beide Hufe auf die Schultern. Am Gesichtsausdruck des Mönches ist leicht zu sehen, daß ihn dies Abenteuer weniger erfreut, als das Maultier, aber der heilige Augustin kommt huldreich auf einer Wolke vom Himmel und zieht den Mönch aus der Klemme, indem er den Vorgang beschleunigt. Noch mehrere andere Grabmäler sind in der Kirche, unter anderen das des Konsul Boëtius, auf vier Säulchen.

Dann mußten wir aus der Stadt heraus nach der Benediktinerkirche San Salvatore, was verlorene Mühe war, denn es ist wirklich nichts dran. Nicht, als ob die Kirche nicht neu hergerichtet wäre, und reich versehen mit Bronzen und Malereien aus dem Leben der Gründerin Adelheid, der Gemahlin des Kaisers Otto, aber wenn man soviel Schöneres sah und so viel Schöneres noch vor sich hat, lohnt sie wirklich nicht der Mühe. Man machte mich auf zwei Wundertaten des heiligen Maurus aufmerksam, gemalt von dem gepriesenen Fumiani, über die ich indes ebenso denke, wie über die Kirche.

Dann wollte man mich auf den Friedhof der in der Schlacht bei Pavia gefallenen Franzosen haben, so weit ging mein Entgegenkommen für diese Maulaffen aber doch nicht.

Vor unserer Weiterreise gab uns Frau Bellinzoni, eine geborene Persy von Curgis aus Burgund, noch Empfehlungsbriefe für Frau Simonetta in Mailand. Tags darauf fuhren wir ab, um sie zu nutzen.

Zur »Certosa« von Pavia, einer der berühmtesten Stätten Italiens, bedarf es nur eines kleinen Umweges. Nahebei war die Schlacht von Pavia, die genaue Örtlichkeit suchte und erfragte ich ohne Erfolg. Das Land ist fast überall stark mit Bäumen bedeckt, und nur schwer findet man einen Fleck, der sich zu solchen Affären eignete.

Das Portal der Kartause, aus weißem Marmor, ist ein prachtvoller Salat von allen nur erdenklichen Schmuckformen: Statuen, Flachreliefs, Blattwerk, Bronzen, Medaillen, Säulen, Glockentürme usf. Von oben bis unten könnte man keinen Finger auf ein Plätzchen ohne Schmuck legen. Das gibt wohl den Augen ein ganz vergnügliches, unterhaltendes Bild, denn da und dort sind gute Einzelheiten, bleibt aber doch immer Gotik, und ich müßte mich sehr täuschen, sagt man gotisch, so handelt es sich fast immer um eine schlechte Arbeit.

Um die ganze Kirche laufen außen Säulengalerien, und zwar mehrere übereinander, in denen man spazieren kann. Das Innere überrascht durch seine Pracht, die guten Verhältnisse, und die Wölbung, halb Mosaik, halb ultramarin bemalt mit Goldsternen, die Gitter vor den Kapellen sind köstlich, vor allem aber das große, welches das Schiff abschließt, ganz aus Kupfer, das wie Gold glänzt und ausgezeichnet bearbeitet ist. Eines der schönsten Dinge, die ich in meinem Leben gesehen habe.

Von hier kommt man in den Chor der Brüder, und aus ihm in den Hauptchor, der von Daniel Crespi mit recht schönen Fresken ausgemalt ist. Der Hauptaltar ist so schön, daß ich gleich entzückt darauf zulief. Eine äußerst fein entworfene Balustrade aus Marmor und Bronze, vollendet ziselierte Bronzeleuchter, und einige ganz gute Statuen machen den Anfang, alles aber verbleicht vor dem Hauptaltar selbst oder dem Sakramentshäuschen. Er besteht, ohne Übertreibung, so groß er ist, völlig aus kostbaren orientalischen Edelsteinen: Alabaster, Verde antico, Blutjaspis, Lapislazuli sieht

man kaum vor anderen noch schöneren Steinarten. Ein Marmorliebhaber könnte sich hieran einen ganzen Monat lang weiden, und wer von uns eins aus der verschwenderischen Fülle dieser köstlichen Stücke besäße, ließe sich mit Wonne eine schöne Tabakdose daraus machen.

So hohe Befriedigung auch dieser Hauptaltar gewährte, hatte ich doch noch große Freude an dem Altarschmuck der verschiedenen Kapellen. Ich hätte einen Eid schwören mögen, sie seien von oben bis unten aus Stickerei. Erst als ich herantrat und sie befühlte, fand sich, daß es Marmor war, aus kleinen Stückchen wie zu einem sehr artigen Wandteppich zusammengefügt. Marmor und Bronzen wären als das Hauptsächlichste in dieser weitgepriesenen Kirche zu erwähnen. Skulpturen und Malereien, soviele ihrer auch dasind, suchen Sie hier nicht. Ich hatte ein Verzeichnis gemacht, will mir aber die Mühe des Schreibens und Ihnen die des Lesens ersparen. Nur einige Stücke, die mir der Erinnerung wert scheinen, setze ich Ihnen hierher. In der dritten Kapelle, beim Eintritt rechts, ein Fresko von Ghisolsi. In der vierten ein sehr schönes Flachrelief von Vospino, und ein Gemälde von Ambrogio di Fossano, interessant, weil aus den ersten Zeiten der Malerei stammend. In der fünften ein San Siro von Dürer .... Im Querschiff auf derselben Seite ein schönes Grabmal des Galeazzo Visconti, der das Kloster gestiftet hat. Am Kirchenende liegt die Statue des Lodovico Sforza, genannt »il Moro«, gebettet, der nach zwölfjähriger Gefangenschaft in Frankreich, im Schloß von Loches starb. Dieser Mann ist wegen seiner Niederträchtigkeiten in unserer Geschichte dermaßen berüchtigt, daß ich sehr gespannt darauf war, seine Gesichtsbildung zu betrachten. Sein Gesicht ist durchaus angenehm, recht das eines Biedermannes. Heran Ihr Physiognomiker! Linker Hand zwei Granitsäulen, die ersten, die ich poliert gesehen habe. In der zweiten Kapelle drei Bilder von Pietro Perugino: das Beste, was an Malerei hier ist. In der vierten ein gutes Flachrelief vom Kindermord und ein

ausgezeichneter Kopf auf einem Bilde von Neri, das im übrigen schlecht ist.

In der sechsten ein gutes Flachrelief, wie der heilige Ambrosius die Armee der Algerier in die Flucht schlägt . . . . In der siebenten ein kleines Langbild von Procaccini, das prachtvoll ist in der Farbe. Im Querschiff die Chorstühle der Brüder mit eingelegten Bildern aus verschiedenfarbigen Hölzern.

In der Sakristei ein großer Altarbehang, auf dem in winziger Arbeit die ganze Geschichte des Alten und Neuen Testaments nachgebildet ist. Man behauptet, er sei ganz aus Fischzähnen gearbeitet und ein Geschenk des Königs von Frankreich.

Die Kirchengewänder und das Silberzeug sind sehr berühmt, aber wir kriegten sie nicht zu sehen. Man hat sie weit weggeschickt, sobald der Krieg anfing, und wagt nicht, sie zurückkommen zu lassen, ehe hier der Frieden verkündigt ist.

Die guten Brüder haben eine Jahreseinnahme von hunderttausend Dukaten. Man hatte uns erzählt, daß sie alle wißbegierigen Besucher fürstlich bewirteten. Daraufhin hatte Lacurne regelrecht seit drei Tagen gefastet, indem er sich hier nach dem üblen Fraß der italienischen Herbergen etwas zugute zu tun hoffte. Als wir aber sechs Stunden lang immer in Erwartung einer Einladung, Beine und Augen angestrengt hatten, faßte er sich ein Herz und begehrte den Speisesaal zu sehen. Umsonst! Die guten Väter versicherten uns zu wiederholten Malen, bei ihnen sei nichts zu sehen, als die Kirche, und so mußten wir denn in der größten Hitze weiter, um tausend Schritte davon harte Eier zu verzehren. Beim Hinausgehen bemerkten wir durch ein Gitter hindurch einige alte Pergamente, die ihre Bibliothek vorstellen, und Sainte-Palaye begehrte sie zu sehen. Half ihm nichts, Franzosen werden sie nicht gezeigt, woran die guten Brüder zweifellos recht tun.

Um ein übriges zu tun, zeigten sie uns lange, prächtige

Weinspaliere, die von zwei Reihen Säulen getragen wurden. Daraufhin verließen wir dies elende Hundevolk und fuhren über Binasco (anderthalb Posten) nach Mailand (eine sehr lange Post).

Der Weg von Pavia bis Mailand ist weniger eine Landstraße, als eine gut mit Kies bestreute Gartenallee, die zwischen zwei Baumreihen und Kanälen rechts und links hinführt. Das Land ist schön und grün, die Bäume stehen vielleicht ein wenig zu dicht. Die Wege müssen im Winter sehr schlecht sein. Von Genua bis Mailand rechnet man neunzig Millien oder dreißig Meilen.

ACHTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Bericht über Mailand.

Mailand, den 16. Juli 1739.

Mit Superlativen sind die Italiener freigebig. Ein billiges Vergnügen, das nur die Fremden teuer kommt, die Beine und Beutel anstrengen um Dinge, die ihren Ruhm nicht verdienen! Schon so lange predigt man mir von den unerhörten Wundern des Mailänder Doms und seiner Fassade, die nach den Italienern »la cosa la più stupenda, la più maravigliosa« der Welt ist, so daß ich mich, kaum angekommen, zu ihm auf den Weg machte. Den schönen Stich von der Domfassade werden Sie kennen, wenn Sie ihn haben, halten Sie ihn in Ehren, das ist alles, was da ist! Ja freilich, wenn dies Bauwerk da wäre, wäre es was Feines, aber daß es das nicht ist, ist doch ein kleiner Mangel. Genug des Spottes. Kaum ein Drittel dieses Riesenbaues ist fertig, seit dreihundert Jahren ist man am Bauen, Tag für Tag kommen die Arbeiter, also wird er wohl erst in tausend Jahren, oder am Nimmermehrstag fertig. Käme man so weit, würde es wohl das um-

fänglichste Werk der Gotik sein, das die Erde trägt. Sogar eine Schule besteht hier, in der den Arbeitern der gotische Stil gelehrt wird. Seit der Bau begann, hat er nämlich viele Millionen geerbt, diese liebe Sitte sähe man ungern abkommen, und hat es deshalb mit seiner Vollendung nicht eilig. Das Innere ist sehr dunkel, schmucklos und ohne jede Anmut. Mit diesem Eindruck fange ich billigerweise meinen Bericht an, weil er anfing, mir die Stimmung ein bißchen zu verderben.

Im einzelnen freilich gibt es viel zu sehen: Die Größe, die einem auf den ersten Blick gar nicht so gewaltig vorkommt, ist verblüffend, die Seitenschiffe sind verdoppelt, ungerechnet die Kapellen. Sechs Reihen von Pfeilern, die riesig dick und hoch sind, tragen das Ganze, die Pfeiler, das gesamte Innere ist weißer Marmor. Der freilich auch nur zur Hälfte fertige Fußboden ist nicht etwa nur mit Marmor überkleidet, sondern besteht aus richtigen dicken Fliesen. Überhaupt, was man von diesem Stoff hier verbraucht hat, ist fast unvorstellbar, denn nicht nur die unzähligen Bildhauerarbeiten und Zierstücke, von denen der gotische Stil wimmelt, auch das Dach ist Marmor, und zwar große Platten, die vier bis fünf Fuß im Geviert haben. Und erklimmen Sie die Kuppel, so entdecken Sie eine Fülle Bildhauerei, die kein Mensch erwartet, und die — hier oben wenig Sinn hat. Die Kirche hat ringsum, seitlich wie rückwärts, gleiche Zeichnung, gleichen Figurenschmuck wie die Fassade. Die rückliegenden und seitlichen Teile sind weiter gefördert als der Vorderbau, weil dessen erbärmlicher Zustand jedem ins Auge fällt und die Mildtätigkeit der frommen Seelen aufmuntert. In ihrem ganzen Rund bewohnt die Kirche ein Volk von Bildsäulen, das schon heute ein stattliches kleines Heer ist. Wie wird das werden, wenn sie sich einmal versechsfacht haben! Sie sind übrigens fast durchgängig vortrefflich und wohl das Beste an dem ganzen Bau. Eine, die aber auch wirklich zu schön war zum Drobenbleiben, einen heiligen Barthel, hat man

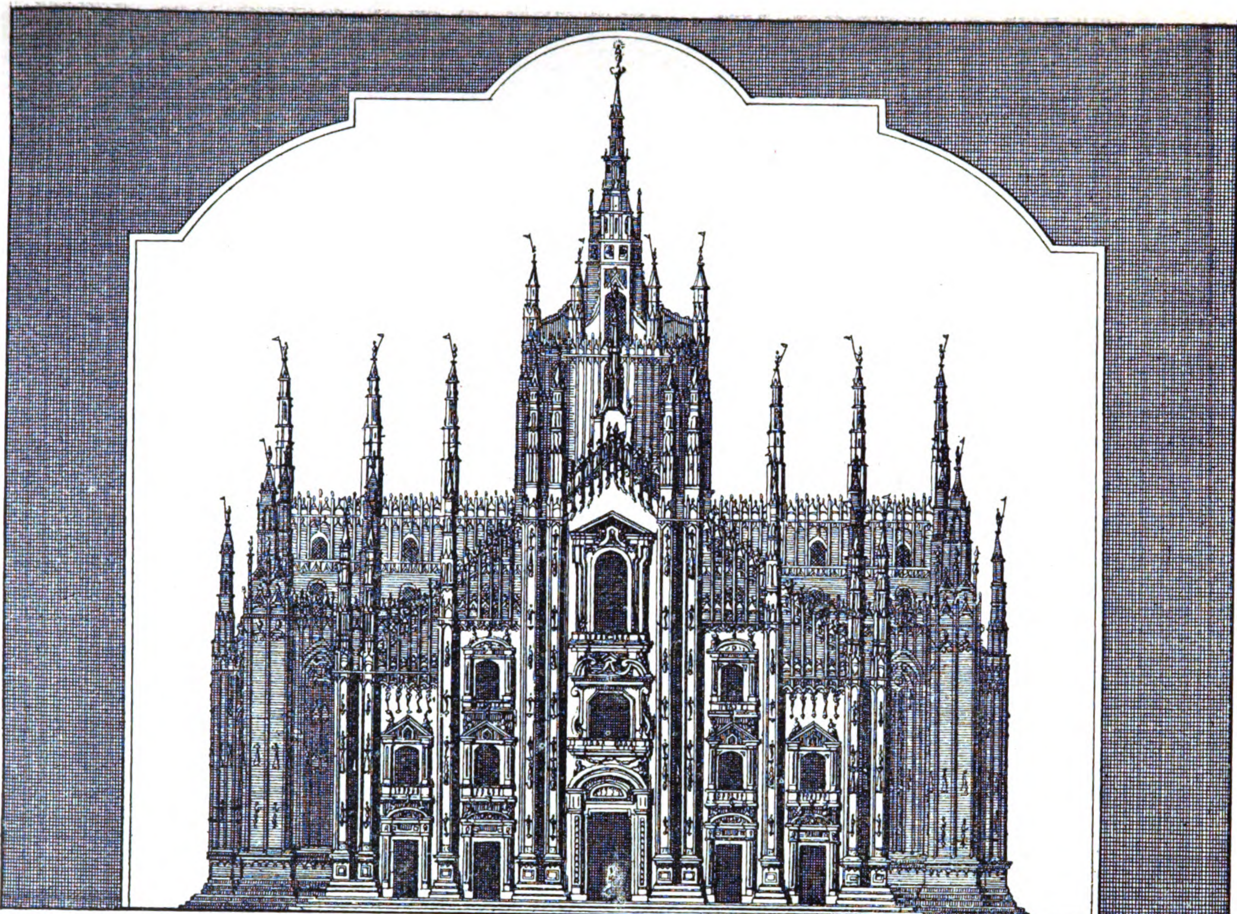
herabgeholt, man könnte daran die ganze Anatomie lernen. Daß aber am Sockel steht, die Figur sei nicht von Praxiteles, scheint mir, obschon sie wirklich besonders gut ist, doch übertriebene Vorsicht. Alle Schriftsteller, die ich einsah, weisen sie dem Cristoforo Cibo zu, müssen also wohl die Inschrift darunter nicht gesehen haben, die besagt, daß Marco Agrate sie gemacht hat. Die Außenwände des Chores schmücken Marmorbildwerke, das Innere Holzschnitzereien. Besonders letztere sind sehr schön und vorzüglich gearbeitet.

Die gut angelegte unterirdische Kapelle unter dem Chore enthält so viele heilige Leichname, daß kaum das Paradies damit besser versorgt sein wird. Dicht dabei liegt die Kapelle mit dem Leichnam des heiligen Karl Borromäus, der Kapellenfries ist ganz aus Silber. Mir ward die Gnade, vor dem Angesicht meines hochseligen Schutzpatrons niederknien zu dürfen und es von ganz nah zu betrachten. Denken Sie sich meine Entrüstung über eine verruchte Ratte, die ohne jeden Respekt vor seiner Gottseligkeit frech genug war, seine Nasenspitze zu beknabbern. Glücklicherweise war der heilige Herr gut benast und kann den Verlust verschmerzen.

Ein großes Becken aus Porphyr in dem Baptisterium ist wohl ebenso schön wie das, was wir in St. Denis haben.

Auch die vier Kirchenlehrer, die der Kanzel und der großen Innenpforte als Träger dienen, lohnen wohl, daß man sie ansieht.

Die Priester zeigten uns gegen Bezahlung den Domschatz, der sehr reich ist, vor anderem an gestickten Meßgewändern und Silberzeug. Ein sehr altertümliches kupfernes Büchschen von musivischer Arbeit interessierte mich. Dann ein vortrefflich ziseliertes Goldkästchen: die Figuren sind mit Email ausgelegt, was man heutzutage nicht mehr tut. Weiter, ein großes Ziborium aus Bergkristall, und schließlich eine Federmitra, die der heilige Karl Borromäus selbst getragen hat. Der war übrigens ein höchst baulustiger Herr und hat eine Menge hiesiger Gebäude aufgeführt oder erneuert.



Der Mailänder Dom nach Misson

⟨11⟩

Unter ihnen ist das Seminar von Joseph Mela das schönste und vornehmste: ein großer viereckiger Hof, den eine zweigeschossige Halle mit gekuppelten Säulen einschließt.

Erst nach ihm, trotz seiner zwei Säulenhöfe, ist das nicht so vornehm gebaute Kolleg der Schweizer zu nennen: es enthält eine schöne Sammlung von Bildnissen berühmter Männer.

Hierauf das Spital mit einem Hof gleichen Stiles wie bei den Schweizern, und einer riesig langen, halb gotischen, halb romanischen Fassade, und zu guter Letzt das hochgepriesene Lazarett: ein Riesenkreuzgang mit je hundert garstigen Zellen auf den vier Seiten.

Wenn ich sagte, die Kirchen Mailands seien baukünstlerisch nicht bedeutend, muß ich doch, besonders für den Innenbau, die Jesuitenkirche San Fedele ausnehmen, die von Pellegrino Tibaldi, genannt Pellegrini, gebaut ist. Bilder sind außer einer »Verklärung« von Julius Cäsar Procaccini nicht darinnen, dafür aber hängt im Ordenshause, gleich über der großen Treppe von der »Enthauptung Johannis« des Michelangelo Caravaggio eine Kopie, die, obschon Kopie, zum Schönsten gehört, was man sehen kann. Das Original in Malta ist sein Meisterwerk.

Die Liebfrauenkirche nahe San Celso soll von dem berühmten Bramante stammen, aber sollte wirklich ein so berühmter Meister die dorische Ordnung auf die korinthische gesetzt haben? Das wirkt natürlich keinen Deut weniger abscheulich, als man erwartet. Immerhin enthält die Fassade, der gute Säulenhallen vorgelegt sind, einige gute Statuen, besonders eine Eva von Fiorentino, der Antike würdig. Das Innere ist reich, Wände und Boden sind mit Marmor bekleidet, der Hauptaltar besteht wie der in Pavia aus kostbaren Steinen, ist aber nicht so schön.

Der Altar der Madonna wird von vier längsgeriefelten Säulen getragen, aus purem Silber mit vergoldeten Kapitellen. In einer Kapelle hängt ein gutes Bild des heiligen

Hieronymus, von Paris Bordone, und in der Sakriſtei eine heilige Familie, von Lionardo da Vinci. — — Aber alle die ſchönen Gemälde, die ich hier auf Schritt und Tritt zu ſehen bekomme, verſchwinden vor einer heiligen Familie, die in derſelben Sakriſtei hängt. Die Anmut und Feinheit im Ausdruck wie die Schönheit der Anordnung zeigen den Charakter des, der es malte. Muß ich Ihnen noch ſagen, daß es von Raffael ſtammt? Nichts für ungut, verübeln Sie mir meine Begeiſterung nicht, wenn ich von dieſem großen Meiſter rede.

Der Himmel verhüte, daß ich Ihnen von all den Kirchen erzähle, in die Sainte-Palaye mich ſchleppte, oder auch nur mich ihrer erinnere. Kein Loch war ſo häßlich, in das er nicht hinein wollte. Unſere Mietsgäule waren ganz ausgepumpt zuletzt. Aus Rache habe ich ihm verſprochen, ich würde ihm die kleine Saint Bénigne Kirche zeigen, wenn er wieder nach Dijon käme.

Immerhin werden Sie, wenn Sie über Mailand kommen, gern wiſſen, was man dort ſehen muß: an der Paſſionskirche ein ſchönes doriſches Portal, deſſen Wirkung ſchlecht angeordnete Flachreliefs verderben. — — Drinnen, das Grabmal des Birragua, ein berühmtes Abendmahlsbild von Chriſtoforo Cibo mit gutem Kolorit und ſehr ausdrucksvollen Köpfen, im übrigen wenig vornehm und ganz ohne Perſpektive. Beim Eintritt rechter Hand eine heilige Familie von ich weiß nicht wem.

In Sant' Aleſſandro eine Kanzel aus orientaliſchen Steinen, mit denen man Beſſeres hätte anfangen können, ſie iſt ein ehemaliger Reliquienſchrein. In der Sakriſtei gute Landſchaften von dem Fiammingo.

San-Lorenzo iſt ein eigentümlicher, ziemlich tölpiſcher Rundbau. Gerade davor ſtehen Überbleibſel von einer Säulenhalle des Kaiſers Verus: ſechzehn alte korinthiſche Säulen, und bieten, ſo heruntergekommen und verwaſchen ſie ſind, eine erleſenere und gefälligere Augenweide als das ganze

übrige Mailand und Genua zusammen. Ein soviel vornehmerer Charakter spricht aus den Werken der Antike, als aus denen der Jetztzeit.

In Santa Marta das Grabmal eines jungen Gaston de Foix, der in der Schlacht bei Ravenna fiel: der niedlichste junge Leutnant, den man sich vorstellen kann. Daher haben denn auch die guten Nonnen, als sie ihr Haus umbauten Sorge getragen, sich sein Bild zu erhalten, damit es sie in ihren gottseligen Gedanken bestärke.

In Sant' Ambrogio prächtig große Schlafsäle und Treppen, dann der schöne Speisesaal, dessen Abschlußwand mit einem umfänglichen Freskobilde des Abendmahles von Calixt von Lodi geschmückt ist, die Farbe ist für Freskomalerei ungewöhnlich lebhaft, das Figürliche ist vortrefflich, die Licht- und Schattengebung aber versagt, die Lokalfarben sind ungut. — — Weiter eine schöne Bibliothek mit vielen Handschriften. Man ließ mich in den Garten sitzen, ebendorthin, wo der heilige Augustinus die Eingebung hatte, die ihn sich bekehren hieß. Ich sah den Moment nahen, wo ich dasselbe tun würde, fühlte bereits die »heilwirkende Gnade« mich am Schopf nehmen, und — kurz, es war um mich geschehen, wenn ich nicht Reißaus genommen hätte.

In der Kirche ein uralter Hochaltar auf vier Porphyrsäulen, daneben eine seltsame Inschrift des Kaisers Ludovicus Cäsar (Ludwig II., Sohn Lothars und Enkel Ludwigs des Frommen), die Sainte-Palaye in schreckliche Aufregung versetzte. Ich ließ ihn darin, um meinerseits über eine bronzene Schlange, die auf einer Säule aufgestellt war, ins klare zu kommen. Sie gilt hier für die leibhafte eherne Schlange aus der Wüste, es ist aber ein Aeskulapius ohne Fehl und Tadel, dem sie alle Tage die kleine Messe feiern.

In Sant' Eustorgio sind viele Grabmäler und Altertümer aus der oströmischen Verfallzeit. Bemerken Sie indes, daß die Grabstätte der heiligen drei Könige weder aus spätrömischer Zeit noch überhaupt allerorten zu sehen ist, da sie nur an sehr

wenigen Orten begraben liegen, wie beispielsweise in Köln und noch einigen anderen Städten.

In San Nazario die Gräber der Trivulzi, uninteressant, in La Pace eine berühmte Madonna, rein gar nichts. Ich rate dem Herrn Generalprokurator um so mehr ab, als man ein Glaubensbekenntnis ablegen muß, um sie zu sehen.

In Sankt Viktor im Querschiff rechts ein gutes Bild von Perugino.

Den Ritter Georg im Chor wollten die Mönche übereinstimmend mit den Schriftstellern für einen Raffael erklären. Ich blieb dabei, er sei von Julius Cäsar Procaccini, was ich hauptsächlich tat, um mich wichtig zu machen. Und wie soll man das, wenn man den anderen zustimmt? Wir werden treffliche Streitschriften darüber verfassen. Ich kann gegen die Schriftsteller anführen, daß offenbar keiner von ihnen das Bild gesehen hat, denn sie beschreiben es ganz anders, als es ist, und gegen die Mönche, daß sie ausgepichte Dummköpfe sind, weil sie ein infames Gesudel daneben gleichfalls für Raffael ausgeben.

In Santa Ruota gibt's nur ein sehr Wichtiges: ein eisernes Gitterchen über einem Loch im Pflaster. Damit Sie aber nicht etwa denken, es sei hier um nichts und wieder nichts angebracht, so hören Sie: »Nach einem Gemetzel zwischen Algeriern und Christen, tat der heilige Ambrosius, tief bekümmert, daß die Christen mit den Heiden gleicherweise unbegraben dalagen, und ihr Blut sich in dem Ketzerblut verunreinigte (die von Algier und Ketzer!), ein dermaßen brünstiges Gebet gen Himmel, daß sich das Christenblut augenblicks von dem ketzerischen abschied, in ein Rad ringelte, und dergestalt hineinrollte in besagtes Loch.« So berichtet eine schön gravierte Inschrift, der zur völligen Urkundlichkeit nichts fehlt, als die Unterschrift eines königlichen Geheimschreibers. Ich bin erstaunt, daß Misson, der in derlei Dingen sonst so genau ist, sich dies schöne Faktum hat entgehen lassen.

In Santa Maria delle Grazie, vom Eingang rechts, ein

Paulus, von Gaudenzio Ferrari, grob, aber kräftig auf die Leinwand hingesetzt. Im Querschiff links eine »Verspottung Christi« von Tizian, dann Fresken mit dem Leben des heiligen Dominikus, bei denen freilich die dargestellten erbaulichen Geschichten interessanter sind als die Malerei. Beachten Sie beispielsweise das Fegefeuer in einem tiefen Brunnen, aus dem die heilige Jungfrau mit einem Rosenkranz, der als Kette dient, die Seelen herausschöpft. . . . Die »Einsetzung des heiligen Abendmahles« im Speisesaale, Fresko von Lionardo da Vinci, ist nach der »Heiligen Familie« von Raffael das Schönste, was ich hier gesehen habe. Es ist überhaupt das erste Fresko, das mir wirklich gefiel, sowohl wegen des Ausdrucks jedes Teiles für sich, als auch wegen des Zusammenklanges des Ganzen. Nur daß die Gesichter alle so häßlich sind, möchte ich tadeln.

In San Bartolomeo und San Paolo die Außenarchitektur, in San Francesco das Innere mit einigen guten Bildern.

In San Marco der Sturz Simons des Zauberers, gutes, aber wenig beachtetes Fresko von Lomazzo, weil schon arg verloschen. . . . In den Kreuzgang der Mönche ist ein sehr hübsches antikes Grabmal eingemauert, der Oberteil zeigt in flach erhabener Arbeit den Tanz der drei Grazien, die ganz nackt dargestellt sind, zwei von ihnen zeigen die Merkmale ihres Geschlechts groß und deutlich, während die dritte zur Ehre des Landes und zur Freude aller Sonderlinge eine mehr ultramontane Haltung einnimmt.

Ganz allgemein, gibt es kaum etwas Schöneres und zweckmäßiger Angeordnetes als die Mailänder Klöster. Das Sankt Viktor-Kloster und das der Jesuiten steht dem von Bramante gebauten Ambrosius-Kloster in keinem Punkte nach.

So, da habe ich Ihnen unleugbar eine Masse über Kirchen und Kirchliches erzählt, und wahrscheinlich werden Sie genug davon haben. Aber Sie können mir ein für allemal glauben, daß ich nie mehr abkürze, als wenn ich am ausführlichsten bin. Tatsächlich können Sie bemerken, daß ich an allem vor-

beihafte, als ginge ich auf Kohlen, und vieles gänzlich unterdrücke. Jede Straßenkreuzung, jeder leere Fleck in ganz Mailand, der nur irgendwie dazu Raum bietet, trägt einen Obelisken, ein Standbild oder eine Säule, und das sieht recht hübsch aus. Wo heute die sogenannte Schandsäule steht, erhob sich einst, so erzählt man, das Haus eines Bösewichts, der ertappt wurde, als er gerade im besten Zug war, die Stadt mit gewissen Mittelchen zu verpesten.

Der schönste öffentliche Bau ist für meinen Geschmack der Campo Santo oder der Spitalfriedhof. Denken Sie sich eine Art Kreis, der durch vier stumpf ausspringende Winkel oder Bastionsöhrlein, wenn Sie so wollen, achteckig geschnitten wird, die Seiten dieses Achtecks bildet eine mächtige umlaufende Halle, die sich nach außen in Fenstern zwischen Pilastern, durch freistehende Säulen nach innenhin öffnet. Leider hat man den Eindruck dieser schönen Umfriedung durch einen häßlichen Mittelbau gestört, der den Überblick zerschneidet.

Außerdem hat Mailand recht schöne Hörsäle und öffentliche Schulen, besonders für Medizin und Rechtskunde. Über der Pforte der medizinischen Fakultät erblickt man ein antikes Standbild des Auson mit vielen Inschriften.

Die Ambrosianische Bibliothek ist so berühmt in Europa, daß Sie mir nicht verzeihen würden, wollte ich von ihr schweigen.

In dem nicht schönen und schmucklosen Bau stehen, wie man mir sagt, fünfunddreißigtausend Bände, was für einen so kleinen Raum erstaunlich viel ist. Alle Bücher ohne Ausnahme sind in Pergament gebunden. Die Bibliothek ist täglich vormittags und nachmittags geöffnet, und, was sie von den unseren unterscheidet, immer voll von Studierenden. Eigentümlich berührte mich, inmitten eines Haufens lateinischer Folianten eine Frau arbeiten zu sehen. Es war das Fräulein Manzoni, die den Titel: »Hofdichterin der Kaiserin« erhalten hat. Sie werden bald hören, daß es hier noch gelehrtere Frauen gibt. Die Hauptstärke der Bibliothek liegt

in den Handschriften, die sich auf fünfzehntausend belaufen. Man ließ uns die interessantesten ansehen, darunter einige recht schöne und aus der guten Antike. Die älteste, ein von Rufinus ins Lateinische übersetzter Josephus, ist auf eine Art Baumrinde geschrieben. Jedes Blatt ist, um es haltbarer zu machen, aus zwei dünnen Scheiben, die so gegeneinander gelegt sind, daß sich ihre Faserungen queren, zusammengeklebt. Die Doktoren, die man besoldet, um die Bibliothek in Ordnung zu halten, sind höflich und mitteilsam mit ihren Handschriften und gestatten einem abzuschreiben, was man immer braucht. Es gibt sogar amtliche Kopisten für allerart Sprachen, selbst für das Hebräische, Syrische, usw.

Außer den Bücherzimmern sind Studiensäle für Malerei und Bildhauerei eingerichtet. Die Skulpturengalerie steht wie in Paris voller Gipsmodelle nach den besten Antiken. Überdies aber besitzt sie Handzeichnungen größten Formats, deren wichtigste zweifellos die Raffaelischen Kartons für die große »Schule von Athen« sind. Nicht zu vergessen ist ein wirkliches Totengerippe, das man mit Lorbeer bekränzt auf einen Sockel gestellt hat; es ist ein Fräulein Doktor, die schon bei Lebzeiten ihren Landsleuten manch gute Lehre gegeben hatte und das auch noch nach ihrem Tode zu tun wünschte. In einer hohen Meinung von ihren innerlichen Reizen ordnete sie im Testament an, ihren Körper zu sezieren, und das Skelett als Demonstrationsobjekt für Knochenstudien in dieser Galerie aufzustellen. Das ungefähr besagt die Inschrift auf dem Sockel, den Namen des Mädchens aber habe ich vergessen. Dafür erinnere ich mich, daß dicht dabei sich ein kurioses marmornes Flachrelief mit vielen artigen Figürchen befindet.

Von hier geht man in die Bildergalerie, aber pst! das würde uns ein wenig zu weit führen, hier ist zuviel des Schönen. Drum fange ich lieber erst gar nicht davon an und will nur ein Verzeichnis des Besten an das Briefende setzen, um doch Quintins Katalog etwas zu schwellen.

Man muß sich hüten, die Bibliotheca Ambrosiana und die

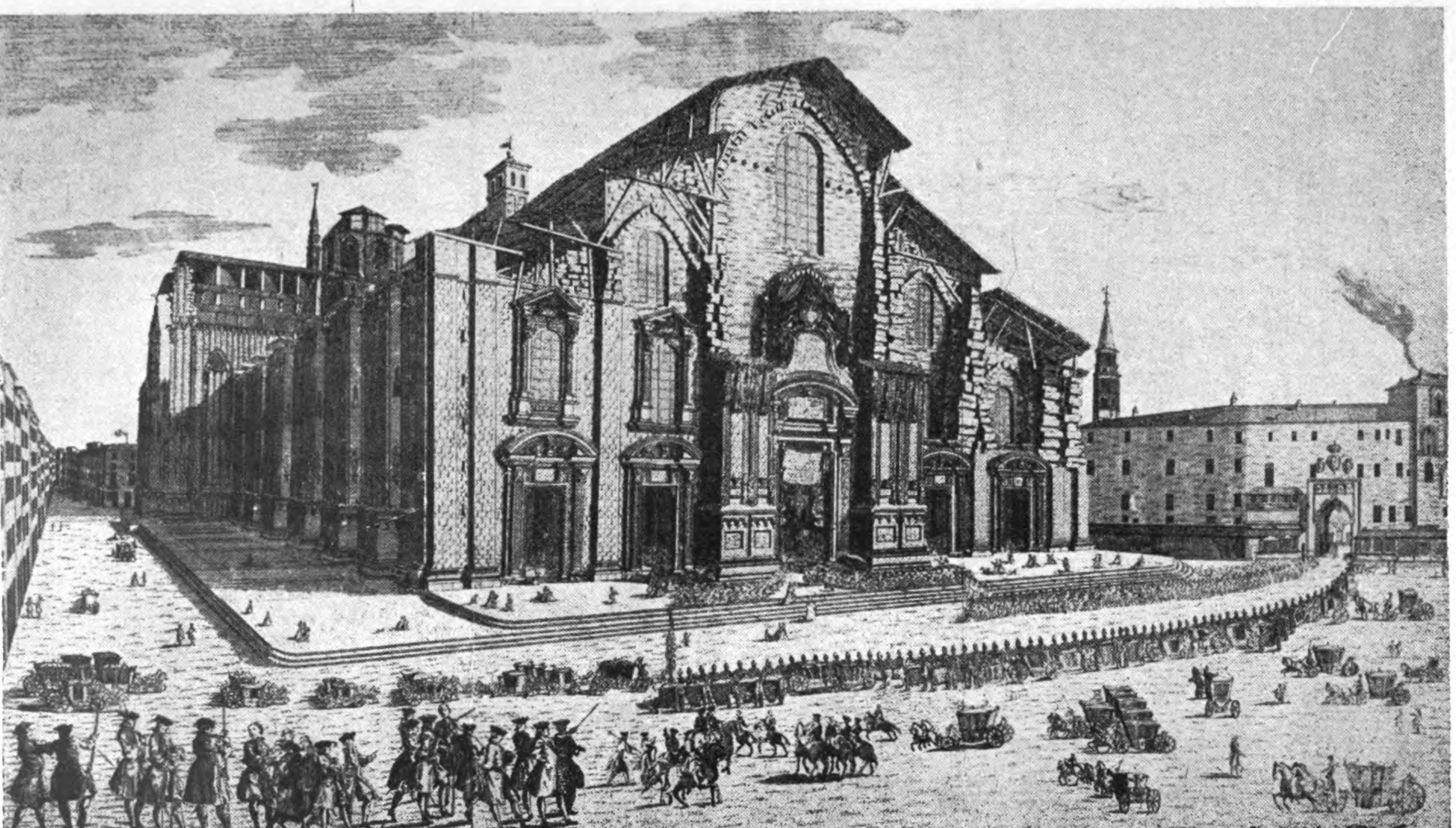
Bibliotheca di Sant' Ambrogio für dasselbe zu halten. Allerdings gleicht diese, die den Mönchen des Ambrosius-Klosters gehört, der anderen sehr, nicht nur, was Bücher angeht, sondern auch, weil sie ebenfalls eine gute Zahl Handschriften und Bilder in Besitz hat.

Die hauptsächlichsten sind: ein ungläubiger Thomas von Tizian, eine Kreuzabnahme von Luca, eine Grablegung von Bramantino, eine heilige Familie von Lionardo da Vinci, eine schöne Zeichnung von Morazzone, und die Ehebrecherin von Bernardino Lanino.

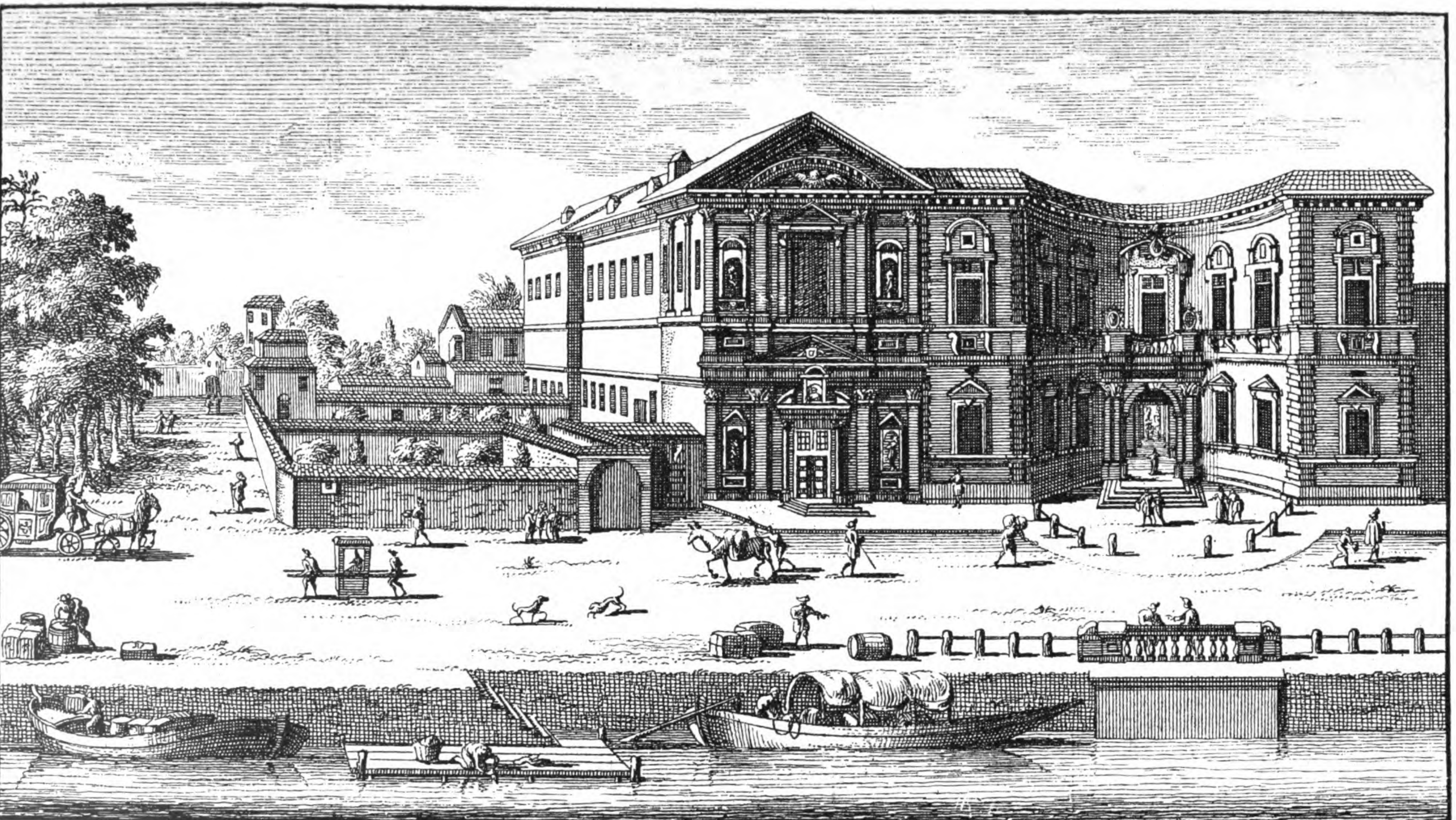
Am meisten aber befriedigten mich hier die Archive mit einer Unmenge sorgsam gesammelter Urkunden, die bis ins achte Jahrhundert reichen. Sie liegen der Länge nach aufgeschlagen in Kästen, daß sie sich nicht abstoßen, und könnten, wie ihr Ordner Pater Giorgi allen Archivaren, allen Archiven der Welt zum Muster dienen. Alle Urkunden hat er persönlich entziffert, eigenhändig genau abgeschrieben und verschiedene Anmerkungen hinzugefügt, die über alles Aufschluß geben, wozu sie dienen können: Chronologie, Genealogie, Geschichte, Sprache, Erbregister und Familienkunde. Eine ganz wunderbare Leistung, mit einem Wort! Mir scheint dieser Mann der Mabillon unseres Jahrhunderts. Dabei ist seiner Lebensart weder von Kutte noch von Bücherstaub das Geringste anzumerken. Ich finde an ihm nichts zu tadeln, als —, daß er für einen Zisterzienser zu gelehrt ist. Wenn sein Ordensgeneral davon wüßte, gäbe er ihm sicherlich Pönitenz, weil er »die Gedichte des Titus Livius zu fleißig studiere«.

Die vortreffliche geordnete Jesuitenbibliothek ist sehr sehenswert und scheint mir, was Zahl und Güte ihrer gedruckten Bücher angeht, sogar weit besser als die Ambrosiana.

Wir werden hier als Wissenschaftler ersten Ranges behandelt, und ich habe den Ruf unserer Gelehrsamkeit durch ein halb Dutzend falsch angebrachter Zitate völlig gerechtfertigt. Dies Ansehen, durch das wir uns plötzlich in die Gelehrten-



Wie der Mailänder Dom damals ausſah ⟨Stich um 1735⟩



Seminar der Schweizer

⟨13⟩

kreise versetzt sahen, danken wir dem Sekretär Argellati, der den Mezzabarba, Muratori, Sigonio und andere herausgegeben hat, und ein netter, diensteifriger Mensch ist.

Die Gräfin Clelia Borromeo, die nicht allein sämtliche Sprachen und Wissenschaften Europas beherrscht, sondern überdies noch Arabisch spricht wie der Alkoran, ließ uns bitten, Besuch zu machen, und lud uns danach auf ihr Landgut ein, wohin sie gerade übersiedeln wollte. Wir sagten sehr leichtfertig zu, haben aber dann ebenso leichtfertig nicht Wort gehalten.

Viel schlimmer wird es heute abend. Wir sollen nämlich eine Zusammenkunft mit der Signora Agnesi haben, die mit zwanzig Jahren ein Weltwörterbuch auf zwei Beinen, an sämtlichen orientalischen Sprachen noch nicht genug hat und sich erdreistet, gegen all und jeden wie weiland Pico da Mirandola über jede beliebige Wissenschaft zu disputieren. Wahrhaftig, ich habe rechte Lust, nicht hinzugehen. Die weiß mir zuviel. Unsere einzige Rettung ist, in der Geometrie, worin sich unsere virtuosa besonders auszeichnet, Loppin auf sie loszulassen.

Natürlich versäumten wir nicht, die vor kurzem belagerte Zitadelle zu besuchen. Obwohl wir Franzosen waren, hat uns ein deutscher Offizier ganz herumgeführt und, wo es not tat, die Wirkungen der Belagerung erklärt. Die Festung ist sehr ausgedehnt, innerhalb der neuzeitlichen Befestigungen liegen noch Werke alter Art, die aber wohl nicht mehr viel Wert haben. Auf dem Paradeplatz können sich dreitausendfünfhundert Mann in Schlachtordnung aufstellen. Auf einem Rundgang um die Zitadelle sahen wir die Stellung, aus der unsere Batterien gefeuert hatten, die Bresche in der vorgelegten Halbmondschanze und einen großen Turm, bei dem die Kopfseiten der Steine brillantenartig behauen waren, und deren Facetten die Geschütze übel mitgespielt hatten.

Der Palast des Statthalters hat gleich dem erzbischöflichen wenig Sehenswertes. Der zweite Hof des letzteren wirkt zwar

mehr wie ein Klosterhof, ist aber doch recht schön. In einer häßlichen Galerie sind außerdem unter vielen schlecht gehängten Bildern einige gute Tizians und eine Reihe guter Zeichnungen.

Die Privathäuser sind weder schön im Äußeren, noch im Inneren verständig durchgestaltet. Dafür sind die Wohnungen sehr weiträumig, und die Zimmerfluchten nehmen einfach kein Ende. Mehrere haben Bibliotheken, worunter besonders die des Herrn Pertusati und des Herrn Archinto zu nennen ist.

Die Prachtentfaltung der letzteren in Büchern und Einbänden, vor allem aber darin, daß sämtliche Schränke mit großen Spiegelscheiben verschlossen sind, ist einzig.

Die Sammlung des Grafen Simonetta von Büchern und von Gemälden, meist lombardischer Schule, ist recht reichhaltig. Ich war unter anderem sehr befriedigt von einer heiligen Familie von Julius Cäsar Procaccini, die der Art Raffaels sehr nahe kommt, einem Kopf von Luca Giordano, der köstlich gearbeitet ist, und einem Selbstbildnis des Tizian, das er als Fünfundachtziger gemalt hat, dann beschäftigte mich ein Bild von Albano sehr, weil es aus seiner ersten Zeit stammt, in der er sich noch stark an seinen Lehrer Flamand (besser: Calvart, der auch unter dem Namen Dionisio Fiammingo bekannt ist) anlehnt. Er hat in dieser Art, die in keinem Punkte dem gleicht, was er später machen wird, nur ganz wenig gemalt. Dann aber entzückte mich ein Frauenkopf von Lionardo da Vinci. Die reiche Farbigkeit dieses Bildes kann sich nur vorstellen, wer es selbst sah.

Der junge Graf Simonetta ist sehr liebenswürdig gegen seine fremden Besucher, er hat viele Beziehungen und ein ausgebreitetes Wissen. Die Frau Gräfin, wohl bekannt in Frankreich, weil sie die Franzosen während des Krieges so lieb aufnahm, und durch die Geschichte mit dem Grafen Fimarcone, macht das vornehmste Haus von Mailand. Es wird sehr hoch bei ihr gespielt, ich war weise genug, Enthaltsamkeit zu üben, was man nur schwer glauben wird.

Ach, wahrhaftig! Fast hätte ich das Beste vergessen! Denken Sie daran, sowie Sie hier sind, zum Gärtchen des Palazzo Porta zu gehen. Eine häßliche Mauer, die das Grundstück durchquert, ward die Veranlassung zu einer ganz überraschenden Abhilfe. Man malte nämlich eine solche Gebäudeperspektive auf die Mauer, daß das Grundstück auf einmal völlig regelmäßig zu sein scheint. Man läuft tatsächlich mit der Nase dagegen, will durch die Wand und fragt sich vergebens, wo der Raum geblieben ist, der das Rasenstück zum Viereck machte. Aber so etwas muß man sehen, das läßt sich nicht beschreiben.

Bilder in der Bibliotheca Ambrosiana.

Kopf eines Alten, von Michelangelo Buonarotti. — Enthauptung des Täufers, von Albrecht Dürer, sehr schön. — Christus, von Correggio. — Madonna usw., von Palma Vecchio. — Sechs Landschaften von allergrößter Schönheit, von Brueghel. — Mehrere große Landschaften, von Paul Brill. — Eine Magdalena, von Luino nach Zeichnungen Lionardos. — Kanonikus, wunderbares Bildnis von Andrea del Sarto. — Heilige Familie, von Palma Vecchio, eine zweite von Luino. — Hieronymus, von Tizian. — Kopf, Rundbild, von Guido. — Vier Bilder mit den vier Elementen, von Brueghel, von vollendeter Schönheit und Ausführung: die schönsten Stücke der Galerie. — Giacomo von Medici, von Tizian, und Selbstbildnis dieses Malers. — Fußwaschung, von Raffael, wundervoll. — Anbetung, Christi Grablegung, Maria Magdalena, von Tizian. — Mater dolorosa, Correggio. — Ecce homo, Tizian. — Christi Geburt, Bassano. — Sechs Landschaften, von Brueghel, ganz entzückend. — Kopf, von Tizian. — Schöne Tuschzeichnung in Schwarzweißmanier, von Tempesta. — Herodias, von Parmeggiano. — Johannes der Täufer, von Luino. — Heilige Cäcilie und Christus, Tizian. — Drei Zeichnungen, von Dürer, Paolo Veronese und Giulio Romano. — Anbetung,

von Andrea Mantegna, sehr eigentümlich und interessant. — Der verlorene Sohn, Taiso. — Zwei Kapuziner, Pastell von Guido. — Blumentopf mit Blumen, wundervoll, unbezahlbar, von Brueghel. — Zwei Bildnisse, von Luino. — Kreuztragung, von Lukas. — Madonna und Kind, von demselben. — Kreuzabnahme, Barocci, vollendet schön. — Konzert, Giorgione, schön. — Junger Mann, Andrea del Sarto. — Daniel in der Löwengrube, von Brueghel, mittelmäßig. — Kupferstich des Papstes, nach einem sehr schönen Bilde, von Ricci. — Vermählung der heiligen Katharina, von Guido. — Der Dom von Antwerpen, Brueghel, gut. — Anbetung, nach Zeichnung Raffaels. — Vermählung der heiligen Katharina, Tizian. — Der heilige Benedikt, von Sebastiano del Piombo, wohl Kopie. — Bildnis der Herzogin von Mailand, Lionardo da Vinci. — Bildnis des Pascalino, von Perugino, in seiner letzten Malart. — Bildnis, von der Gräfin Borromeo. — Zwölf Köpfe, darunter Johannes der Täufer und Äneas, nach Zeichnungen Raffaels. — Silbervase mit sechs Bildchen, ganz winzige, unbegreiflich feine Arbeit, von Brueghel. — Korb mit Früchten, Michelangelo dei fiori, ausgezeichnet. — Heilige Eucharistie, interessant, von Albrecht Dürer. — Die eherne Schlange in der Wüste, von Michelangelo. — Kirchenlehrer, von Lionardo. — Der Heiland, Palma Vecchio. — Eine schöne Madonna, von Scipione Gaetano. — Der heilige Karl Borromäus, sehr ähnlich, von Figin. — Nacht, von Tizian. — Davids Triumph, vorzügliche Schwarzweißzeichnung, von Lukas von Holland. — Verklärung Christi, Lomazzo, ganz gut. — Beachten Sie Raffaels berühmte Kartons zur Schule von Athen. — Die Bücher Lionardos, seine Zeichnungen, gesammelte Handzeichnungen der besten Meister.

Ihr müßt mir schon, liebe Freunde, verzeihen, daß ich so wenig Ordnung und Auswahl, bei dem, was ich euch

schreibe, walten lasse. Ich habe kein anderes Papier, als das hier vorliegende Tagebuch, in das ich eilig alles, was mir wie Kraut und Rüben ins Gedächtnis zurückkommt, niederkritzele, ohne mich um das Wie zu kümmern. Ist dann das Blatt voll genug, schicke ich es einem von euch zu. Nichts für ungut, überspringt nur in Gottes Namen all das, was euch langweilt.

NEUNTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Aufenthalt in Mailand. — Ausflug nach den Borromäischen Inseln.

Mailand, den 16. Juli 1739.

Nach dem, was ich auf der Domkuppel und den Türmen der Zitadelle von der Stadt sah, ist Mailand annähernd so groß, wie die größere Hälfte von Paris, die Straßen sind breit, die Häuser meist schlecht gebaut, von den Kirchen und Palästen, die ich bis jetzt sah, hat mich als Bau noch nichts ganz befriedigt.

Obwohl der Stadt ein Fluß fehlt, treibt sie sehr regen Handel. Unter anderem werden viele orientalische Edelsteine und auch Bergkristalle hier verarbeitet. Ich sah Bergkristalle, größer als Ihr Kopf, aber es gibt nur wenige von ganz reinem Wasser und ohne Sprung.

Der hiesige Volksschlag ist sehr mißgestaltet, auf den Straßen wenigstens sieht man nur Bucklige, Einäugige, Kropfköpfige und Lahme.

Die Frauen des Volkes machen sich das Haar, wie ich wünschte, daß unsere Damen täten: sie gehen ohne Hut und tragen einen Scheitel, wie die Abbés.

Auf den Straßen fahren viele prächtig vergoldete und miserabel gebaute Kutschen, originell fand ich eine Trauerkutsche, innen und außen mit schwarzem Tuch verkleidet und ausgeschlagen, und mit weißem Verdeck.

Statt spazieren zu gehen, fährt man auf den Korso, läßt halten und plaudert von einem Kutschschlag zum andern. Zu Fuß gegangen wird dabei überhaupt nicht.

Die Frauen verkehren wenig mit Frauen, dagegen sind sie häufig in Begleitung eines oder mehrerer Herren, worunter nie der Gatte ist, zu sehen.

Wundervolle Lebensmittel sind hier Tauben und Eis. Zwei Volksbilder machten mir unglaublichen Spaß, als ich sie zum erstenmal sah: provenzalische junge Schlingel, die auf ihrem Esel reitend und Orangen schmausend Mist fahren, und die Mailänder Fuhrmannskittel im Café Eis essend.

Für einen bestimmten Artikel scheint die Stadt sehr auf der Höhe. Sie können nicht einen Schritt über einen öffentlichen Platz tun, ohne Liebesmaklern in den Weg zu laufen, die Ihnen allerverbindlichst jede beliebige Nation oder Farbe freistellen. So prächtig wie die Anpreisung wird wohl die Ware nicht immer ausfallen, und da sie keine Bankkaution, wie es die Venezianer tun, dafür stellen, daß keine üblen Folgen der Zusammenkunft eintreten, hielten wir es für klüger, ihre Gefälligkeit nur sehr wenig zu beanspruchen.

Meinen Sie, von diesem zu den Musikanten brauchte ich einen Übergang!? Mir scheint, daß beides recht natürlich miteinander verknüpft ist. Ich bin wahrhaftig recht ärgerlich, daß ich anscheinend weder hier noch anderswo Gelegenheit haben soll, eine Oper zu sehen, vor der Zeit, die wir halb und halb für unsere Rückkehr ins Auge gefaßt hatten. Natürlich lasse ich mir nun keine Gelegenheit entgehen, mich schadlos zu halten, und so ist kaum ein Tag, an dem ich nicht wenig oder viel Musik höre. Gräfin Simonetta gab uns gütigst Gelegenheit, zwei berühmte Nonnen bei ihr singen zu hören, die schöne Stimmen hatten und trefflich sangen,

aber doch mit der Vanloo, die wohl auch Sie in Paris hörten, keinen Vergleich aushalten.

Was ihre Kastraten angeht, so mag ich diese Art von Stimmen durchaus nicht, von einem oder zweien abgesehen, fand ich alle, die ich hörte, einfach erbärmlich. Es lohnt sich wirklich nicht, seine Keimblättchen zu verschneiden, um die Berechtigung, derart zu quäken. Außerdem sind ihre Rezitative und Arien übers Maß barock geworden, und hätten mich wohl von meiner starken Vorliebe für italienische Musik zuungunsten französischer abbringen können, wäre ich nicht bald darauf durch einige trefflich rhythmisierte Arien, wundervolle Symphonien und über alles Lob erhabene Chöre in meinem alten Urteil bestärkt worden. Die Singstimmen werden in der Kirchenmusik von der großen Orgel und Hörnern begleitet, was viel besser wirkt, als ich gedacht hätte.

Viel Lob und Liebe erwarb ich mir bei den ersten Musikern dieses Landes, indem ich bei jeder Gelegenheit »bravissimo« rief, überhaupt ihrer Bescheidenheit alles nur Denkbare zumutete. Meinen Sie ja nicht, daß man in diesem Lande mit dem einfachen Positiv durchkommt, selbst der Komparativ genügt nicht, und bei Wichtigerem muß man sogar verstehen, selbst den Superlativ noch zu steigern, und von einer leidlichen Sache »optimissime« sagen.

Beispielsweise hatte man uns die Borromäischen Inseln als ein solches Zauberland gepriesen, daß wir rein anstandshalber die Reise nach dort machen mußten. Wir fuhren also am dreizehnten vor Tau und Tage ab, in Richtung der Straße, die ins Veltlin hineinführt, und aßen sieben Uhr früh in Castellanza, einem angenehmen Rastort mit Bächen und schattigen Bäumen, zu Mittag. Von hier ging's zum Städtchen Sesto, vierunddreißig Millien von Mailand. Der Weg dorthin führt durch eine mit vielen Bäumen bestandene Ebene bis eine Meile vor Sesto die Wurzeln der Alpen sich fühlbar machen. In Sesto schifften wir uns ein auf dem Lago maggiore. Himmel, straft den See, diesen kleinen Schlingel einmal

gehörig ab, der dünn wie ein Zwirnsfaden und noch keine zwanzig Meilen lang ist, und dabei mit Wellen und Unwetter den Ozean nachäffen will! Es mußte wohl ein Lappländer mit dem Schalk abgemacht haben, uns ein Abonnement widriger Winde auf den Hals zu schicken. Wenigstens waren wir noch keine fünf Millien gesegelt, als eine ganz unbändige Tramontana daherschnob. Ein Weilchen widerstanden wir und brachten wirklich Angera rechts, Arona, die Geburtsstadt des heiligen Karl Borromäus linker Hand hinter uns. Welche Verehrung dieser Heilige hier genießt, können Sie sich nicht vorstellen. Unübertrieben, man hat von ihm eine fast ebenso hohe Meinung, wie von Gott selbst, trifft aber auch überall auf Spuren seines Wohltuns und erkennt, welch Segen er für das Land war. Es ist zum Staunen, daß ein einziger Mann so viele verschiedenartige Pläne hat fassen und im großen zur Ausführung bringen können, die alle von weiser Sorge für das gemeine Wohl zeugen.

Auf der Piazza in Arona, an der er geboren ist, haben sie ihm ein bronzenes Kolossalstandbild errichtet, das mit dem Sockel neunzig königliche Fuß mißt. Es ist geradezu überwältigend, wenn man diese wundersam große Gestalt, deren Nase kein Ende nimmt, gewahr wird.

Dicht bewaldete oder mit stufenförmig übereinander angelegten Rebspalieren bestandene Berge umschließen den See, die Dörfer und Landhäuser dazwischen geben ein heiteres Bild. Schneeige Berggipfel kühlten zwar unsere Augen, sonst aber hatten wir es recht heiß. So viel ist gewiß, der Wind hatte einen heiligen Schwur getan, weiter vorwärts sollten wir nicht kommen, wir mußten uns seinem Machtspruch fügen und in Belgirate festmachen. Hier fluchten wir ungeduldig die ganze Nacht durch, daß wir uns auf die Dummheit eingelassen, einzig zwei boshaften Inselpünktchen zuliebe fünfzig Millien hin und fünfzig Millien zurück zu machen: zumal, als am anderen Morgen gegen unsere Hoffnung der Wind zu-, statt abnahm, gerieten auch die Geduldigsten unter uns völlig außer sich.



⟨14⟩

Der Wind ließ uns ruhig ausſchimpfen, er legte ſich, als es ihm paßte, und zwar immer noch eher, als wir ſchließlich geglaubt hatten, und nach drei weiteren Stunden bekamen wir die glückſeligen Inſeln zu Geſicht. Nun wünſchte niemand mehr von uns, daheim geblieben zu ſein, ein ſo ſeltſames Schauſpiel bietet die »Iſola bella«. Eine Menge Schwibbogen, die man mitten im See aufgeführt hat, tragen einen Berg in Form einer vierſeitigen Pyramide, an der ſechsunddreißig Terraſſen — nämlich auf jeder Pyramidenſeite neun — ſtufenförmig emporſteigen. So ſieht es wenigſtens aus, ehe man anlegt, tatſächlich ſind es etwas weniger, da einen Teil der Pyramidenſeiten Baulichkeiten einnehmen. Jede der Terraſſen endet dem Berge zu in einer lebenden Wand von Granaten, Orangen oder Jasmin, ihren Außenrand aber umläuft eine Baluſtrade mit Blumenkübeln. Die Pyramidenſpitze iſt ein Reiterſtandbild mit einer Waſſerkunſt, die wir indes nicht ſpielen ſahen, die vier Längskehlen ſind an den Ecken mit Springbrunnen, Obelisken und Bildſäulen beſetzt.

Gewiß hat Frankreich in Natur und Kunſt manches, was wertvoller und ſchöner iſt: ein eigenartigeres und an ſeltſamerem Orte angelegtes Werk habe ich nie geſehen, es hat wirklich mit nichts in der Welt Ähnlichkeit, außer mit den Feenſchlöſſern im Märchen. Der Anblick von ferne iſt an dieſem Lande Romantika übrigens das Beſte. Das Schloß iſt eine nicht recht gegliederte Gruppe von Gebäuden und wirkt nicht ſchön von außen, das Innere aber hat manches Schöne. Bezaubernd iſt das ein wenig unter der Erdſohle liegende Erdgeſchoß aus lauter als Wohnräumen angelegten Grotten: Wände, Decken, Fußböden, alles iſt aus Muſcheln oder moſaikmäßig zuſammengeſetzten Kieſeln, nach allen Seiten ſchweift der Blick über den See, und Fontänen mitten in den Zimmern ſchäumen in Marmorbecken. Kurz, hier finden Sie das rechte Vorbild für das famoſe Sälchen, das Sie, Maleteſte und Neuilly ſchon ſo lange zu wollüſtigem Som-

meraufenthalt bauen wollten. Die Wohnräume der oberen Stockwerke ſind nicht ſehr behaglich, aber mit großem Prunk eingerichtet, voll von Albaſterarbeiten, Vergoldungen, Bildſäulen und unzähligen Bildern. Letztere anders als im Laufſchritt anzuſehen, erlaubte mir Lacurne nicht, trotzdem der Kammerdiener beteuerte, daß ſie von einem Pitturiſſimo gemalt ſeien. ⟨Der Ausdruck war mir neu.⟩ In den kleinen, ganz reizend zierlichen Gemächern ſind nur Blumenſtücke, auf wunderbaren Marmor mit feinſtem Geſchmack gemalt von Tempeſta.

Der Garten iſt in der Nähe geſehen längſt nicht ſo reizvoll, wie aus der Ferne, immerhin hat auch er köſtliche Fleckchen: Wäldchen von Orangen und Granaten, Grottengänge und beſonders die langgeſtreckten Lauben von früchteſchweren Zitronen und Limonen. Dieſer Platz iſt wirklich der Feen würdig, und man würde gern glauben, daß ſie einſt ein Stück von dem Garten der Heſperiden hierher trugen.

Aber wie es einmal nichts Vollkommenes unter der Sonne gibt, ſo ſind dieſe Gartenanlagen an recht vielen Punkten fehlerhaft angelegt ⟨in derlei Dingen ſind die Franzoſen den Italienern über⟩ und werden ſehr mangelhaft unterhalten. Die Waſſerkünſte haben ſie verkommen laſſen, und zwei garſtige Türme verunſtalten den Anblick. Die Iſola Madre iſt trotz ſchönerer Lage und größerer Gärten weit weniger intereſſant, als die Iſola bella. Immerhin, bis auf die erwähnten Mängel ſind die Borromäiſchen Inſeln zum Luſtſitze eines Sardanapal oder Epikur wie geſchaffen.

Als wir uns aber endlich wieder auf die Rückfahrt bequemen mußten, begannen wir trotz alledem von neuem zu maulen und meinten, mit einer Reiſe von hundert Millien für fünfundzwanzig Dukaten ſei dieſe Bagatelle, ſo gut ſie ſich für einen Ofenſchirm eigne, denn doch zu teuer erkauft. Freilich, der Hauptſchuldige an dieſem Gemurre war wieder der ſtarke Wind, meine drei Kameraden ließen ſich auf kürzeſtem Wege ans feſte Land tragen, ich harrte in der

Barke aus, ward dafür derbe auf- und abgewiegt, von dem feinen Sprühregen, den die Bise den Wogenköpfen abblies, weidlich durchnäßt, kam aber um den Fußmarsch durch die Felsen bei italienischer Julisonne glücklich herum. Nach kurzer Zeit waren wir wieder vereinigt, kehrten auf demselben Wege, den wir hingemacht hatten, zurück, und um keinen Preis hätte jetzt einer von uns den Besuch der in Rede stehenden Inseln missen mögen. Die Stimmungsumschläge bei dieser Gelegenheit berichtete ich Ihnen, um eine allgemeine Nutzanwendung daraus zu ziehen: Hat man Verdruß, so verwünscht man es, hergereist zu sein, ein vergnügter Augenblick, und der Verdruß ist vergessen, und so immer abwechselnd. Vielleicht fragen Sie nun, was man denn mehr habe, Verdruß oder Freude. Ja, das dürfte sich wohl so ziemlich die Wage halten, nur daß Verdrießlichkeiten schnell ganz vergessen werden, indes genossene Freuden uns dauernd angenehm beschäftigen.

Kurz, da bin ich also wieder in Mailand. Freilich nur, um mit wirklichem Bedauern in zwei Tagen weiter zu reisen. Die Mailänder sind, wenn ich mich nicht irre, die angenehmsten Menschen Italiens, voller Zuvorkommenheit, und haben sich in jeder Beziehung ausgezeichnet gegen uns benommen. Ihre Art zu leben ist fast die gleiche, wie die von uns Franzosen.

Denken Sie, ein Bewohner Mailands hat mir Grüße an Sie aufgetragen! Ein schlanker, eleganter Herr spricht mich neulich in einer Gesellschaft an: »Verzeihung, man sagte mir, Sie seien aus Dijon. Möchten Sie nicht die Güte haben und mir sagen, wie es Frau von Blancey und Frau von Quintin geht? Und was macht der dicke Blancey? Seien Sie doch so gut, wenn Sie an ihn schreiben, ihn meiner Ergebenheit zu versichern und mich den Damen untertänigst zu empfehlen. Ich bin unendlich höflich von ihnen aufgenommen worden, als ich einen Winter in Dijon lebte, und hatte die Ehre, sie in Tournus, wo ich wohne, bei den Herren von Tessé und von Montrevel zu begrüßen.« Er heißt Herr von Laforest, eine

Liebschaft hält ihn seit lange schon hier fest. Herrn Blanceys guten Kirschen zu Ehren hat er mir einen Burgunderwein zum Geschenk geschickt, der erfreulicher ist, als alle Gemälde des Weltalls, denn vergebens erschöpften Sie Ihre Phantasie, versuchten Sie sich vorzustellen, wie schlecht der lombardische Wein ist, über alle Begriffe schlecht.

ZEHNTER BRIEF

An den Herrn Präsidenten Bouhier.

Mailand, den 17. Juli 1739.

Ich will Ihnen, lieber Präsident, von einem literarischen Phänomen erzählen, das mir eine »cosa più stupenda« schien, als der Mailänder Dom, obendrein fehlte nur wenig, daß man mich selbst dabei ohne Maien fing.

Ich komme den Augenblick von der Signora Agnesi, zu der ich, wie ich Ihnen schon erzählte, eingeladen war. Ich wurde in einen großen, schönen Raum geführt, in dem dreißig Personen aus allen Völkern Europas im Kreise um Fräulein Agnesi herumsaßen, die mit ihrer jüngeren Schwester auf dem Sofa allein saß. Sie ist ein junges Mädchen mit hübschen, frischen Farben, zwischen achtzehn und zwanzig, nicht hübsch, nicht häßlich, von schlichtem und sanftem Wesen. Zuerst wurde viele Eislimonade herumgereicht, und diese Einleitung nahm ich als glückbedeutendes Vorzeichen. Ich meinte nämlich, als ich hinging, wir sollten uns ganz ordentlich mit dem jungen Fräulein unterhalten. Statt dessen aber hatte Graf Belloni, der mich bei ihr einführte, eine Art öffentliche Disputation beabsichtigt. Um sich vor aller Welt hören zu lassen, machte er dazu den Anfang und richtete an sie eine wohlgesetzte lateinische Rede. Sie entgegnete ihm vortrefflich, und nun disputierten die beiden auf lateinisch weiter über die Entstehung der Quellen

und die Ursachen der Ebbe und Flut, die einige von ihnen ebenso wie das Meer zeigen. Sie sprach über diesen Gegenstand wie ein Engel, ich hörte nie etwas darüber, das mich so angesprochen hätte. Dann bat Graf Belloni mich, auch meinerseits über ein beliebiges philosophisches oder mathematisches Thema mit ihr zu disputieren. Erst war ich von der Aussicht verblüfft, unvorbereitet reden zu müssen, und gleich eine ganze Stunde lang, in einer Sprache, die ich so wenig geübt habe. Indes, nur ein Schelm gibt mehr, als er hat: ich drechselte ihr ein zierliches Kompliment, dann disputierten wir über die Art, wie unsere Seele von körperlichen Gegenständen berührt werden kann und sie an die Gehirnorgane weitergibt, und schließlich über die Strahlung des Lichts und die Grundfarben. Loppin unterhielt sich mit ihr von der Durchsichtigkeit der Körper und den Eigenschaften gewisser geometrischer Kurven, von welch letzteren ich nichts begriffen habe. Er sprach Französisch mit ihr, sie aber bat, Lateinisch erwidern zu dürfen, da sie fürchte, die Kunstausdrücke seien ihr auf französisch nicht ganz geläufig. Sie sprach wunderbar über alle diese Dinge, auf die sie ganz gewiß ebensowenig vorbereitet war wie wir. Der Newtonschen Philosophie ist sie sehr zugetan, und es ist fabelhaft, wie die junge Person diese abstrakten Dinge verstanden hat. Aber so sehr mich ihre Gelehrtheit in Erstaunen setzte, stärker noch war meine Bewunderung für ihr Latein, das sie sicher nicht oft spricht und doch so rein, leicht und richtig meisterte, daß ich getrost sagen kann, ich kenne kein modernes lateinisches Werk von so gutem Stil, als ihre freien Reden. Als sie Loppin entgegnet hatte, standen wir auf, und die Unterhaltung wurde allgemein. Jeder sprach zu ihr in der Sprache seines Landes, und jedem gab sie in seiner Muttersprache Antwort. Sie sagte mir, sie bedauere, daß unser Besuch auf diese Weise die Form einer Thesenverfechtung angenommen habe, sie liebe keine Unterhaltung über solche Dinge in großer Gesellschaft, wo sicherlich auf einen, den es interessiere, zwanzig da-

bei sich langweilten, das sei nur am Platze für zwei oder drei Leute mit gleichen Neigungen. Diese Worte bewiesen gewiß ebensoviel gesunden Sinn wie das, was sie zuvor gesagt hatte. Ich war ordentlich bekümmert, als ich hörte, sie wolle in ein Kloster gehen. Dabei geschähe es nicht einmal, weil sie es nötig hätte, denn sie ist sehr reich. Nachdem wir geplaudert hatten, spielte ihr Schwesterchen auf dem Klavizimbel Stücke von Rameau wie Rameau, aber auch einige eigene Kompositionen, und sang, wozu sie sich selbst begleitete.

Da wir nicht wußten, daß die Münzsammlung des Grafen Mezzabarba, die so viele antike Medaillen besitzt, von Mailand nach Pavia überführt worden ist, haben wir uns eigentlich ziemlich nutzlos in Pavia aufgehalten, denn das Interessanteste haben wir nicht gesehen. Das Kabinett Settala, das in allen Berichten über Mailand so gerühmt wird, teilt das Schicksal aller Sammlungen, allmählich wieder zugrunde zu gehen. Die Erben des Kanonikus Settala haben einen Teil ihrer Seltenheiten verschenkt oder verkauft. Immerhin kann man sich noch an einigen guten Stücken freuen, die in den acht bis zehn Sälen voll allen möglichen Plunders zurückgeblieben sind. So sieht man hier noch verschiedene Onyxachate aus antiker Zeit, Steinflachs und Steinleinen, das man zur Bleiche ins Feuer wirft, und verschiedene Perpetuummobiles. In einem läuft eine Bleikugel eine lange Spirale hinunter, bis sie in einen Pistolenlauf fällt und hier durch die Gewalt des Sturzes eine Metallfeder zusammenpreßt, diese Feder schleudert sie in ein darüber abhängiges Helmdach, aus dem sie durch einen Trichter wieder auf die Spirale hinabfällt, und so immer weiter. — — — Ein flaches, zwei Fuß breites, ganz dünnwandiges Becken aus gelbem Bernstein, dann Stücke von egyptischen Mumien und Kirchenregister. — — Von fünf bis sechs Fuß langen Basilisken und anderen Armseligkeiten dieser Art will ich nicht weiter reden, ebensowenig von einem Schrank, aus dem plötzlich ein scheußliches Teufelsgesicht herausspringt, grinst, die Zunge aussteckt, und

die Anwesenden ins Gesicht spuckt, alles unter wüstem Geklirr und Gerassel, ganz danach angetan, um Frauen, denen man es mit Vorliebe zeigt, zu erschrecken. —

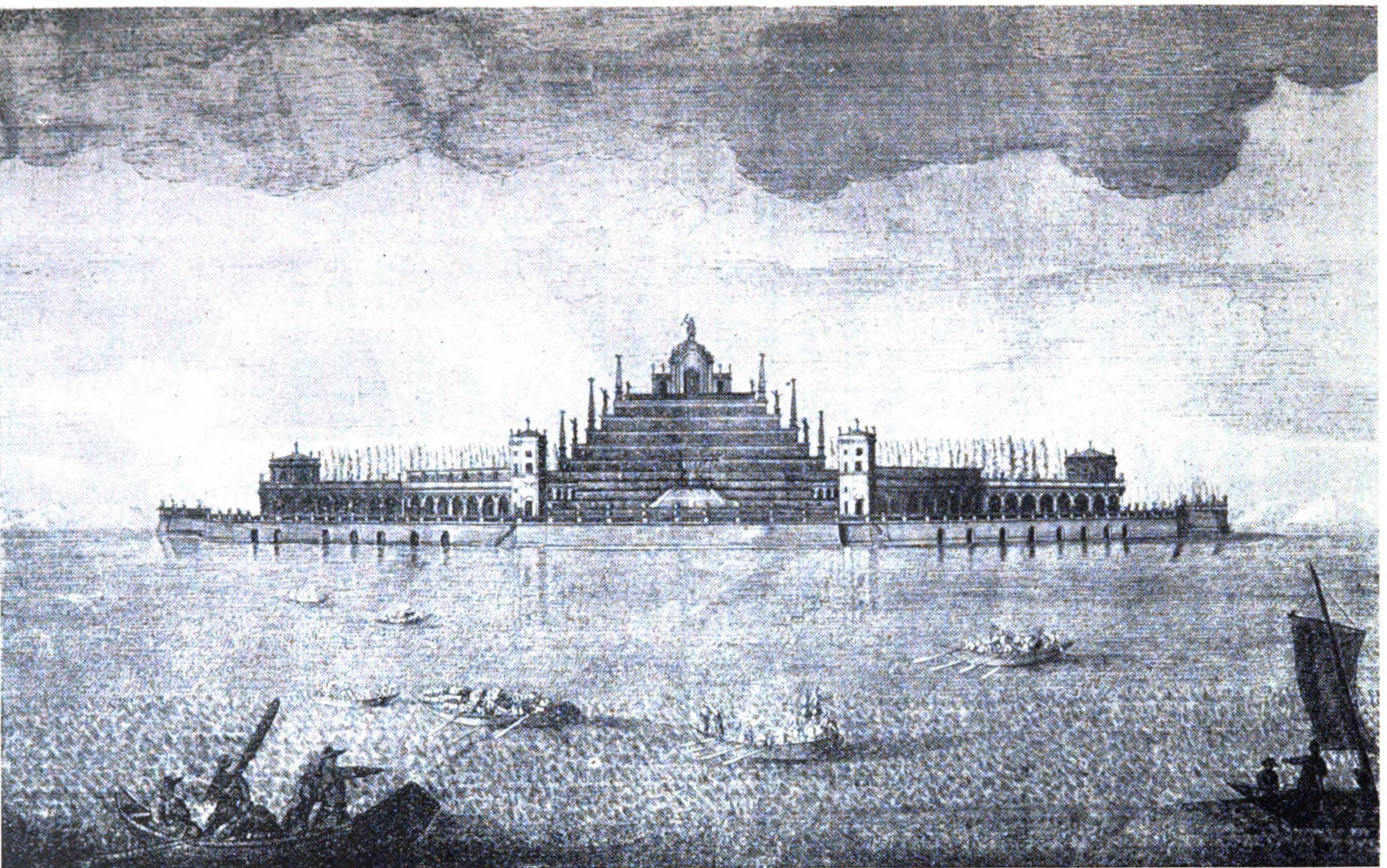
Einige Schriftsteller, die in ihren Abhandlungen über die Päpstin Johanna behaupten, daß sie wirklich existiert habe, berufen sich vorzüglich darauf, daß eine Handschrift des Anastasius Bibliothecarius, der fast Zeitgenosse der Päpstin war, deren Geschichte enthalte; einer von ihnen versichert dann, daß man dies Manuskript nicht ans Licht kommen lasse und daß man ihm seine Bitte, es zu sehen, abgeschlagen hätte; das ist eine bequeme Manier, sich um das Berichten der Textworte zu drücken. Ich jedenfalls kann, wenn diese Angabe der Wahrheit entsprechen sollte, behaupten, daß ich mehr Glück hatte. Doktor Sassi hat mir, ohne Schwierigkeiten zu machen, alle Handschriften des Anastasius, die in der Ambrosiana sind, drei an der Zahl, ausgehändigt, und ich habe auf das genaueste festgestellt, was sie enthalten; wonach man urteilen möge, ob sie der Fabel von der Päpstin Johanna günstig sind oder nicht.

Die älteste dieser Anastasiushandschriften geht sehr weit zurück, und man darf annehmen, daß sie noch zu seinen Lebzeiten geschrieben wurde. Aber sie spricht von der Päpstin nicht, kann das auch gar nicht, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts, wohin man die Päpstin setzt, reicht, sondern schon Ende des achten Jahrhunderts, bei Papst Stephan aufhört. Gerade durch diese Handschrift, die älteste aller Anastasiushandschriften überhaupt, ist übrigens für die Päpste nach Stephan die Verfasserschaft des Anastasius recht zweifelhaft geworden, Muratori schreibt darüber in seinem Archiv für italienische Geschichte.

Die zweite ist keine Originalhandschrift. Am Anfange steht, daß ein Privatmann, dessen Namen ich vergessen habe, im vorigen Jahrhundert eine Handschrift von Anastasius bei Benediktinermönchen, die er namentlich aufführt, fand und mit Nachahmung der alten Schrift abschreiben ließ, um sie

der Mailänder Bibliothek zum Geschenk zu machen. Soweit ein Schluß aus der Schrift erlaubt ist, wenn sie nämlich richtig nachgemacht ist, stammt das Original aus dem zwölften Jahrhundert, auch hier fehlt nun die Päpstin nicht nur in der Papstgeschichte selbst, sondern ist überhaupt nicht unter den Päpsten aufgeführt. Einzig eine Anmerkung auf dem Rande zwischen Leo IV. und Benedikt III. sagt, daß man zwischen diese beiden Päpste fälschlich die Johanna habe setzen wollen. Fraglich ist, ob sich dieser Zusatz im Original fand oder nicht. Ich kann nur sagen, daß er in derselben antikisierenden Schriftart geschrieben ist, wie das ganze Buch.

Die dritte Handschrift endlich stammt erst aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert, diese, nicht die erste, hat die Geschichte der Päpstin. So lautet die Stelle, die sich zwischen Leo IV. und Benedikt III., dem hundertsechsten Papst, findet. Die Päpstin hat ebenfalls den hundertsechsten Platz: »Nach diesem Leo besaß Johannes Anglicus den heiligen Stuhl, von mainzischer Abkunft, zwei Jahre, einen Monat und vier Tage, und starb zu Rom, und blieb das Episkopat einen Monat unbesetzt. Dieser ist, wie behauptet wird, ein Weib gewesen, und ist als junges Mädchen von einem ihrer Liebhaber von Athen entführt worden. Sie machte solche Fortschritte in den verschiedenen Wissenschaften, daß ihr niemand gleich kam, und hatte in ihren Vorlesungen viele Schüler und Hörer. Und ward, da sie in Rom wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihres Lebenswandels die größte Achtung genoß, einstimmig zum Papst gewählt. Während ihres Papsttums aber wird sie von ihrem Liebsten daselbst geschwängert, weiß aber nicht die Zeit ihrer Niederkunft. Als sie nun auf der Via Augustiata zum Lateran ging, gebar sie zwischen dem Kolosseum und der Klemenskirche. Und starb daselbst und ward in gehöriger Weise begraben. Und das ist der Grund, aus dem der Heilige Vater, wenn er zum Lateran geht, diesen Weg meidet. Man glaubt allgemein, er tue das aus Ekel über dies Geschehnis, auch wird sie



⟨15⟩

wegen des Makels des weiblichen Geschlechtes nicht im Verzeichnis der Päpste aufgeführt. Soviel hiervon, Benedikt . . .« Schott und Martin Polonus waren, wie man glaubt, die ersten Schriftsteller, die diese Geschichte bringen, man kann nach dem Ausgeführten beurteilen, ob die Behauptung, sie selbst schöpften sie aus älteren Quellen, an besagter Anastasiushandschrift eine Stütze findet oder nicht.

Weiter hat man behauptet, der alte Brauch, den Papst nach seiner Erwählung auf den durchbrochenen Porphyrstuhl im Kloster von San Giovanni di Laterano zu setzen, sei eingeführt worden, um sich zu vergewissern, daß man nicht wieder unpassender Weise ein Weib zum Papste gewählt habe. Das kann aber nicht der Grund gewesen sein, da diese Zeremonie, wie Mabillon bemerkt, schon über ein Jahrhundert geübt wurde, ehe Martin Polonus die Päpstin zuerst erwähnt. Man ließ den neuen Papst dort niedersitzen in Anspielung auf das Psalmwort: „*De stercore erigens pauperem*“ und hielt diesen Porphyrsitz für einen wirklichen Kackstuhl, es ist aber ein Badestuhl, der vorn offen ist, damit man sich bequemer waschen kann.

Sehen muß man in der Gemäldegalerie der Ambrosiana ein enormes Buch in Folio, für welches man ein so hohes Angebot zurückwies, daß ich es mich nicht zu sagen traue. Es enthält alle nur denkbaren Maschinen der Kriegskunst und Statik mit Zeichnung und Erklärung, alles von Lionardo da Vincis eigener Hand. Außerdem sind noch viele Bände da mit Handzeichnungen von verschiedenen Meistern.

ELFTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Villafranca, den 21. Juli.

Am achtzehnten reisten wir weiter, kutschiert durch »Vetturini«, was nicht übel ist und uns bis Venedig bringen soll. Freilich,

die Post ist besser. Aber da man niemals Anschluß bekommt und also immer Extrapost nehmen muß, würde uns das, wie ich mir ausrechnete, für den Weg, den wir vorhaben, zwanzig- bis zweiundzwanzigtausend Julier, also zwölftausend französische Pfund kosten. Das hat mich von ihr abgeschreckt. Und doch werden wir wohl über den Stock springen müssen, wenn wir, wie mehr als wahrscheinlich, mit den Kutschern nicht auskommen, denn dies Kutscherpack ist wirklich die elendeste Rasse, die je über das Antlitz der Erde dahinkroch.

Ich weiß mir nicht Lobes genug für die Schönheit der Wege, überhaupt der ganzen Landschaft Mailand: allerorten bepflanzt mit schönen Bäumen, reich, fruchtbar, überall durchschnitten von Kanälen, die die Straßen begleiten, so ist es den ganzen Weg, den man bis Mantua fährt. Es wundert mich nicht mehr, daß um den Besitz dieses herrlichen Landes so viele Kriege geführt wurden.

Die erste bemerkenswerte Ortschaft, über die wir auf unserer Fahrt kamen, ist Marignano, ich hoffte es von den Schweizern her, die Franz I. hier in die Pfanne hieb, mit Koteletts oder Koteletten besät zu finden, sah aber kein einziges. In Lodi machten wir Mittag. Es ist eine uncharakteristische Stadt, als einzige Befestigung hat sie die Stadtmauer auf einem hohen Wall, die übrigen Werke bedeuten wenig und sind verfallen. Die Häuser sind niedrig, die Straßen breit und öde, außer im Zentrum. Ich zog meine Täfelchen vergebens aus der Tasche, denn ich fand nichts einzutragen. Wer gar nichts anderes zu tun hat, kann die Kathedrale der Incoronata besichtigen, ein lächerliches Bauwerk, und den Palazzo Barni, der ganz schön ist.

Castiglione ist ein hübscher Flecken vor Pizzighettone, wo unsere Tagereise endete, wir hatten vierzig Millien von Mailand aus zurückgelegt.

Pizzighettone und Gherra d'Adda sind zwei Orte, die gewissermaßen nur eine Ortschaft bilden, die von der Adda durch-

ſtrömt wird. Bekannt iſt ſie unter dem Namen der erſten, obgleich die nur das Fort iſt und Gherra d'Adda die Stadt. Beide ſtehen durch eine große Schiffbrücke miteinander in Verbindung. Die Adda iſt ein ſchöner Fluß, der hier wie ein langer, breiter Kanal auf beiden Ufern zwiſchen Mauern dahinfließt. Die Befeſtigungen dieſer Orte ſchienen mir, ſoweit ich das als Nichtſachverſtändiger zu beurteilen vermochte, ſtärker als an irgendeiner anderen lombardiſchen Stadt, beſonders die von Pizzighettone, die der König von Sardinien nach der Eroberung noch verſtärkte. Wie gewöhnlich beſichtigten wir die Stelle, wo der Einbruch ſtattgefunden hatte, ſie liegt nach Gherra d'Adda zu, an deſſen Kirchturm noch Spuren der Kanonade zu ſehen ſind. Unleugbar wird die Landſchaft von nun an weniger ſchön, immerhin würde manche andere Gegend noch auf ſie ſtolz ſein. Unſere Morgenreiſe war bald geleiſtet. Wir hatten uns ſo zeitig fortgemacht, »daß um halb acht — nun wo? — ich in Cremona war«.

Die Stadt, die von der Landſtraße aus geſehen einen recht guten Eindruck macht, hält nicht, was ſie verſpricht, wenn man erſt einmal drinnen iſt. Die Gebäude ſind nicht viel wert, die geraden, breiten Straßen haben kein Leben, ſogar die geprieſenſten Örtlichkeiten fand ich ſehr mittelmäßig. Die Stadt wird von einem häßlichen, ſchmutzigen Gerinnſel durchfloſſen, den einige freigebige Berichte »einen ſtolzen Kanal« nennen. Ich will Sie nicht von dem Wortwechſel unterhalten, den ich mit dem Stadtkommandanten, einem ungriſchen Oberſten hatte, der uns erſt für ſpaniſche Kapitäne hielt, die ihm ſeine Truppen ausſpannen wollten, und als er dieſen groben Irrtum einſah, uns mit einer anderen Lappalie zu ſchikanieren ſuchte, weil wir Franzoſen waren. Kurz und gut, wir waren beide höchſt unzufrieden miteinander, als wir uns verließen, und von der Kathedrale, die ich von ihm weggehend aufſuchte, war ich ebenfalls nur wenig erbaut. Nahebei ſteht ein hoher Turm, auf den ich hinaufſtieg, er gilt näm-

lich für den höchsten Turm Europas. Ich glaube, es genügte, wenn man »der höchste der Stadt« sagte, denn es gibt sicherlich anderswo viele, die eben so hoch sind. Als Äußerstes kann ich ihm die Höhe der Notredametürme in Paris bewilligen, es sind vierhundertachtundneunzig Stufen bis unter die Glocke. Der Blick von oben ist sehr ausgedehnt, ohne darum schön zu sein. Die Landschaft sieht wegen der vielen Bäume fast wie ein Wald aus, am hübschesten ist der Po, der sich in weiter Ferne schlängelt. Die Kirchen San Pietro und San Domenico sind hübsch, außen und innen, für Cremona versteht sich. Denn, um es hier ein für allemal zu sagen, alle diese Wertungen sind Verhältniswerte. Ich erwähne an einem Ort etwas, das ich an einem anderen stillschweigend übergehe, und ein Gebäude, das man in Genua kaum anschaute, erzwingt sich Beachtung in Cremona. Um auf die Kirchen, von denen ich sprach, zurückzukommen, so besitzt die erste einen Orgelaufbau, der allerorten für schön gälte, und im Chorabschluß der zweiten hängt eine Anbetung der Könige von Nuovolone Panfilo mit guter Farbengebung, über dem Portal ein Wunder des heiligen Dominikus von demselben. Im Querschiff links sind zwei gute Bilder von Antonio Campi. Die Augustiner besitzen ein Portal von lombardischer Bauart, das einem einen hohen Begriff vom Geschmack dieser alten Nation gibt, außerdem eins der besten Bilder von Perugino, das ich kenne, und gegenüber liegt eine Kapelle mit grotesken, aber gut gearbeiteten Skulpturen, welche die Passion darstellen, von Barberini. Es soll auch eine Bibliothek da sein, aber die Mönche waren gerade im Refektorium, und es wäre ein sinnloses Unterfangen gewesen, hätte man sie vom Essen wegholen wollen, um Bücher anzusehen. Man zeigte mir auch das Haus, in dem Marschall Villeroi gefangen genommen wurde. Als wir Cremona verlassen hatten, befanden wir uns wieder in der Ebene mit ihren Kanälen, die schöner war wie je. Die Bauern waren gerade bei der dritten Heumahd, man mäht noch ein viertes

Mal, dann läßt man das Vieh auf die Wiesen, um es zu mästen.

Nachdem wir heute sechsunddreißig Millien gemacht hatten, kamen wir nach Bozzolo, einem Städtchen mit einer trefflich gebauten Stadtmauer, aber ohne Gräben, es gehört dem Fürsten von Guastalla.

Am folgenden Tage durchquerten wir San-Martino di Bozzolo, eines der angenehmsten Städtchen, die ich gesehen habe, dann passierten wir den Ogliofluß auf einer großen Holzbrücke, welche die Franzosen hier jüngst gebaut haben. Ich glaube, man entrichtet ein Brückengeld, aber die Wächter waren weder so kurzsichtig noch so wenig dankbar, daß sie es von uns gefordert hätten. Nach einiger Zeit ward der Lago Superiore sichtbar. Wir rollten auf der Chaussee, die durch die Sümpfe führt, dahin, und was der »verwegene Villars« in drei Kriegsjahren mit unserer Armee nicht fertig brachte, vollbrachte ich ohne Widerstand: triumphierend zog ich in Mantua ein, das vierzehn Meilen von Bozzolo abliegt.

Ich begreife nicht, wie man auf den Gedanken kam, an solchem Ort eine Stadt zu bauen, denn wenn sie auch nicht, wie oft gesagt wird, in der Mitte, sondern am Ufer des Sees liegt, ist sie doch dermaßen in die Sümpfe verstrickt, daß selbst an der zugänglichsten Seite nur eine schmale Chaussee in sie hineinführt. Außer durch ihre starke Lage wird sie auch noch durch künstliche Werke verteidigt. Die Befestigungen und die Zitadelle sehen gut aus, und es scheint fast unmöglich, wenn man sich nicht auf alle Kriegskniffe aus dem Frontin versteht, wie eben d'Allerey, solchen Platz mit Gewalt zu nehmen. Mantua ist wenig größer als Cremona und in den tief gelegenen Stadtvierteln, das heißt fast überall, stinkend und schmutzig, es ist ziemlich stark bevölkert und der Handelsverkehr scheint nicht unbedeutend, gebaut ist es weder gut noch schlecht.

Ich war kaum angekommen, als ich schon in einer Barke

über den See fuhr, um Dorf und Haus zu besuchen, wo Virgil zur Welt kam. Das Schloß, das man dort gebaut hat, war mir gerühmt worden, und ich hoffte Dinge zu finden, die der Bedeutung des Mannes entsprächen, der seinem Vaterlande solche Ehre gemacht hat, ich fand aber nur ein schmuckes Landhaus, in dem von Virgil keine Rede war. Das Dorf heißt Pietola. Ich fragte die Leute, warum das Haus das Vergilhaus heiße, man gab mir zur Antwort, der Name komme von einem früheren Herzog von Mantua her, der König über ein Volk gewesen sei, das man die Poeten heiße, und viele Bücher geschrieben habe, die nach Frankreich geschickt wären. Kurz, die Ignoranten von Mantuanern haben diesem Fürsten der Poesie nicht das kleinste öffentliche Denkmal gesetzt, und die einzige Ehre, die sie ihm antun, ist, daß sie sein Bild als Marke auf ihr Stempelpapier verwenden, Auch für Giulio Romano, der in ihrer Stadt starb, nachdem sein Talent sie befestigt und verschönt hatte, haben sie nichts getan.

Der Palazzo del T ist ein Hauptwerk des berühmten Malers, außen wie innen ist er sein Werk. Der Außenbau schien mir ganz schön, aber doch kein großes Meisterstück. Einen großen, viereckigen Hof umgeben vier derbwuchtende Gebäude dorischer Ordnung. Aus ihm tritt man in einen ebenfalls massig, aber vornehm wirkenden Umgang mit viergekuppelten Säulen und Statuen, halberhabenen Steinbildern und Fresken, der ihm einliegende Garten ist mittelmäßig, bekommt aber durch eine Rustikaarchitektur einen guten Abschluß. Aller Hausrat fehlt, kein Mensch bewohnt diesen Palast, offen wie eine Scheune liegt er verlassen da, und doch könnte man weit laufen, um so schöne Dinge zu sehen, wie Giulio Romano hier gemacht hat. Im ersten Zimmer links ein Doppelfries mit Flachreliefs in antikem Geschmack, im zweiten eine Decke, halb Fresko, halb Mosaik, im dritten hat man niemals eine Sitzgelegenheit aufstellen können, in diesem kleinen Saal hat Giulio Romano nämlich den Kampf

der Götter und Titanen al fresco gemalt: felsenschleudernde Götter, unter den Bergstürzen zusammenbrechende Titanen auf allen vier Mauern ringsherum bis unten hin. Wahrhaftig! Wer in diesen Raum eintritt, erschrickt vor solcher Wildheit der Einbildung, der Schwung der Ausführung und der Ausdruck des Schrecklichen reißen fort, aber rühren nicht, da das Werk fast nichts enthält, was anmutet. Dies Stück, das Glänzendste, was der Künstler geschaffen hat, verdiente eine recht eingehende Beschreibung, und in dem Übereifer meiner Geschwätzigkeit würde ich unbedingt eine solche verfassen, wenn das Felibien nicht schon getan hätte. Was aber würde dieser beredte Gemäldekenner sagen, wenn er erführe, daß der unvergleichliche Saal jüngst miserabeln deutschen Soldaten als Wachlokal gedient hat, und daß die, in der teutschesten aller Barbareien, ihre Namen darauf eingekratzt und tausend andere Schändlichkeiten an dem Gemälde verübt haben?

Im ersten Raume der Wohnung rechts ein Phaethon in Schwarzweißmanier am Plafond, im zweiten die Decke bemalt mit tausend Bildchen, eines immer hübscher als das andere, im dritten die Vermählung von Amor mit Psyche, die man nicht müde wird zu betrachten und zu bestaunen, wegen der Schönheit der Zeichnung und der Zierlichkeit der Stellungen. Ich schweige von dem vierten, obwohl auch er schön ist, aber der vorige tut seiner Wirkung zu sehr Abbruch, nicht vergessen aber dürfen Sie einen Saal im Hof, der schmählicherweise als Pferdestall dient, und dessen Decke ein Sonnenuntergang und ein Mondaufgang schmücken, umgeben von antiken Medaillons oder Onyxachaten, die aus Stuck so gut gemacht sind, daß man sich Ringe aus ihnen machen möchte.

Entrüstet über seine grenzenlose Verwahrlosung, verließ ich diesen Palast, um dem Häuschen des Giulio Romano, das von einer trefflichen Rustikaarchitektur geschmückt wird, meine Verehrung zu bezeugen. Über dem Eingang steht eine Merkurstatue von höchster Schönheit. Aber wenn Giulio

Romano es nicht für der Mühe wert gehalten hat, ſich ein üppiges Wohnhaus zu bauen, ging er gewaltig ins Zeug, als es galt, ſich eine prächtige Nachbarſchaft zu ſchaffen, er errichtete nämlich vor ſeinem Hauſe den großen Gonzagapalaſt, deſſen Faſſade ſeinen kühnen Unternehmungsgeiſt nicht verkennen läßt: auf einem erſten Stockwerk in Ruſtika tragen ſtatt Säulen groteske Rieſen eine doriſche Ordnung, die von einem hohen Architrav oder einem Mauerkranz überragt wird. Davor müſſen alle Paläſte und die ganze Architektur Genuas auf die Knie fallen. Er iſt voll unzähliger Gemälde, die ich nur eilig ſah, weil es ſchon ſpät war. Erwähnen will ich nur eine ausgezeichnete Entführung des Ganymed von Tintoretto an einer Decke und einen trefflichen Amor von Annibale Carracci hinter einem Prunkbett.

Das Dominnere mit ſeinen vier Reihen korinthiſcher Säulen und zwei Reihen Pilaſtern, gleichfalls nach Zeichnungen von Giulio Romano, iſt ſehr vornehm. Die Fresken und das Deckengemälde des Chores hinter dem Altar ſind das Beſte, was ich in dieſer Malart bis jetzt geſehen habe. Im linken Querſchiff war, meine ich, eine hübſche Kapelle, und im Kapitelſaal eine Darſtellung der Verſuchung des heiligen Antonius von Paul Veroneſe und zwei Schlachtenbilder von Campi. In San Criſtoforo der ungefüge, gutmütige Heilige, gemalt von Giulio Romano, in San Sebaſtiano ein gutes Bild des Hausherrn, und ein Bild der Speiſung der Fünftauſend, aus der Schule des Veroneſe.

Der Palazzo des Herzogs von Mantua iſt ein ſo unſcheinbares Gebäude, daß man ihn eher für das Haus eines Kaufmanns halten möchte, aber die Zimmer ſind ſehr geräumig. Die Wohnung der Herzogin ſteht ganz leer, die des Herzogs iſt nur eingerichtet, weil der kaiſerliche Statthalter drin wohnt, wenn er da iſt. Es iſt übrigens auch hier nur das dringebliebene, was man nicht hat hinaustragen können. All die merkwürdigen Sächelchen, welche die Zimmer füllten, ſind weg, nur die ausgezeichneten Gemälde blieben in der Wohnung,



⟨16⟩

als da ſind: im erſten Zimmer ſechs große Bilder, von Palma Vecchio, und über dem Kamin das Gaſtmahl bei dem Phariſäer, von Tizian, eines ſeiner farbenſchönſten Bilder, im zweiten die Hochzeit des Perſeus mit Andromeda von Palma Vecchio, vier hochmerkwürdige ſamtene Vorhänge von Tintoretto, zwei treffliche Philoſophen von Tizian, eine gute Suſanna von Lorio und vier große, wundervolle Stücke des Giulio Romano als Fries, im dritten fünf große Tintorettos und vier Guercinos, der Fries in vier Abteilungen auf Kupfer gemalt von Giulio Romano. Im vierten der Sturz der Giganten, von Palma und ein Schlachtbild, von Campi. Decke und Fries der Galerie ſind von Giulio Romano, die Flachreliefs über den Eingängen ſind das Schönſte im ganzen Hauſe. In der Kapelle, die eine gute Faſſade hat, Maria Magdalena, die dem Herrn die Füße wäſcht, von Tizian. Das Beſtgebaute in dieſem Palaſt iſt die Reitbahn und das Theater. Die erſtere iſt in einem trefflichen Doriſch gebaut von Bibbiena, das Theater mit fünf Reihen Logen iſt vorzüglich angeordnet und ausgeſchmückt, die Vorderplätze liegen alle etwas tiefer, ſo daß den Dahinterſitzenden der Blick freibleibt, der Bühne gegenüber ſind fünf ſchöne Balkons ein wenig vorſpringend angeordnet. Ich will Ihnen über dieſe Anordnung ausführlicher berichten, wenn wir unſer Theater einmal umbauen.

So weit war ich mit meinem Artikel über Mantua und ich gedachte, ohne Mitleid für Ihre Ohren, mein Tagebuch noch mit einer Menge anderer Bemerkungen über dieſe Stadt zu bepacken, von der man meines Erachtens noch nicht genug geſprochen hat, als eiligſt ein Bote meldete, man habe ſoeben erfahren, daß die Venezianer die Schlagbäume an ihren Grenzen niederließen, ungariſcher und dalmatiſcher Schiffe wegen, die nach Sinigaglia zur Meſſe im Kirchenſtaat kämen und peſtverdächtig ſeien, derart, daß die Verbindung mit Venedig im nächſten Augenblick aufhören und niemandem mehr

der Eintritt ohne Quarantäne gestattet sein würde. Wir also Hals über Kopf in unsere Wagen, um dem verhängnisvollen Termin zuvorzukommen. Wir fuhren über die Hauptchaussee von Mantua hinweg, und trabten auf einer endlos sich hinziehenden, schnurgeraden Allee. Kurz, da bin ich wohlbehalten in Villa-Franca, dem ersten Flecken auf venezianischem Gebiet, und hier wollen wir die übermäßige Hitze vorbeilassen. Da ich auf meinen Decken nicht einschlafe, habe ich eine nette, sehr kühle Kirche ausfindig gemacht, mir Stuhl und Tisch hineintragen lassen, und hier sitze ich augenblicklich in türkischem Schlafrock und Mütze und schreibe Ihnen. Die guten Leute, die vorbeigehen, kommen herein, um mich anzusehen, auf allen Seiten stehen sie um mich herum. Eben fragt einer, was ich tue, worauf ich ihm vorrede, daß ich von ihrer schmucken Kirche entzückt bin und sie mir auf's genaueste aufschreibe, weil ich vorhabe, mir in meinem Serail eine gleiche bauen zu lassen, aber ich will sie verlassen und Sie auch, um vor der Weiterfahrt noch ein wenig zu nicken.

Poichè da quattro lati ho pieno il foglio,
Finir lo scritto e addomentarmi voglio.

ZWÖLFTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Verona und Vicenza.

Verona, den 25. Juli 1739.

Die Pest über die venezianische Politik, die uns zur Unzeit in die Hitze jagte, weil es gar nicht die Pest ist, die die Herren von den Schiffen, die nach Sinigaglia zur Messe kommen, zu kriegen fürchteten, sondern daß diese Schiffe Levantewaren mitbringen, mit denen Venedig selbst handelt. So haben sie durch die Verordnung nach Kräften die Messe schä-

digen wollen, indem ſie dieſe Waren nicht bei ſich einließen und ihre Untertanen hinderten, anderswo billiger einzukaufen.

Wir fuhren alſo weiter nach Verona, vierundzwanzig Millien von Mantua, das man ſchon von weitem und wie am Fuß der Alpen liegend wahrnimmt, obwohl es bis zu denen noch ziemlich weit iſt. Kommt man näher heran und ſieht es mit ſeiner ganzen Umwallung vor ſich, wirkt es groß wie ein Rieſe, läuft man aber dann im Inneren herum, ſo findet man Straßen ſo breit, wie ſie anderswo lang ſind, und einige unbebaute Anger, in deren jedem ein netter Marktflecken Raum fände. Lebendig iſt nur die Innenſtadt, wo gefeilſcht und gekauft wird, Handwerker aller Arten herumwimmeln, und wo man den republikaniſch regierten Staat ſpürt. Hier ſtehen die Häuſer eines über dem andern und haben an allen Fenſtern weit ausladende, eiſerne Balkone mit Rebſpalieren und Blumenbrettern, auf die Blumenſtöcke oder Orangenkübel geſtellt ſind. So ſpaziert man dauernd in den Gärten der Semiramis, was inſofern gefährlich iſt, als ſich einem beim leiſeſten Windhauch ein halbes Dutzend dieſer Töpfe auf den Kopf ſtülpt. Eine ſchauderhafte Einrichtung! Daß man nicht weit von Venedig iſt, ſpürt man außerdem an den vielen großen und ſchönen Frauengeſtalten, die ſehr vollfleiſchig, ja fett ſind und eine ſehr weiße Haut haben, gerade ſo, wie auf den Gemälden des Paul Veroneſe, dem es an Modellen nicht gefehlt hat, haben doch die Venezianerinnen noch heute den Ruf der ſchönſten Frauen Europas. Man kann nichts Beſſeres tun, als gleich nach der Ankunft in die Komödie zu gehen, um ſich von der Reiſe zu erholen, ſo machten wir's in Verona. Ich gewöhne mich noch immer nicht an die billigen Preiſe der Komödienzettel, von denen einer für den erſten Platz noch keine zehn Sous koſtet, aber die italieniſche Nation iſt auf alles, was Schauſpiel heißt, ſo verrückt, daß die Menge vor allem kleiner Leute es wieder ausgleicht und die Schauſpieler doch auf die

Kosten kommen. Gott sei Dank braucht man nicht in Sorge zu sein, im Veroneser Schauspiel keinen Platz zu bekommen. Man spielt nämlich just in der Mitte des altrömischen Amphitheaters, und es gibt durchaus keinen anderen Raum für die Zuschauer, als daß sich alle zusammen unter dem freien Himmel auf die Stufen setzen, die für dreißigtausend Platz haben. Voll ward es vor ein paar Jahren bei einem Feste, das man Ihrer Gnaden der Herzogin von Modena gab, das muß ein schöner Anblick gewesen sein. Ich weiß nicht, wie die Leute damals die Aufrisse zu ihren Bauten gemacht haben, aber ich habe selbst erlebt, daß man die Schauspieler von den obersten Stufenreihen, trotzdem man dort sehr weit von ihnen ab ist, fast so gut hört, wie ganz in der Nähe. Ich sah nie so viele Mönche in einer Prozession, wie hier im Theater, aber darunter keinen einzigen Jesuiten. Ich erkundigte mich, ob sie nicht auch kämen. Ein Priester, der neben mir saß, meinte, sie seien zwar pharisäischer als die übrigen, kämen aber zuweilen doch. Auch Damen gehen nicht viele hin, einige freilich fand ich täglich, sie sitzen in der Arena wie die anderen, meist in einem ganzen Knäuel von Männern. Die italienischen Stücke sind im Grunde außergewöhnlich scheußlich, sie unterhalten mich aber doch, weil sich so viel und vielerlei darin ereignet und recht gut gespielt wird, außerdem amüsieren mich die dummen Witze, welch schlechten Geschmack ich dem Umgange mit Eurer Exzellenz verdanke. Selbst Provinzbühnen sind den zu uns verpflanzten italienischen Schauspielbanden überlegen, die Pariser nicht ausgenommen. Was mich aber jedesmal mehr erstaunte, war, obwohl ich sie jeden Tag sah, eine junge Tänzerin, die sich mindestens so hoch und leicht in die Luft hebt, wie Javilliers, ohne Verschnaufen zwanzig Kreuzkapriolen hintereinander macht, jede mit achtmaligem Kreuzen der Beine, und ebenso alle die Kunstsprünge, die wir an unseren Meistertänzern bewundern. Was Leichtigkeit betrifft, ist die Camargo neben ihr die reine Steinpuppe. Allgemein sind die Tänzerinnen

hierzuland kräftiger und geschulter als unsere, aber das ist auch alles. Anmut, Armbewegungen, guten Geschmack und wirkliche Sauberkeit der Bewegung werden Sie bei ihren Tänzern umsonst suchen, nur den Charakter der Melodie, die sie tanzen, geben sie gemeinhin gut wieder.

Daß ich nur nicht vergesse, Ihnen von der Überraschung zu erzählen, die ich das erstemal, das ich in die Komödie ging, erlebte. Eine Stadtglocke schlug eben einmal an, als hinter mir ein Geräusch laut ward, daß ich meinte, das Amphitheater sei am Einstürzen, gleichzeitig sah ich sämtliche Schauspielerinnen flüchten, obwohl einer darunter ihre Rolle in Ohnmacht zu fallen vorschrieb und sie wirklich schon das Bewußtsein verloren hatte. Die wahre Ursache meines Erstaunens war, was wir den Angelus nennen, daß nämlich die ganze Versammlung im Augenblick, wo die Betglocke anschlug, sich nach Osten kehrte und schleunigst auf die Knie fiel, die Schauspieler zogen sich in die Kulissen zurück und sangen alle zusammen ein sehr schönes Ave-Maria, worauf die ohnmächtig gewesene Schauspielerin brav das Knie beugte wie nach dem Angelus üblich, wieder ohnmächtig wurde, und das Stück ging weiter. Man muß dies Theaterstückchen erlebt haben, um zu verstehen, wie ganz eigentümlich es wirkte. Da ich gerade im Amphitheater bin, will ich Ihnen gleich davon sprechen. Ich überzeuge mich täglich mehr, daß einzig die Römer für die Öffentlichkeit zu bauen verstanden haben.

Immer wieder muß ich Plan und Ausführung an dem, was mir bisher vor Augen kam, bewundern. Und dabei bleibt mir noch manch anderes und Schöneres zu sehen übrig. Das Denkmal, bei dem wir sind, ist innen recht gut erhalten, wenigstens die Arena und die Stufen, die mit Sorgfalt ausgebessert und an einigen Stellen auch neu gemacht wurden. Misson hat in seinem Streit mit anderen Reisenden recht, wenn er behauptet, die Zahl der Stufen betrage vierundvierzig. Ich habe sie gezählt und nachgezählt, zum Verdruß

meiner Beine, denn sie sind einen guten Fuß hoch, der Umfang der Randstufe aber wird zu hoch von ihm angegeben, ich habe sie mehr als einmal abschreiten lassen, es waren immer nur fünfhundert Schritt rund herum. Die Galerien und der weitläufige Umbau sind arg zerstört, von zweiundsechzig Toren, aus denen er bestand, stehen nur noch vier mit den Nummern 64, 65, 66 und 67. Man glaubt, daß die antike Statue, die jetzt im Theater der Akademie ist, über einer dieser Tore gestanden habe, und über jedem Tore sei eine ähnliche gewesen. Die äußere Anordnung des Gebäudes zeigt drei hohe Stockwerke von Schwibbogen in einer Art dorischer Rustika, sehr massig, wie es sich für ein so großes Bauwerk schickt. Wie die Eingänge angelegt sind, so daß jeder ohne Umstände an seinen Platz findet, ist wundervoll ausgedacht, aber das erforderte eine zu lange Beschreibung.

Diese Stadt hat eine ausgesprochene Liebe für Antiken und besitzt deren eine erkleckliche Anzahl, darunter einige Triumphbögen, von denen einer sich der Bogen des Vitruv nennt, obwohl der gerade soviel daran gearbeitet hat, wie ich, und mehrere Ruinen von Wasserleitungen und Theatern, die ich anzusehen versäumte. Besuchen muß man nahe der Etsch die Trümmer einer alten Naumachia, das Beste aber auf dem Gebiet ist die Sammlung, die der Graf Scipio Maffei an der Rückfront des modernen Theaters eben aufgestellt hat. Er läßt einen Kreuzgang von nur sieben Fuß Deckenhöhe bauen, der den Hof ganz umläuft. Nach innen öffnet er sich in einer Reihe korinthischer Säulen, und die Außenmauer besteht nur aus Flachreliefs und antiken Inschriften, griechischen und lateinischen, die mit sehr erfreulichem Fleiß angeordnet sind. Man mag — nach einem groben Überschlag — an zweitausend antike Stücke zusammengebracht haben, große und kleine, gute und geringe, einbegriffen die Denksteine, Säulenknäufe und andere Bruchstücke, die als ungeeignet für die Einmauerung zwischen den Säulen Platz fanden. Das Theater, das dem Hof anliegt, emp-

fiehlt fich durch eine fchöne Vorhalle mit ionifchen Säulen, weiter ift aber auch nichts fchön daran. Darüber hat man die Büfte des Grafen Maffei aufgeftellt, obwohl er noch am Leben ift. Ich fand ihn nicht in Verona, was mich recht verdroß, doch rechne ich darauf, ihn in Rom zu treffen und von meinen Empfehlungsbriefen an ihn Gebrauch zu machen. Das Theater ift im Inneren aus einer Menge unfchöner Säle zufammengefetzt, in denen fich täglich die Spielklubs und Kränzchen verfammeln, aber auch die Zufammenkünfte der fchöngeiftigen Akademie und ähnliche Veranftaltungen ftattfinden. Die fchöngeiftige Akademie der »Philharmoniker« tagt nur fehr felten. Sie ward zur Wiederbelebung der antiken Mufik begründet. Die Akademiker follten den Barbitus, die Zither und das Siftrum fpielen können, wie manch andere Akademiker tun fie aber nichts von dem, was fie follen, und fo ward ich in meiner Hoffnung betrogen, denn ich bekam keine von Pindar gedichtete und Timotheos vertonte Kantate zu hören. Die Säle hängen voller Statuten, die mit großem Pomp in der Art wie die zwölf römifchen Gefetzestafeln gefchrieben find, auch die Porträts fämtlicher Akademieglieder zieren die Wand, aber den Teufel auch, warum fieht man weder das Bild des Naturforfchers Plinius noch das Catulls, ihrer Landsleute? Die hätten ihrer Akademie doch nichts gefchadet.

Ich habe danach die Statuen von Plinius, Catull, Vitruv, Cornelius Nepos und Aemilius Macer auf der Faffade des Rathaufes gefehen, die des Hieronymus Frascator fteht über dem barbarifchen Bogen. Im Akademiepalaft befindet fich auch das wirkliche Opernhaus, das dem in Mantua nachfteht, aber doch alle franzöfifchen übertrifft. Dem Theater gegenüber liegt das Haus der Hauptwache, mit großem architektonifchen Gefchmack gebaut von Palladio, aber unvollendet. Es fchaut auf den Hauptplatz, in deffen Mittelpunkt die Venezia im Dogengewande auf einem Sockel tront, zum Zeichen der Oberhoheit.

Verona wird in ſeiner Hauptlänge von der Etſch durchfloſſen, die, wie alle Flüſſe, die von den Alpen kommen, oder beſſer, wie die Hauptſtröme Europas breit und reißend iſt und milchiges Waſſer hat. Auf dem Hügelzuge gegenüber, auf der anderen Seite des Fluſſes, ſieht man das Schloß San Pietro, deſſen Bauten und Gärten im Verein mit den Baulichkeiten am Fluſſe der Stadt eine leichte Ähnlichkeit mit Lyon geben, von Fourvières geſehen. Vier Brücken, über die weiter nichts zu ſagen iſt, überſpannen den Fluß. Die Häuſer waren größtenteils al freſco von Paul Veroneſe und ſeinen Schülern bemalt, die Farben ſind aber heute ſchon ſo verloſchen, daß man faſt nichts mehr davon ſieht. Die Stellen, die noch zutagetreten, laſſen das Verlorengegangene ſchmerzlich bedauern. Ich laſſe nun wie gewöhnlich ein Verzeichnis der Hauptmerkwürdigkeiten, die ich in öffentlichen und Privatgebäuden antraf, folgen.

Der Dom iſt groß und ziemlich freiliegend. Linker Hand beim Eintritt ſteht ein vornehm verziertes Grabmal, das mir aber doch nicht ſo viel Achtung abgewann, wie das viel ſchlichtere meines Freundes, des Kardinals Noris. Nahe dem erſten iſt eine Himmelfahrt Mariæ von Tizian, die ſchön war, aber jetzt ganz verſchwalcht iſt, nahe dem zweiten in einer Kapelle das Fresko einer Kreuzigung mit einer fabelhaften Menge von Figuren, es wurde 1436 von Jacopo Bellini, einem Schüler des Gentile Bellini gemalt. Nicht, daß dies Bild an ſich beſonders gut wäre. Aber es bringt einem den Fortſchritt in Malerei und Geſchmack zu Bewußtſein, zeigt, wie die Dinge ausſehen, die man damals hoch hielt, wie raſch die Kunſt dann der Roheit entwuchs und die ſchönſten und rührendſten Dinge der Welt hervorbrachte. Auch ein Bild von Liberale iſt in dieſer Kirche.

In Sant' Anaſtaſia einige Grabmäler, beſonders eines der Fregoſi und ein anderes aus einem höchſt ſeltſam ſchwarz und weiß geſprenkeltem Marmor, weiter zwei Figuren, die Weihwaſſerbecken tragen, und denen das Gewicht der Laſt

Mantua aus der Vogelschau

〈17〉

einen komischen Ausdruck gibt. Nur aus Gefälligkeit gegen Lacurne, der es wünschte, habe ich sie auf mein Register gesetzt.

Bei den Karmelitern Jesus Christus in der Kelter: das Kreuz ist die Spindel, die sich in zwei Schraubenlagern dreht, Jesus Christus dreht sie selbst und sein herausfließendes Blut wird von den Abendmahlsgästen, welche dabei stehen, in Kelchen aufgefangen. Das Stück könnte man mit einem zusammenstellen, von welchem ich einmal gehört habe: darauf ist Jesus Christus dargestellt in einem Troge, den halben Körper zwischen zwei Mühlsteinen, aus denen die Hostien herausfallen.

In Santa Maria in Organo, rechts und links vom Chore, ein Fresko in alter Malart mit sehr guter Luft, von Brusasorci. Die Chormalerei ist von Paolo Farinato. Das Gestühl hat hübsche Holzintarsien, vom berühmten Frater Johannes von den Olivetanern in Verona. Merken Sie noch das Wunder des heiligen Olivetanus. Den Esel, der unseren Herrn nach Jerusalem trug, und dessen Geschichte Misson sehr umständlich berichtet, habe ich nicht zu sehen bekommen. Die Mönche sagten mir, daß der Esel, um die Schwachgläubigen zu schonen, seit mehreren Jahren nicht mehr gezeigt, auch in der Prozession nicht mehr umgetragen werde, man halte ihn in einem Schranke verschlossen.

In San Fermo in einem Kämmerchen ein Grabmal Tuzziani, mit sechs bronzenen Flachreliefs in der Art der Antike, von Campana, aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Einfach vollendet! Ich bin erstaunt, daß die Bildhauerei schon derart weit war, als die Malerei noch ganz in den Kinderschuhen steckte. Die Architektur von San Gaetano ist nicht übel, auf jeden Fall aber müssen Sie nach der Kirche von San Zeno, die Pippin, ein Sohn Karls des Großen, gebaut hat. Was man hier zu sehen bekommt, ist recht eigentlich abscheulich, wird aber gerade dadurch für uns lehrreich, weil der Geist des Ungeschmacks, der unter unseren Königen der

zweiten Dynastie herrschte, einmal recht handgreiflich vor uns hintritt. Flach erhabene Marmorreliefs bedecken die Fassade, bronzene Flachreliefs die Türen, in diesen Arbeiten ist das Leben Christi, des heiligen Zeno und anderes dargestellt, aber in einem Geschmack — man zuckt die Achseln! Misson müht sich ganz vergeblich bei den zwei Hähnen, die einen Fuchs gefangen haben, einen allegorischen Sinn herauszubringen. Die ganze Wand, auf der sich diese Darstellung findet, ist mit Tierfabeleien bedeckt, die nichts bedeuten. Was dagegen den König betrifft, der zur gesamten Teufelschaft reitet, dessen Geschichte er, wie er sagt, nicht hat erraten können, so bin ich ganz sicher, daß man hier irgendeine jämmerliche Zeitüberlieferung hat abbilden wollen, von einem König, dem auf der Jagd kein Wild anlief, und der, um Braten zu bekommen, mit dem Teufel einen Pakt schloß. Misson hat einen Teil der Verse in seiner Wiedergabe ausgelassen und bei dem übrigen ein paar Fehler gemacht. So lauten sie richtig:

O regem stultum, petit infernale tributum,
Nisus, equus, cervus, canis huic datur. Hos dat Avernus.
Moxque paratur equus, quem misit daemon iniquus,
Exit aqua nudus, petit infera non rediturus . . .

‹Oh der König und Tor! Höllischem Geschenk jagt er nach!
Jagdfalke und Pferd, so Hirsch auch und Hund wird ihm, sie gibt der Avernus.
Schnell bereit steht das Roß, das der böse Dämon gesandt hat,
Nackt entsteigt er der Flut, und sprengt, nie wiederzukehren, hinein in den Abgrund der Hölle.›

Das letzte Wort steht groß und breit geschrieben da, was unser Schriftsteller auch dawider sagt. In der Unterkirche sind einige der häßlichen Gemälde, wie sie die Griechen vor der Neuerweckung der Malerei durch Cimabue zu malen pfleg-

ten, freilich ſchon arg verloſchen. Hier iſt auch ein Taufſtein oder Taufbecken von fabelhafter Größe, das noch ein zweites Becken in ſich einſchließt, es diente einſtmals, um die erwachſenen Täuflinge darin unterzutauchen, wobei der Biſchof in dem Ringe zwiſchen den beiden Becken hin- und herging. Man wollte mir weismachen, das Ganze beſtehe aus einem einzigen ausgehöhlten Steinblock, und was noch ſtärker war und ſelbſt mein liebenswürdiges Entgegenkommen überſtieg, ein Weihwaſſerbecken aus Porphyr, das nahe dabei ſtand, ſei mit Wiſſen und angeſichts aller Welt vom Teufel gebracht worden. Der Teufel iſt ein Tropf, dieſen größten und ſchönſten Porphyrblock der Erde hätte er doch für ſich behalten können! Ein ſehr ſchöner Sockel, ebenfalls Porphyr, hätte noch dazu gehört, aber als der heilige Zeno ihn dies Becken aus Iſtrien holen ſchickte, ſchenkte er es ſich, ihm den Sockel noch beſonders einzuſchärfen, und ſo hat der Teufel, der anders wie ſein Kammermädchen keinen Deut mehr tut, als man ihm aufträgt, den eben nicht mitgebracht. Übrigens iſt die Kirche trefflich gebaut und hat einen wunderſchönen Glockenturm. Ein ganz ſchlichtes Grabmal des Königs Pippin ſteht im Hofe des Kreuzgangs neben der Kirche, die kurze Inſchrift iſt zwar in altertümlichen Schriftformen ſeiner Zeit abgefaßt, ſchien uns aber trotzdem viel jünger, ſie iſt alſo vielleicht erſt ſpäter darauf angebracht worden.

Öffentliche Bauten außer dieſen ſind die großen Häuſer für die Freimeſſe, nach Zeichnungen von Bibbiena, übrigens faſt das Gleiche wie das Meßhaus von Saint-Laurent in Paris. Das Beſte aber, was meiner Meinung nach Verona in der Art hat, ſind die ſogenannten »Cinque Porte«: ein Gebäude, unter dem fünf doriſche Hallen wie Triumphbögen hindurchführen! Belliſſimo! Die Verhältniſſe daran ſind ſo richtig abgewogen, das Ganze geht den Augen ſo anmutig ein, daß man wirklich des Betrachtens nicht müde wird. Dieſe köſtliche Anlage ſchuf San Micheli, ein Freund Paul Veroneſes, auf deſſen Bildern er die ſchönen Architekturen gezeichnet

hat, die eine ihrer Hauptzierden ſind. Andere wollen ſie allerdings dem Benedetto Caliari zuweiſen, vielleicht haben beide daran gearbeitet.

Von Privathäuſern ſchienen mir von außen geſehen Palazzo Pompei und Palazzo Maffei (nicht Scipio Maffei) die beſten, höher aber ſchätze ich noch den Garten des Palazzo Giuſti. In ihm wurden dank einer gefälligen Natur Felſen vorgefunden, die zur Anlegung von endloſen Grottengängen und Terraſſen gedient haben, weithin öffnen ſich die ſie bekrönenden Rundtempelchen nach allen Seiten über eine gewaltige Stadt und das weite Land, das der Etſchfluß durchſchneidet. Höchſt ſonderbar ſind auch die fabelhaft hohen, ſpitzen Zypreſſen anzuſehen, mit denen der ganze Garten bepflanzt iſt, als ſei hier einer der Plätze, an denen die Hexenmeiſter ihren Sabbat halten. Sogar ein Labyrinth gibt es, in das ich, wie gewöhnlich hinter den anderen heralbernd, mich unvorſichtig hineinwagte. Eine volle Stunde tobte ich laut fluchend im Sonnenbrande darin herum, ohne hinauszufinden, bis mir jemand von der Dienerſchaft half.

Mit Kunſtkabinetten haben wir kein Glück, das Kabinett Moſcardo, das berühmteſte Italiens, iſt faſt ganz zerſtreut, und was noch da iſt, bekamen wir nicht zu ſehen. Der Hausherr war aufs Land gefahren, da er von unſerem Kommen nichts wußte. Ich ging in die Sammlung Saibanti. Sie hat viele Handſchriften, antike Bronzen, vor allem ägyptiſche Denkmäler und antike Lampen aller Formen und aus jedem nur denkbaren Material, — — viele Familienſiegel, ein griechiſcher Kopf, vielleicht von einem Theſeus, ſo groß wie der Knopf der Invalidenkuppel, oder nur wenig kleiner.

Im Palazzo Bevilaqua Statuen, darunter einige antike, unter den Bildern ſind Tintorettos und Tizians, und beſonders ungezählte Bildniſſe von allen möglichen Händen.

Bei Herrn Conque eine Menge Waffen, hauptſächlich kleine Kanonen und Mörſer, das Ganze mit einigen Bronzen zuſammen auf die hübſcheſte Art der Welt angeordnet.

Im Palazzo Gherardini eine Susanna, von Guido, ein Marsyas, von Carlone Lotto, eine Vermählung der heiligen Katharina, von Brusasorci, Isaak und Jakob, von Guercino, Tobias, von Dorigny, einem Franzosen. — Alles, was ich Ihnen eben nenne, ist nichts Fabelhaftes, ich habe es auf meine Schreibtafel gesetzt, um dem Abt Vallarsi eine Freude zu machen, der mich gewissermaßen als Gastgeber in der Stadt herumführte, auch wollte ich ihn für den Kummer ein bißchen entschädigen, den ihm mein Urteil über ein paar alte Ägypterkönige gemacht hatte, die aber wirklich kein besseres verdienten. Damit genug von Verona. Wollen Sie noch mehr wissen, brauchen Sie nur den dicken Folioband zu lesen, den Graf Maffei darüber verfaßt hat.

Der Handel Veronas besteht hauptsächlich in Samt- und Seidenstoffen, die es verfertigt, und Hölzern, die man hier sägt und bearbeitet, letztere kommen die Etsch hinunter aus den Alpen und gehen dann zum Schiffbau weiter nach Venedig.

Am fünfundzwanzigsten Juli fuhren wir die nun reizloser werdende und stellenweise steinige Straße nach Vicenza, wohin wir nach dreißig Millien Fahrt noch am selben Vormittage gelangten. Vicenza ist kleiner und in jeder Hinsicht unbedeutender als Verona. Freilich sind alle seine ansehnlicheren Häuser so wunderbar und kunstvoll gebaut, daß sie selbst die vielgepriesenen Paläste Genuas weit übertreffen. Der berühmte Palladio, der Vitruv seines Jahrhunderts, war aus Vicenza, und man behauptet, er habe sich am Stadtadel, der ihm Grund zur Klage gegeben, auf einem Umwege dadurch gerächt, daß er durch seine prächtigen Baurisse die schönen Schaufronten der Häuser aufbrachte, in die sie dann ihr ganzes Vermögen hineinverbaut hätten. In der Tat sieht man an allen Gebäuden Fassaden jeden Stiles (besonders im ionischen, den er vor allen anderen bevorzugte), und alle Ecken und Giebel mit Statuen, Trophäen und anderen Schmuckstücken. Es wäre bei ihrer Menge lächerlich, sie einzeln nennen zu wollen, außer vielleicht den Palazzo Mon-

tanari und den der Chiericati, die beide an einem und demselben Platze liegen. Trotz alledem ist aber die Stadt nicht nur nicht schön, sondern machte auf mich eher einen häßlichen, unangenehmen Eindruck. Denn diese schönen Häuser, die schon an sich etwas streng und verdrießlich blicken, werden durch häßliche Lehm- und Strohhütten, die man ihnen gewissermaßen als Meßküster zur Seite stehen ließ, völlig entstellt.

Kurz, Vicenza hat ein ärmliches, schmutziges und ungepflegtes Gesicht. Seine schönste Stelle ist der Platz, den das zum Besten der Armen wuchertreibende Leihhaus, die Statthalterei, und, beide übertreffend, der Palazzo della Ragione oder Justizpalast miteinander bilden. Dieser eigenartige, mächtige Bau Palladios mit seinem sonderbaren, eiförmigen Bleidach, einem Turm, der höher und schlanker aufsteigt als der zu Cremona, und dem Marmorschmuck seiner Fassaden, ist ein wirkliches Schmuckstück. Sein Inneres schien mir nach dem, was ich davon sah, recht mittelmäßig. Ich kam nur bis ins erste Zimmer, da der Bischof dem Podestà gerade eine Staatsvisite abstattete. Der bischöfliche Aufzug, den ich auf die Art zu sehen bekam, war mindestens so prunkvoll wie der ganze Senat der »Mercadanti« Genuas.

Voran die dalmatinische oder albanische Leibwache in kostbarer griechischer Tracht wie die Janitscharen, hinter ihnen Monsignore in einer prachtvollen Staatskarosse aus Ebenholz und vergoldet, der zwei ganz gleiche Wagen nachfolgten, alle bespannt mit prächtigen Tieren, die Kutschen des Statthalters schicklich für sein Alter grün und zierlich. Der Podestà, ein hübscher junger Mann, hatte eine riesengroße Perücke auf dem Kopf und trug über rotem Untergewand ein langes, schwarzes Schleppkleid wie Moussou Pantalone.

Von erstklassigen Bildern erinnere ich mich in Vicenza einzig einer Anbetung der Könige, in Santa Corona, von Paul Veronese, alle Figuren für sich betrachtet sind hier gut, geben aber trotzdem kein gutes Ganzes.

An zweiter Stelle nenne ich Christi Taufe, von Tizians Lehrer Giovanni Bellini, das erstaunlich deutlich zeigt, wie weit diesem Meister schon sein Schüler über war, und wie lange der schlechte Geschmack geherrscht hat. Dabei ist dieser Bellini noch in unseren Tagen berühmt, weil er für seine Zeit ein großer Mann war, und daß man ihn und seinesgleichen loben müsse, ist gewissermaßen Lehrsatz.

Im Refektorium der Serviten: Christus in Gestalt eines Pilgrims am Tische des Papstes Gregor, großes Bild von Paul Veronese. Zur Kirche dieser Brüderschaft steigt man eine Treppe von ungefähr hundert Stufen empor, an deren Fuß ein Torbogen mit Statuen von Palladio den Eingang bildet.

Bei Vicenza muß man immer wieder von Architektur und Palladio anfangen. Am Ende der hübschen Anlagen des Campo Marzo hat er einen Triumphbogen in Art der antiken aufgeführt, mit jener völligen Schlichtheit, die das eigentliche Wesen der Schönheit ausdrückt, vielleicht sein allerschönstes Werk!

Nahebei der Garten des Conte Valmarano. Eine lächerlich pomphafte Inschrift, die Sie in allen Reisewerken finden werden, steht über dem Tore, sie ist, vermute ich, daran schuld, daß selbst die fadesten Berichte diesen Garten wie nach Verabredung heruntermachen. Freilich ist er nicht mehr so schön, wie früher, scheint mir aber noch immer höchst reizvoll.

Weiter von Palladio. Um zu zeigen, daß er die Bauart der antiken Theater gründlichst verstanden habe, hat er im Kleinen eins gebaut, das ihnen aufs Tüttelchen gleicht. Dieser Bau, keiner der uninteressantesten Vicenzas, wird von halbkreisförmig aufsteigenden Stufen gebildet, die in einer Säulenhalle enden, in den Zwischenräumen der Säulen sind kleine Logen, außerdem Treppen auf eine Galerie führend, die den Bau nach oben hin abschließt. Das war für die Zuschauer. Die Schauspielbühne ist eine Plattform zu Füße der Stufen-

reihen, ihnen gegenüber auf ansteigendem und architektonisch ausgebautem Terrain erheben sich die Szeneriegebäude, aus denen die Schauspieler auftreten. In diesem Theater des Palladio gibt es nun keine Kulissen, wie bei uns, sondern es sind richtig mehrere Straßen da, die aus verschiedener Richtung auf einem Platz, eben unserer Plattform zusammenlaufen, die Szene bildet also eine richtige Stadt aus Holz. Dieser Bau macht einem die vielen beiseit gesprochenen Ergießungen und langen Reden der antiken Komödie begreiflich, in der manchmal zwei oder drei verschiedene Schauspielergruppen zu gleicher Zeit reden, ohne sich zu sehen oder zu hören, was man sofort versteht, wenn man sieht, daß die Schauspieler in mehreren Straßen aufgestellt sein konnten, in denen die Zuschauer sie sahen, ohne daß sie selbst einander sehen konnten. Diese Theaterform hat vor der unseren den großen Vorzug, daß durch die kreisförmige Anordnung ein jeder den Schauspielern nahe ist, und daß man, da ja der Schall steigt, überall gleich gut hört. Aber außer daß diese Theater nur in sehr großen Verhältnissen und nicht in kleinen gut sind, wären sie sehr unbequem für die Damen, und ein Grundfehler ist der, daß das Schauspiel, statt von unten nach oben gesehen zu werden, wie sich das gehört, von oben in den Abgrund versenkt ist, was allein genügen müßte, unsere Bauart zu bevorzugen. So bedient man sich seiner denn auch nicht für das Drama, sondern nur für große Bälle und die öffentlichen Sitzungen der Akademie. Nach den öffentlichen Bauten des Palladio besuchten wir auch sein Wohnhaus, in dem wir seine ganze Kunst der Außengestaltung mit aller Unbequemlichkeit im Innern, wie der enge Raum dies verstattete, vereint fanden.

Ich glaube, ich habe der Haartracht der Frauen stets ein besonderes Kapitelchen gewidmet. Hier bestecken sie den Kopf mit vier- bis fünftausend Nadeln mit großen Zinnköpfen, so daß sie täuschend aussehen, wie mit Gewürznäglein besteckte Zitronen. In Padua mummeln sie sich in einen



〈18〉

langen, schwarzen Überwurf von Atlas, der auf Schultern und Brust abfällt und schalartig nach vorn herunterhängt — wie die Statistinnen bei Iphigeniens Opferung. All das gilt nur für das eigentliche Volk, alle Personen von Stande, Damen und Herren, sind überall geradeso gekleidet wie in Frankreich.

Ich bin für die schönen Dinge, die man in den Städten sieht, noch nicht so empfänglich, wie für das Schauspiel, das Fluren und Felder in diesem entzückenden Lande bieten. Allein dies Fruchtland zwischen Vicenza und Padua würde eine Reise nach Italien verlohnen. Ganz besonders schön sind hier die Weingärten.

Alle Reben sind an Bäumen in die Höhe gezogen, an denen sie alle Äste und Zweige überwachsen, die hinunterhängenden Ranken werden mit denen, die von den Nachbarbäumen kommen, zusammengeknüpft. Es gibt nichts Hübscheres als diese Festons voller Blätter und Früchte, die sich so von Baum zu Baum schlingen. Den ganzen Weg lang ist man von solchen schachbrett- oder rautenförmig gesetzten Bäumen begleitet. Die schönste, zierlichste Operndekoration, die man sich denken kann! Jeder Baum ein Zelt von Weinlaub, von dessen Spitze sich vier Laubgewinde zu den Nachbarbäumen hinüberziehen. Diese Festons rahmen die Straße rechts und links und breiten sich unabsehbar in allen Richtungen über die Ebene hin. Diese Dekoration ist nicht weniger als zwanzig Millien lang, nämlich den ganzen Weg von Vicenza bis Padua. Am sechsundzwanzigsten überfuhren wir, ehe wir nach dort kamen, auf einer Brücke rund eine halbe Meile von Padua die Brenta und kamen durch die Porta Savonarola herein, deren Architektur sehr gerühmt wird, ebensosehr wie die der Porta San Giovanni. Beide schien mir indes das sogenannte Portello weit zu übertreffen, das Sie tunlichst ansehen sollten, wenn Sie hier durchkommen.

DREIZEHNTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Bericht über Padua.

Padua, den 28. Juli 1739.

Padua kam mir vor wie eine Art sehr umfängliches Dreieck, es gilt für eine der größten Städte Italiens, größer als selbst Venedig, hat es doch mindestens zwei und eine halbe Meile im Umkreis, aber Sie werden schwerlich eine ärmere, entvölkertere und trübseligere Stadt zu sehen bekommen. Der erste Stock der Häuser ruht auf schandbaren, niedrigen und unregelmäßig gewölbten Bogen aus schlechtem Gestein oder angetüncht, die rechts und links neben der Straße herlaufen. Das hat zwar für die Fußgänger die Bequemlichkeit, daß sie im Schatten gehen, dafür aber ist es auch schlechterdings unmöglich, in einer Kutsche auf dem abscheulichen Pflaster zu fahren, das aus großen Steinplatten besteht, die hier und da aus Porphyr sind, — eine Ehrung, die einen für die Räderung entschädigt. Meine Hüftknochen könnten etwas davon erzählen, aber kommen wir zum einzelnen.

Das erste und Hauptstück ist die Universität, aber ehrlich gesprochen, das war einmal. Wenn alle Universitäten heutzutage darniederliegen, so diese hier noch mehr als alle übrigen. Studenten, einst furchtbar durch ihre Menge und Macht, gibt's nur noch in geringer Zahl, und während der längsten Zeit predigen die Professoren den Bänken. Immerhin sind unter denen noch einige tüchtige Leute, die sich nicht schämen, wie in Frankreich, mit ihren Gaben der Gesellschaft zu nützen, oder erröten, wenn man ihnen zutraut, sie hätten von irgendwas eine gründliche Kenntnis. Von allen den Schulen, die einst in Padua waren, besteht nur noch der sogenannte »Ochse«, il Bò, in dem man einen schönen, dorischen Hof von Palladio findet, das anatomische Theater ist genau wie ein

Brunnen gebaut, ſeine ganze Ummauerung beſteht aus Stufen, auf denen bis fünfhundert Schüler Platz finden, die Leiche wird in der Tiefe auf einen Tiſch gelegt, ohne ſich in dem engen Raum zu behindern, können die Schüler die ganze Demonſtration verfolgen, da jeder Leichenteil durch eine eigens angebrachte Beleuchtung hell belichtet wird. Der berühmte Fra Paolo, ein Servit, hat dieſe Hörſaalform erfunden und den Bau entworfen. — — Ein naturhiſtoriſcher Saal mit allen möglichen Dingen, die auf dies Gebiet Bezug haben und Tierſkelette jeder Art. — — — Eine Bibliothek, deren Bauplan denkbar paſſend iſt für die Aufſtellung eines großen Haufens von Büchern.

Ich gehe gleich von hier in den Arzeneigarten, obwohl der Weg ein wenig weit iſt. Man kann ſich wohl an ihm freuen, ſelbſt wenn man den Pariſer geſehen hat. Über den Pfoſten des Einganges ſteht folgende hübſche Inſchrift: »Hic oculi, hinc manus.« Er iſt kreisförmig, eine Mauer mit einer Baluſtrade umgibt ihn, und ſechs gewölbte Tore führen durch ſie hindurch in ſechs andere Gärtchen. Die zahlreichen Pflanzen werden gut gepflegt und ſind leidlich angeordnet, in dem großen Garten ſind auch kleine Teiche für die Waſſerpflanzen, was dem Pariſer Garten noch abgeht. Die Treibhäuſer bieten dem, der die Pariſer kennt, nur wenig Neues.

Beim Palazzo Capitano liegt der Schmuckplatz der Stadt, er iſt nett groß, regelmäßig und hat ein gutes Pflaſter. Der ſogenannte Prato della Valle iſt eine ganz unverfälſchte große Wieſe, die das beſte Heu der Welt liefert. An ihm liegt die Kirche der heiligen Giuſtina. Sie macht mit ihren ſieben bleigedeckten Kuppeln von außen völlig den Eindruck einer Moſchee, was nicht weiter wunderbar iſt, denn die großen Bauten dieſer Landſchaft, wie San Marco und Santa Giuſtina ſind der byzantiniſchen Sophienkirche nachgebildet, die in gleicher Weiſe den Türken für die übrigen ſchönen Moſcheen, die ſie in Konſtantinopel haben bauen laſſen, zum Vorbild gedient hat. Im Inneren iſt ſie klar, edel und ſchön in ihrer

Schlichtheit, nach den einen ist Palladio der Architekt, nach anderen wieder ein Mönch, was ich nicht entscheiden kann. Jedenfalls hat sich der Baumeister sehr gewagte Dinge gestattet. Die Pflasterung aus schwarz-weiß-rotem Marmor ist vielleicht die schönste, oder mindestens die bestgepflegte in ganz Italien. Der Marmoraltar in Einlegearbeit und das Chorgestühl, in dem das Leben Christi von einem Franzosen dargestellt ist, sind auch nicht zu verachten. Paul Veronese hat hinten im Chor ein Martyrium der heiligen Giustina gemalt. Es ist eins seiner geschätztesten Werke, die Anordnung ist gut, aber sonst gefiel es mir nicht sehr. Was das Haus außerdem noch besitzt, finden Sie auf dem Merkzettel. Sehenswert ist auch das Theater mit langgestreckten lichten Kreuzgängen und einer elegant gebauten und hübsch getäfelten Bibliothek mit vielen guten Büchern. Ich bekam einen Lactantius gezeigt, der 1465 im Kloster Subiaco gedruckt ist, er gilt für das erste Buch, das man in Italien gedruckt hat, nachdem man die Erfinder dieser Kunst, Fust und Schöffer, aus Mainz hatte kommen lassen. Unerreicht ist die Seminarbibliothek mit ihrem erstaunlichen Reichtum alter, vor 1500 gedruckter Bücher. Ich glaube, der erste Band der typographischen Annalen von Maittaire könnte ihr als Katalog dienen. Ich war wie bezaubert, eine solche Sammlung zu sehen. Sie kennen ja meinen schwachen Punkt, all solcher Plunder ergötzt mich höchlichst. Genug hiervon, wir kommen gleich an eine andere Gattung.

Da bin ich also bei dem, den man hierzulande vor allen anderen kurz »der Heilige« nennt, dem heiligen Antonius von Padua, der hier nicht minder verehrt wird als der heilige Karl in Mailand. Der Abstand zwischen einem solchen Mönch und einem ausgezeichneten Bürger ist aber doch recht beträchtlich. Herzlich gelacht aber habe ich über den guten Einfall der Paduaner, sein Bild unten in die Hausecken zu malen, um das gegen die Mauer Pissen zu verhindern. Sie wußten eben schon, daß er zu mehr als einer Sache zu brau-

chen war. Die portugiesischen Ostindienfahrer führen sein Bild mit, um sich bei ihm guten Fahrwind zu erwirken, und zwar halten sie ihn so lange am Mastbaum des Schiffes gefesselt, bis er ihnen welchen gegeben hat. »Sie wollten« — so erzählt ein Reisender — »das Bildchen des besagten heiligen Antonius fesseln, damit es ihnen guten Wind gebe, daß es wie im Kerker sei und es bedrohen, man werde es nicht wieder losbinden, ehe es ihnen nicht das bewilligt hätte, worum sie baten. Freilich ließen sie es noch einmal bewenden auf die Vorstellungen des Steuermanns hin, der für den Heiligen ein gutes Wort einlegte, und meinte, er werde ja so hoch geehrt, daß er auch ungefangen und ungefesselt wohl alles tun möchte, was sie von ihm wünschten. Immerhin beschlossen der Kapitän und die anderen Insassen der Brigg am 29. Dezember, den heiligen Antonius in Fesseln zu legen.« (Pietro Della Valle, Lettera di Mascat. T. IV.)

Nicht genug damit, daß der Heilige ein recht schönes Haus sein eigen nennt, ist ihm darin auch eine prächtige Wohnung angewiesen, das ist eine Kapelle ganz voll Silber und Gold, goldner und silberner Kerzenleuchter von trefflicher Arbeit auf marmornen Untersätzen, weiter mit vielen Marmorreliefs, guten und schlechten von Sansovino, Lombardo und einem dritten, dessen Namen ich vergessen habe. Die Ex voto sind hier so zahlreich, daß der Heilige in seinem Schlafzimmer nur massiv silberne und goldene duldet. Die übrigen sind in einen Verschlag verbannt, den man ihnen nebenan eingeräumt hat. Die ganze Kirche ist voller Grabmäler, unter denen mehrere sehr gut sind, vorzüglich die von Cornaro, Contarini und Ferrari, dann sind die beiden Kapellen mit den Giotto-Fresken, dieses Meisters, der so berühmt war zur Zeit der Wiederherstellung der Malerei, eine interessante Sache. Der große Meister, der in allen Geschichten so gerühmt wird, würde heutzutage nicht einmal ein Ballhaus auszumalen bekommen. Immerhin bemerkt man durch sein Geschmiere hindurch Spuren von Talent, ja Genie.

⟨Hier, da ich gerade daran denke, der verſprochene Merkzettel, wenn Sie Zeit haben, ihn zu leſen:

In Santa Giuſtina rechts vom Chor eine ſchmerzensreiche Mutter Gottes, eine Gruppe aus karrariſchem Marmor, von Parodi. — Sankt Placidus und Sankt Mano, von Palma Vecchio. — Tod der heiligen Scholaſtika, von Giordano. — Die heilige Gertrud, von Liberi, einem Juden. Nie malten ſich die Wonnen der Menſchlichkeit ſo entzückend auf dem Antlitz Ihrer Liebſten, als die Freuden des Paradieſes auf dem Geſicht dieſer Heiligen. — Ein Bild von Veroneſe dem Jüngeren, viel ſchlechter als die ſeines Vaters. Links ein zweites Bild von demſelben. — Gregor der Große, von Ricci, gut. — Ein anderer Benediktiner, von Le Faure, einem franzöſiſchen Maler. — Im alten Chor ein ſchönes Bild alter Malart, von Rumanini aus Brescia. — Marter der heiligen Giuſtina, von Paul Veroneſe, das Hauptbild dieſer Kirche, ich ſprach ſchon davon. — Ein al freſco ausgemalter Kreuzgang, von demſelben, unter vielen ſchlechten auch ein paar recht gute.

In der Abtei der Entwurf Veroneſes für ſein Giuſtinabild, viele Bilder anderer Meiſter, Kopien und Originale, gut ſind nur die Bilder des Lukas von Holland.

In der Caſa Mantua Altertümer, ein koloſſaler Herkules und anderes.

In dem Oratorium von Sant' Antonio ſind mehrere Freskobilder von Tizian, merkwürdig und recht häßlich, man muß hier ſehen, nicht, was dieſer Maler damals war, ſondern was er ſein wird. Nicht ſprechen will ich von einem Bilde in dieſer Kapelle, auf dem ein Eſel den Hafer beſchnuppert und dann vor dem heiligen Sakrament auf die Knie fällt. Laſſen wir dieſe Erbärmlichkeiten und brechen ab! Man kommt außer ſich, wenn man ſieht, wie ſehr dieſer elende Aberglaube die Religion mit ſeinen Albernheiten beſudelt.⟩

Ich beſuchte die Eremiten, um den wundervollen heiligen Johannes, von Guido Reni, anzuſehen. Sie haben auch eine

Kapelle mit Fresken von Mantegna, dem Lehrer Correggios, durchaus trefflich vom Standpunkte des Malers betrachtet und doch nicht eigentlich gut wegen des üblen Zeitgeschmackes, der darin herrscht. Man muß hier wohl unterscheiden, was nicht von Mantegnas Hand ist.

Darauf war ich im Rathause, hier genannt Palazzo della Ragione. Am rückwärtigen Ende eines großen Saales befindet sich ein Stein, vor dem die Bankerottierer sich die Hosen herunterziehen und den sie dann dreimal mit dem bloßen Hintern anstupsen, kraft dieser Zeremonie sind sie alsbald ihrer Schulden ledig. Auf dem Steine steht: Lapis vituperii. An der andern Seite gegenüber ist das »Grabmal des Titus Livius«, mit einer antiken Inschrift, aus der hervorgeht, daß sie nicht für ihn, sondern für einen Freigelassenen seiner Tochter gemacht wurde, der Grabstein ist noch unsicherer. Trotzdem muß man den Paduanern Dank wissen, daß sie getan haben, was in ihren Kräften stand, ihren Landsmann zu ehren. Eine Inschrift daneben besagt, daß sie einen Arm des Titus Livius dem König von Aragon auf seine inständigen Bitten bewilligten, da haben wir eine neue Gattung von Reliquien. Dieser Arm ward späterhin gelegentlich dem Poeten Sannazarò als Ehrengeschenk übermacht, und da dessen Familie nicht acht auf ihn gegeben, blieb der arme Titius Livius Einarm, ohne daß irgend jemand etwas davon gehabt hätte. Über einer Saaltür steht seine Büste, der Türe gegenüber die des Rechtsgelehrten Paulus, des »Paulus ad edictum«. Sie können sich denken, welche Andacht mich ergriff, als ich diesen König aller Pandekten zu Gesicht bekam. Die Wölbung des Saales ist von Giotto bemalt, in demselben Sudelstil, von dem ich eben schon sprach.

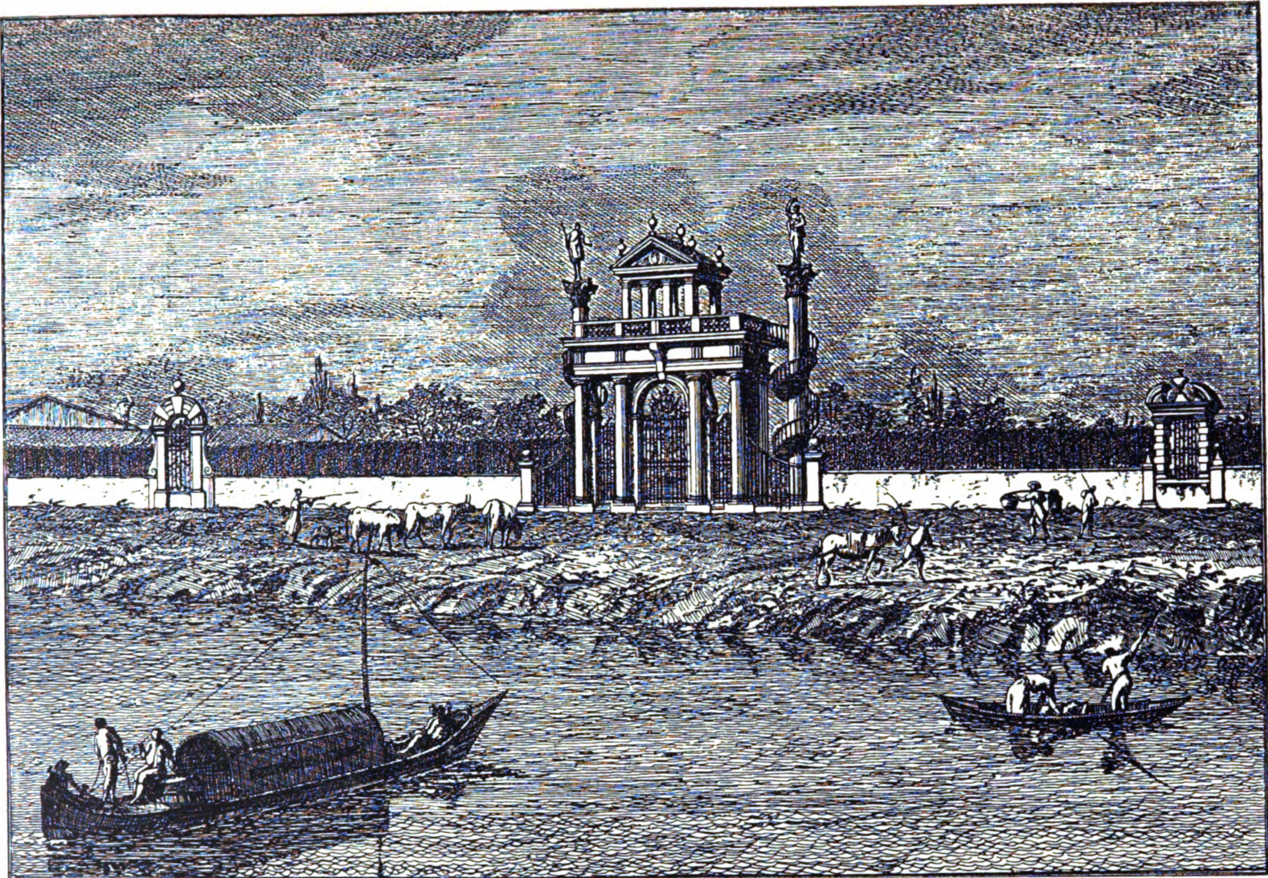
Das Grabmal des Trojaners Antenor ist ein zweites Traumgebilde der Paduaner. Wir haben aus seiner Ähnlichkeit mit dem Grabmal Pippins in Verona und aus seiner eigenartigen Bauart mit vier Zipfeln herausgebracht, daß der angebliche Herr Antenor ein ehrsamer Privatier aus dem neunten Jahr-

hundert ist. (Ich habe seitdem antike Grabmale aus der Zeit der Römer gesehen, die dieselbe Form hatten wie dieses, was aber nicht heißen soll, daß es das Grab des Antenor ist.)

Man sagt, daß die Fremden, die Padua kennen gelernt haben, es nur mit Bedauern wieder verlassen, so heruntergekommen es auch gegen früher ist. Das wundert mich nicht, wenn seine Bewohner alle so sind wie der Mathematikprofessor Marchese Poleni. Wir hatten nichts vorzuweisen, als daß man uns einen Fingerzeig gegeben hätte, bei ihm vorzusprechen, und er hat uns Freundlichkeit über Freundlichkeit erwiesen. Er ist ein vielgelehrter und dabei äußerst milder Mann, seiner Bibliothek fehlt nichts, was über mathematische Gegenstände geschrieben ist, er besitzt nicht weniger als fünftausend Bände, so viel hätte ich dieser wortkargen Menschengattung kaum zugetraut. Augenblicklich ist er mit der Herausgabe des Vitruv beschäftigt, einer riesigen Arbeit. An tausend Stellen hat er den Text, der, wie er sagt, von dem Franziskaner Iucundus (Fra Giovanni Giocondo) stark verderbt worden ist, wiederhergestellt. Dieser Architekt, der unter anderem mehrere unserer Pariser Brücken gebaut hat, ließ den Vitruv drucken, änderte aber den Text da ab, wo er nicht mit seinen eigenen Ideen übereinstimmte. Marchese Poleni hat nun den wirklichen Text nach den alten Handschriften wiederhergestellt. Gedruckt liegt bis jetzt der erste Band vor, und der enthält nur einleitende Erörterungen. Er hat ihn mir zum Geschenk gemacht, daß er aber wirklich ein Mann von Welt ist, zeigt seine Liebe zur Musik. Er hat mich den ganz ausgezeichneten Orgelspieler Negri hören lassen, dessen Spiel mir recht gut gefiel, und versprochen, bei meiner Rückkunft nach Padua solle ich auch Tartini und einen anderen Violinisten, der ebensogut sei, zu hören bekommen.

Ich will mich eben auf dem Brentakanal nach Venedig einschiffen. Es sind fünfundzwanzig Millien von hier bis zu dieser weltberühmten Stadt, die mit ein Hauptziel unserer Reise ist: ich brenne vor Ungeduld, sie zu Gesicht zu bekom-


A
B
C



⟨20⟩

men. Wir werden dann von Genua dreihundertachtzig Millien zurückgelegt haben, eingerechnet den Umweg zu den Borromäischen Inseln von hundert Millien. Ich rechne darauf, eine Menge Briefe aus Frankreich von allen meinen Freunden und Verwandten vorzufinden, eine der größten Freuden, die mir die Stadt schenken kann. Man muß schon so weit von der Heimat sein wie ich, um einen Begriff zu haben, wie ungeduldig ich zu wissen wünsche, was bei uns daheim vorgeht, habe ich doch auch keinerlei Nachricht aus Frankreich, außer dem einen Brief von Blancey, den ich in Marseille erhielt. Also, lieben Freunde, ich beauftrage euch, einen wie den anderen, darob zu wachen, daß mir meine Bekannten häufig und ganz ausführlich schreiben.

VIERZEHNTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Aufenthalt in Venedig.

Venedig, den 14. August 1739.

Ein sonderbar Gerücht fand bis zu mir den Weg.

Herr . . . . . .

Wissen Sie, was man allgemein in Venedig behauptete? Mein hier gegenwärtiger, höchst respektabler Bericht sei von Ihnen und Ihren Landsleuten bewitzelt, recht schnöde bewitzelt worden. Ja, nicht zufrieden damit, ein so vortreffliches Werk, gleich vortrefflich durch seinen überaus nützlichen Inhalt wie durch seine Anordnung und Kürze, zum Zielball der satirischen Pfeile Ihrer Bosheit gemacht zu haben, Ihre kleinliche Ironie an Schriften auszulassen, von denen ich jedem ins Gesicht behaupte, daß sie, wenn man von Stoff und Stil absieht, völlig untadelig sind, hätten Sie — ja — Ihre Natterzungen sogar an Herrn Loppin gewetzt, was ich niemals dulden könnte, willens wäre, noch dürfte.

Freilich ist er sicherlich kein Witzbold, kein zierliches Bengelchen, wie diese jungen Herren, sondern ein gesetzter Charakter, ein guter Kerl mit überaus vernünftigen Anschauungen, und der, wenn es auf Gelehrsamkeit ankommt, für uns alle geradsteht. Kurz ein Quadratschädel, dessen Ratschläge zu befolgen wir recht gut täten. Ich wollte also schon recht böse werden, aber als ich Ihren Brief sah . . .

»Nicht recht zu glauben schien's mir fürder da, mein Herr,« so daß ich also den Groll meines Busens, in dem ich am liebsten den dicken Quartband, den ich Ihnen neulich schickte, wieder zurückgehabt hätte, besänftigte und von all den bösen Anschlägen, die ich auf mein armes Tagebuch gemacht hatte, abstand, die auf nicht weniger hinausliefen, als Ihnen überhaupt nichts mehr weder zu schreiben noch zu schicken. Denn der eigentliche Grund meines Unmutes war die Ungeduld, daß ich von euch nichts hörte, und so habe ich mich schnell beruhigt, als ich mich von Ihrer Pünktlichkeit überzeugte. Freilich muß ich Ihnen da aufs Wort glauben, denn erhalten habe ich nur Ihren letzten Brief, der, den Sie mir nach Rom geschrieben haben, ist noch nicht angekommen, verloren gehen wird er aber hoffentlich nicht, habe ich doch schon eine Reihe anderer auf diesem Wege richtig erhalten, ich erwarte ihn mit Ungeduld und hoffe auf gottvolle Geschichten.

Das Kompliment, das Sie mir über mein Geplauder machen, möchte ich Ihnen für die allgemeinen Gedanken, die Sie mir von Ihnen aus mitteilen, mehr als erwidern. Sie kennen das eine so gut wie das andere, und werden beidem gerecht, aber Ihr Vergleich, so scharfsinnig er ist, stimmt doch wohl nicht ganz, denn in gewisser Beziehung geben diese Reiseromane Gut und Böse ungeschminkter als die Reiseberichte, weil die Herren Reisenden fast nie von einem gewissen Schwulst in ihrer Berichterstattung loskommen. Bisweilen ist das, was sie gesehen haben, durchaus mittelmäßig, aber sie scheinen es für fast unschicklich zu halten, daß ihnen etwas der Art überhaupt

vor Augen kommt, sie wollen durchaus nur Schönes gesehen haben! Läppereien heben sie in den Himmel und verschweigen einfach, was sie es sich haben kosten lassen, um die wirklich wertvollen Dinge zu sehen und zu genießen. Der arme Leser! Er, der nichts als Blumen und Rosen auf seiner Reise erwartet, erfährt immer wieder, daß er von dem, was man ihm verheißen hat, Abzüge machen muß, daß es ihm, kurz gesagt, gerade so wie dem Mann geht, der sich nach einem Bild, das er von ihrem Profil sah, in eine Einäugige verliebte. Auch ich möchte nun nicht übertreiben: die Unannehmlichkeiten einer solchen Reise sind gewiß alles andere als unerträglich, — das Unangenehmste ist sicherlich, daß man von seinen Bekannten getrennt lebt —, aber ich benutze gern diese Gelegenheit, die sich mir gerade bietet, meine Galle gegen die Reiseführer etwas zu erleichtern, da bei manchen wirklich kein wahres Wort steht. Wie es einem freilich mit den landläufigen Vorstellungen nicht viel besser geht, die man sich nach dem, was allgemein geschwatzt wird, gebildet hatte. Beispielsweise hört man stets sagen: »Die italienischen Herbergen sind scheußlich.« Unwahr, in den größeren Städten ist man vorzüglich aufgehoben, freilich sind sie schlecht auf den Dörfern, aber das ist nichts Besonderes, sondern gerade wie in Frankreich. Was man aber nicht sagt, ist, daß ihr nicht mit der Hand gekneteter, sondern mit großen Stöcken geklopfter Brotteig trotz seiner Herstellung aus sehr feinem weißen Mehl das widerlichste Brot gibt, das der Mensch essen kann, ich bin ganz unglücklich darüber. Mit dem Wein finde ich mich so leidlich ab, indem ich stets nur den schweren und herben trinke, und nie süßen, dessen Elendigkeit ich nur dem lombardischen Brote zu vergleichen wüßte. Dabei finden ihn aber die Italiener »squisitissimo«, und man möchte sich totlachen, wenn man sieht, was die Damen für Gesichter schneiden, die unseren Champagner kosten, und wie große erstaunte Augen sie machen, wenn ich ihn in großen schaumigen Schlucks hinuntergieße.

Weiter wird behauptet, man könne, soviel man wolle, die cambiatura (kleine oder Landpost) benutzen. Unsinn! Die Oberpostmeister geben sie einem nur unter den größten Schwierigkeiten, und bei jedem Pferdewechsel gibt's neue Wortgefechte. Die Folge davon ist, daß man die Post unglaublich hoch bezahlt, und wenn man für diese Reise eine gewisse Summe in Ansatz gebracht hat, sich auf das Doppelte oder Dreifache gefaßt machen muß, obwohl doch unser Geld höher wertet. Denn außer der Post und dem widerwärtigen Kutschergesindel sind auch die Gasthöfe, obwohl man in ihnen nie zu Abend speist, teurer als in Frankreich. Das schlimmste aber sind die Hand- und Trinkgelder, die sie hierzulande »buona mancia« nennen, damit nimmt's einfach kein Ende. Bei der geringsten Kleinigkeit sehen Sie sich in einem ganzen Knäuel von Leuten, die ein Trinkgeld von Ihnen beanspruchen, ja, ein Mann, mit dem Sie ein Geschäft von einem Louisdor abgeschlossen haben, wird Sie erstaunt ansehen, wenn Sie ihm nur einen Taler Trinkgeld in die Hand drücken. Wenn ich, wie ich schon oft getan habe, bei Eingesessenen mich hierüber beklagen will, zucken sie nur die Achseln und geben mir zur Antwort: »Poveri forestieri«, was gemeinverständlich übersetzt etwa soviel heißt, wie: — »Fremde sind da zum Gerupftwerden.« Aber wartet, laßt mich nur erst ein wenig eure Sprache beherrschen, ich will schon sorgen, daß das nicht so fortgeht!

Aber ich fände einfach kein Ende, wollte ich alle die irrigen Meinungen und Vorurteile, in denen man über diese Reise noch befangen ist, einzeln hernehmen, die meisten davon haben geradeso wenig tatsächliche Grundlagen, wie das, was wir über die Eifersucht der Italiener und die Gefangenhaltung ihrer Frauen zusammenfaseln. Und diese Vorrede ist ohnehin schon zu lang geworden, »kommen wir nun also wieder auf unsere Hammel«, will sagen, mein Tagebuch, unter der Bedingung allerdings, daß Sie es nur wenigen zu lesen geben, die schweigen können, wie Bourbonne oder

Cortois, und keiner Plaudertasche, angefangen mit Ihrem Bruder.

Erzählte ich Ihnen schon, auf welche Art wir am achtundzwanzigsten letzten Monats von Padua abreisten? Wir schifften uns auf dem Brentakanal ein, und als wir das Schiff bestiegen, blies, wie das die Regel, ein kräftiges Windchen uns geradeswegs entgegen. Wir aber hatten wackere Pferde, ließen uns vom Ufer aus treideln, so blieb auch diesmal der Teufel der Gefoppte, und wir schlugen der Verwünschung, die er auf uns gelegt hatte, ein Schnippchen. Unser Schiff heißt der »Bucentaurus«, natürlich nur ein sehr kleines Söhnchen des wahren Bucentaurus, dafür aber das niedlichste Kind der Welt, ähnlich in seiner hübschen Bauart unseren Postbooten, freilich ist er um vieles schmucker. Man tritt durch ein kleines Dienerzimmer in einen mit venezianischem Brokat ausgeschlagenen Raum mit acht wirklichen Fenstern und zwei Glastüren, einem Tische und zwei breiten, mit Saffianleder überzogenen Wandbänken. In diesem unserem Häuschen fühlten wir uns so mollig, daß wir ganz anders wie sonst gar nicht ungeduldig waren, bald anzukommen, um so weniger, als wir uns mit einer Menge Lebensmitteln, kanarischem Wein und derartigem versorgt hatten und viele schöne Landhäuser die Ufer des Kanales entlang standen.

Das des jetzigen Dogen, eines Pisani, verdiente eine Beschreibung, und vor allem sein Gartenportal nach dem Wasser: die Säulendurchgänge bekrönt eine entzückende Altane, zu der zwei eiserne Wendeltreppchen sich an frei daneben stehenden Säulen emporschlingen. Dies Ganze ist wundervoll erdacht, und Kardinal Rohan hat es denn auch, wie man mir sagte, abzeichnen lassen, um ein gleiches Portal in Zabern nachzubauen. Wir hatten recht Lust, auszusteigen und die Häuser alle anzusehen, aber ihre Menge schreckte uns ab, wir hätten mindestens einen Monat dabei zugebracht. Nur bei dem letzten, an dem wir vorüberkamen, konnten wir der Versuchung nicht widerstehen. Es enthält viele Fresken, dar-

unter einen vorzüglichen Titanensturz von Zelotti. (So schön wie die Vorstädte Genuas ist dies alles jedoch nicht.) Noch einige Millien weiter hatten wir die Ehre, in das Adriatische Meer einzulaufen, und kurz danach erblickten wir Venedig.

Ehrlich gesagt, der erste Anblick dieser Stadt hat mich nicht überwältigt, wie ich erwartet hatte, es wirkte kaum anders auf mich, als irgendeine große Stadt, die am Meere liegt, und die Einfahrt auf dem Canale Grande war geradeso, wie wenn man zu Wasser nach Lyon oder Paris kommt.

Dann aber wirklich drinnen zu sein, von allen Seiten Paläste, Kirchen, Straßen, ja ganze Städte aus dem Wasser tauchen zu sehen, — mit einem Worte, daß man hier keinen Fuß vor den anderen setzen kann, ohne ihn im Meer zu haben, ist für mein Gefühl derart verblüffend, daß ich heute noch mehr immer wieder darüber staune, als am ersten Tage.

Ebenso wundert man sich immer, sie so von allen Seiten offen, ohne Tore, Befestigungen, ja ohne einen einzigen Soldaten Besatzung zu erblicken und sich dabei zu sagen, daß sie zu Wasser wie zu Lande uneinnehmbar ist, da kein Kriegsschiff durch die flachen Lagunen heran kann. Kurz, Venedig ist so völlig eigenartig in seiner Anlage, seine Gewohnheiten und Bräuche, über die man oft bersten möchte vor Lachen, sind derart sonderbar, die Ruhe und Freiheit, die man hier genießt, ist so unvergleichlich, daß ich es wohl für die zweite Stadt in ganz Europa halten möchte und zweifle, ob ihm selbst Rom diesen Platz streitig machen wird.

Wir sind hier sozusagen dicke drin in der Rue Saint-Honoré einquartiert, wollten wir aber bis in den hellen Vormittag hineinschlafen, nicht das leiseste Geräusch würde uns aufstören. Alles geht lautlos im Wasser vor sich, und mitten auf dem Gemüsemarkt könnte man ausgezeichnet schnarchen.

Dazu kommt, daß kein Gefährt der Welt sich mit der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Gondel messen kann. Richtig beschrieben fand ich sie noch nirgends. Sie ist ein langes, schmales Fahrzeug, fischförmig, fast wie ein Hai gestal-

tet. In der Mitte befindet ſich ein niedriger verdeckter Kutſch-kaſten — ſo könnte man es nennen —, wie bei einer Berline und doppelt ſo lang als bei einem Vierſitzer. Ein einziger Kutſchſchlag dient zum Eintritt. Der Rückſitz hat zwei Plätze, noch einmal je zwei ſind auf den beiden Bänkchen rechts und links, dieſe bleiben aber meiſt frei und dienen nur denen im Rückſitz als Fußlage. Dieſes Räumchen iſt wie unſere Kut-ſchen nach drei Seiten offen, kann aber, wie man wünſcht, durch Glasfenſter oder mit ſchwarzem Tuch beſpannte Holz-rahmen geſchloſſen werden, die man zwiſchen Führungsnuten auf- und nieder- oder ſeitlich in den Gondelkaſten hinein-ſchiebt. Ich hoffe, Sie haben mich begriffen. Der Gondelkopf trägt zur Erhaltung des Gleichgewichts ein großes Eiſen mit ſechs breiten, wagrecht vorſtehenden Eiſenzähnen, ſo daß ich ihn mit dem aufgeſperrten Haimaul vergleichen möchte, ob-wohl er einem Windmühlenflügel wohl geradeſo ähnlich ſieht.

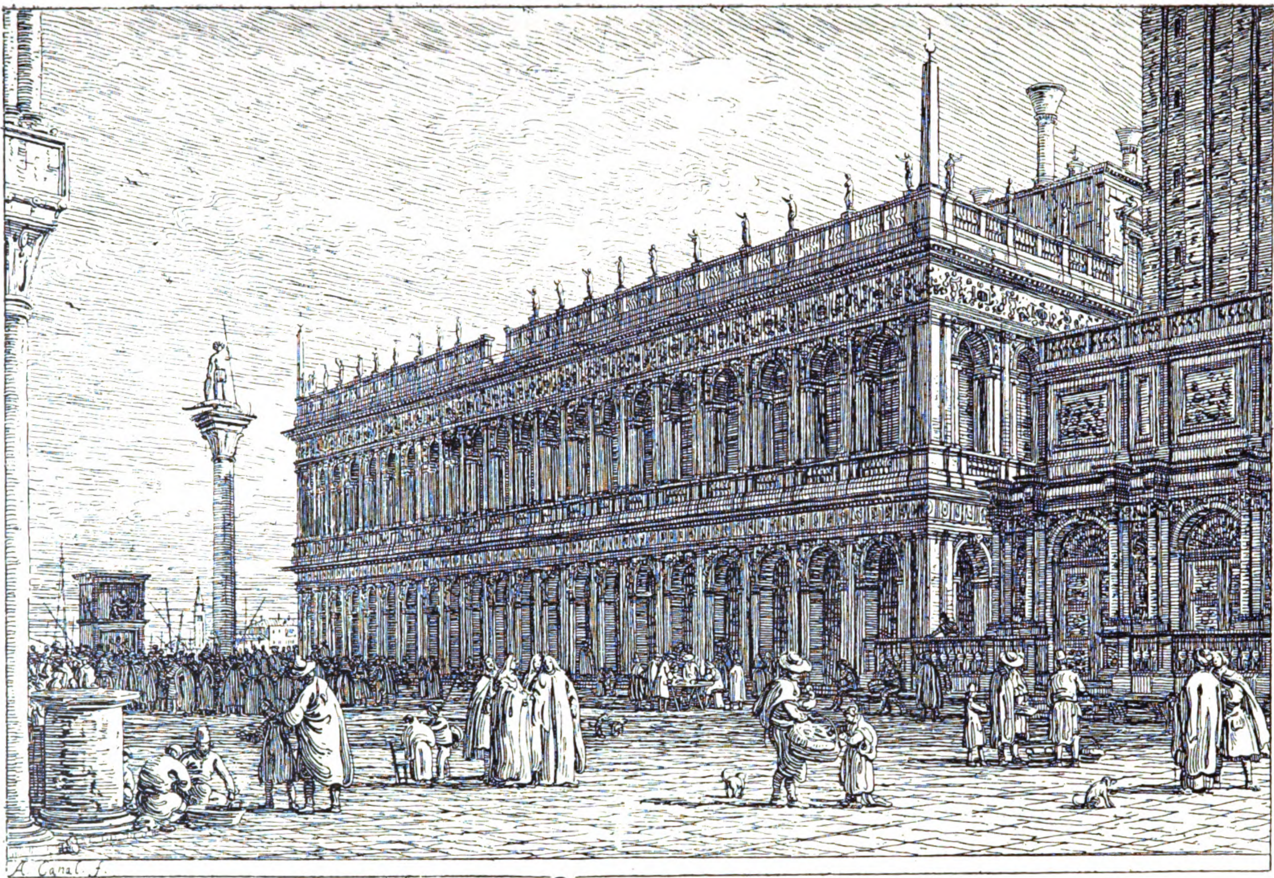
Das ganze Boot iſt ſchwarz bemalt und lackiert, mit ſchwarzem Tuch überzogen iſt der Kutſchkaſten, mit ſchwar-zem Samt gefüttert ſein Inneres, und Kiſſen von ſchwarzem Saffian liegen auf den Sitzen. Selbſt die größten Herren ſind unbedingt an Schwarz gebunden und dürfen ſich alſo nicht im geringſten von der Farbe des kleinſten Privatmannes un-terſcheiden. Auf die Art iſt es alſo ganz ausſichtslos, den In-ſaſſen einer geſchloſſenen Gondel etwa erraten zu wollen. Hier iſt man ganz wie in ſeinem Zimmer, kann leſen, ſchrei-ben, plaudern, ſein Liebchen kareſſieren, trinken, eſſen und dabei in der ganzen Stadt umher ſeine Beſuche machen. Zwei Männer von erprobter Zuverläſſigkeit bringen Sie, wenn Sie wollen von ihnen ungeſehen, wohin Sie immer wünſchen. Ob ich je wieder zufriedenen Mutes in einer Kut-ſche ſitzen werde, nachdem ich die Annehmlichkeiten der Gondel einmal geſchmeckt habe?

Daß die Gondeln ſich verheddern, einander die Fahrt ver-ſperren und der Verkehr ſtockt, kommt freilich gerade ſo oft vor, wie bei den Pariſer Kutſchen, ſo oft man mir auch das

Gegenteil versichert hatte, besonders natürlich in den engen Kanälen und unter Brücken. Tatsächlich aber sind diese Stauungen von geringer Dauer, da die Geschmeidigkeit des Wassers das Auseinanderkommen sehr leicht macht. Überdies aber sind unsere Gondelkutscher so gewandt, daß sie sich auf eine fast unbegreifliche Weise irgendwie durchschlängeln und manchmal mit einem Ruderschlag das ganze lange Ding wie auf der Spitze einer Nadel herumschwingen. Man kommt darin recht schnell vorwärts, so rasch wie die Wagen unserer Lebeherrchen fahren sie natürlich nicht. Den Kopf etwa aus dem Fenster herauszustecken möchte ich Ihnen aber trotzdem lieber nicht raten, glatt wie eine Weißrübe könnte ein anderer Hairachen ihn Ihnen abschneiden. Die Zahl dieser Gefährte ist unberechenbar, nicht weniger als sechzigtausend Menschen leben nur vom Ruder. Daß sich übrigens ständig dreißigtausend Fremde in der Stadt aufhielten, wie man, um ihre Annehmlichkeit ins rechte Licht zu setzen, behauptet, mag während des sechs Monate dauernden Karnevals einigermaßen stimmen, in der übrigen Zeit halte ich die Zahl für übertrieben.

Sie meinen vielleicht, daß der Markusplatz, von dem so viel gesprochen wird, nun ganz ungeheuer groß sei. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Ganz im Gegenteil ist er nicht nur räumlich kleiner als der Vendômeplatz, sondern wird auch in seinen Baulichkeiten, deren Schönheit ich nicht bestreite, von denen dieses Platzes übertroffen, er ist ein regelrechtes, längliches Viereck, dessen Schmalseiten San-Geminiano und der Markusdom, und dessen Längsseiten die alte und die neue Prokuratie einnehmen.

Die beiden Prokuratien sind ein einziger zusammenhängender Prachtbau mit sehr langen Fluchtlinien, architektonischem Schmuck und vielen Bildsäulen als oberem Abschluß. Die alte wie die neue ruht auf Laubengängen, in denen man geschützt auf- und niederwandelt, und jede einzige Arkade dient einer Kaffeebude als Eingang, die früh bis spät von



⟨21⟩

Menſchen nicht leer wird. Der Platz iſt mit großen Quadern gepflaſtert. Im Karneval ſoll man ſich wegen der vielen Masken und Schauſtellungen nicht darauf umdrehen können. Ich bin zu anderer Jahreszeit hier und finde, daß es ſchon jetzt zu jeder Stunde des Tages von ihnen wimmelt. Richterliche Talarträger, die Mäntel der Nobili, die Kaftane der Türken, Griechen, Dalmatiner und Levantiner aller Stämme, Männer und Weiber, die Schragen der Marktſchreier und Taſchenſpieler, predigende Mönche und Marionetten, das alles ſteht und wirbelt allſtündlich auf dieſem Platz durcheinander und macht ihn im Verein mit der rechtwinkligen Ausbiegung, in die er ſich bei der Chieſa di San Marco erweitert, zum ſchönſten und ſonderbarſten Platze der Welt. Dieſer »Broglio«, ein anderer und kleinerer Platz als der erſte, liegt zwiſchen dem Hakenflügel, in dem ſich die neue Prokuratie fortſetzt und dem Markuspalaſt und wird vom Meer geſchloſſen, das hier außerordentlich breit iſt. Von ihm aus überblickt man dies ſeltſamſte Gemiſch, in dem ſich hier Meer und Land, Gondeln und Kramläden, große Schiffe und Kirchen, Ankömmlinge und Abreiſende in jedem Augenblicke mengen und entwirren. Viermal mindeſtens jeden Tag komme ich ihn beſuchen und weide meine Augen an dieſem Anblick. Eine ganze Seite dieſes Platzes, die man ihnen jederzeit freiläßt, haben die Nobili für ſich, hier ſieht man ſie auf- und abgehen und ihre Intrigen aushecken, — wonach der Platz il Broglio genannt wurde. Der hohe Markusturm an einer Ecke des großen Platzes ſtände trotz ſeiner Schönheit und Größe hier beſſer nicht, wo er die regelrechte Form des Platzes unterbricht.

Wenn ich bei Venedig in meinen Briefen an Sie ebenſo eingehend werden wollte, wie ich es bei anderen Städten getan habe, käme ich nie zu Ende, drum will ich's diesmal lieber ſogar ganz kurz machen und Ihnen kein Wort darüber ſagen, was mir um ſo leichter wird, als ich oft nur wiederholen müßte, was Miſſon, der ſehr hinlänglich, beſſer als an

irgendeiner anderen Stelle ſeines Buches, davon ſpricht, ſchon geſagt hat. Vor allem erlaſſe ich Ihnen die Gemälde, was Sie, wie ich Sie kenne, wahrſcheinlich hoch befriedigen wird. Quintin, der mir das nie verziehe, will ich dies Unrecht nicht antun. Es heißt allgemein, in Venedig allein ſeien mehr als im übrigen Italien, ich kann Ihnen nur wahrheitsgetreu verſichern, daß es mehr ſind, als in ganz Frankreich. (Nur die Liſte der in öffentlichem Beſitz befindlichen gibt ſchon einen dicken Oktavband, ungerechnet die in Privatbeſitz, mit denen man das Weltmeer auffüllen könnte.) Wie man ähnlicherweiſe behauptet, daß in der Chriſtnacht zur Illumination der Prokuratiengeſchoſſe mit weißen Wachsfackeln mehr Wachs verbrannt wird, als im ganzen übrigen Italien während eines Jahres. Sainte-Palaye und ich denken nie ans Frühſtück, ehe wir uns erſt einmal zur Gewiſſensberuhigung vier Tafeln von Tizian und zwei Decken von Veroneſe einverleibt haben. Mit den Tintorettos iſt überhaupt kein Fertigwerden, ich habe mich darauf beſchränkt, ein gutes Tauſend ſeiner Hauptwerke zu betrachten. Dieſer Mann muß eine furia di diavolo gehabt haben. Auch von der Staatsform Venedigs und den hier herrſchenden Sitten will ich nicht gar viel ſagen, dieſen Abſchnitt hat Amelot gut und gründlich behandelt, alles Schlechte, was er von ihnen ſagt, darf man allerdings nicht glauben, nur die größere Hälfte. Sie hätten natürlich lieber, daß ich Sie über die hier geltenden Sitten als über Gebäude und Gemälde unterhielte, bedenken Sie aber, daß ein Fremder, der ſich in einer Stadt einen Monat aufhält, damit noch nicht in der Lage iſt, ſie wirklich zu kennen, und faſt unfehlbar lauter verqueres Zeug reden wird. Wenn Sie aber durchaus von mir etwas darüber haben wollen, will ich Ihnen verraten, daß nirgend in der Welt Freiheit und Läßlichkeit unbeſchränkter herrſchen als hier, in Venedig. Laßt nur die Regierung in Frieden, im übrigen tut, was ihr luſtig ſeid. Ich meine nicht die Betätigung, aus der wir ſelbſt ſamt unſeren Vergnügungen unſeren Urſprung herleiten, »das Ding der Dinge«: es erregt

hierzulande nicht mehr Anstoß als irgendeine natürliche Verrichtung, und das ist ein guter Brauch, der überall gelten sollte. Aber auch für alles, was für gesunde Begriffe Frevel heißt, herrscht hier völlige Straflosigkeit. Dabei ist aber der Volkscharakter so wenig bösartig, daß trotz der leichten Gelegenheit, die das Maskentragen, das Nachtleben, die engen Straßen und vor allem die Brücken ohne Geländer, von denen man jemanden ins Meer stoßen kann, ohne daß er es gewahr wird, dem Verbrechen geben, noch keine vier während eines Jahres geschehen, und dann sind es meist Fremde. Daraus können Sie sich selbst sagen, wie unbegründet die Ideen heutzutage sind, die man von den venezianischen Stiletten hat.

Ähnlich ist es mit der Eifersucht, mit der sie ihre Gattinnen überwachen sollen, allerdings verdient das eine kurze Erklärung: von dem Augenblick an, wo ein adliges Mädchen versprochen ist, trägt sie eine Maske, und niemand bekommt sie mehr zu sehen, als ihr Verlobter und die, denen er Erlaubnis gibt, was sehr selten geschieht. Mit ihrer Verheiratung wird sie Gemeinbesitz der ganzen Familie, eine sinnige Gepflogenheit, weil unbequeme Vorsicht damit unnötig und man so gewiß ist, eine adlige Nachkommenschaft zu erhalten. Oft ist es der Jüngste, dem der Titel des Gatten dabei zufällt, aber überdies ist in der Regel auch noch ein Verehrer da, ja es wäre eine Art Schande für die Frau, wenn sie nicht vor der Welt einen Mann auf dem Kerbholz hätte. Aber, nicht zu hastig! hierbei hat die Politik ein gewichtiges Wörtchen mitzureden.

Hiermit hält es die Familie wie die Krone von Frankreich mit der Wahl des Abtes von Cîteaux, man überläßt der Frau die Wahl, schließt aber die und die aus. Sie darf sich nicht einfallen lassen, einen anderen, als einen Nobile zu wählen, und von denen nur einen, der Zutritt zum Pregadi, Senat oder Staatsrat hat, dessen Familie einflußreich genug ist, um bei einer Bewerbung um einen öffentlichen Posten von

Nutzen zu ſein, dem man ſagen kann: »Herr von Soundſo, ich brauche für morgen früh ſoundſoviel Stimmen für meinen Schwager oder meinen Gatten.« Von dieſen Bedingungen abgeſehen, iſt die Frau völlig frei und kann tun, was ſie nur will. Aber der Wahrheit die Ehre! Unſer Geſandter ſagte neulich, er kenne nicht mehr als fünfzig Damen der guten Geſellſchaft, die mit ihren Verehrern ſchliefen, die übrigen hält die Frömmigkeit zurück. Die Beichtväter haben mit ihnen abgemacht, daß ſie ſich der Hauptbetätigung enthalten, und daß ſie ihnen dafür den ganzen Reſt, ſoweit der auch gehen mag, zu billigem Preiſe laſſen.

Das iſt der übliche Verlauf von Liebeshändeln, und die Fremden haben hier ein ſchlechtes Spiel. Die Adligen laſſen ſie nicht an ſich heran, weder in die Häuſer noch zu ihren Ausflügen, ſie wollen unter ſich bleiben und die Ellenbogen frei haben, um von Stellenbewerben und Abſtimmungen vor ihren Frauen nach Herzensluſt ſprechen zu können, worüber vor den Ohren des Fremden nie ein Wort verlautet. Indes, wenn zwei ſich einig ſind, iſt es nicht unmöglich, im Schutze der Gondeln, die die Damen immer allein betreten, einen raſchen Stoß zu machen; die Gondel iſt ein geheiligtes Aſyl. Es iſt unerhört, daß etwa ein Gondolier der Gnädigen ſich durch den gnädigen Herrn kaufen ließe, am anderen Morgen ſchon wäre er von ſeinen Kameraden ertränkt. Dieſe jetzige Praktik der vornehmen Damen tut den Nonnen, die einſtmals die Liebesſpiele für ſich in Pacht hatten, ſehr Abbruch. Doch gibt es ihrer noch eine gute Zahl, die ſich mit Auszeichnung, ich ſollte ſagen, mit edlem Wetteifer zu behaupten wiſſen, denn gerade in dieſem Augenblick wird zwiſchen den drei Stadtklöſtern ein Stellenbewerb leidenſchaftlich durchgefochten, welches nämlich von ihnen den Vorzug haben wird, dem ſoeben angekommenen neuen Nuntius die Mätreſſe zu ſtellen. Tatſächlich würde ich mich an die Nonnen halten, wenn ich hier zu bleiben hätte. Alle, die ich während der Meſſe durch das Gitter geſehen habe, ſchwatzend

und lachend, solange der Gottesdienst dauerte, schienen mir außergewöhnlich hübsch und sehr vorteilhaft angezogen. Sie tragen ein scharmantes Häubchen, ein schlichtes, wohl verstanden, stets weißes Gewand, das Hals und Schulter gerade so weit aufdeckt, wie die Tracht unserer Römerinnen auf der Bühne.

Um den Abschnitt über die Weiblichkeit zu erschöpfen, muß ich Ihnen, hier eher als in irgendeiner anderen Stadt, ein Wort von den Kurtisanen sagen. Sie bilden eine wirklich achtungswerte Körperschaft durch ihre guten Manieren, und man darf es nicht glauben, wenn behauptet wird, ihrer seien so viele, daß man förmlich auf sie trete. Das ist nur während der Karnevalszeit so, während welcher Sie unter den Arkaden der Prokuratien ebensoviel Frauen liegend wie stehend und gehend finden, außer dieser Zeit ist ihre Zahl nicht mehr als doppelt so groß, wie in Paris; aber sie sind auch sehr beschäftigt. Regelmäßig jeden Tag, um »vierundzwanzig« oder »vierundzwanzigeinhalb« Uhr sind alle besetzt, schlimm für die Zuspätkommer! Unterschiedlich von Paris sind alle von einer bezaubernden Sanftmut und Zuvorkommenheit. Sie mögen begehren, was Sie immer wollen, immer wird sie Ihnen antworten: »Sarà servito, sono ai Suoi commandi« (denn es wäre unhöflich, jemanden anders als in der dritten Person anzureden). Tatsächlich sind ja, wenn man den Ruf bedenkt, den sie genießen, die gewöhnlich an sie gerichteten Ansprüche sehr mäßige; ich fand neulich eine so niedliche, daß . . . . Was konnte ich tun, wie sollte ich hier mißtrauen, da sie mir bei der beatissima Madonna di Loreto für die Folgen gut stand!

Wir haben einige Mühe gehabt, ehe wir in diese schöne Welt etwas Eingang fanden, denn wir kamen zu einem sehr ungünstig gewählten Zeitpunkt. Die durchlauchtigste Republik hat eben an fünfhundert gewerbsmäßige Kuppler aburteilen lassen, die in Mißbrauch des ihnen anvertrauten, dem Gemeinwohle dienenden Amtes so weit gingen, jedem, der

auf dem Markusplatz daherkam, Frau Prokurator A. und Frau Ritter von H. zu offerieren, so daß einigemal ein Gatte seine eigene Frau angeboten bekam. Man hat diesen trügerischen und schamlosen Brauch unterbunden. Nichtsdestoweniger braucht man nicht in Not zu sein, etwas zu leben zu finden, wenn man nur einen guten Gondolier sich aussucht, was so wenig schwer ist, daß man schon ein arger Pechvogel sein muß, wenn einem das mißlingt. Mir ist eben diesbezüglich ein sehr lustiges Abenteuer passiert, das mich im ersten Augenblick in eine sehr lächerliche Verlegenheit gesetzt hat. Ich hatte gestern meinen Gondolier abgesandt, um der berühmten Bagatina eine »ambasciata« auszurichten. Das Rendezvous sollte zu festgesetzter Stunde bei ihr vor sich gehen. Ich fand sie nicht zu Hause, die Kammerzofe sagte mir, sie habe mit einer Freundin zur Conversazione bei irgendeinem hohen Herrn — ich vergaß den Namen — gehen müssen, sie ließe sich höflichst entschuldigen und bäte mich, morgen wiederzukommen. Während dieser Unterhaltung besah ich mir die geräumige, prachtvolle und reich eingerichtete Wohnung, die mir weit über der Lebenshaltung einer derartigen Prinzessin zu sein schien. Ich fragte die Zofe, ob nicht ein Gondolier von mir etwas an die Bagatina ausgerichtet habe. Sie erwiderte, der Gondolier sei wohl dagewesen, aber ihre Herrin heiße nicht Bagatina, sondern Abbati Marchese und sei mit einem vornehmen Venezianer verheiratet. »Aber«, sagte ich darauf, »was dachte denn Eure Herrin, was ich von ihr wolle?« — »Daß Sie einen Empfehlungsbrief abzugeben hätten,« erwiderte sie. »Sie können mir ihn hier lassen oder morgen wiederkommen, wie es Ihnen beliebt, gnädiger Herr.« Daraufhin ließ ich den Gondolier nach oben rufen, das Zöfchen und er blieben bei ihrer Rede. Der Gondolier bekam einige »ladro« und »birbante« an den Kopf, und mich verabschiedete man mit vielen Knicksen, ziemlich unsicher, ob ich am nächsten Tage wieder hingehen sollte, und was diese ganze Verwechslung bedeute. Endlich ent-

schloß ich mich, ein Körbchen zu riskieren, und ging heute wieder hin. Ich fand eine vornehme Dame in den Dreißigen, gut gewachsen, stattlich, nicht eigentlich hübsch, aber von vornehmem Wesen und tadelloser Haltung; ihre Toilette und Diamanten waren prachtvoll. Sie kam mit einer gewissen Würde auf mich zu und fragte, was ich wünsche.

Darüber war ich mir ja nun klar genug, nur wie ich es ihr beibringen sollte, machte mir Kopfzerbrechen. So drechselte ich ihr in meinem schlechtesten Italienisch ein unverständliches Kompliment, was mir nicht weiter schwer fiel. Endlich, als sie den Grund meines Zauderns erriet, besaß sie den feinen Takt, mir selbst herauszuhelfen, indem sie ihren angenommenen Titel und ihre falsche Zurückhaltung nach einem kurzen Augenblick aufgab.

E poichè la sua mano alla mia pose
Con lieto volto, onde mi confortai,
Mi mise dintro alle segrete cose.

Sie schien sogar von meiner Freigebigkeit überrascht, denn wegen ihrer Einrichtung und ihrer Toilette hatte ich die Zechinen verdoppelt; es widerstrebte mir, etwas Mittelmäßiges in eine Hand zu legen, die mit echten Diamanten geschmückt war. Die Nobili, ich meine die, die nicht noch feinere Gelüste haben, benutzen diese Prinzessinnen häufig. Will einer von ihnen mit der seinen eine Spazierfahrt machen, holt sie ihn einfach in ihrer Gondel aus dem Staatsrat ab, und man ist nicht erstaunter, wenn er angesichts des menschenvollen Markusplatzes zu ihr einsteigt, als wenn dieser selbe Nobile im Karneval Maske und Domino im Vorzimmer ablegt, ehe er in den Sitzungssaal eintritt. Ich glaub's, recht haben sie, so eine Gondel ist ein lieblicher Freudenort. Meinen Sie übrigens nicht, trotz aller Treue, die sie für ihre Aushälter zur Schau tragen, sie seien unnahbar. Diesen Skrupel haben sie

höchstens fünf Tage der Woche, ihre Liebhaber selbst lassen ihnen fast durchweg volle Freiheit am Freitag, wo jene zur Beichte gehen, und am Sonnabend, wo sie selbst im Pregadi zu tun haben. Die Mädchen befolgen alle einen recht gewitzten politischen Brauch, indem sie niemandem eine Gunst vor dem zweiten Besuche bewilligen, denn, sagen sie, man muß sich doch erst kennen, ehe man liebt. Auf die Weise macht man ihnen wenigstens zwei Besuche, und sie bekommen doppelte Bezüge für einen Dienst. Das war, glaube ich, ein gründliches Kapitel. Ich habe es Ihnen zuliebe so ausführlich gemacht, weil ich weiß, Sie sind sehr verdorben, und damit Ihnen auch rein gar nichts mehr zu wünschen bleibt, will ich noch hinzusetzen, daß die hiesigen Weiber, vor allem die aus dem Volke, schöner, als an irgendeinem anderen Orte der Welt sind. Nicht als ob man hier mehr hinreißende Schönheiten fände, als anderswo, aber die meisten sind hübsch und gutgewachsen, haben eine schöne Haut, einen vollen angenehmen Mund und weiße, gut stehende Zähne.

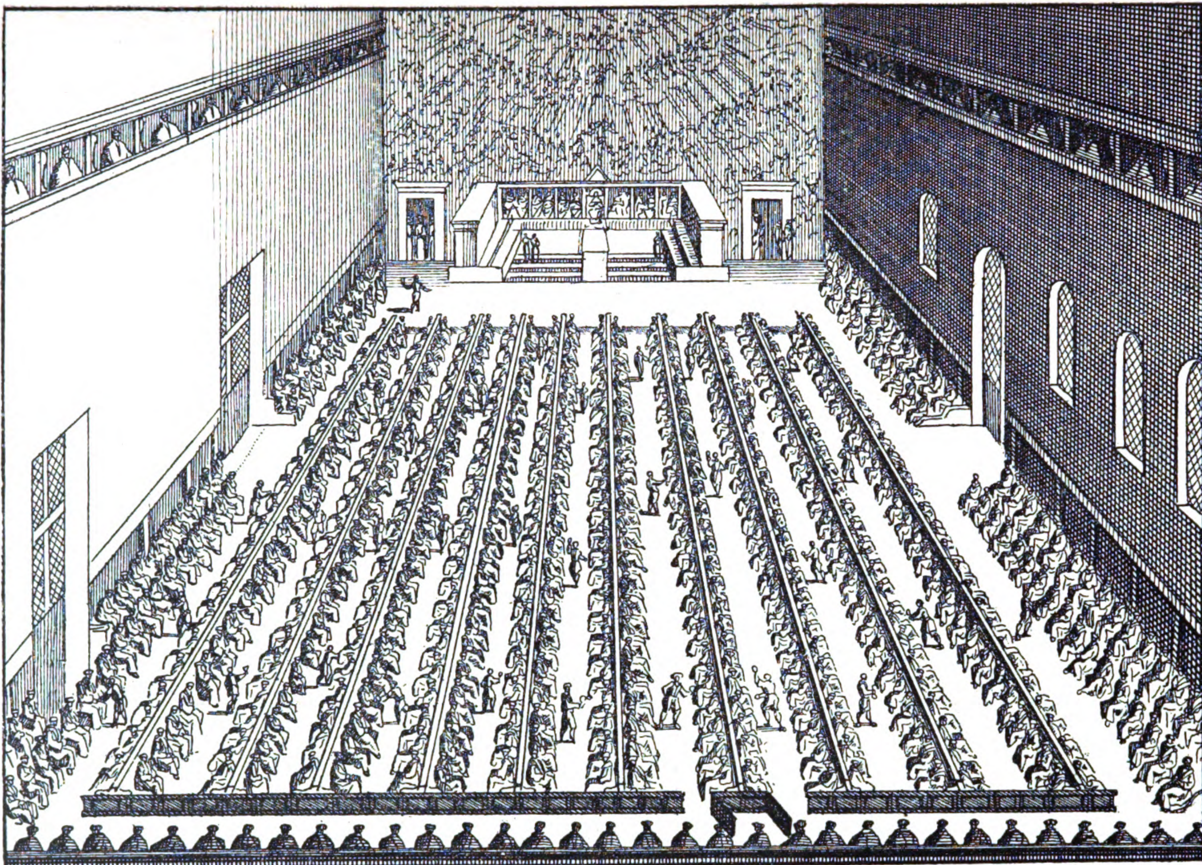
FÜNFZEHNTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Aufenthalt in Venedig. — Fortsetzung.

Den 20. August.

Der venezianische Adel, dessen älteste Familien vor dreizehnhundert Jahren den ersten Dogen mitwählten, ist vielleicht der älteste in Europa. Der alte wie der neue Adel, zwischen denen, beiläufig gesagt, kein so tiefgehender Unterschied besteht, wie in Genua, hat in seinen Reihen viele recht reiche Familien. Natürlich hält die erlauchteste Republik auf Ordnung, daß sie es nicht zu sehr werden. Als jüngst die Pisani, Erbin eines Jahreseinkommens von hundertfünfzigtausend Dukaten, einen anderen fast ebenso reichen Pisani



Sitzung des Großen Rats

⟨22⟩

heiraten wollte, hat es dieser weise Staat nicht nur verboten, sondern obendrein durchgesetzt, daß sie einen ganz armen Nobile zum Mann nahm. Dieser in zweifelloser Reinheit sich fortpflanzende Adel beweist seine Abstammung durch das Goldene Buch, in das alle Adligen, die auf die Welt kommen, eingetragen werden. Der, bei dem dieser Akt versäumt würde, wäre nicht adelig. Auf die Weise leben in der Stadt einige ganz kleine Leute, von allerältestem Adel. Im Jahre soundso nämlich ließ man das Goldene Buch plötzlich sperren, dadurch wurden nur die schon Eingetragenen und ihre Abkömmlinge adlig, alle, die sich nicht hatten einschreiben lassen, wurden ausgeschlossen und haben heute nicht mehr Rechte, als die anderen Stadtbürger. Viel zu sagen hatte das allerdings nicht, denn die Regierung pflegt mit dieser Körperschaft sehr selbstherrlich umzuspringen, freilich geht es ihr immer noch besser als dem Adel auf dem Festland. Im Gegensatz hierzu ist man mit allen kleinen Leuten sehr nachsichtig, und der Grund für dies zweierlei Maß ist leicht einzusehen.

Die Nobili tragen vom Gürtel ab eine Art Röckchen, das bis auf die Knie reicht, und unter dem häufig eine baumwollene Hose sichtbar wird, Rock oder Wams von gleichem Stoff und ein langes schwarzes Schleppkleid, nicht ganz so faltig, wie unsere Richterroben. Einige von den Würdenträgern tragen dieses rot, andere violett, alle aber haben eine gute Elle Stoff von der betreffenden Farbe über die Schulter hängen, wie ein Oberkellner seine Serviette, und eine Perücke auf dem Kopf, gegen die gehalten Herrn Bernardon seine das reinste Kinderspiel ist, ein Barett von schwarzem Tuch oder Taffet halten sie in der Hand. Einen Rangunterschied bezeichnet auch der Ärmel des Schleppkleides: je höher die Würde, desto weiter der Ärmel (und solch ein Ärmel ist sehr wichtig, um die eingekauften Fleischwaren nebst dem Salat in dem großen Bausch unterzubringen). Ein Dogenärmel also, der wie das Schleppkleid aus Goldtuch ist, übertrifft, wie Sie sich leicht denken können,

an Weite den Reifrock einer Dame. Will man einen Nobile recht demütig begrüßen, so macht man ihm seine Aufwartung auf dem Broglio und küßt ihm den Ärmel. Die Kunst der Ehrenbezeugungen ist eine große Sache: tief, tief, noch tiefer muß man sie machen, denken Sie nur nicht, daß man Sie eines Blickes würdigt, wenn Ihre Perücke nicht bis mindestens einen halben Fuß vom Boden hinschleift. Mehr noch als das Schleppkleid trägt man den Mantel. Wer immer sich von Geburt oder Standes wegen über den einfachen Handwerker erhebt, darf ihn, mag es so heiß sein, wie es will, weniger leicht als Kleidungsstück auslassen, wie wir die Hose.

Freilich, wenn's bei Frauen heißt, die von dem Treiben der Welt zurückkamen, meistens nachdem vorher die Welt von ihnen zurückgekommen: »Der Mantel der Religion deckt alles«, kann man sagen, daß hier der Mantel aus simplem Perkan genau das gleiche tut. Darunter trägt man, was man gerade mag, und in der Messe und auf der Piazza werden Sie kaum was anderes, als Leute in Schlafrock und Pantoffeln und dem Mantel darüber, antreffen. Wenn ihn die Nobili statt des Schleppkleides anlegen, will das heißen, daß sie auf der Straße nicht gekannt zu werden wünschen. »Doch ist der Mantel der Frömmigkeit so lang nicht, es kommen immer noch zwei Handbreit die Beine von einem Schelmen zum Vorschein«, wie Trajano Boccalini gesagt hat. In diesem Aufzug gehen sie häufig sogar in Gesellschaften, auf keinen Fall aber darf man ihn etwa ablegen, sondern muß seine Quadrille von Anfang bis Ende, geheult oder gepfiffen, durchtanzen und mit Anstand ersticken. Ich sah sogar den alten Biedermann Pisani, den Dogen, in diesem Anzug auf der Treppe eines Kasinos Luft schöpfen, er trug eine winzige jungenhafte Perücke und sah aus wie ein feuriger Jüngling, in Wirklichkeit war ihm damals nicht ganz wohl und er mußte etwas an die Luft.

Höchst sonderbar ist die Art von Intrigen, wie sie die

Nobili auf ihrem Broglio beſchäftigen. Hier werden wundervolle Geſchichten unter der Hand gefingert. Eine davon, die jetzt gerade die Runde macht und mir mit allen Nebenumſtänden von einem hieſigen Botſchafter erzählt wurde, will ich Ihnen berichten, weil ſie wirklich gut iſt. Für alle Einzelheiten bürge ich Ihnen trotz des Botſchafters nicht, Sie wiſſen ja, wie genau ich es mit der hiſtoriſchen Wahrheit nehme, und nicht einmal in meiner Geſchichte der aſſyriſchen Dynaſtien etwas als gewiß behaupte, was ich nicht mit eigenen Augen geſehen habe. Alſo: die Prokuratoren Tiepolo und Aimo, an die beide wir hier empfohlen ſind, liegen miteinander in ſtändiger Fehde. Beide ſind höchſt einflußreich, Tiepolo als Glied eines der allervornehmſten Geſchlechter vorzüglich im Senat, indes Aimo, niedriger von Geburt, die gewichtigere Stimme im Großen Rat hat, dem die Vertretung des geſamten Adels obliegt. Der Große Rat muß die vom Senat vollzogenen Ernennungen beſtätigen, ſonſt erlangen ſie keine Rechtskraft. Jüngſt macht nun Tiepolo Anſtalten, ſich in den Rat der Zehn wählen zu laſſen. Was tut mein Aimo, als er einſieht, daß es ihm mit offenem Widerſtand kaum gelingen dürfte, die Abſicht ſeines Gegners zunichte zu machen? Er ſtellt ſich mit allem einverſtanden und läßt gleich zu Beginn der Sitzung einen Biedermann ernennen, der auch Tiepolo heißt und ſich dieſer hohen Ehre gerade ſo wenig verſehen hatte, wie irgendein anderer. Der Prokurator Tiepolo war ihm natürlich für dieſe feine Aufmerkſamkeit äußerſt verbunden und zog ſeine eigenen Hörner wieder zurück, da das Geſetz verbietet, daß im Rat der Zehn zwei gleichen Namens ſitzen. Aber er ſchwur ſich, dem Aimo ſeine Artigkeit zu erwidern und ließ ſeinerſeits deſſen Bruder, der ſchon die höchſten Ämter bekleidet hatte, ernennen — zum Statthalter von Vicenza, einer Stellung, mit der ſonſt zwanzigjährige Anfänger betraut werden. Alſo ungefähr ſo, als wenn man bei uns den erſten Präſidenten zum Staatsanwalt im Châtelet machen wollte.

Der jüngere Aimo tobte wie wahnsinnig, das sei ein Gaunerstück, und er wolle da nicht hin, hatte aber gut fluchen, denn er hätte wegen Nichtannahme eines öffentlichen Amts tausend Dukaten Buße zahlen und ein Jahr in Verbannung gehen müssen. Wie er aber nach einem Jahr von Vicenza zurückkommt, als ob nichts geschehen sei, setzt der Tücker Tiepolo, der nur darauf gewartet hatte, durch, daß er zum Statthalter von Padua ernannt wird. Hier ist die Ablehnung noch etwas teuerer: zweitausend Dukaten und zwei Jahre Verbannung. Aimo ging diesmal entrüstet in seine Wohnung, das Geld zu holen, als ihn sein Bruder Prokurator anhielt und ihm zu verstehen gab, die Scherze dieser Art würden nie aufhören, wenn er jetzt nicht ruhig nach Padua hinginge, er gäbe ihm aber sein Wort, daß er nach sechs Monaten zum Proveditore del mare ernannt würde. Als dieser Posten, einer der höchsten, die der Staat zu vergeben hat, wirklich nach sechs Monaten, gerade als wir ankamen, frei wurde, hat sich Aimo tatsächlich für seinen Bruder darum beworben. Tiepolo setzte ihm als Gegenbewerber den sehr angesehenen Loredano entgegen. Ihr in eurer Einfalt, liebe Leute, werdet nun wahrscheinlich denken, daß er einfach den Loredano im Senat ernennen lassen wird, wo seine Partei vorherrscht. Weit gefehlt, das wäre für unsere Leutchen hier viel zu einfach, ganz davon abgesehen, daß der Große Rat diese Ernennung hätte aufheben können. Er läßt vielmehr seinen Feind ernennen und den Loredano glatt ablehnen. Als sie aber vor den Großen Rat kommen, erklärt Loredano: »Da ich eben da unterlag, wo ich die besten Aussichten hatte, geht es mir höchstwahrscheinlich bei Ihnen nicht anders. Ich bitte also, falls man mich hier ablehnt, um die zweite Stellung, die des Proveditore Dalmatiens.«

Diese Erklärung nun schrieben sich alle die, die selbst auf den zweiten Platz Absicht hatten, so wohl hinter die Ohren, daß sie sehr rasch bereit waren, mit ihrem ganzen Einfluß dem Loredano auf den ersten Platz zu verhelfen, nur um

einen so fürchterlichen Mitbewerber um den zweiten los zu werden. Schon durch diesen Kniff wurde seine Bewerbung mindestens so aussichtsvoll wie die des Aimo, gänzlich aber aus dem Felde schlug er ihn dadurch, daß er, ein zweites Mal vortretend, den Botschafterposten in Konstantinopel verlangte, falls er für die erste und die zweite Stellung durchfiele. Das zog bei allen, die dies Amt beanspruchten, genau so, wie bei den Bewerbern um die Statthalterei Dalmatiens. Loredano ward im Großen Rat zum Generalproveditor ernannt, und Aimo, der sich um die tieferen Posten, die er schon einmal innegehabt hatte, nicht zum zweiten Male bewerben durfte, blieb nichts übrig, als weiter an den Fingern zu saugen und in Padua zu bleiben. Zum Überfluß müssen Sie noch bemerken, daß dies Amt dabei in ausgezeichnete Hände kam, denn die Venezianer sind klug und erlauben sich solche Spielchen nur mit guten Untertanen.

Da man uns ausnahmsweise den Eintritt in den Großen Rat gestattete, um der Wahl des recht einflußreichen Generals der Galeeren beizuwohnen, konnte ich mir zu meiner höchsten Befriedigung mit eigenen Augen darüber klar werden, wie es bei einer ihrer Ämterverlosungen zugeht.

Der Saal, in dem der Große Rat tagt, ist riesig groß und sehr schön ausgeschmückt. An einem Ende ist ein rechts und links eingefriedigter Aufbau mit den Sitzen der Staatsinquisitoren und Geheimen Räte und dem Thron für den Dogen in der Mitte. Eine niedrigere Estrade umläuft die Wände, und lange Bänke, zwei und zwei mit den Lehnen gegeneinanderstehend, zwischen denen breite Gänge hinlaufen, füllen den Saal. Die Nobili kamen ohne bestimmte Reihenfolge nacheinander herein und setzten sich hin. Die mit roten Schleppkleidern hatten besonders gekennzeichnete Sitze, und einige von ihnen verteilten sich durch den Saal, um dafür zu sorgen, daß es in dieser volkreichen Versammlung ruhig zugehe. Viel Erfolg hatten sie meines Erachtens damit jedoch nicht, denn man vollführte geradezu einen Höllenspektakel, freilich ver-

trieb man ſich damit nur ſo lange die Zeit, bis das eigentliche Spiel anfing. Auf dem Aufbau ſtand neben dem Großkanzler eine Urne mit ſo vielen Kügelchen wie Teilnehmern, und einige dieſer Kügelchen waren vergoldet. Jeder zog eins heraus, und nur wer ein goldenes gezogen hatte, durfte für das in Frage kommende Amt wählen, zuſammen mit einer großen Zahl anderer, die kraft ihrer Ämter zu wählen hatten.

Als das vorbei war, gingen wir in den Abſtimmungsſaal hinüber, der ebenſo geſchmückt und voller Bänke, aber der geringeren Teilnehmerzahl entſprechend nicht ſo groß iſt, wie der erſte.

Nun traten die ſtändigen Wähler herein, einer nach dem anderen, indem ſie die früher Gekommenen bis zur Erde hinab grüßten, mit einer Würde und Feierlichkeit ohnegleichen. Als ſie langſam alle vorbeigeſchritten, erſchien, unter Vortritt ſeiner Geheimſchreiber, der Kanzler, ihm auf dem Fuße folgte der Vizedoge. Der Doge ſelbſt war krank und wurde, wie das in dem Fall üblich iſt, durch ſeinen älteſten Rat vertreten. Dieſer ſetzt ſich nicht in den Thron und hat keinen Corno, welche Kopfbedeckung Sie ſich am beſten als eine reich goldbeſtickte und mit Steinen beſetzte Zipfelmütze vorſtellen. Er machte ihn, ſo gut es ging, nach und hatte den Zipfel ſeiner Haube oder ſeines Baretts aus ſchwarzem Taft ganz nach vorn übergelegt, wie den Schnabel einer phrygiſchen Mütze, der leibhafte Antenor. Sämtliche Räte ſchritten in roten Schleppkleidern hinter ihm her. Sobald er erſchien, erhob ſich die ganze Verſammlung, er machte ihr eine tiefe Verbeugung, lüftete indes ſein Barett nur, als er am Gericht der Vierzig vorbeiſchritt, und behielt als Einziger während der Verſammlung ſein Barett auf dem Kopfe. Er ſtieg die Stufen hinauf und nahm Platz, der Geheime Rat und andere ſetzten ſich um ihn herum, der Kanzler mit ſeinen Geheimſchreibern, deren Obmann er iſt, rechts und links auf die Flügel. Dieſe ganze Verſammlung wirkte ungemein majeſtätiſch. Jetzt erhob ſich der Kanzler und verkündete, daß

die edlen Herren Priuli, Badoar, Donato und Vendramini sich um das in Frage stehende Amt bewürben. Unverzüglich standen alle ihre näheren Verwandten auf und verließen den Saal. Als diese hinaus waren, ergriff jeder der drei Avvogadori ein kleines Evangelienbuch, sie schritten durch die Bänke hin, indem sie jeden einzelnen das Evangelium mit den Fingerspitzen berühren hießen, zur eidlichen Versicherung, daß er nach bestem Wissen und ohne Verabredung mit anderen wählen wolle. Nachdem alle diese vorbereitenden Schritte getan waren, setzte ein Gerichtsbote, dick und ungeschlacht wie ein Meerschwein, ein ungefüges Paar Augengläser auf seine noch ungefügere Nase und verkündete mit einem näselnden Ton in der Stimme, daß der eccellentissimo Signore Priuli zur Wahl stehe. Augenblicks rannten einige zwanzig rotgekleidete Waisenknaben durch den Saal, alle schreiend: Priuli, Priuli, als wenn sie am Spieße stäken.

Jeder von ihnen hatte eine kleine Jagdtasche mit Kügelchen von der Größe eines Hemdenknopfes am Gürtel und trug eine kleine grünweiße Büchse mit zwei Abteilen, weiß für die Zustimmenden, grün für die Ablehnenden, in der Hand. Jeder Nobile erhielt ein solches Kügelchen ausgehändigt und steckte es in die Abteilung, die er wollte. Da die Öffnung dieses Büchschens wie ein Trichter geformt ist, kann man nicht sehen, in welche Abteilung der Wähler die Hand steckt. Die Knaben brachten dann ihre Büchsen dem Kanzler, der die Kügelchen aus den weißen Abteilungen in eine Schale schüttete und die anderen fortwarf. Ebenso wurden die drei anderen Bewerber ausgekugelt, die Stimmen gezählt, man wählte den Donato, und wir verließen den Saal. Alles das geschah mit verblüffender Geschwindigkeit in weniger Zeit, als ich es hinschreibe. Und eine wahre Komödie war es beim Hinausgehen, die tiefen Bücklinge des Donato anzusehen und die Ammenküsse, die man ihm aufdrückte, auf Ehre, sie schallten, daß man es mitten auf der Piazza hätte hören können.

Auch die sogenannte funzione, so heißt die Zeremonie,

in der alle hohen Beamten bei einem Kirchenfest in corpore mitgehen, sah ich mir an, sage Ihnen aber nicht viel darüber, denn sie ist nicht viel mehr, als bei uns ein Fronleichnamszug. Ihr Hauptschmuck ist der Aufzug der Botschafter, die zur Seite des Dogen mit ihren Familien daran teilnehmen.

Dagegen finde ich die Auffahrt einer Gondelprozession eine Augenweide für Götter, um so mehr, als hierbei nicht die gewöhnlichen, sondern die reich geschnitzten und vergoldeten Gondeln der Republik in Erscheinung treten und die noch reicheren und zierlicheren der Gesandten, besonders die unseres Botschafters. Sie sind die einzigen im Staat, die Gondeln haben dürfen, die nicht schwarz sind. Die Gondolieri der Republik tragen rotsamtene, goldverbrämte Überwürfe und große albanische Mützen, sind aber in dieser Livree viel zu stolz, um etwa zu rudern, sondern lassen sich von kleinen Schiffchen, die voller Musikanten gesteckt sind, schleppen.

Damit genug von öffentlichen Veranstaltungen, obwohl ich Ihnen kaum so viel von ihrem häuslichen Leben erzählen könnte. In dieser Beziehung sind die Fremden hier sehr schlecht daran. Die Herren Nobili kommen abends ins Café und plaudern freundschaftlichst mit uns, aber kaum einer denkt daran, uns bei sich einzuführen. Familien, die ein Haus machen, gibt's freilich auch nur ganz wenige, und deren Gesellschaften sind weder zahlreich noch für den Fremden vergnüglich. Nicht einmal mit dem Spiel kann man sich trösten, denn man müßte mehr als hexen können, um je hinter ihre Karten zu kommen, die weder aussehen noch heißen wie unsere.

Denn bei allem Aufwand versteht es der Venezianer nicht, einen in seinen Palästen zu bewirten. Ich war einigemal zur Conversazione bei der Gemahlin des Prokurators Foscarini, einer Familie von immensem Reichtum, und davon abgesehen, einer sehr reizenden Dame. Als ganze Bewirtung bringen um drei Uhr, das ist elf Uhr französischer Zeit, zwanzig Lakaien eine Riesenschüssel aus Silber herein, mit einer dicken,



LA POMPE DU DOGE DE



ENISE LORS QU'IL SORT.

n S
Wa
Eff
ich
zu
gen
Ihr
die
sei
Q
B
w
X
z
u
g
l

in Scheibchen geſchnittenen Frucht, die man als Angouri oder Waſſermelone bezeichnet. Wirklich ein ganz abſcheuliches Eſſen. Eine Säule von Silbertellerchen kommt mit, jeder ſtürzt ſich auf ſein Scheibchen, trinkt noch ein Täßchen Kaffee dazu und kommt um Mitternacht mit freiem Kopf, aber hängendem Magen nach Hauſe, um zu Abend zu eſſen. Ich will Ihnen ganz offen ſagen: eine der Hauptunerfreulichkeiten dieſer Reiſe iſt die, daß man, wenn der Abend kommt, nicht ſeine guten Puſſelchen, ſeinen dicken Blancey, ſeinen guten Quintin um ſich haben kann, ſeine Freunde Maleteſte und Bevy, ſeine Madame Cortois, die ausgezeichneten Dämchen von Montot und Bourbonne, kurz unſeren ganzen kleinen Kreis, um mit aufgeſtützten Ellenbogen eine Unterhaltung zu führen, die hundert Lanzenlängen über dem Markusplatz und dem Broglio ſteht. Aber darauf muß man in der Fremde gefaßt ſein: die Augen werden ſatt, aber das Herz bleibt leer, Vergnügungen Ihrer Neugierde, ſoviel Sie wünſchen, Freuden feiner Geſelligkeit keine. Sie leben nur mit Menſchen zuſammen, die ſich durchaus nicht für Sie intereſſieren, genau ſo wenig, wie Sie ſich für ſie. Und wie liebenswürdig auch beide im übrigen ſein mögen, wie ſoll man verlangen, daß ſie ſich umeinander Mühe geben, weiß doch der eine wie der andere, daß man in wenig Tagen auf Nimmerwiederſehen auseinander geht.

Unſere Hauptrettung hier war unſer Botſchafter, von dem wir in jeder Weiſe Förderung erfahren. Augenblicklich iſt es der Graf von Froulay, der die Ehre unſerer Nation recht gut wieder herſtellt, die unter ſeinem Vorgänger etwas gelitten hatte. Er hat uns mehrere Male mit aufs Feſtland genommen und in ſeinem wunderſchönen Landhauſe mit den anderen Botſchaftern bekannt gemacht, ſo hatte unſere Tür verſchiedentlichſt die Ehre, den Beſuch Ihrer Exzellenzen zu empfangen, und unſer Appetit labt ſich an den Feſtmahlen, die ſie uns auftiſchen, vor allem beim Botſchafter von Neapel, der einer der freimütigſten Weiberhengſte iſt, die ich

kenne, davon abgesehen aber ein sehr ehrenwerter Diener des Herrn, guter Kamerad und ohne Umstände. Hier Botschafter zu spielen ist recht trübselig: sie sind ganz auf den Verkehr unter sich angewiesen, da sie auf keine Weise irgendeinen Nobile bei sich sehen dürfen, denen der Eintritt in ihr Haus bei Todesstrafe verboten ist. Und das ist durchaus keine bloße Drohung, denn man hat es neulich erlebt, daß ein Edler hingerichtet wurde, nur weil er, um seine Geliebte insgeheim zu sehen, durch das Haus eines Botschafters gegangen war, ohne ein Wort zu sprechen. Übrigens haben die Botschafter bedeutende Rechte, darunter ein sehr merkwürdiges, daß sie nämlich um ihr Haus herum einen ausgedehnten Bezirk haben, der »frei« ist, das heißt, wo niemand ohne ihre Erlaubnis verhaftet werden darf, und wo sie uneingeschränkt Polizei und Rechtspflege ausüben. Wir sahen auch den alten biedern Marschall von der Schulenburg, der die Truppen der Republik befehligt, Sie wissen, daß die Republik diese Stellung mit einem Jahreseinkommen von hunderttausend Dukaten fast nur an Fremde vergibt. Er ist ein Biedergreis, der sich ausgezeichnet auf Kriegführen und ziemlich schlecht auf Moral versteht, und hält uns über das Kapitel »Dirnen« manche lange Predigt, wobei wir nur selten zuhören, und denen nachzuleben wir uns wohl hüten. Mehr Glück bei uns hat er mit seiner Tafel, indem er nach deutscher Art ordentlich was auftischt. Man trinkt hier Madeira zur Suppe und Burgunder zum Nachtisch. Gut ist ihm auch zuzuhören, wenn er vom König von Schweden erzählt und all den schlimmen Streichen, die er ihm bei dem berühmten Rückzuge, der dem Marschall solche Ehre einbrachte, gespielt hat. Dieser Karl XII. war ein fleischgewordener Teufel, ein Geschöpf, das nicht bestimmt war, Mensch, noch viel weniger König zu werden.

Adieu und auf Wiedersehen, »mein süßer und geliebter Gegenstand«, ich verlasse Sie nur auf kurze Zeit, und will meine Erzählung bald weiter fortsetzen:

Già ſon giunto a quel ſegno, il qual ſ'io paſſo,
Vi potria la mia ſtoria eſſer moleſta,
Ed io la vo' più toſto differire
Che v'habbia per lunghezza a faſtidire.

SECHZEHNTER BRIEF

An Herrn von Quintin.

Aufenthalt in Venedig. — Fortſetzung.

Den 26. Auguſt.

Lieber Quintin!

Ich verhieß Ihnen zwar durch Blancey, ich würde von der Stadt ſelbſt nicht reden, muß Ihnen aber trotzdem ein paar Worte davon ſagen, und wäre es auch nur, um Ihnen einige falſche Vorſtellungen zu benehmen, die Sie höchſtwahrſcheinlich über ſie haben werden. Das, meine ich, bin ich meiner Erzählerpflicht ſchuldig. Beiſpielsweiſe kennen Sie vom Hörenſagen den Palazzo San Marco, ein ganz übler Herr, ſage ich Ihnen: maſſig, finſter, gotiſch, gebaut in einem ſehr häßlichen Stil. Der Innenhof, gebe ich zu, hat beſonders von einer Seite aus etwas Prachtvolles, die in einem Stück aus Bronze gegoſſenen Faſſungen der zwei Brunnen, die ſeinen etwas ſeltſamen Schmuck bilden, ſind fabelhaft fein und höchſt merkwürdig gearbeitet, und die große Treppe aus weißem und violettem Marmor, die man in weiſer Vorausſicht des Ereigniſſes, daß ich ſie einmal betreten würde, die Rieſentreppe getauft hat, iſt köſtlich. Von da kommt man über eine zweite Treppe, die reich vergoldet und mit Statuen geſchmückt iſt, in die verſchiedenen Beratungsſäle. Sie ſind, wie meiſt in alten Paläſten, unzweckmäßig angeordnet, ſchlecht gehalten und ſehr dunkel, dafür aber ſo reich an Bildern erſter Meiſter, daß wir Maulaffen volle acht Tage dazu gebraucht

haben. In diesem Palaste wohnt der Doge und ist so von allen Staatsgefangenen am übelsten eingelocht, denn die eigentlichen Gefängnisse, die ganz nahebei liegen, sind ein sehr schmuckes und angenehmes Gebäude. Ich will mich aber trotzdem nicht zu lange darin aufhalten, sondern gehe so schnell wie möglich in die Markuskirche.

Die werden Sie sich ganz wundervoll vorgestellt haben, schwer im Irrtum! Sie ist eine Kirche in byzantinischem Stil, niedrig, dem Licht unzugänglich und außen wie innen geschmacklos; die sieben Halbkugeln, die ihr Inneres überdachen, scheinen durch die Mosaiken auf Goldgrund, mit denen sie ausgelegt sind, mehr große Kessel als Kuppeln. Von den doppelten Nebenschiffen dienen die zwei äußeren fast nur als Wandelhallen oder Durchgang; denselben Zweck erfüllt die lange Vorhalle.

Bei den unermeßlichen Schätzen, die auf diese Kirche verschwendet wurden, konnte schließlich, mochten noch so gottverlassene Handwerker sie verarbeiten, eine eigene Wirkung kaum ausbleiben. Musivische Arbeiten auf Goldgrund überglänzen sie innen und außen vom Scheitel bis zur Sohle. Sie wissen, daß sich die Mosaikarbeit kleiner Vierecke von Stein oder farbigem Glase bedient, um mit ihnen in Art der Malerei Gegenstände zeichnend und schattierend darzustellen. Eigentliche Feinheit bleibt ihr versagt, ihre Farben aber sind unvergänglich, und aus diesem Grunde haben die frühesten Maler sie häufig angewendet. Da sie unerhörte Geduld erfordert und ihre Werke doch nur geringe Schönheit erreichen können, ist ihre Ausübung seitdem in Verfall geraten. Die Mosaiken in San-Marco können als das älteste Denkmal der Malkunst überhaupt gelten, da die ersten schon im Jahre 1071 von griechischen Künstlern, die man eigens kommen ließ, gemacht wurden. So ist diese Kunst, ohne daß ich damit den Florentinern zu nahe treten will, nicht in Florenz, sondern hier neu erstanden. Ihrem Cimabue kam der Gedanke erst hundertfünfzig Jahre später unter dem Ein-

druck der Bilder in San-Marco. Ein verquerer Geschmack spricht aus ihnen allen, und sie sind grundhäßlich. Dafür freilich, aber auch nur dafür, daß sie mit ihnen den ersten Anstoß zu so herrlichen Kunstwerken gegeben haben, müssen wir diesem Volk und dem Cimabue danken. Denn wenn man vom Kolorit absieht, das sich infolge der eigenartigen Technik gut erhalten hat, bieten diese Mosaiken einen erbärmlichen Anblick. Nur gut, daß die Künstler so vorsichtig waren, über jedes Bild zu schreiben, was es sein soll. Die später gearbeiteten Bilder sind etwas besser und haben durch den lebhaften Schmelz ihrer Farben auf Goldgrund sogar etwas Anziehendes, aber ganz Befriedigendes ist im allgemeinen nicht darunter, höchstens die Sakristeidecke, wo man den guten Gedanken hatte, anstatt Figuren einmal Stickereimuster und Arabesken von subtilster Schönheit darzustellen, das einzige, wofür sich diese Technik wirklich eignet.

Sogar der Kirchenfußboden ist ganz aus Mosaik, bestehend aus vielen tausend Millionen kleiner Stückchen Marmor, Jaspis, Achat, Serpentin, Kupfer und anderem. Das Ganze ist so vortrefflich miteinander verbunden worden, daß, obwohl der Kirchenboden sich an mehreren Stellen gehoben und gesenkt hat, doch kein Steinchen losgegangen oder geplatzt ist. Man kann keinen Schritt tun, ohne zu rutschen, und dieser Fußboden ist ohne Widerspruch der schönste Platz der Welt zum Kreiselschlagen. Ein schöner, edler Vergleich! Ein Mann von Geschmack, wie Sie, wird ihn zu schätzen wissen. Ich sage Ihnen nichts vom Kirchenschatz noch von den Reliquien. Misson hat das allergründlichst behandelt. Nicht, daß es mir schwer fiele, Ihnen eine gelehrte und weitschweifige Beschreibung davon zu verfassen, aber angesehen habe ich mir beides, aufrichtig gestanden, nicht, die Geheimnistuerei wurde mir zu viel, es ist auch zu wenig dabei, was einen wirklich belehrt. Ich begnügte mich, mir das berühmte Markusevangelium zeigen zu lassen, das man als ältestes Manuskript des Weltalls sehr sorgfältig aufhebt. Es ist ein

Quartband und auf ziemlich starken ägyptischen Papyrus geschrieben, zu erkennen ist nichts mehr darin, als da und dort einige griechische Majuskeln, die aber keinerlei Schluß verstatten, ob es nicht vielmehr ein Medizinbuch ist als ein Evangelium.

Über dem Portal hat man vier Bronzepferde von größter Schönheit aufgestellt, ein Werk des griechischen Gießers Lysipp, der sie, wie man behauptet, für Nero gemacht hat. Sie sind das einzige an diesem ganzen Bau, das wirklich Bewunderung verdiente.

Dann stieg ich auf den großen Turm, von dem aus man Venedig in seiner ganzen Ausdehnung betrachten kann, die Inseln und Städtchen mitten im Meere, die Fahrzeuge, von denen die Lagunen bedeckt sind, die ganze italienische Küste von Comacchio bis Treviso, das Friaul, die Alpen, Kärnthen, Triest, Istrien und den Anfang Dalmatiens. Ja, ich sah sogar mit den Augen des Glaubens Epirus, Mazedonien, Griechenland, den Archipel, Konstantinopel, die Favoritin und den Großsultan, der sich Vertraulichkeiten gegen sie erlaubte.

Bevor wir den Markusplatz verlassen, will ich Sie noch in die schöne und reich mit Bildern geschmückte Bibliothek führen. An Bändezahl der gedruckten Bücher freilich dürfte schon manche französische Privatsammlung sie übertreffen, aber das Handschriftenkabinett ist beachtenswerter. Die vielen Handschriften, die sich in dem Sälchen befinden und fast alle aus Kardinals Bessarion Besitz stammen, sind vorzüglich erhalten, man geht sehr sorglich mit ihnen um, und ein höchst vornehmer Bibliothekar, der Prokurator Tiepolo, hat sie unter sich. Der junge Zanetti, der ihm als Unterbibliothekar zur Hand geht, scheint in den Wissenschaften recht beschlagen und ist höchst mitteilsam.

Ich begreife nicht, wie Pater Montfaucon allerorten darüber klagen kann, daß man so schwer Einlaß in die italienischen Bibliotheken findet. Er hätte lieber sagen sollen, daß sie hier-

zulande ſo mißtrauiſch ſind gegen alles, was Mönch heißt, daß ſie einem Kuttenträger, mag er auch ſonſt noch ſo große Verdienſte haben, nichts zeigen wollen.

Zanetti läßt jetzt ein Verzeichnis und eine Beſchreibung ihrer ſämtlichen Handſchriften drucken. Er zeigte mir ein Buch in Oktav, das für den älteſten franzöſiſchen Druck gilt, Der Titel lautet: Guillelmi Ficheti Alnetani, artium et theologiæ Pariſienſis doctoris, Rhetorici libri, und es folgt eine Widmung an Kardinal Beſſarion. Es iſt ſehr ſchön auf Velin gedruckt und hat in den großen Buchſtaben und an den Zeilenabſätzen handgemalte Miniaturen. Zu Beginn des Buches, ſtatt nach dem gewöhnlichen Zeitbrauch am Ende, ſteht: Aedibus Sorbonæ Pariſii ſcriptum impreſſumque anno uno quadringenteſimo ſeptuageſimo ſupra milleſimum.

Größte Beachtung verdient das Treppenhaus wegen der hier aufgeſtellten Antiken. Oben an der Decke ſchwebt ein marmorner Ganymed, bei dem mir nicht klar ward, wo er eigentlich feſthängt, denn der Adler über ihm hält ihn faſt gar nicht. Alles aber muß der unnachahmlich ſchönen Leda mit dem Schwan weichen. Dies Mädchen hält auf Ordnung und daß ſich alles dahin ſchickt, wo es hingehört; zu dieſem Zweck hält ſie ihre Hand untergeſchoben und ſorgt, ich weiß freilich nicht wie, daß alles an ſeinen Platz kommt. Der Ausdruck ihres Geſichts iſt nicht vorzuſtellen und ſteht hoch über allen lebenden Urbildern, die ich geſehen habe, und ich ſah doch eine ganze Menge.

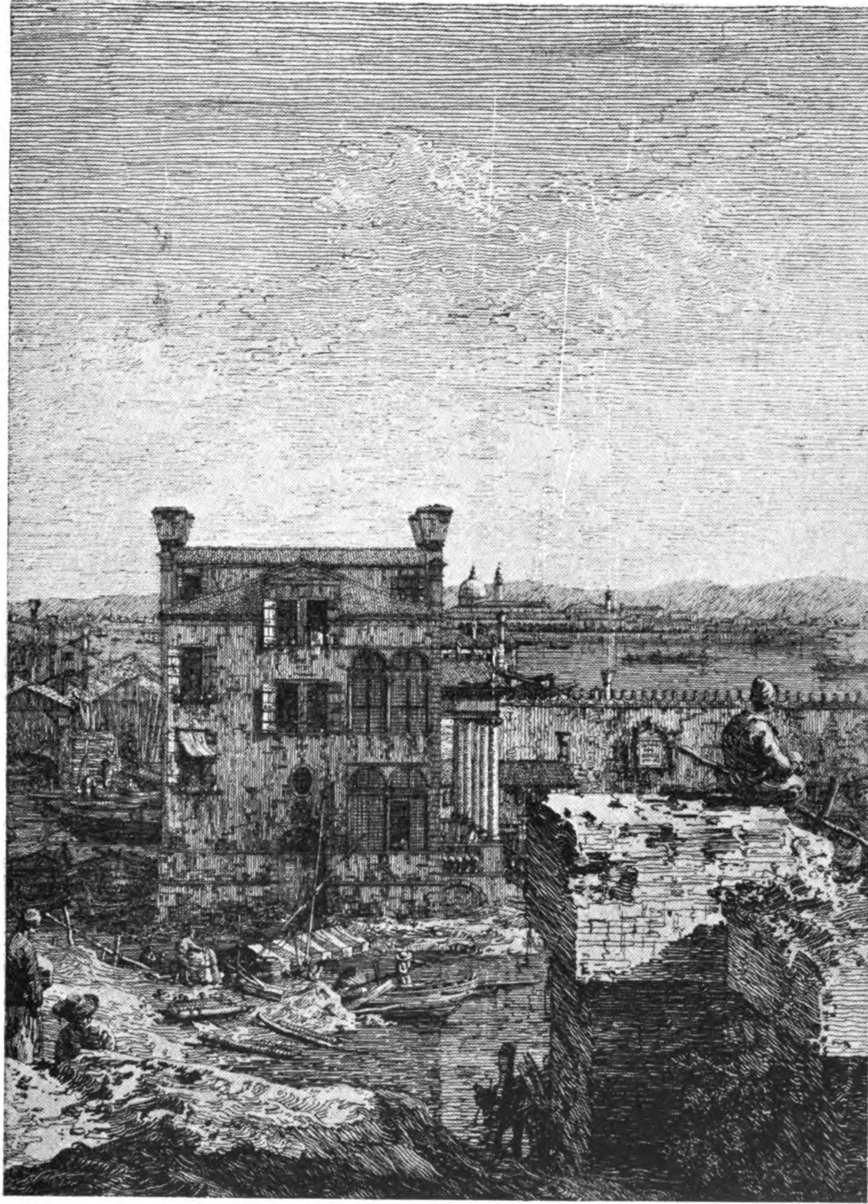
Ihre Sehnſucht nach einem Statius muß ſich noch gedulden, hier iſt er nicht gedruckt, Sie bekommen ihn alſo nicht, auch keine der — ſehr ſeltenen — Ausgaben ad uſum delphini. Auch die Fortſetzung des Muſæum Florentinum zu erhalten, müſſen Sie für geraume Zeit mindeſtens aufgeben, wenn Sie jedoch das Muſæum Venetianum darüber tröſten kann, haben Sie nur zu beſtimmen. Es wird gerade geſtochen, da iſt der Proſpekt, in dem Sie alles finden, was es enthalten ſoll. Ich habe es ſchon angeſehen. Die Ausführung iſt vor-

trefflich, die Stiche sehr schön, ohne Schattierungen, in der Art Mellans. Wenn Sie Interesse dafür haben, bringe ich Ihnen die erste Abteilung, die fast fertig ist, mit, das Ganze hat nur zwei Bände. Einen besonderen Schmuck erhält das Werk, an dem übrigens junge Mädchen arbeiten, durch einige Gemmen aus der bekannten Sammlung Tiepolo und der des berühmten Althändlers Antonio Zanetti. Die Sammlung Tiepolo müssen Sie ansehen, wenn Sie einmal hier sind, und auch das Kabinett rarer Bücher des Engländers Smith ist nicht zu vergessen, es enthält unter anderem eine einzigartige Sammlung, Ausgaben aus dem Jahre 1500.

Sie dürfen sich übrigens Venedigs Kanäle, die, wie gesagt, seine eigentlichen Straßen sind, beileibe nicht mit steinernen Ufermauern vorstellen, die weitaus meisten haben so etwas nicht, sondern die Schwelle jedes Hauses bespült das Meer, und sobald Sie hinaustreten, steht Ihr Fuß im Wasser. Ein Vorteil ist das ja gerade nicht, gibt einem aber eine höchst sonderbare Empfindung, zumal, weil es am Fortgehen durchaus nicht hindert. Wer keine eigene Gondel hat, findet »Wasserdroschken« an jeder Ecke, außerdem besitzt aber jedes Haus auch noch einen Ausgang auf's Land, denn die ganze Stadt besteht aus Inselchen und Pfahlrosten.

Die zahllosen Sträßchen, die auch nur dem gemeinen Volk dienen, sind allerdings so eng, daß keiner am anderen vorbei kann, ohne ihn mit dem Ellbogen anzurempeln, und das Plattenpflaster wird entsetzlich schlüpferig, sowie es nur ein klein wenig regnet. Diese Gäßchen stehen durch wenigstens fünfhundert Brücken in Verbindung: das Labyrinth des Dädalus würde also hier wenig Eindruck machen.

Bei all ihrer Annehmlichkeit haben auch die Kanäle eine unleidliche Eigenschaft: Ebbe und Flut macht sich in dem Winkel des Golfes, wo wir uns befinden, gerade so wie im Ozean fühlbar, und die Folge ist, daß die engen Kanäle im Sommer, wenn das Meer tief steht, recht abscheulich duften. Ich sage mir wohl, daß jedes Ding riechen darf, wie seine





⟨25⟩

Natur ist, und Kanäle wo auch immer, dürfen im Sommer sogar stinken. Hier aber sündigen sie auf diese Erlaubnis hin zu ausgiebig.

Die Stadt ist im allgemeinen nicht sehr gut gebaut, macht aber doch einen vornehmen Eindruck, sie hat mehrere schöne Kirchbauten wie San Pietro, San Giorgio, San Francesco, La Salute, Il Redentore, San Salvatore usw., fast alle von Palladio oder Sansovino.

Von den vielen prächtigen Palästen am Canale Grande sind die Palazzi Grimani, Pesaro, Cornaro, Labia die besten. Im Inneren herrscht verschwenderische Pracht, aber ohne rechten Geschmack. Nicht weniger als zweihundert Wohnräume voller Reichtümer sind in dem einzigen Palazzo Foscarini. Aber alles ist überladen, es gibt nicht ein Zimmer, ja nicht einmal einen Lehnstuhl, wo man sich wegen der empfindlichen Bildhauer- und Schnitzarbeiten richtig setzen könnte. Der neugebaute Palazzo Labia ist der einzige, der mir auch innen gefallen hat. Die Herrin des Hauses ist eine sehr schöne Frau, mit deren Schönheit es freilich jetzt etwas bergab geht, und in alle Franzosen, folglich auch in uns verliebt, sie war höchst liebenswürdig und zeigte uns ihre Juwelen, vier vollständige Garnituren Smaragden, Saphire, Perlen und Diamanten in kostbaren Schränken. Anlegen darf sie diesen vielleicht kostbarsten Schmuck, den zur Zeit irgendeine Privatperson in Europa besitzt, jedoch nicht, weil die Frauen der Nobili nur im ersten Jahr nach der Hochzeit farbige Kleider und Schmuck tragen dürfen. Ich bot ihr an, sie samt ihren Schätzen nach Frankreich mitzunehmen.

Mit der Architektur will ich's wie mit der Malerei halten, über die ich trotz der unzähligen hier befindlichen Meisterwerke venezianischer Schule zu schweigen schon gelobt habe. Nur das Verzeichnis dem Staat gehöriger Bilder, das die Regierung herausgegeben hat, durchzusieben, brauchte ich acht Tage. Eine Menge guter Gemälde ersäuft hier in einer Flut von mittelmäßigen und schlechten. Trotzdem sollen auch

Sie nicht zu kurz kommen! Hingegen hätte ich den Zorn aller meiner Zuhörer zu fürchten, wenn ich nicht ein Wörtchen von der berühmten Porträtpastellistin Rosalba sagte, die auf ihrem Gebiet alle Vorgänger übertroffen hat. Ich war nahe dran, mich von ihr porträtieren zu lassen, — aber die Zeit für die Sitzungen reute mich, außerdem aber bedachte ich noch rechtzeitig, daß mein Gesicht keine dreißig Zechinen wert ist. Um doch etwas zu haben, war ich toll genug, ihr fünfundzwanzig Goldstücke — so hoch hatte sie den Preis des Bildchens selbst festgesetzt — für eine handgroße Magdalena, die sie nach Correggio kopiert hatte, anzubieten. Zum Glück für meine fünfundzwanzig will sie sich aber doch nicht von ihr trennen.

Und nun zum Arsenal, das so berühmt ist, daß ich anfangs etwas enttäuscht war. Die Säle sind schlecht geordnet, voller Rost und alten Gerümpels, und es steht unbedingt manchem nach, das ich anderswo gesehen habe. Freilich ist es räumlich sehr ausgedehnt und enthält auch mancherlei Gutes. Hier das Hauptsächlichste, was ich behalten habe:

Lagerstände mit bronzenen und eisernen Kanonen — darunter ein paar wahre Riesen — in so fabelhafter Menge, daß mehr Kanonen als Gewehre und Pistolen da liegen müssen, die Drehbänke, auf denen sie innen ausgeglättet werden, das Geschütz, das vor den Augen Heinrichs III. gegossen wurde, voller Ornamente und schöner Skulpturen. — — Ferner: eine Sammlung riesiger Anker und entsprechend großer Mastbäume. — — Säle mit Werkstätten jeder Gattung. — — — Drei dicke Brunnenhahnen, aus denen Wein fließt, von dem sich die Arbeiter holen dürfen, soviel sie wollen. Gegen dreitausend Arbeiter treiben sich hier fast den ganzen Tag faulenzenderweise herum, dafür kann man sich aber darauf verlassen, daß sie prachtvolle Schaffer sind und Tag und Nacht durcharbeiten, wenn Not an Mann ist. Wann das ist, wissen sie sehr genau, weil man dann ihren Lohn verdoppelt.

Die Kabelstrickerei ist ein schöner Holzbau. — — — Die überdachten Werften, in denen zur Zeit achtzehn große Fahrzeuge auf Stapel liegen, und die großen Kanäle, in die man sie von Stapel laufen läßt. — — Zu guter Letzt die Peoten oder die vergoldeten Gondeln der Republik, und die Bucentaurusschiffe. So ein Bucentaurus ist wirklich für meinen Geschmack eins der schönen und sehenswerten Dinge des Weltalls: eine große Galeasse oder riesengroße Galeere, deren sämtliche Außenwände höchst geschmackvoll geschnitzt und vergoldet sind, wunderbar gearbeitet! Das Innere ist ein großer getäfelter Saal mit ringsherum laufenden Sofas und einem Thronsessel für den Dogen am einen Ende. Eine lange Reihe vergoldeter Bildsäulen längsschiffs in der Mitte tragen die Decke oder besser gesagt das Deck, das wiederum vergoldet und mit Bildschnitzereien verziert ist. Die Fensterleibungen, das Gallion an der Achtergalerie des Schiffes, ja sogar Ruderbänke und Steuer sind in gleichem Geschmack gearbeitet, und das Ganze überspannt ein Zeltdach von feuerfarbenem, goldgestricktem Sammet.

Das kleine Arsenal im Markuspalast ist hübscher und besser aufgestellt als das große, es steht mit dem Saale des Großen Rats unmittelbar in Verbindung, und alle Waffen darin liegen schon geladen und geschliffen, für den Fall das Volk einmal meutern sollte. Außerdem sind, solange der Große Rat tagt, stets einige Prokuratoren unter anderem Vorwand auf dem Markusturm und haben auf alles, was unten vorgeht, ein scharfes Auge. In der Tat könnte, wenn alle Adligen im Großen Rat zusammen sind, eine Verschwörung leicht einmal das Netz zuziehen und sich so der ganzen Nobili sehr rasch entledigen. Dies Arsenal ist voll interessanter Dinge, von denen aber die gedruckten Berichte genügend sprechen.

Unter den Rüstungen großer Heerführer hat, wie sich das gehört, die Heinrichs IV. mit Spuren eines Büchsenschusses den Ehrenplatz. Er selbst hat sie der Republik zum Geschenk

gemacht. Hier ist auch das berüchtigte Vorlegeschloß, das ein paduanischer Tyrann und Erfinder dieser vertrackten Maschine anwandte, um die Ehre seiner Gemahlin zu sichern. Er muß ziemlich viel Ehre bei ihr zu sichern gehabt haben, da das Schloß ziemlich breit ist.

Ein Inquisitionsgerichtshof besteht zwar auch in Venedig, aber mit dermaßen verschnittenen Krallen, daß es so gut ist, als ob er gar nicht da wäre. Die Inquisitionsrichter dürfen nämlich nur in Beisein dreier Regierungsvertreter, die eigens bestimmt werden, Sitzung halten. Sowie ein irgendwie einschneidender Beschluß gefaßt werden soll, erhebt sich einer von diesen und verläßt den Raum: damit ist ihr Gerichtshof nicht mehr beschlußfähig. Überhaupt haben hier die Kirchenleute für Kabalen kein gutes Feld. Genügt doch schon die Tatsache, daß jemand eine Pfründe innehat, ein römisches Gehalt bezieht, oder auch nur die Bäffchen tragen darf, um ihn ohne weiteres von jeder Teilnahme an der Regierung auszuschließen und seines Amtes zu entsetzen, wenn er eins hatte. Wer Gesandter der Republik ist oder einmal war, darf weder Kardinal werden noch jemals irgendein hohes Kirchenamt bekleiden. Eine kluge Politik, die sogar für die Kleriker ihr Gutes hat, wer seine Ruhe liebt und nicht ausgekugelt zu werden wünscht, braucht nur Abt zu werden.

SIEBZEHNTER BRIEF*)

An Herrn von Quintin.

Bemerkungen über einige zu Venedig befindliche Gemälde.

Daß die Wandbilder, die Giorgione am und im deutschen Kaufhause (Fondaco dei Tedeschi) gemalt hat, schon fast ganz verblichen sind, ist sehr schade. Denn sicherlich sind sie einmal

*) Die ursprüngliche, weit ausführlichere Form dieses Briefes siehe im Anhang I. Der Herausgeber.

sein größtes und schönstes Werk gewesen, und er verdient seiner Farbe wegen um so mehr Liebe, als er auf diesem wichtigen Gebiete der Malerei ganz ohne Vorgänger war, ja es eigentlich erst recht entdeckt hat. Das Kolorit Giorgiones ist erstaunlich durch die Kühnheit, mit der die Farben nebeneinander gesetzt sind, und durch den Zusammenklang, der sich aus ihnen allen ergibt, wenn auch hier und da rohe und unvermittelte Wirkungen nicht fehlen. Ich möchte seine Bedeutung für die Farbe der, die Michelangelo für die Zeichnung gehabt hat, vergleichen. Vor ihm zeichnete man gotische Figuren und pinselte sie sorgfältig, mit leuchtenden Farben, aber hart und ohne Feinheit an. Er und Michelangelo sind die Zaren Peter der Malerei, die das Barbarentum aus ihr vertrieben, wobei es allerdings ohne Wildheiten nicht abging . . . Drinnen einige gute Bilder, hervorzuheben ist das Bad der Diana und das Urteil des Paris.

Der Schafteich zu Bethesda in San Rocco ist ein wundervoller Tintoretto, hier hat der Maler gezeigt, wie gut er vernünftig zu gruppieren, ohne Härten zu zeichnen, und ohne Schwärzen zu malen verstand, wenn er sich die Mühe dazu machen wollte. Ich wäre sehr geneigt, Tintoretto in Bildern, in denen er sich gut zu arbeiten vornahm — was allerdings nicht oft der Fall ist — für den ersten aller venezianischen Maler zu halten. — — — Der heilige Martin, Almosen verteilend, gutes Wandbild von Pordenone. — — — In der Rochusschule (Scuola di San Rocco) hat derselbe Tintoretto Vorwürfe aus Christi Leben in einer langen Bilderreihe behandelt. Eines anderen Malers Leben hätte kaum für all das, was er in diesem einen Hause und fast stets Vorzügliches schuf, ausgereicht. Und für Zeichnung und Helldunkel kommt hier jeder Maler in eine Schule, in der er niemals auslernt! Ganz wundervoll fand ich: die Verkündigung, die Flucht nach Ägypten, das Abendmahl und besonders die weißgekleidete Gestalt Christi vor dem Landpfleger Pilatus. Eines seiner Meisterwerke ist die große

Kreuzigung, von der Agostino Carracci einen so schönen Stich gemacht hat. Wie jammerschade, daß der hochveranlagte Maler nie die Göttinnen des edlen Maßes und der Harmonie gekannt hat, die seinem Werke erst wahren Wert gegeben hätten. Die eine Kapelle ist voller schöner Dinge, die aber in dem dunklen Raum, wo sie kaum zu sehen sind, einen ganz schlechten Platz haben.

Man muß sie also betrachten, so gut es eben geht. Hier sind: Christi Taufe, — ein schönes Deckenbild mit der Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, die Erkennung des heiligen Nikolaus, die Stigmatisation des Franz von Assisi, und die vier Evangelisten, von Paul Veronese, die Mutter Gottes mit dem heiligen Andreas, die Predigt Johannes des Täufers, von Fiammingo, und vor allem die Jungfrau Maria mit Sebastian, Nikolaus und anderen Heiligen, von Tizian. Dies vorzügliche Bild ist durch die Ungunst der Örtlichkeit und, weil man es ganz vernachlässigt hat, sehr dunkel geworden. — — Der heilige Sebastian ist äußerst geschmackvoll und anmutig, aber doch wohl auch zu rundlich und verweiblicht.

San Sebastiano könnte die Schule Paul Veroneses heißen, so klar ist hier die Entfaltung seines Genies, wie seine verschiedenen Werke und Malweisen sich entwickeln, zu verfolgen. Die Krönung der Madonna an der Sakristeidecke, mit der er begann, ist noch weit weniger gut als das, was er danach gemalt hat. Die schönsten Bilder, die er hier gemalt hat, sind die folgenden: die Decke der Kirche mit der Geschichte der Esther, auf den Orgeltüren Mariæ Reinigung und die Heilung des Gichtbrüchigen, zwei Tafelbilder: der heilige Sebastian vor dem Tyrannen und derselbe Heilige an einen Baumstumpf gefesselt. — In den Speisesaal gemalt ist das große Fest, das Christus von Simon dem Aussätzigen gegeben wird. Als eines der wenigen gut komponierten Bilder Veroneses beachten Sie den Martertod des Markus und Marcellinus, in dem alles zum Hauptvor-

wurf in enge Beziehung gebracht ist. Im allgemeinen zeigt Veronese für einheitliche Handlung ebensowenig Verständnis wie für die Zeittracht. Von seinen vier großen Gastmählern ist die Hochzeit zu Kana, im Refektorium von San Giorgio, unstreitig das beste, an zweiter Stelle käme das Gastmahl beim Pharisäer, das von den Serviten nach Versailles in den großen Herkulessaal wanderte, nach oder auch neben dieses das Fest beim Leviten, in der Kirche Giovanni e Paolo, an letzte Stelle endlich, weil das unbedeutendste, das Gastmahl beim Aussätzigen, das wir eben in San Sebastiano sehen. Veronese, der alle seine Werke gern kopiert hat, wiederholt sich besonders stark in seinen vier Gastmählern.

In der Schule der wohltätigen Brüder ‹Scuola della Carità›: die junge Maria, die die Tempelstufen emporsteigt, ein Bild allerersten Ranges von Tizian, neben dem Petrus Martyr vielleicht sein schönstes überhaupt, unübertrefflich ist es in der Ausdrucksprache der Köpfe und köstlich in der Farbe. Ich ziehe es dem Petrus Martyr vor, und stelle noch über beide den Laurentius bei den Jesuiten. Freilich, koloristisch ist unsere junge Maria vorm Tempel, die die Malart seiner zweiten Periode zeigt, dem Laurentius der dritten stark überlegen, denn damals ist Tizian in seiner Farbgebung schon arg unbestimmt und nachlässig geworden.

Endlich in San Giorgio auf der Rückwand des Speisesaales die Hochzeit zu Kana, ein Bild nicht nur ersten, sondern allerersten Ranges! Man mag sie wohl mit der Konstantinsschlacht von Raffael und Giulio Romano im Vatikan vergleichen: auf beiden wird eine unendliche Fülle Figuren durch eine großzügige Komposition beherrscht, beide gleichen sich in ihrer ganz ungewöhnlich schönen Ausführung. Feuriger, zeichnerisch reizvoller, gelehrter in den wirklichkeittreuen Zeittrachten ist wohl die Konstantinsschlacht. Aber in unserem Bilde welcher Reichtum, welche Farbengebung und welche Harmonie in den Farben! Wie überzeugend wirken die gemalten Stoffe! Und welch erstaunliche Ordnung und Folge-

richtigkeit zeigt nicht seine ganze Anlage! Das eine Bild ist lebendige Handlung, das zweite ist ein Schauspiel. Man meint bei unserem Bilde, man könne durch die ganzen Säulenhallen quer durchgehen, und die vielen Menschen, die hier zusammensitzen, leisteten uns Gesellschaft. Die gemalte Architektur, eine der Schönheiten des Gemäldes, wurde von seinem Bruder Benedetto Caliari gemalt, der in solcherlei Aufgaben seine Stärke hatte. Veronese hat auf dem Bild nach der Natur die vier berühmtesten Maler Venedigs gemalt, wie sie zusammen ein Konzert spielen. Im Vordergrund in der freien Luft des Speisezimmers stehend spielt Tizian die Baßgeige, Paul Veronese die Bratsche, Tintoretto die Violine und Bassano die Flöte, mit der Wahl dieser Instrumente soll er anspielen auf die tiefe Wissenschaft und langsame und bedächtige Ausführung des Tizian, auf seine eigene flimmerige Anmut, auf die Schnelle Tintorettos, und Bassanos Sanftheit und Süße. Beachten Sie, wie Veronese auf einen Mann, der ihn anspricht, aufmerkt, wobei er den Bogen hochhebt. Die große, in eine Art orientalischen Stoff weiß und grün gekleidete Stehfigur, die einen Becher in der Hand hält, ist sein Bruder Benedetto.

Nicht ohne Vergnügen begegnete ich in der Casa Pisani Veroneses wundervoller »Familie des Darius«, zu der ich eine eigenhändige Skizze für die Ausführung seines großen Bildes in Besitz habe. Nur zwei oder drei Köpfe hat der Meister selbst ausgeführt, das übrige ist teils durch Schüler vollendet, teils aber Entwurf geblieben. Außerdem ist hier noch zu sehen: Lot, den seine Töchter trunken machen, von Cavaliere Liberi. Dieser Maler besaß eine gewisse großzügige Art und hatte sich durch fleißiges Studium der Werke Michelangelos gebildet. Eine recht glückliche Hand hatte er in der Komposition von Historienbildern. Er liebte Nacktheiten und etwas gewagte Stoffe, seine Gestalten sind dickleibig, sein Fleisch rot und blutvoll.



LE CARNAVAL

(26)


VAL DE VENISE.

(26)

ACHTZEHNTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Aufenthalt in Venedig. Fortſetzung.

Venedig, den 29. Auguſt 1739.

Es kam alſo richtig, dicker Blancey, wie ich vorausgeſehen hatte. Ihr erſter Brief wird mir eben von Rom nachgeſchickt. Recht friſch iſt er nun natürlich nicht mehr, wenn auch noch immer höchſt neuzeitlich im Vergleich mit einem Brief aus London, den man von Rom zurück an die Pariſer Hauptpoſt, von dort wieder nach Rom und ſchließlich von Rom hierher geſchickt hat; er war von der langen Überfahrt ganz aus der Puſte, als er ankam. Sie ſtreichen ſich ſelber aber wieder einmal gewaltig heraus, Freundchen, und doch würde keinem Menſchen ein klein wenig Beſcheidenheit beſſer ſtehen wie gerad Ihnen. Wenn ich die Beſcheidenheit hier ein bißchen verlöre, ſo wäre das immerhin noch verzeihlich, denn ich bringe zur Zeit dem venezianiſchen Volk einen ſo hohen Begriff von unſerer franzöſiſchen Nation bei, daß ich — unter uns — ernſthaft zweifle, ob noch jemand außer mir ihm ganz entſprechen dürfte. Übrigens haben Sie, lieber Freund, wie alle wiſſen, das Vorrecht der Erſtgeburt nur ſecundum quid. Indeſſen wäre es hart, wenn man Ihnen die Genugtuung, ſich in dem Punkt ſelbſt zu loben, nehmen wollte, da es doch einmal kein anderer für Sie tun will.

Bitte, ſagen Sie all den lieben Frauen, wie ſehr mich das warme Intereſſe freut, das ſie für meine Mitteilungen an den Tag legen, ganz beſonders aber richten Sie das aus an unſere entzückende Montot, für die meine freundſchaftlichen Gefühle nie erkalten und in der Ferne noch genau ſo lebendig ſind, wie als ich mit euch allen ihr nahe war. Einen feinfühligen und aufrechten Menſchen wie ſie mit einer ſo reinen und gütigen Seele kann man in der Welt ſuchen. Von ihrem ausgeglichenen

und umgänglichen Charakter gilt wirklich, was einmal von einem berühmten Manne gesagt wurde: »Sie macht der Menschheit Ehre.« Wozu sie außerdem noch so hübsch und zierlich ist, weiß ich freilich nicht, das könnte sie getrost einem anderen Wesen überlassen, denn, um von allen geliebt zu werden, hat sie es gar nicht mehr nötig. Nur ihre feinen, sanften Augen als klarste Spiegel dieser schönsten Seele, die je lebte, lasse ich ihr noch hingehen. Es bekümmert mich recht sehr, daß sie ihr Bübchen verloren hat, zumal sie nur das eine hatte, aber mit einem Kinde in so zartem Alter ist man noch weniger fest verwachsen, und so meine ich, im Grund genommen läßt sich dieser Verlust in zwei Minuten wieder gut machen. Beruhigen Sie auch unsere Freundinnen recht nachdrücklich, daß ich standhaft als ein Gerechter unter den Gottlosen in Sodom ausharre und mich bisher vom rechten Glauben und Wandel nicht habe abbringen lassen. Wozu mich freilich die Furcht vor einem Martyrium in Florenz bringen könnte, dafür bürge ich nicht. Setzen Sie Ihre Chronik gewissenhaft fort, und fehlen Ihnen dazu die Ereignisse, zum Donnerwetter, so machen Sie selbst welche! Oder meinen Sie vielleicht, ich ließe es mich verdrießen, ein wenig zu lügen, um Ihnen Spaß zu machen.

Ich verlasse Dijon, nicht ohne Bedauern, und komme wieder auf Venedig. Gern möchte ich Ihnen aus eigener Anschauung vom Karneval erzählen können, alle drängen, wir möchten um diese Zeit wiederkommen, und verheißen uns ein völlig neues Venedig, aber ich denke doch, selbst dem werden wir nicht alle unsere Geschäfte und Freunde nachstehen lassen. Dieser Karneval beginnt am fünften Oktober, und dann gibt's noch einen kleinen zu Himmelfahrt. Danach kann man auf gut sechs Monate rechnen, wo hier alle Welt maskiert geht, Priester und Laien, selbst der Nuntius und der Türschließer der Kapuziner. Denken Sie nicht, daß ich im Scherz rede. Maske gehört zum Anzug. Die Pfarrer, sagt man, werden unwillig auf ihre Pfarrkinder, der Erzbischof

auf seine Geistlichen, wenn sie nicht die Maske in der Hand oder auf der Nase haben. Es tut mir leid, diese sonderbare Zeit zu verpassen, vor allem aber um die Opern und Komödien, die dann gespielt werden. Nicht als ob ich jetzt Musik entbehren müßte, vergeht doch fast kein Abend, an dem nicht irgendwo »Academia«, das heißt Konzert ist. Nach ihnen strömt das Volk auf dem Kanal zu, als ob es das erstemal wäre.

Sie können sich nicht vorstellen, wie das ganze Volk darein vernarrt ist. Vivaldi hat sich mit mir angefreundet, um mir recht teuer seine Concerti zu verkaufen, was ihm zum Teil auch geglückt ist. Wogegen ich, wie ich wünschte, nun Gelegenheiten die Hülle und Fülle habe, gute Musik zu hören. Der alte Herr ist von einer wahren Kompositionswut besessen. Ich hörte ihn sich anheischig machen, ein Concerto mit allen seinen Teilen schneller zu komponieren, als der Kopist schreiben könne. Es wundert mich, daß er hierzulande nicht, wie er es verdiente, geschätzt wird. Aber alles ist hier Modesache, man hört seine Werke schon zu lange, und Musik, die ein Jahr alt ist, bringt nichts mehr ein. Augenblicklich ist der berühmte »Sassone« Mann des Tages. Ich hörte ihn und seine Gattin, die gefeierte Faustina, bei ihm im Hause, sie singt mit vielem Geschmack und bezaubernder Leichtigkeit, aber ihre Stimme ist nicht mehr frisch: die liebste und gefälligste Dame der Welt, aber nicht die beste Sängerin.

Am besten in Venedig musizieren vier Waisenhäuser, die ausschließlich mit Waisenmädchen, außerehelich geborenen oder solchen besetzt sind, deren Eltern keine Mittel zu ihrer Erziehung haben. Der Staat läßt sie auf seine Kosten aufziehen und einzig zu guten Musikantinnen ausbilden. Kein Wunder, daß sie wie Engel singen, geigen, flöten, Oboe, Orgel, Cello und Konterbaß spielen, und selbst vor den größten Instrumenten nicht zurückschrecken. Sie leben zusammen wie Nonnen im Kloster und sind hier in Venedig die einzigen, die Musik ausüben. In jedem Konzert wirken einige

vierzig Mädchen. Ich schwöre Ihnen, es gibt keinen ergötzlicheren Anblick, als so eine junge, hübsche Nonne, die im weißen Kleid und ein Granatblütensträußchen über dem Ohr ihr Orchester anführt und mit unübertrefflicher Anmut und richtigem Gefühl den Takt schlägt. Wie leicht ihre Stimmen einsetzen, und wie rein sie die Töne treffen, ist einfach himmlisch; was wir Franzosen freilich unter Tonrundung und dem gleichmäßigen Langausspinnen eines Tons verstehen, kennt man hier nicht. Die Zabetta von den »Incurabili« hat einen verblüffenden Stimmumfang und ganz erstaunliche Geigentöne in der Kehle; daß sie eine Fiedel des vortrefflichen Somis verschluckt hat, steht für mich außer Zweifel. Alle geben ihr den Preis, und wer eine andere ihr gleichzustellen wagte, riskierte, daß ihn der Pöbel vor Wut umbringt. Aber, pst, niemand hört's, wenn ich Ihnen ganz leise ins Ohr sage, daß die Margarita von den »Mendicanti« ebenso gut ist und mir sogar weit lieber.

Das der vier Waisenhäuser, wohin ich am häufigsten gehe und wo ich mich am besten unterhalte, ist das der »Carità«; für Symphonien steht es unbedingt an der Spitze. Welche Straffheit der Ausführung! Nur hier bekommen Sie diesen ersten Geigenstrich zu hören, den man sehr zu Unrecht der Pariser Oper nachrühmt. Italiens beste Geige wäre sicherlich die Chiaretta wegen ihres großzügigen Spiels, wenn ihr nicht vielleicht die Anna-Maria von den Hospitalitinnen noch überlegen ist. Daß ich auch die letztgenannte gehört habe, traf sich sehr glücklich, indem sie die Grille hat, kaum mehr als einmal im ganzen Jahre zu spielen.

Man hat hier eine Musikgattung, die in Frankreich unbekannt ist und mir geeigneter als irgendeine andere für Gartenkonzerte, wie Bourbonne sie liebt, zu sein scheint: große Konzerte mit Instrumentalchören, ohne führende Geige. Quintin kann bei Bourbonne einmal anfragen, ob ich ihm nicht einen kleinen Vorrat davon mitbringen soll. Dabei denke ich daran, daß mir Quintin auch statt Ihrer sagen könnte,

welche Bücher Machefoire möglichenfalls für mich besorgt hat. Ich schickte eben einen großen Ballen nach Frankreich, lauter Ausgaben von 1500, unter Bedeckung von vielen Flaschen Maraskino von Zara, Barbados aus Indien und Korfu, und Theriak aus Venedig. Eine ganz spaßhafte Sache war die Art Kirchenfeier, die neulich am Bartholomäustag stattfand, das »Theater des Theriak«: Alle Drogen, die in diesen Balsam hineinkommen, hatten sie nicht nur wie Süßigkeiten nebeneinander aufgebaut, sondern obendrein so geschickt wie geduldig angeordnet zu Kameen, Stickereien, Landschaften und zu ganzen Folgen römischer Kaiserbilder zusammengestellt. Die Vipern bildeten Blumen- und Fruchtgewinde, und man hatte es fertigzubringen gewußt, daß sie geradezu zierlich aussahen. Das italienische Volk hat für alle Art Ausschmückung ein ganz ungewöhnliches Talent: ein Dutzend Tischtücher, ebensoviel Gliederpuppen, und in einem Augenblick sind ebensoviele Bildsäulen von Phidias fertig. Ebenso ist im Handumdrehen eine Architektur mit drei Säulenordnungen aufgebaut, auf der unsere Bildsäulen Platz finden. So wird in vierundzwanzig Stunden eine Kirche für ihren Festtag aufs entzückendste ausgeschmückt.

Die Kämpfe der Gondolieri auf den Brücken habe ich zu meinem großen Bedauern nicht gesehen, sie sind abgeschafft, anstatt ihrer spielen sie die sogenannten »forze d'Ercole« neuerer Erfindung: eine bestimmte Zahl Männer stellen sich ganz nackt in zwei Linien einander gegenüber. Auf schmale Planken, die sie sich von Schulter zu Schulter legen, steigt eine zweite Reihe Männer, darüber wieder eine, und so immer weiter, bis schließlich ein einziger überbleibt, dem ein Kind auf die Schultern klettert. Dies halsbrecherische Spielchen geht manchmal nahe der Rialtobrücke vor sich.

Ich weiß nicht, warum man eigentlich in solche Begeisterung gerät, sowie man auf diese Brücke zu sprechen kommt. Ich will nicht bestreiten, daß sie recht hübsch ist, aber mehr auch nicht. Daß sie nur einen einzigen Bogen hat, ist unleugbar,

aber die Breite des Kanals erfordert nicht mehrere, und seine Spannweite ist nicht größer als die des Pont Saint-Esprit in Paris. Recht breit ist sie freilich, führen doch drei Straßen und vier Budenreihen hinüber, die gewiß so breit sind als ein Messerrücken. Aber das alles macht sie höchstens um ein Drittel breiter als unseren Pont-neuf.

Ich hatte, scheint mir, angekündigt, ich würde von Venedig nichts weiter sagen, und dabei haben wir hier schon wieder ein ganz nettes Kapitelchen. Aber wenn ich denke, wieviel Wichtiges ich übergehe, heißt das wirklich nichts sagen. Es ist eine zu merkwürdige Stadt und hat uns länger aufgehalten, als wir gerechnet hatten, woran neben unserer Tagedieberei auch die Pestquarantäne, die man in sehr berechtigtem Verdacht gegen Sinagaglia verhängt hatte, schuld war, und zu guter Letzt unser Botschafter. Er redete uns nämlich dringend zu, eine Staatsvisite, die ihm Herr Lezé, der als Botschafter nach Frankreich geht, noch erwidern mußte, und das Fest, das er selber am Ludwigstag gab, noch mit anzusehen. Es war ganz ausgezeichnet angeordnet und mit einem Meerkonzert verbunden, das wir in zierlichst geschmückten Barken anhörten.

Morgen aber werde ich nun wirklich von meinen geliebten Gondeln scheiden müssen. Ich sitze gerade inmitten Venedigs »großer Straße«, dem Canale Grande, in Schlafrock und Pantoffeln, und schreibe Ihnen, wenn ich einmal im Schreiben innehalte, wiegt mich himmlische Musik. Schwerer noch wird mir die Trennung von meiner lieben Ancilla, Camilla, Faustolla, Giulietta, Angeletta, Catina, Spina, Bagatina und hunderttausend anderen lieben Dingelchen, eine immer netter und hübscher wie die andere. Runzeln Sie nicht ein bißchen die Stirne, lieber Neuilly, daß Sie meinen Geist mit so schönen Kenntnissen und Bekanntschaften geschmückt sehen!!! Sie, wenn ich zu Ihnen spreche, wissen wohl, daß ich nur scherze. Für den kleinen Lüderjahn Blancey ist das aber natürlich alles todernst. Wer von beiden hat nun aber recht?

Eine schöne Frage! Kann die jemand stellen, der die ungewöhnliche Korrektheit meines Lebens und Wandels kennt!!

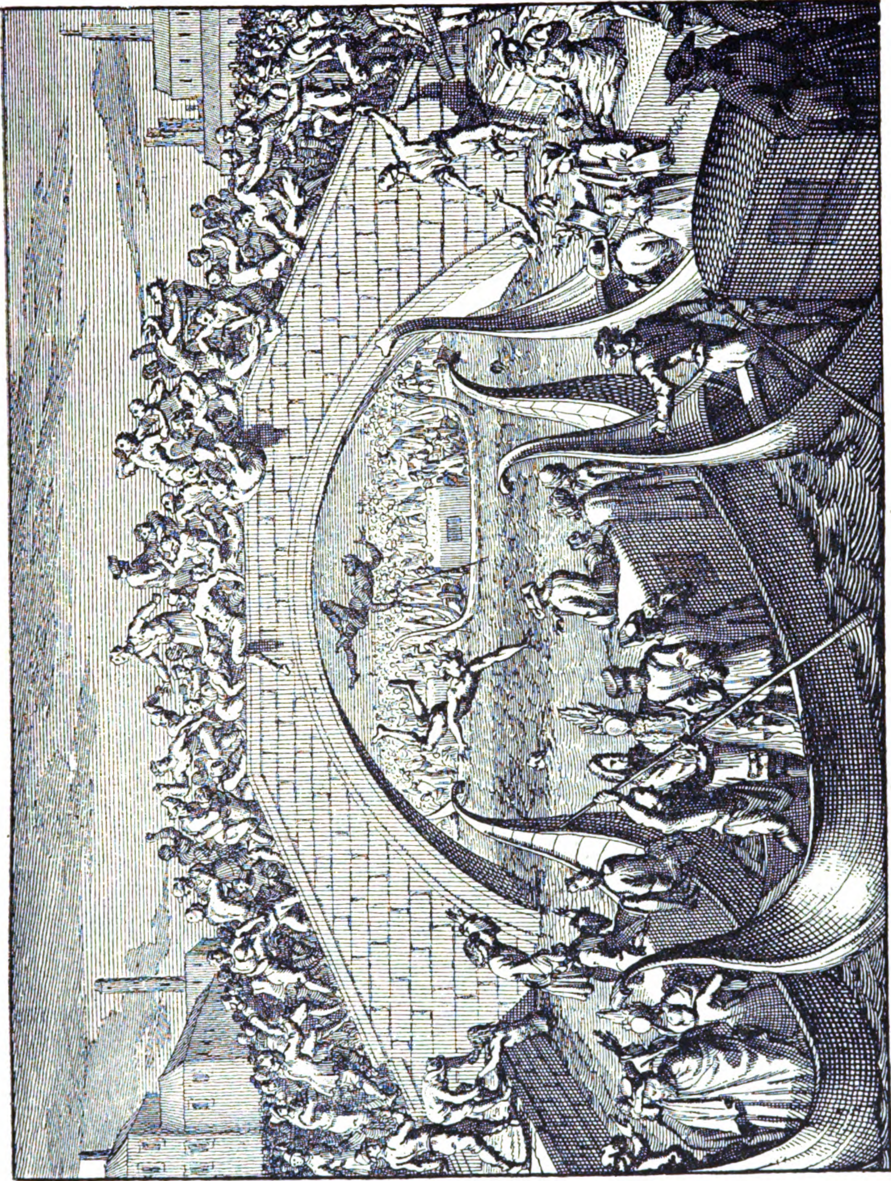
Ich glaube, wenn sich die Engel mit den Feen zusammentäten, so brächten sie mit ihren zehn Fingern noch keine zwei so süße Geschöpfchen wie Ancilla und Giulietta fertig. Lacurne ist ganz wild nach der ersten und ich nach der zweiten, seit dem Tag, wo ich sie als Venus von Medici verkleidet sah und bis aufs Tittelchen ebenso schön gewachsen. Sie gilt mit Recht als Italiens schönste Frau. Mir scheint, unser Botschafter möchte recht gern der Geliebte der ersten werden, und der neapolitanische sei schon recht gut Freund mit der zweiten.

Nur hier in der ganzen Welt sieht man, was ich mit meinen Augen gesehen habe: einen Mann, der Priester und Gesandter ist, und bei einem öffentlichen Schauspiel mit dem berüchtigtsten Mäuschen der Stadt von Loge zu Loge schäkert, wobei ihn das Mäuschen vor viertausend Menschen mit dem Fächer auf die Nase schnippt. Wollen Sie glauben, daß ich in der Tasche dieses selben Prinzeßchens eines Tages einen Dolch gefunden habe? Sie behauptete ganz keck, in ihrem Beruf dürfe sie einen tragen, um das Hausrecht wahren zu können. Das wundert mich übrigens jetzt schon weniger, nun ich weiß, daß selbst Nonnen einen bei sich führen, ja daß sich einmal eine noch lebende Äbtissin mit blankem Dolch gegen eine andere Dame um Abbé von Pomponne geschlagen hat. Die Geschichte machte einiges Aufsehen, weil sie sich nicht innerhalb der Klostermauern abspielte. Die Bagatina ist von allen Kurtisanen Venedigs die prächtigste, wohnt in einem kleinen, vornehm eingerichteten Palazzo und trägt Schmuck wie eine Operdiva. Dabei ist sie von denen erster Klasse die wenigst hübsche, aber, wer will andererseits bestreiten, daß Liebkosungen einer diamantengeschmückten Hand nicht wirklich kostbar seien!

Ich komme eben von Murano, wo ich zugesehen habe, wie dort Spiegel gemacht werden. Sie sind kleiner und we-

niger weiß als unsere, dafür aber durchscheinender und bekommen nicht so leicht Fehler, sie werden nicht wie bei uns auf Kupferplatten gegossen, sondern wie Flaschen geblasen. Hierzu sind hochgewachsene und kräftige Arbeiter erforderlich, besonders um die schweren Glaskugeln an der hohlen Eisenrute, durch die man sie bläst, frei in der Luft zu halten. So ein Arbeiter holt eine beträchtliche Menge geschmolzenen Glases, das dickflüssig wie Gummi ist, aus dem Schmelztiegel, und bläst sie auf zu einer hohlen Kugel. Aus dieser Hohlkugel verfertigt er, immer wieder zum Ofen laufend, damit sie nicht starr wird — — wobei er sehr rasch drehen muß, damit die wieder angehitzte Masse nicht nach einer Seite stärker abfließt wie nach der anderen — — durch Hin- und Herschwenken in der Luft ein stark längliches Oval. Nun kommt ein zweiter Arbeiter mit einer Schere, die sich verbreitert, wenn man die Hand öffnet (wie sie zur Schafschur gebraucht werden), und sticht dies Oval am äußersten Ende mit der Scherenspitze durch. Jetzt dreht der erste, der das Oval an der Rute hält, sehr flink, indes der zweite ganz langsam die Hand, die die Schere zusammendrückt, aufmacht. Auf die Art öffnet sich das Oval hier völlig, wie ein gläsernes Gazeröckchen, wird darauf mit seiner Öffnung an einer zweiten, eigens dafür gearbeiteten Rute fest- und von der ersten Eisenrute losgemacht, nun auch am anderen Ende wie das erste Mal geöffnet, so daß schließlich ein langer gläserner Zylinder von großem Durchmesser zustande kommt. Noch einmal wird er nun, wieder unter beständigem Drehen, ans Feuer gehalten, um wieder etwas weich zu werden, dann mit einem einzigen Scherenschnitt in einem Augenblinken aufgeschnitten und geschwind auf einer Kupfertafel ganz platt ausgebreitet. Diese Platte wird nun in einem anderen Ofen noch etwas nachgeglüht, dann poliert und wie gewöhnlich verzinnt.

Nebenbei gesagt, lassen Sie sich nicht einfallen, wenn ich wieder heimkomme, mich weniger als »Exzellenz« zu nennen,





⟨28⟩

ſo bin ich das jetzt gewohnt. Mit *illuſtriſſime* gebe ich mich nicht zufrieden, denn das gilt hier gar nichts. Morgen werden wir alſo wieder in Padua ſein und mit der Poſt nach Bologna und Florenz fahren. Von dort geht's dann in einer Schleife über Lucca, Piſa und Livorno nach Rom, hier hoffe ich unter der Adreſſe des franzöſiſchen Poſtmeiſters von Ihnen zu hören.

Nachſchrift. Ihren Brief, mein reizender Neuilly, habe ich erhalten. Sie können ſich denken, wie ſehr er mich gefreut hat, da er von einem ſo guten Freunde kam wie Ihnen. Ich will verſuchen, ihn unterwegs zu beantworten, Ihnen auch gern über einige Tollheiten, die ſich in dieſem finden, Rechenſchaft geben. Sie ſind ein bequemer Freund. Ihre Tugend iſt nur gegen Sie ſelbſt ſtreng. Lebt wohl, Ihr Prinzen! Tauſend und aber tauſend Gutes unſeren Freunden und Freundinnen. Man umarmt Sie hier.

NEUNZEHNTER BRIEF

An Herrn von Maleteſte.

Von Venedig nach Bologna.

Bologna, den 6. September 1739.

Mein lieber Maleteſte!

Es mußte ſein! Wir haben für unſere Gondeln wiederum Poſtkutſchen und gegen Venedigs Canale Grande die Apenninen eingetauſcht. Der Handel iſt nicht vorteilhaft, er ging vor ſich, wie folgt.

Am dreißigſten Auguſt fuhren wir auf unſerem kleinen Freunde, Bucentaurus dem Jüngeren, der uns ſchon nach Venedig gebracht hatte, auch von dort wieder ab. Der Wind blies gewaltig, ſehr geſchwind waren wir wieder in der Mündung der Brenta und fanden an ihren Ufern alle die Palazzi,

von denen ich Ihnen schon erzählt habe, wieder. Mit Vergnügen betrachteten wir ein zweites Mal die schönen Malereien von Zelotti im Palazzo Foscarini. Dieser Maler, der im Stile Paul Veroneses arbeitete, übertraf ihn im Fresko. Dann durchstreiften wir in voller Muße die Gärten des Dogen Pisani. Sie sind ungeheuer groß und prächtig, aber ohne rechte Einteilung und Plan angelegt, vor allem aber störte mich die Unmasse darin gepflanzter, nutzloser Baulichkeiten. Ganz nett fand ich eine lange dorische Säulenhalle, die mit Hainbuchen recht gut nachgeformt war. Im ganzen aber widersteht es mir, daß man einen Garten von Maurermeistern bepflanzen läßt, statt von Gärtnern.

Fünfundzwanzig Millien weiter sahen wir Padua wieder und unseren lieben Marchese Poleni, der so höflich und liebenswürdig war wie je. Den einunddreißigsten mußten wir bleiben, um den berühmten Tartini zu hören. Er gilt allgemein als der beste italienische Geiger. In der Tat bereuten wir den Aufenthalt nicht, denn ein Spiel von so klarer Tongebung, bei dem man auch nicht ein Tönchen verliert, von solcher Reinheit und Sicherheit, hatte ich noch nie gehört. Er spielt in der Art von Le Clerc, und hat in seinem Spiel nichts Blendendes, sondern seine Stärke ist die Treffsicherheit, in allem übrigen ist ihm die Anna Maria von den Hospitalitinnen in Venedig überlegen. An Geist aber übertrifft ihn keiner, der Mann ist höflich, eingänglich, ohne Stolz und Dünkel, und philosophiert wie ein Engel völlig unparteiisch über die verschiedenen Vorzüge, die französische und italienische Musik haben. Er ward übrigens nicht zum Musikanten geboren und mußte erst einen Broterwerb aus seinem Spiel machen, seit sich wegen einer törichten Heirat, die er als Student in Padua einging, seine Familie von ihm lossagte. Großen Genuß bereitete mir auch das unübertreffliche Cellospiel eines Abbate Vandini, der mit ihm konzertierte.

Am ersten September saßen wir in der Post und waren glücklich, daß wir wieder einmal Felder und Bäume sahen,

ihr Anblick ist schließlich der ewigen Einförmigkeit des Wassers doch vorzuziehen. Das Land, welches wir immer am Batagliaufer entlang durchfuhren, ist schön und fruchtbar. An diesem Flusse stehen noch schönere Landhäuser wie an der Brenta, freilich nicht ganz so viele. Wir besichtigten das Schloß der Obizzi, was der Schloßherr selber uns dringend empfohlen hatte: Marchese Obizzi, aus einer der ältesten und erlauchtesten italienischen Familien, die, wie er sagt, aus Burgund stammt. Das Schloß ist mit ungeheuerlichen Kosten als recht geschmackloses Amphitheater aufgeführt und hat hohe Mauern mit Zinnen. Sein Erbauer, der gerade solche Schwäche für kindische Anspielungen auf das Altertum gehabt haben mag als Du Tilliot, hielt es für witzig, da er selber Äneas hieß, auf allen Inschriften den Beinamen Pius anzunehmen, und hat sogar einen großen Zerberus ans Tor gesetzt, weil die Ortschaft Orcini genannt wird. Die ganzen Wohnräume, ja selbst die Höfe sind mit Fresken von Paul Veronese bemalt — wenn es wahr ist! Denn einige gute Bilder, die offenbar seine Hand zeigen, ausgenommen, sind die Gemälde ziemlich mäßig. Drinnen gibt's einen Waffensaal mit alten Panzern und ein sehr nett angelegtes Taschentheaterchen, wo ich wohl einmal in guter Gesellschaft Komödie spielen möchte. Sagen Sie an Bourbonne, ich riete ihm, sich in seiner Bastida vorm Peterstor ebenso eins bauen zu lassen.

Nun überfuhren wir die Bataglia, hierauf den Gorzone bei Monselice, dessen Burg oder Schloß aus brillantenartig behauenen Steinen über einen Felsen gebaut ist, und setzten dann in einer Fähre über den breiten Etschstrom. Das häufige Überschreiten von Flüssen in diesem allerorten von Wasserläufen durchschnittenen Tiefland wird für den Reisenden recht kostspielig, und noch verdrießlicher ist, daß es jedesmal viel Zeit kostet.

Rovigo, Hauptort des venezianischen Polesine, das wir nun erreichten, ist ein nettes Städtchen, eine wirklich reizende

Sache aber erlebten wir in Canzaro, das schon dem Kirchenstaate angrenzt. Hier sind nämlich die Absperrungslinien gegen die Pest gezogen, das heißt, Brücke und Fluß, die in den venezianischen Staat führen, sind durch große Pfahlgitter gesperrt. Nahebei befinden sich große eingegatterte Lager, in denen einige hundert Kerlchen ihre Quarantäne abmachten. Sie erwiesen uns viele Höflichkeiten und beschenkten uns — kleine Geschenke erhalten die Freundschaft — mit der Pest. — — Ich wenigstens, der ich zu Ihnen spreche, kriege sie wahrscheinlich in diesem Augenblick. Noch gut, daß es nichts Schlimmeres ist! — Das Abenteuerlichste aber war, daß sich unsere Pferde glatt weigerten, uns weiterzuziehen, indem sie nicht übel vorschützten, man ließe sie ohne Quarantäne nicht wieder über die Grenze. Wir mußten uns also gedulden und neue Pferde sieben Meilen weit von Ferrara holen lassen. Lacurne überstieg wagehalsig wie immer den Schlagbaum und hätte nun die vierzig Tage in die Palisaden hineinmüssen, um zu uns zurück zu dürfen, so daß wir ihm also lieber alle nachliefen. Ich ging längs eines Teiches jagen, Loppin spielte in der Dorfkirche Orgel. Hierauf ließen mir die beiden Brüder Lacurne, die Gott weiß wohin spaziert waren, durch einen Wandersmann ausrichten, ich möchte sie doch da und dort treffen. Ich machte mich auch ganz treuherzig auf den Weg, weil ich meinte, es seien nur zwei Schritt, es stellte sich aber heraus, daß es eine kleine Meile Weges und die beiden Prinzen nicht da waren. Ich begab mich also zum zweitenmal am Po entlang auf die Suche und erfuhr endlich durch mündliche Überlieferung, daß sie nach drüben aufs andere Ufer gegangen waren. Also ich wieder hinter ihnen her, aus vollem Hals auf sie fluchend, denn der Po ist hier ziemlich so breit wie die Rhone. Es ward rasch Nacht, schwärzer wie meine Schreibtinte, wir huhten und schrien nacheinander, daß uns der Kopf dröhnte, brachten sämtliche Hunde des Herzogtums Ferrara zum Heulen, scheuchten die Wachtposten von ihren Plätzen, kurz, suchten

uns alle vier mitten im freien Feld wie Stecknadeln, denn auch Loppin war inzwischen ein wenig stromaufwärts über den Po gegangen. Indes kamen die Pferde von Ferrara, unsere Bedienten, die beim Gepäck Quarantäne hielten und seelenruhig die weitere Entwicklung abwarteten, glaubten uns bei den Antipoden, und machten sich wieder nach uns auf die Suche. Auf die Art parlamentierten wir so lange hin und her, bis sich zum Schluß wieder alles zusammenfand, mit welchem Appetit, können Sie sich denken. Wir machten also einem alten Hahn den Prozeß, indem wir zu ihm sagten: »Ich berede dich und beschwöre dich, in Kükenfrikassee verkehre dich!« Was uns aber alles nichts half, denn als es ans Essen ging, wehrte sich der Halunke dermaßen, daß wir von ihm abstehen mußten und noch froh sein durften, daß nicht vielmehr er uns aß. Heute wundert mich die Sache nicht mehr, denn ich brachte aus einem Geheimbuche in Erfahrung: unser Gockel war mehrere hundert Jahre lang Turmhahn der Pfarrkirche. Um zwei Uhr nach Mitternacht endlich, nachdem wir vorläufig erst einmal der ganzen Provinz auf unsere Kosten zu trinken gegeben hatten, stiegen wir wieder in unsere Kutschen. Glücklicherweise hatten wir den Kardinallegaten durch einen Boten bitten lassen, die Stadttore nicht zu schließen, und hielten so ohne Hindernis unsern Einzug in Ferrara, das fünfundvierzig Millien von Padua abliegt.

»Wüstgroß«, dabei aber »wohlräumig«, sind vielleicht die Beiworte, die Ferrara kennzeichnen: »Wüst«, denn es ist ebenso groß wie öde, »wohlräumig«, denn man spaziert behaglich durch schnurgerade, riesig lange und entsprechend breite Prachtstraßen, in denen das schönste Gras wächst. Schade, daß die Stadt so tot ist, denn schön ist sie trotzdem noch, nicht weil sie besonders schöne Häuser hätte, aber weil man kein einziges häßliches darin findet. Die Häuser sind durchweg Backstein, und drinnen hausen blaugraue Katzen, wir wenigstens sahen sonst niemand an den Fenstern.

Der herzogliche Palast, den jetzt der Vizelegat bewohnt,

ist ein großer Bau mit hohen, viereckigen Türmen, und obwohl mitten in der Stadt, umringt von einem breiten Graben voll Wasser. Im Hofe sind halb erloschene Fresken, hier zieht eine Kompagnie rotgrüngelber Harlekins, anders päpstlicher Soldaten, auf Wache.

Der bevölkertste Fleck der Stadt ist die Piazza mit zwei Bronzestatuen von Herren des Hauses Este, das einst in Ferrara herschte. Daran liegt die Kathedrale, umgekehrt wie sonst mit einem alten, häßlichen Portal, aber recht nettem Inneren, das mit Ausnahme des garstigen Chorabschlusses völlig erneut ist. Warum man gerade dies geschmacklose Ding hat stehen lassen, weiß ich nicht. Als Wichtigstes habe ich mir aufnotiert: das Martyrium des Laurentius von Guercino, und die Grabschrift des Gelehrten Giraldi, anders Lilio Gregorio, die mit ihrer bitteren Klage gegen das Schicksal ein interessantes Gegenstück zu dem Buch des Pierius Valerianus bildet: »De litteratorum infelicitate«.

Interessant ist auch die Kartause mit guter Architektur, freilich wird die Wirkung ihrer Kirche durch das Fehlen von Nebenschiffen beeinträchtigt. Im Refektorium ein gutes Bild der »Hochzeit zu Kana«, von Bonone. Der Kreuzgang ist sehr hübsch und die Mönchswohnungen geräumiger und angenehmer als alle, die ich bisher sah. Die Mönche schlafen in schönen, bequemen Betten, nicht in Spinden aus Tannenholz, wie unsere französischen. Statt eines Springbrunnens, wie ihn die meisten Mönche in der Mitte des Klostergartens haben, bewahren dort unsere Kartäuser in einem großen Topfe für »spanische Suppe« die Asche ihres Stifters, Borso von Este.

Sehenswerte Kirchen sind noch: die der Benediktiner mit dem Grabmale Ariosts und einigen leidlichen Bildern, im Refektorium eine Hochzeit zu Kana, außerordentlich schön im Aufbau. Ariosts Grabmal zeigt eine ziemlich häufig vorkommende Anlage: über dem Sarkophag eine Büste und links davon zwei Gestalten, die wohl Wahrheit und Dichtung

vorstellen und andeuten, daß er sich gleicherweise in Staatsgeschäften wie in dichterischer Erfindsamkeit auszeichnete und ebenso guter Bürger war wie Dichter.

Seine Grabschrift lautet:

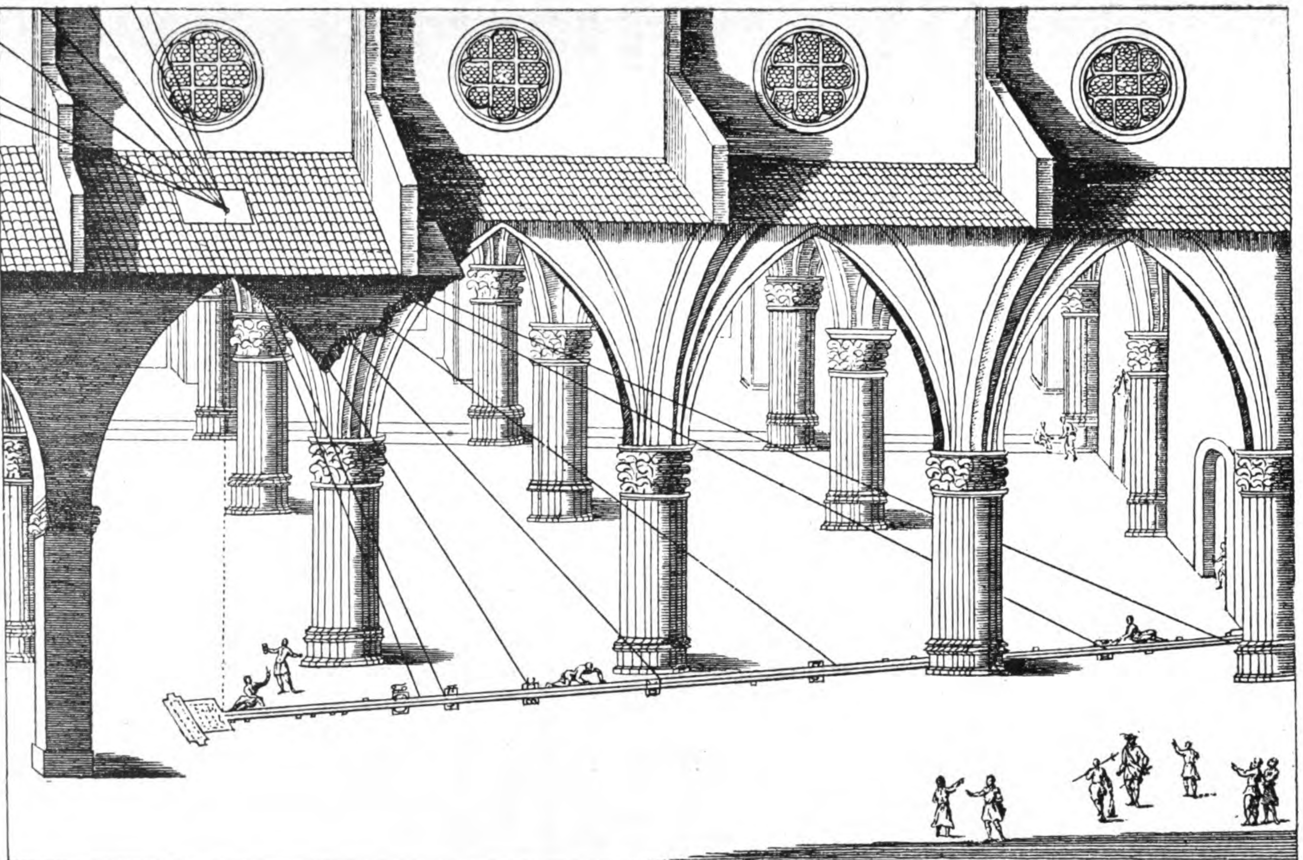
D. O. M.
LUDOVICO AREOSTO
TER ILLI MAXIMO ATQUE ORE OMNIUM CELEBERRIMO
VATI A CAROLO V° CORONATO
NOBILITATE GENERIS ATQUE ANIMI CLARO
IN REBUS PUBLICIS ADMINISTRANDIS
IN REGENDIS POPULIS
IN GRAVISSIMIS AD SUMMUM PONTIFICEM
LEGATIONIBUS
PRUDENTIA ELOQUENTIA CONSILIO
PRAESTANTISSIMO
LUDOVICUS AREOSTUS PRONEPOS

Weiter, die sehr wohl gegliederte Santa Maria in Vado mit mehreren alten, merkwürdigen Bildern von Pavili und Carpaccio, einem Deckenbilde von Bonone, und einer Kapellenfassade, die als Kirchenportal gestaltet ist, von außergewöhnlich schöner Bauart.

An anderen Orten sind noch mehrere Guercinos und Cariophilos, die ich im Vorbeigehn schnell sah, ohne recht etwas davon zu behalten. Ebenso ging es mir mit den Privatgebäuden der Stadt. Schön sind sie, doch nicht schön genug, um auf einen Platz in diesem sehr hochwürdigen Tagebuch Anspruch zu haben. Also wird nur auf dem Gnadenwege ein Palast, ganz aus weißem Marmor, zugelassen, — gebaut von einem Bastard der Familie Este, — woran sämtliche Steine in Facetten wie bei Brillanten behauen sind. Nicht vergessen aber darf ich einen mächtigen Platz, in dessen Mitte auf einer erlesen schönen Marmorsäule eine Bronzestatue Alexanders VII. steht.

Am dritten September fuhren wir von Ferrara weiter. Das ganze Gelände ist unmäßig mit Bäumen bestanden, von

den Höhen herab sieht man vor lauter Baumwipfeln nur etwas wie eine ebene Waldung. An den nicht sehr häufigen Stellen, wo man das Land angebaut hat, ist es recht fruchtbar, aber seine Bewohner sind zu träge, außerdem freilich verhindern auch die vielen Sümpfe, die der beständig übertretende Po in dieser tiefst gelegenen Gegend Italiens zurückläßt, eine gute Bewirtschaftung. Wir fuhren auf einer Chaussee, die mitten durch die Sümpfe geht, über den Reno. Unmittelbar dahinter stieß uns etwas zu, was ganz anders verdrießlich war, als die erstgeschilderte Episode. Einer unserer würdigen Postillone peitscht seine Pferde, ohne sie fest an die Zügel zu nehmen, die Postpferde, die hier gerade so feurig sind, wie bei uns friedfertig, gehen mit der Kutsche den Straßendamm entlang durch, und schmeißen sie von der verteufelten Höhe von fünfzig Fuß in den jähen Grund der Marara. Der guten Kutsche machte das Stürzen augenscheinlich solchen Spaß, daß ich förmlich sah, wie sie sich bei dem Absturz verflüchtigte. Kurz, Kutsche, Pferde, Geschirre, Koffer, Mantelsäcke, Gepäckstücke kamen in untastbar winzigen Stäubchen im Talgrunde an. Sainte Palaye, selbst der galligste aller Sterblichen, hielt mir eine schöne Predigt über »maßvolles Verhalten bei Unglücksfällen«, indem er vorwandte, meine Wut würde das Unglück nicht bessern. Ich gab ihm recht, nachdem ich so lange und so heftig geschrien hatte, daß mir die Stimme ausging. Loppin hätte mich durch seine stoische Ruhe fast zur Verzweiflung gebracht. Er fand in der Tiefe des Tälchens einen Sandhaufen, der ihm gefiel, und stellte seine Bedienten an, ihm seine Schuhschnallen zu säubern. Ich brachte ihn schnell in Wut, indem ich die verstreuten Gliedmaßen seiner Kaffeemaschine vorzeigte, die schmählich auseinandergerissen in der Ebene herumlag. Augenblicks liegt die arme Kutsche auf der Krankenbahre, ihr Zustand ist höchst bedenklich, man gibt ihr Arzenei ein, und ich hoffe, wir bringen sie mit Balsam des Fierabras und vielen Zechinen noch einmal durch. In diesem Mißgeschick konnten wir die



Die Mittagslinie in San Petronio

‹29›

Kutſchen unſerer Diener, — denn hierzulande fahren ſie in Kutſchen — gut gebrauchen. Wir erreichten Bologna — fünfunddreißig Millien von Ferrara — ſoſo, und damit hatten wir Glück, denn es iſt eine ausgezeichnete Stadt, was die Gebäude angeht, die ſchönſte Stadt, in die wir ſeit Genua kamen. Man behauptet, um ſie herumzugehen ſeien fünf Millien, das ſcheint mir aber kaum glaublich. Wenn man ſie liegen ſieht, ſcheint ſie nicht größer als Dijon, und deſſen Umkreis mißt nicht über zwei und eine halbe Millie. Aber ſie hat eine längliche, an den Enden ſpitz zulaufende Form, wie ein Webeſchiffchen, und wenn man erſt einmal drin iſt, ſtaunt man über die weiten Entfernungen.

Warum eigentlich die Gebäude Genuas ſo viel prächtiger wirken, als die recht häufig ſchöneren der anderen Städte Italiens, iſt ſchwer zu ſagen, ſie tun es aber tatſächlich. Der Grund dafür liegt wohl in der Menge und der außerordentlichen Höhe ſeiner Paläſte, die ſo hübſch bemalt ſind, und vor allem in ſeiner prachtvollen Lage. Denn wenn man ins einzelne geht, iſt das, was man anderswo, beiſpielsweiſe hier, an Bauten zu ſehen bekommt, weit beſſer. Sie ſehen bald eine umfängliche Beſchreibung dieſer Stadt bei Ihnen anlangen, nur muß ich ſie erſt einmal ſelbſt ſo weit ſtudiert haben, wie ſie verdient.

ZWANZIGSTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Bericht über Bologna.

Bologna, den 15. September 1739.

Ich will Ihnen von Bologna erſt einen allgemeinen Begriff geben und dann von ſeinen vielen ſchönen Kirchen und Privatbauten ein Wort ſagen. Bologna iſt, gerade ſo wie Padua, mit Lauben neben den Straßen gebaut, unter denen

die Fußgänger geschützt gehen. Aber statt von schändlichen Bogengängen dort, werden hier die langen, breiten Straßen von schönen, hoch überwölbten Hallen eingefaßt, die, soweit das Auge reicht, auf Säulen jeglichen Stils und viereckigen Pilastern ruhen. Obwohl diese Säulen bald schön, bald häßlich sind, tun sie doch in ihrer Gesamtheit die schönste und bestberechnete Wirkung, die man sich denken kann, um so mehr, als sie Häuser tragen, die fast durchweg schön sind. Alle Gebäude, die ganze Architektur ist, wie hier landesüblich, aus Backstein. Man baut in der Lombardei billig mit eigens geformten Bild- oder Ziersteinen, die mit einem sehr feinen Mörtel überzogen werden. Solche Bauten halten länger, als man denkt, aber natürlich bei weitem nicht so lange wie Steinhäuser. Meiner Meinung nach sollten derartige Baustoffe nur an wettergeschützten Stellen verwandt werden. Die Säulengänge, von denen ich sprach, sind mit Backstein gepflastert und so breit, daß zwölf Personen nebeneinander bequem und geschützt darin gehen können. Und als ob es nicht genügt hätte, die ganze Stadt mit ihnen zu durchziehen, hat man noch einen außerhalb der Stadtmauer gebaut, der von einem Tore aus bis auf den Gipfel eines ziemlich hohen Berges hinaufsteigt und in einem vielbesuchten Wallfahrtskirchlein endigt. Dieser fromme Säulengang erstreckt sich nicht weniger als eine Meile und führt, wo die Ebene aufhört, über eine eigens errichtete Brücke, die von einem offenen Kuppeltempelchen gekrönt wird. Auf hochkünstlerische Weise wird so die Unregelmäßigkeit des Geländes ausgeglichen. Das Werk wäre der Römer würdig, wenn man statt unschöner, viereckiger Pfeilerpaare schöne Säulen verwandt hätte, aber auch, wie es einmal ausgeführt ist, wirkt es erstaunlich. Fast noch seltsamer aber ist, warum man es eigentlich gebaut hat. Die Kirche nämlich, zu der dieser lange, überdeckte Gang hinaufführt, schließt, so behauptet man wenigstens, die einzige von Sankt Lukas gemalte Mutter Gottes in sich. Nun gibt es zwar deren in Italien mehr als

hundert, diese aber, versichert man, sei die ganz echte, und trägt sie einmal im Jahre in feierlichem Umzuge nach Bologna. Misson behauptet sogar, wenn man sie nicht holte, würde sie von selber kommen, was mir zu glauben etwas schwer wird. Aber so oder so, ob die Bologneser meinen Zweifel nicht teilten und diesen Gang wirklich aufführten, um der Mutter Gottes den Weg etwas bequemer zu machen, oder es nur der Prozession wegen taten, aus dem einen oder dem anderen Grunde haben sie diesen rasend kostspieligen Bau unternommen. Das Madonnenbild zu sehen wird einem sehr schwer gemacht. Wir mußten, um dieses Glücks teilhaftig zu werden, erklären, wir seien nur um seinetwillen hierher gewallfahrtet. Außer von samtbezogenen Fensterläden ist die Madonna noch von einem Vorhang bedeckt, in dem ist ein Loch, das mit einem Glasstückchen verschlossen ist, und durch dieses Loch hindurch durften wir sie betrachten. Sie ist auf Holz, und was schlimmer ist, sehr hölzern auf Holz gemalt und arg häßlich. Meine Verehrung für sie ist zu groß, um das für ihr echtes Bildnis zu halten! Christlicher gegen die Madonna und Sankt Lukas hätte man gehandelt, wenn man den heiligen Maler mit einer Jungfrau Maria von Raffael beehrt hätte. Auf diesem Bild finde ich auch nicht einen Deut von all der Erhabenheit, die der verehrungswürdige Pater Labat auf vollen vierzig Seiten zu rühmen weiß. Aber nicht das erste Mal klopfte ich diesem Erzähler in meinem wahrhaften Bericht gern einmal auf die Finger, und nur daß er wie ich die Gabe hat, endlos fortzuschwätzen, macht mich nachsichtig. Gehen wir aber wieder in die Stadt zurück, denn mit unserem Herausgehen hatten wir's ein bißchen zu eilig. — — — Da sehen wir gleich einen Turm, strack und schlank wie eine Kerze — »la Torre degli Asinelli« — der gewiß Bolognas sichtbarstes Ding ist. Ja, das ist freilich ganz was anderes wie der von Cremona, unabsehbar hoch steigt er zum Himmel, und diesmal glaube ich gern, daß er der höchste, mindestens einer der höchsten Türme ist von Europa. Noch

ganz besonders hoch wirkt er infolge seiner geringen Dicke, und die unmittelbare Nachbarschaft des Garisendaturmes verstärkt den Eindruck von Geradheit. Der, viel grobschrötiger und um zwei Drittel kurzbeiniger, hängt geziert den Kopf nach der Seite, und ein Senkblei, das man von oben herunterläßt, berührt neun Fuß von der Grundmauer den Boden. Ich zweifle noch immer, ob er wirklich aus Bosheit so gebaut wurde, um die Vorbeigehenden fürchten zu machen, daß er sich ihnen im nächsten Augenblicke als Narrenkappe auf den Kopf stülpe, oder ob er nur das Überbleibsel eines einst sehr hohen Turms ist, der schlechte Fundamente hatte und oben zusammenstürzte, während der Unterteil wieder Fuß faßte und stehen blieb, wie auch behauptet wird. Dem sei, wie ihm wolle, von hier kommt man auf einer langen Straße zum Hauptplatz, den die schönste Fontäne aus Marmor und Bronze schmückt, die ich je gesehen habe. Ein kolossaler Neptun steht inmitten von vier auf Delphinen reitenden Putten, tiefer befinden sich vier große weibliche Figuren, die unabläßig frisches Wasser aus ihren Brüsten spritzen, nur fließen diese dünnen Brünnlein so spärlich, daß sie den schönen Brunnen ganz entstellen. Er ist ein Werk des Giovanni da Bologna. Nicht weit davon ist ein Brunnen mit dem mediceischen Wappen und Flachreliefs. Ich weiß nicht, warum man ihn so verwahrlosen läßt, denn er scheint mir außerordentlich hübsch, aber niemand hat bisher von ihm gesprochen.

Die wichtigsten Dinge des Marktplatzes sind: 1) Berge von weißen Zwiebeln, nicht höher und nicht niedriger als die Pyrenäen, man treibt hier einen schwunghaften Handel damit, wenn ich auch kaum glaube, daß er sich mit dem Riesenumsatz von Pilzen messen kann, die jährlich von Genua nach Spanien geschickt werden, denn der beläuft sich auf jährlich achtmal hunderttausend Livres. Sicherlich aber sind diese weißen Zwiebeln mindestens die jüngeren Geschwister der ägyptischen. Wenn ich übrigens, nebenbei gesagt, auch ein

wenig dazu nach Italien kam, um in Obst zu schwelgen, so hat mich meine Leckermäuligkeit diesmal gründlich zum Narren gehalten. Außer Weintrauben, die hier vorzüglich sind, ist unser französisches Obst weit besser. Man verheißt mir aber, Florenz werde Italiens guten Ruf in diesem Punkte noch rechtfertigen, warten wir also ab!

2) Der Palazzo pubblico, in dem Kardinal Spinola als Legat wohnt. Seine Eminenz ist eine der schönsten Gestalten, die ich je sah, und will wohl eines Tages Papst werden. Und sicherlich, wäre der Heilige Geist ein Weib, so würde dieser allen anderen vorgezogen. Er ist aber auch ein sehr höflicher Kardinal, und wir hatten alle Ursache, mit ihm zufrieden zu sein, als wir dort Besuch machten. Seine Person ist wohl der schönste Schmuck des Palastes, der sonst kaum große Schönheiten zu bieten hat. Die Fassade des plumpen, massigen Gebäudes zieren einige Statuen aus Bronze, das Innere hat nichts Bemerkenswertes, außer ein paar Sachen, von denen ich Ihnen noch an anderer Stelle zu erzählen denke.

3) Der Palazzo Vecchio soll als Wohnung für König Enzio von Sardinien, Friedrichs II. Sohn, erbaut sein, den die Bolognesen fingen, (als er in dem berühmten Kriege um den Holzeimer den Modenesen zu Hilfe zog,) und zweiundzwanzig Jahre lang bis zu seinem Tode gefangen hielten. Sie gaben ihm aber dann zum Trost ein schönes Begräbnis und eine noch schönere Grabschrift, die in San Domenico zu sehen ist. Aber wie viele halten das alles für Gefabel! Ich meinerseits bin ganz sicher, daß die Grabschrift sehr neuzeitlich und die Bauformen des Palastes sicherlich nicht aus der Zeit sind, die man angibt, freilich könnte man ihn im Äußeren seitdem etwas verjüngt haben.

Die berühmte Kirche von San Petronio mit einfachem Nebenschiff ist ein mächtiger, vornehmer und ganz außerordentlich hoch geführter Bau. Man hatte ein gotisches Portal daran begonnen, war aber so verständig, es unvollendet zu lassen. Außen sehen Sie einige Statuen und Flachreliefs,

innen ſind gleichfalls ein paar Statuen und ein Baldachin merkenswert. Das Hauptſtück aber iſt die berühmte, von Caſſini auf dem Kirchenboden gezogene Mittagslinie. Sie iſt mit Marmor eingelegt, und ein Kupferband in der Mitte gibt den Meridian an, auf dem Marmor ſind, um das Werk ſoweit wie möglich zu vervollkommnen, lauter Angaben eingraviert, die darauf Bezug haben. Sie iſt überaus geſchickt in die größte Länge der Kirche gelegt, läuft zwiſchen zwei Pfeilern ſchräge hindurch, und mißt genau ein Sechshunderttauſendſtel des Erdumfangs. Da ſich die Kirchenwölbung gerade dort geſenkt hat, wo das Loch iſt, durch das die Sonne um Mittag auf den Kupferpfaden ſtrahlt, hat man gegen Ende letzten Jahrhunderts das Werk ganz erneuern müſſen, dafür gilt es aber auch jetzt für das beſte ſeiner Art und wird, ſolange es beſteht, allen Aſtronomen, die die Schiefe der Ekliptik meſſen wollen, zum Muſter dienen. Man hat ſeine guten Eigenſchaften auf einer in die Wand gelaſſenen Inſchrift aufgezählt. Ich war entrüſtet, daß die Leute ohne allen Reſpekt darauf herumtrampelten, wodurch ſich die Schriftzeichen natürlich ſtark verwiſchen.

Wie Venedig für Werke venezianiſcher Schule, iſt Bologna der Großmeiſter für die lombardiſchen. Hier begegnet man allen Hauptwerken der Carracci, Guido, Guercino, Albano, und ſo weiter. Die Bologneſer Maler ſind, ſoweit ich ſehe, beſonders ſtark im Fresko, obwohl ſich ſo bedeutende Bilder, wie zwei oder drei Stücke in Venedig, hier nicht finden. Allgemein geſprochen aber hat Bologna mehr gute Maler und infolgedeſſen auch mehr gute Gemälde. Ganz beſonders, noch mehr als der Venezianer ſcheint der Bologneſe es darauf abzuſehen, den Erneuerer der Malerei Cimabue und ſeinen Geſchichtsſchreiber Vaſari rechts und links zu ohrfeigen. Wenn man ihm glaubt, ſo iſt Cimabue ein Kitſcher und Vaſari ein Stümper. In Bologna, nicht in Venedig und Florenz habe ſich die Kunſt erhalten, und zum Beweiſe zeigt er einem viele greuliche, auf die Wand gemalte Madonnen

und beteuert, sein Wort darauf als Bolognese, daß sie vor dem Jahre 1000 gemalt seien. Aber durch das Bestreben der Bolognesen, diese Behauptung recht stark zu stützen, wird sie gerade unglaubhaft, indem man nämlich so viele Bilder aus jener Frühzeit aufzeigt, daß die alten Kunstgelehrten unbedingt von ihnen hätten wissen müssen. Obendrein sind einige dieser Bilder zu gut gemalt, um für so frühe Zeit in Betracht zu kommen. Allerdings die Madonna di San Luca, die man aus diesem Trödel zum Wundertun aussuchte, gehört nicht zu denen, die in diesem Punkt sündigen. Ich bin also der Meinung, daß die lombardische Schule erst spät begann sich hervorzutun, und daß man anderswo schon recht gut arbeitete, als man hier noch elendes Zeug machte; und was das höhere Alter ihrer Kunst angeht, so scheint mir die Sache der Venezianer durch die unanfechtbarsten Beweise gestützt zu sein.

Aus derselben Erwägung, die mich über Venedigs Gemälde so kurzsilbig sein hieß, möchte ich Ihnen auch über die Bolognas, sowie aller anderen Städte, in denen so ungeheuerlich viel sind, nichts sagen. Striche ich aber die Bilder, so verdienten billig die Plastiken und ebenso die Gebäude dasselbe Schicksal; eine so allgemeine Bartholomäusnacht zu veranstalten, kann ich mich nicht entschließen und mache daher hier einige kleine Bemerkungen über öffentliche und private Gebäude und ihre Hauptkunstwerke.

Die ansehnlichsten, öffentlichen Bauwerke außer denen, über die ich schon gesprochen habe, sind: die Dogana, von Tibaldi. — — Die ganz neue Kathedrale San Pietro, von Magenta, in prächtigem korinthischen Stile; schade, die Bogen sind zu sehr überhöht, und warum behielt man den alten Chorabschluß bei, der im Verhältnis zum übrigen viel zu niedrig ist? — — San Giovanni, mit einer schönen, dorischen Säulenhalle seitlich und einer noch besseren, ionischen am Haupteingang, welcher Stil sich innen in der Kirche fortsetzt. — — Die allerschönste aber ist die kleine San Salvatore;

ihre korinthische Architektur von Magenta kann es mit der griechischen und römischen aufnehmen. Ich fand darin Grabmal und Grabschrift eines Montmorency, Baron von Nivelle, mit dem Todesjahr 1529. Ich weiß nicht, ob sie den Genealogen bekannt ist. — — San Paolo hat ein gutes Portal und korinthische Architektur: eine nette Kirche! — — Die Kapelle der Väter vom Oratorium ist ein wundervoller Bau von Torregiani, mit einer so geschmackvollen Verschwendung von Zierwerk, daß der einheitliche Eindruck des Baues nicht im geringsten darunter leidet. — — Corpus-Domini, ebenfalls eine recht vornehme Kapelle. — — Gesù e Maria, hübsches Kirchlein der Nonnen mit vielen vorzüglichen Statuen von Brunelli. — — San Francesco, sehr schönes Kloster.

Die vielgerühmte Kirche San Domenico sagt mir wenig. — — Das gleiche gilt von der berühmten Kapelle, mit dem Grabe ihres heiligen Stifters, von weißem Marmor mit begleitenden Statuen, eine von ihnen ist von Michelangelo. Und um den guten Jakobsbruder, der da drinnen schläft, zu sehen, ist noch ganz andere Wichtigtuerei nötig als für die Madonna, man zeigt ihn nur in Gegenwart des ganzen versammelten Senats und der Schweizergarde mit präsentiertem Gewehr. — — Das Dominikanerkloster ist schön, und man preist seine Bibliothek, das Treppenhaus ist in der Tat prachtvoll, der Hauptbau nicht übel, aber ich will verdammt sein, wenn ich ein gutes Buch darin gefunden habe. Sie behaupten freilich eine Schrift von der Hand des Esra zu besitzen. Mögen sich die Venezianer mit ihnen auseinandersetzen, die doch ihr Markusevangelium wie ein junger Mann seine ersten Barthärchen aufzeigen. Zu sehen bekommt man es noch weniger als den Leichnam des heiligen Dominikus.

Wenn man allgemein Bolognas Klöster für die schönsten von ganz Italien erklärt, tut man damit den mailändischen, die mindestens ebenso schön sind, offenbares Unrecht. Aus-



J. G. Bosio dis. Madama Laura Baſſi L. Rados inc.

zunehmen ist freilich immer San Michele del Bosco, außerhalb der Stadt, das man nie genug preisen kann, weil es auf dem ersten Vorberge des Apennin so unvergleichlich schön liegt. Von der Terrasse herab, über die man in das Kloster eintritt, schweift der Blick wie ein Vogel über die ganze Stadt, die sich am Bergfuße hinzieht, und über die waldigen Berge des Apennin auf der einen Seite und die meeresglatte lombardische Ebene auf der anderen. Auch im Inneren ist es trefflich gebaut und ausgestattet, seine Hauptzierde ist ein köstlicher Säulenhof, dessen sämtliche Wände von der Hand Guidos und Carraccis bemalt sind. Leider verwittern diese Gemälde täglich mehr und werden kaum noch länger als fünfzig Jahre zu sehen sein. Außerdem besah ich mir die Kreuzgänge mit der Orangerie, das Unterkunftshaus für Fremde, den schönen, reich geschmückten Bibliotheksbau mit zwei prächtigen Sälen voll guter Bücher, und endlich in der Kirche Chorstühle mit Holzintarsien, die schöner sind, als alle, die ich bisher bewunderte.

Das waren, scheint mir, die besten öffentlichen Gebäude, und nun schnell noch ein Wort über die Hochschulen, es sind recht große Bauten mit Kreuzgängen voller Denkmäler für Leute, die sich hier ausgezeichnet oder sonst um die Hochschule verdient gemacht haben. Fast jeder Fleck ist bald gut, bald schlecht ausgepinselt, ich fand hier zwei ausgezeichnete Stücke: ein Fresko, das ein weißes Marmordenkmal so vollkommen nachahmt, daß man mehrmals mit der Hand drüberfahren muß, um sich zu überzeugen, daß es wirklich nur gemalt ist, das zweite ist ein Werk Fräulein Muratoris, womit sie das Grabmal ihres Vaters geschmückt hat. — — Das Schönste in den »Scuole« ist ein anatomisches Theater von Antonio Levante: ein prachtvoller Saal, in dem die Zuschauer auf Bänken übereinander wie in einem Amphitheater sitzen. Unter den Statuen und Büsten der berühmtesten Anatomen und Physiker Bolognas, die hier aufgestellt sind, erkannte ich mit Vergnügen die meines guten Freundes Malpighi. All

das ist vortrefflich, und die Bolognesen sind mit Recht stolz darauf.

Kommen wir zu den Privatgebäuden: schöner Hof und Treppe im Palazzo Caprara, dann aber eine Galerie, eine Art kleines Arsenal, das ein wahres Kleinod ist. Auf dem grünen Samt der Wände hängen Trophäen von allen möglichen türkischen, orientalischen und antiken Rüstungen, höchst reich und geschmackvoll angeordnet. Auf beiden Seiten der Galerie läuft eine lange Reihe mit Spiegelscheiben verschlossener Schaukästen, enthaltend eine unzählbare Menge kleiner merkwürdiger Sächelchen: Medaillen, Bronzen, orientalische Münzen, Ritterorden, und vor allem die Beutestücke aus dem Zelt des ungarischen Generals Tököly. Der General Caprara, dessen Bronzestatue die Galerie abschließt, erbeutete es, als er ihn und seine Armee auf das Haupt schlug.

Am Palazzo Fantuzzi eine prachtvolle, aber halb dorische, halb ionische Fassade, schlimmer, daß alle Säulen wie Diamanten bossiert sind, was ganz seltsam wirkt. Canali hat ihn gebaut, und ich glaube, es war ein Franzose, der die prächtige Treppe im Inneren aufführte.

Der Palazzo Mignani, ein schönes Werk Tibaldis. — — Der kleine Palazzo Malvezzi. — — Schöner ist der des Michelangelo Buonarotti. (Sie sehen, daß ich nicht mit wurmstichigem Nachtisch aufwarte.) Ranuzzi rühmt seine Treppe, de' Monti zeigt das blaue Bändchen seines Onkels. — — Die Palazzi Aldrovandi, Ercolani, des Herzogs von Modena und viele andere sind aus dem einen oder anderen Grunde besuchenswert.

Den Trumpf der Stadt aber, ja eine der größten Sehenswürdigkeiten von Europa habe ich mir als Letztes aufgehoben: das Institut oder die Akademie der Wissenschaften, die der berühmte Graf Ferdinand von Marsigli vor kurzem begründet und eingerichtet hat. Hier lohnt es sich wirklich ins einzelne zu gehen, was ich denn auch tun will. Nicht

weniger bewundernswert, als die Menge der Dinge, die ſie enthält, iſt die Art der Anordnung, das Ganze iſt um ſo überraſchender, als es nur einige wenige Privatleute ſchufen, die erſt vor zwanzig Jahren damit anfingen. Nachdem ich Ihnen noch geſagt habe, daß es ein großer, ſchöner Bau in Tibaldis Art iſt, gebe ich Ihnen nur kurz und trocken ein Verzeichnis von dem, was dies Inſtitut enthält:

Ein Sälchen mit Inſchriften und antiken Denkmälern. — — Ein Studienſaal zum Zeichnen nach der Natur. — — Säle mit Modellen und Abgüſſen antiker Statuen. — — Zwei Säle für die Bauſchule, voller Modelle antiker Bauwerke. — — Säle mit den Preiſen, die die Schüler in Baukunſt, Zeichnen und Kupferſtechen erhielten, und die Kupferplatten. — — Saal für Chemie. — — Saal für Erdbeſchreibung und Schiffahrt mit ſämtlichen Land- und Seekarten, hierauf bezüglichen Büchern und den verſchiedenen Schiffstypen in kleinen Nachbildungen. — — Eine ſchon ziemlich reiche, aber noch nicht recht geordnete Bibliothek. — — Ein Saal, in dem ſämtliche terreſtriſche Phänomene, die Erd- und Himmelserſcheinungen in den verſchiedenen Gegenden des Erdballs auf kleinen Bildtafeln veranſchaulicht ſind. — — Ein Saal mit einer vollſtändigen Sammlung aller bekannten Meerpflanzen: Schwämme, Korallen, Madreporen, und ſchließlich all die Originalſtücke, die General Marſigli bei ſeinen jahrelangen, weit ausgedehnten Tiefſeeforſchungen im Mittelmeere geſammelt hat. — — Ein Metallſaal, mit einer vollſtändigen Sammlung allen Geſteins, das aus Bergwerken gewonnen wird: Metalle, Minerale, Magnete, Markaſſiten, Sandarten, Kieſel, Gipſe, Holzverſteinerungen, Salze, Schwefel, Bernſteine, Bitume, Alaune und andere Foſſilien jeder Gattung. — — Ein Pflanzenſaal, mit einer Sammlung von Hölzern, Blättern, Blumen, Früchten, Kräutern, Wurzeln, Baumrinden, Pilzen und anderen Auswüchſen, Verſteinerungen von Pflanzen und

Körnern aller erdenkbaren Arten. — — Ein Tiersaal mit einer vollständigen Sammlung der Muscheln, Perlen, Meerfische, Raupen, Schmetterlinge, Fliegen, Würmer, ferner Käfer oder anderer Insekten, sowohl Europas wie Amerikas, Wespennester, Eidechsen, Schlangen, Krokodile und alle möglichen Reptilien Afrikas und Indiens, Vogel- und Schlangeneier, Vögel und Federn aller Art, Schnäbel, Hörner, Gräten, Köpfe großer Tiere, Steine, die in Tieren erzeugt werden, Fötusse von Säugetieren und Menschen, menschliche und tierische Mißgeburten, wirkliche Steine, die man für Tierteile oder Versteinerungen von ihnen gehalten. Hierher ist auch Fräulein von Merians Sammlung von Schlangen und Insekten, die sie auf Surinam fing oder zeichnete, gebracht worden. — —

Und zum Schluß die Edelsteinsammlung: Marmorarten, Jaspis, Achate, Lapislazulis, Onyxe, Amethyste, Türkise, Opale, Saphire, Smaragden, Rubinen, Diamanten und so weiter.

Sie können nach diesen Einzelangaben beurteilen, wie vollständig hier die Naturgeschichte vertreten ist, und freilich kommt darin keine der anderen Abteilungen an sie heran, immer von neuem mußte ich darüber staunen. All das ist in Glasschränken entzückend angeordnet, und selbst das kleinste Stückchen hat ein Täfelchen mit Beschreibung des Gegenstandes und einem Hinweis auf das Werk, worin seine Geschichte zu finden ist. O! meine lieben Kerls, was für Spaß würdet Ihr haben, hier herumzustöbern, ich war drauf und dran, nach meinen Möbeln zu schicken und mich darin niederzulassen. Weiter: Anatomiesäle, mit Abbildungen der verschiedenen Methoden, einen Leichnam zu sezieren, in Glaskästen. — — Säle mit Altertümern, Statuen, Götzenbildern, Medaillen, Gewichten, Urnen, Tränenkrügen und Bronzen. — — Säle für experimentelle Physik, enthaltend Mikroskope, Luftpumpen und alle hierzu gebrauchten Gläser und Instrumente. Man sieht hier auch einen ziemlich kleinen Ma-

gneten, der einundzwanzig Pfund trägt. — — Saal für Festungsbau, mit Plänen und Reliefs von befestigten Plätzen, allerhand Kriegsmaschinen und Rüstungen. — — Saal für Mechanik, mit den Werkzeugen der verschiedenen Handwerke und Gewerbe. — — Astronomiesäle mit Himmels- und Erdkugeln, Quadranten, europäischen und chinesischen Sternkarten, usw. — — Und endlich die Sternwarte mit ihren Fernrohren.

Das Institut hat eine gute Zahl Professoren für die verschiedenen Künste und Wissenschaften. Die bedeutendsten von ihnen lernte ich kennen, sie wissen nicht nur in ihrem Fache Bescheid, sondern es sind Herren aus der Gesellschaft und Verehrer des schönen Geschlechts. Für die Chemie ist es Beccari, für Astronomie Zanotti. Nicht zu vergessen Madama Laura Bassi, Professorin der Philosophie, die im Beisein der ganzen Universität ihre Prüfung bestand und den Doktorhut aufgesetzt bekam. Sie trägt sogar den Talar und Hermelin, wenn sie öffentlich liest. Freilich geschieht das nur selten und einzig bei feierlichen Anlässen, denn man hat es nicht für wohlanständig gehalten, daß eine Frau alltäglich und dem ersten besten die Geheimnisse der Natur enthüllen solle. Statt dessen werden von Zeit zu Zeit philosophische Disputationen bei ihr im Hause abgehalten. Ich war einen Abend dabei anwesend, mußte wiederum wie in Mailand mein altes Latein vom Rost säubern und den Magneten und die eigentümliche Anziehung elektrischer Körper mit ihr diskutieren. Halten Sie mich aber nun deshalb nicht für einen gelahrten Doktor. Eigene Gelehrsamkeit braucht man dazu blutwenig. Handelt es sich doch nicht darum, seine Beschlagenheit zu zeigen, sondern das Geschick der antwortenden Partnerin leuchten zu lassen. Signora Bassi ist wirklich eine geistvolle, höfliche und auch gelehrte Person und weiß sich gewandt und leicht auszudrücken. Mein kleines mailändisches Mädchen möchte ich aber doch nicht gegen sie hergeben.

EINUNDZWANZIGSTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Aufenthalt in Bologna. — Fortſetzung.

Bologna, den 18. September 1739.

Die langatmigen Beſchreibungen, lieben Freunde, wie ich Ihnen neulich zuſchickte, haben Sie gewiß herzlich ſatt! Und habe ich denn wirklich nichts Lebendigeres, mir und Ihnen Vergnüglicheres zu erzählen?

Aber ja doch! Ich hätte, ehe ich mich auf die einzelnen Sehenswürdigkeiten der Stadt einließ, zuerſt eine allgemeine Vorſtellung von ihr geben ſollen, daß ſie reich und ziemlich bevölkert iſt, ſtarken Handelsverkehr hat, und doch der Papſt nur unbedeutende Steuern von ihr erheben kann, daß ſie ſich als eine Art Freiſtaat ſelbſt verwaltet, mit einem Gonfaloniere, der wie der päpſtliche Legat im Palazzo pubblico wohnt, an der Spitze und adeligen Senatoren, und das Allerſonderbarſte mindeſtens hätte ich berichten müſſen, — daß die Stadt wie ein fremder Staat ihren Botſchafter in Rom hat.

Aber Ihr habt ja ſchon längſt merken müſſen, daß ich einmal zum lockeren Regiment der Champagne gehöre und es manchmal wie Freund Plutarch mache, der vom Tod ſeiner Helden berichtet, bevor wir wiſſen, daß ſie auf der Welt ſind.

Sie können ſich einfach nicht vorſtellen, wie wenig ſelten hier die Bologneſer Hündchen ſind, in den Straßen finden Sie überhaupt nichts anderes. Ein Probetier davon ſollen Sie erhalten. Ein ſtattlicher Pudel hat ſich mir höchſt gnädig zu eigen gegeben, und ich beſtimme ihn für Frau Blancey. Er ſoll Migrets Wachtelhündchen ablöſen, das jetzt die Ehre hat, in ihren Gnaden zu ſtehen und mit ihren Zärtlichkeiten verhätſchelt wird, die bei ſo einem Nichtsnutz durchaus nicht

am Platze ſind. Ich laſſe ſie alſo bitten, dieſe Stadt recht lieb zu haben, erſtlich ob beſagten Pudels und ihrer vortrefflichen Fleiſchwurſt, die ich zu ſeinem Beſten täglich maſſenhaft vertilge, dann aber auch, weil ſie uns ſo wohl und höflich aufgenommen hat. Wir fanden noch keine Stadt, wo die Fremden ſo behaglich leben und man ſo angenehm und zwanglos miteinander verkehrt.

Es gibt hier zwei Parteien: die franzöſiſche und die deutſche. Graf und Gräfin Roſſi, beide eifrige Anhänger franzöſiſchen Geiſtes, haben ſich unſer mit aller nur denkbaren Liebenswürdigkeit angenommen und uns bei ſehr reizenden Leuten eingeführt, wo wir immer willkommen ſind und uns ſehr wohl unterhalten. Die hieſigen Frauenzimmer ſind ein äußerſt munteres und verliebtes Völkchen, — »verliebt« iſt noch ein milder Ausdruck dafür —, dabei leidlich hübſch, witzig, können ihre guten italieniſchen Dichter auswendig und ſprechen faſt alle Franzöſiſch. Sie zitieren Racine und Molière, trällern den Mirliton und die Béquille und ſchwören beim Teufel, aber ohne an ihn zu glauben. Eine ihnen eigentümliche Art geſelligen Verkehrs möchte ich jeder anderen vorziehen. Sie kommen nämlich Abend für Abend in einer Wohnung zuſammen, die nur hierfür eingerichtet iſt und keiner von ihnen gehört, ſo daß niemand die beſchwerliche Pflicht hat, den Wirt zu machen. Bezahlte Lakaien beſorgen einem alles, was man braucht. Hier tut man, wozu man Luſt hat, plaudert mit ſeinem Liebchen, ſingt, tanzt, trinkt Kaffee oder ſpielt. Den allgemeinſten Anklang freilich findet auch hier die erſte und die letzte Art ſich zu beſchäftigen, aber wenn man geſpielt und verloren hat, was ſich meiſt auf fünfzig Soldi oder einen kleinen Taler beläuft, würde es für höchſt unartig gelten, den Gewinner auszuzahlen. Der Lohndiener führt darüber Buch und überreicht Ihnen zwei Tage darauf Ihre Rechnung vom vorgeſtrigen Abend.

Wenn wir nicht dort ſind, verbringen Sainte-Palaye und ich unſere Abende mit dem Kardinalerzbiſchof Lambertini,

einem Biedermanne ohne Umstände, der uns die ergötzlichsten Geschichten von Dirnen oder vom römischen Hofe auftischt. Ein paar davon habe ich meinem Gedächtnis einregistriert, sie sollen mir gelegentlich noch gute Dienste leisten. Besonders gern erzählt oder auch hört er von seiner Hoheit dem Regenten und dessen Vertrauten, Kardinal Dubois. Wie manches Mal sagt er zu mir: »Parlate un poco di questo cardinale del Bosco.« Ich habe ihm alle Histörchen erzählt, die ich kannte, und mein Geschichtensack ist bis auf den Grund geleert. Er ist ein ausgezeichneter Unterhalter: geistvoll, überschäumend lustig und äußerst belesen. In seinem Satzbau freilich erlaubt er sich manches Füllwörtchen, das nach allem anderen eher als einem Kardinal schmeckt, und gleicht also auch darin, wie überhaupt im ganzen, unserem seligen Kardinal Le Camus. Denn vom letzten Punkt abgesehen ist sein Wandel untadelig, er ist überaus mildtätig und eifrig in der Ausübung seiner erzbischöflichen Pflichten.

Die vornehmste und wesentlichste dieser Pflichten besteht allerdings darin, allwöchentlich dreimal zur Oper zu fahren. Aber wahrhaftig, wenn die in der Stadt spielte, würde wohl kein Mensch hineingehen, denn das wäre zu spießbürgerlich. Da jedoch auf einem Dorfe, das vier Meilen weit von der Stadt abliegt, gespielt wird, ist es guter Ton, pünktlich sich einzufinden. Gott weiß, wo all unsere Stutzerchen und Zierdämchen die vier Postpferde vor die Berline immer hernehmen, mit denen sie wie zum Stelldichein von allen Nachbarorten herbeieilen! Es ist fast die einzige Oper, die zur Zeit in Italien spielt, wo man Opernaufführungen fast nur im Karneval hat, und für eine Landoper ist sie nicht übel. Freilich Chöre, Ballett, erträgliche Dichtung oder Schauspieler dürfen Sie hier nicht suchen, aber die italienischen Melodien sind so bezaubernd, daß alle Wünsche schweigen, solange man ihnen zuhört. Und besonders spielen Hanswurst und Hanswurstin in den Zwischenakten eine Farce mit einer unvor-



Veduta della Chiesa di S. Michele Bertelde de PP. Teatini

(31)

ſtellbaren Komik und Natürlichkeit des Ausdrucks. Das iſt einfach unbezahlbar! Und daß man ſich totlachen kann, iſt ganz gewiß erlogen, denn ſonſt wäre ich ſicher daran geſtorben! So ſehr mich mein durchſchüttertes Zwerchfell andererſeits betrübte, weil es mir hinderlich war, die himmliſche Muſik dieſer Farce ſo zu empfinden, wie ich gewünſcht hätte. Dieſe Muſik iſt von Pergoleſe, ich habe die Partitur am Dirigentenpult gekauft und will ſie nach Frankreich mitnehmen. Nebenbei geſagt, benehmen ſich die Damen hier recht ungezwungen, plaudern, oder beſſer geſagt, ſchreien während des Stückes bis zur gegenüberliegenden Loge hinüber, ſtehen auf, klatſchen in die Hände und rufen: bravo, bravo. Die Herren benehmen ſich gemäßigter, wenn ein Akt vorbei iſt, der ihnen gefallen hat, begnügen ſie ſich, ſo lange zu heulen, bis man wieder von vorn anfängt. Hierauf, um Mitternacht, wenn die Oper vorbei iſt, geht's als Viergeſpann à la Madame de Bouillon heim, oder wenn man lieber will, ſpeiſt man vor der Rückfahrt noch in irgendeinem kleinen Gaſthof zu Nacht. Die Kutſchlaternen ſind nicht wie die unſeren am Wagen angebracht, ſondern auf einem breiten Riemen an den Stirnen der Pferde befeſtigt. Übrigens kommen auch die Werke der Frömmigkeit dabei nicht zu kurz, denn Frau von Marſigli, nicht die, die Sie kennen, ſondern Ferdinands Nichte, geht jedes Mal während der Pauſe ſammeln für die Beleuchtung der Pfarrkirche.

Dieſe Oper und der berühmte Geiger Laurenti ſind übrigens auch alles, was wir in Bologna an Muſik erlebt haben, obwohl es doch die Meiſterſchule der italieniſchen Muſik iſt. Wir ſind eben ſehr ungünſtig gekommen. Die Cazzoni iſt in Wien, die Pernozzi und Cafferello ſind zur Hochzeit des Infanten nach Spanien gereiſt, und Farinelli, der berühmteſte Kaſtrat des Weltalls, hat ſich ſtändig dort niedergelaſſen, wo er vom König oder Hof als Unterhalt, Vergütung, jährliche Spielgelder achtzigtauſend Livres Jahrgehalt bezieht. Das heiße ich, ſeine Effekten zu gutem Preis verkaufen, abge-

sehen davon, daß ihn der König samt seiner ganzen Nachkommenschaft geadelt hat.

Ich vergaß Ihnen zu erzählen, daß wir auf der Fahrt zur Oper einen kleinen Abstecher nach der berühmten Insel im Lavinusflüßchen gemacht haben, auf der einst die Triumvirn in Beisein ihrer Heere drei Tage und Nächte verweilt haben, um sich in die Welt zu teilen. Das Flüßchen stellt wenig vor und war wohl eigentlich nicht würdig, der Schauplatz einer so gewaltigen Szene zu werden: denken Sie sich einen kümmerlichen Sturzbach, ungefähr so groß, wie den Suzon. Die Größe der Insel habe ich nicht beurteilen können, da sie keine mehr ist, nachdem der eine Arm des Gießbachs' völlig versiegt ist. Auf dem Platze steht eine häßliche Pyramide mit einer noch häßlicheren, modernen Inschrift. Ich ließ mich hier ernsthaft nieder und als ich so, ein zweiter August, die Welt verteilte, überließ ich Ihnen Ägypten, weil Ihre große Nase Ihnen das Ansehen des Mark Anton gibt, machte aber die Bedingung, daß Sie es sich mit Jehannin teilen, der an einer anderen Stelle, die von der Nase ziemlich weit weg ist, dem Mark Anton ähnelt.

Gemäß der löblichen Angewohnheit der Italiener, einem Reisenden keinen Schritt zu ersparen, schickten sie uns einige Meilen von der Stadt weg, um ein Landhaus der Albergati anzusehen, das »la Sala« genannt wird, nach einem Saalbau, der seiner Größe und sonderbaren, einzig dastehenden Konstruktion wegen in der Tat sehenswert ist. Er hat ganz das Aussehen eines Tempels und ist sicher so hoch wie die Kuppel einer Kirche: vier Reihen ionischer Säulen, in drei Stockwerken übereinander, bilden ein Viereck, das vier niedrigere, gleichfalls dreistöckige Seitenbauten begleiten. Das zweite und dritte Stockwerk der letzteren bilden die Galerien oder Tribünen. Vier große Pfeiler tragen ein offenes Kreisgewölbe, das eine Kuppel bekrönt. Alles wunderschön, nur ist der Raum im Verhältnis zu seiner Höhe nicht weit genug und viel zu dunkel, da das Licht nur durch

kleine Fenster aus den Nebenschiffen einfällt. Aus diesem Saal gelangt man dann in die eigentlichen Wohnräume, die aber, obwohl an sich recht geräumig angelegt, von diesem gigantischen Vorspiel fast erdrückt werden. Zu den Galerien oben steigt man auf einer sehr steilen und schmalen Treppe. Um diesem Übelstande abzuhelfen, kam der Architekt auf den sehr sinnreichen Einfall, die Stufen in sich ungleich hoch, das heißt die rechte Hälfte der ersten Stufe nur halb so hoch als die linke Stufenhälfte zu machen, und so bis obenhin, da nun die Füße abwechselnd eine Hälfte voreinander voraus haben, um den nächsten aufzusetzen, wird man die Steilheit nicht mehr gewahr. Auf diese Art ist der Anstieg wirklich ziemlich bequem geworden. Dafür bricht man sich dann aber, wenn man nicht ganz besonders achtgibt, beim Hinuntersteigen unfehlbar den Hals. Über der Kuppel liegt eine offene Terrasse, von der man außerordentlich weit über lange, schachbrettartig gepflanzte Baumreihen hinsieht, die die Weinreben wie antike Fruchtfestons bekränzen. Ein wunderhübscher Anblick! Die Weinreben, die sich um die Zweige schlingen, geben den Bäumen ein sehr lustiges, sonderbares Ansehen. Man möchte sie für Palmen halten.

Ich bin erstaunt, daß selbst die schönsten Städte, die ich bisher in Italien sah, keine öffentlichen Spazierwege haben, die sich mit denen unserer kleinsten Provinznester messen könnten. Der Fleck, wo man hier lustwandelt, ist abscheulich, trotzdem, da kein besserer da ist, wird er Abend für Abend fleißig besucht. Ich kann diese Art spazieren zu fahren, wo eine Kutsche immer in der Reihe hinter der anderen herfährt, ohne vor und zurück zu können, nicht verdauen. Es gibt ziemlich viele Kutschwagen in Bologna, aber nicht viel geschmackvolle, da sie meist in Italien oder Deutschland gebaut werden, die Pferde hingegen sind kräftig, aber auch ziemlich tückisch.

Was die Kleidung angeht, so ziehen sich die Frauen nach französischer Mode an und geschmackvoller als irgendwo

anders. Täglich bekommen sie große Puppen geschickt, die von Kopf zu Fuß nach der letzten Mode gekleidet sind, und sie tragen nicht die geringste Kleinigkeit, die nicht aus Paris käme. Der Bürgersmann trägt Wams und Kamisol schwarz, Kragen, der eine halbe Elle breit ist, Mantel und geknotete Perücke. Die Weiber aus dem Volk aber, wenn sie fortgehen, hüftabwärts in eine Lumpe von schwarzem Taft gewickelt und einen widerwärtigen, schwarzen Taftschal (oder Schleier) um Kopf und Rücken, so daß vom Gesicht nichts zu sehen ist, sind die reine Gespensterhorde.

Endlich haben wir aus diesem glückseligen Bologna scheiden müssen, beim Abschied habe ich Herz und Gedanken bei der Marchesa Gozzadini gelassen, die es bis zu meiner Rückkehr sorgsam aufheben soll für die liebe kleine Dame, der es rechtmäßig schon lange gehört.

ZWEIUNDZWANZIGSTER BRIEF*)

An Herrn von Quintin.

Bemerkungen über einige Bilder Bolognas.

Bologna, den 19. September 1739.

In der Casa Sampieri:

Apotheose des Herkules, Deckenbild von genialer Kraft mit vertikal stehenden Figuren von Lodovico Carracci. — — Tanzende Kinder, von Albano, nämlich reizende kleine Liebesgötter, die sich über die Entführung Proserpinas freuen: eine sehr anmutige Idee, es ist ein lieblichzartes Bild mit hübschen Farben. — — Blitzgetroffener Gigant, kraftstrotzendes Fresko von Annibale Carracci. — — Kopie der heiligen Cäcilie Raffaels, von Guido, wie verehrungswürdig Raffael, zeigt diese Kopie, die von der Hand eines solchen Meisters

*) Die erste und vollständigere Form dieses Briefes siehe Anhang II.
Der Herausgeber.

gemacht ist und so weit hinter dem Original zurücksteht. — — Sankt Peter und Paul, ebenfalls von Guido, in Zeichnung und Farbe über alles Lob erhaben. — — Verstoßung der Hagar, Guercino: vorzüglich in der Charakteristik, beachten Sie besonders die Kopfstellungen und den Gesichtsausdruck Saras. —

In der Casa Zambeccari:

Verhöhnung Christi, eines der energischsten Bilder Guercinos. — — Lot und seine Töchter, wundervoll, von demselben. — — Judith schlägt Holofernes das Haupt ab, Michelangelo Caravaggio: in Komposition und Charakteristik einzig dastehend, zu beachten das Grauen und Entsetzen Judiths, die gräßlichen Zuckungen des Holofernes und die kalte Niedertracht der Magd. — — Didos Tod, tüchtiges, kühn entworfenes Fresko, von Annibale Carracci. — — Heiliger Franziskus, Domenichino: Meisterwerk in Zeichnung, Wirklichkeitstreue und Häßlichkeit.

In der Casa Tanara:

Die Jungfrau, die das Jesuskind stillt, und Salomo mit seiner Freundin: zwei Wunder der Kunst in Aufbau und Farbe, von Guido: das erste vornehm und dabei natürlich, das zweite fein und erlesen.

Casa Aldrovandi (VII: Casa Ranuzzi):

Eine Feldschlacht, Michelangelo delle battaglie, das ist der dritte dieses Namens, der vierte ist Michelangelo dei fiori. Die beiden ersten, Buonarotti und Caravaggio sind genügend bekannt.

Bei den Vätern vom Oratorium (VII: San-Pietro):

Heilige Jungfrau, gemalt, wie es heißt, um 1300, si credere fas est. — — Heilige Familie mit Engeln, berühmtes Bild Albanos, eins seiner schönsten Werke. Die Gestalt des Kindes ist von vollendeter Schönheit. — Beachten Sie in der überaus schönen Kapelle, daß ihr reicher Schmuck trotz seiner Fülle die einheitliche Wirkung des Baues nicht im geringsten stört, mit so feinem Geschmack ist er angebracht. —

Ecce homo, schönes Wandbild Lodovico Carraccis, vortrefflich gezeichnet und überaus gut in der Pinselführung.

In Gesù e Maria:

Beschneidung, von Guercino, vollendet schön! Überdies behauptet man, Guercino habe dies Bild in einer einzigen Nacht bei Fackellicht gemalt.

In Jakobus Major:

Vermählung der heiligen Katharina in Beisein des heiligen Joseph und der beiden Johannes, Imola: weniger als mittelmäßig ohne die ganz raffaelische Gestalt des Johannes.

San Fabiano:

Madonna mit Kind, der heiligen Magdalena und Katharina, von Albano, eines seiner besten Bilder. Er zeigt hier eine Großzügigkeit, die man bei ihm nicht gewohnt ist.

San Gregorio:

Heiliger Georg Drachentöter, berühmtes Bild, eines der Meisterwerke Lodovico Carraccis. Nähert sich im Stil gleichzeitig Raffael und Parmegiano (Parmesan).

In San Nicola e Felice:

Christus am Kreuz mit dem heiligen Petronius und anderen: interessant als Annibale Carraccis erstes Werk, gut, aber wenig kraftvoll und, wie man sich denken kann, noch sehr weit von der Kühnheit und Vollendung entfernt, die Annibale in seinen folgenden Werken erlangt hat.

In Santa Margherita:

Die heilige Margareta und der Drache, von Parmegianino: dies Bild, vielleicht sein bestes, kann einen Platz unter den Staffeleibildern erster Ordnung beanspruchen. Es ist vollendet gezeichnet, und es spricht aus ihm eine beseelte Anmut und eine Sanftheit, die unbezahlbar ist.

Sant' Agnese:

Martyrium der heiligen Agnes, ausgezeichnete Arbeit des Domenichino, erstklassig. Ich halte es für ebenso bedeutend wie seinen heiligen Hieronymus, den De Piles mit Recht so hochstellt.

Sant' Antonio:

Der heilige Antonius predigt den Einſiedlern, von Lodovico Carracci, vollendet ſchön, erſtaunlich kräftig und durchdacht im Aufbau. Außerordentlich ſchön iſt der Antonius, und der Ausdruck ſeines Geſichts verdient höchſtes Lob.

In San Pietro Martire:

Chriſti Verklärung, berühmtes Bild des Lodovico Carracci: in Aufbau, Charakteriſierung und Wahl der Stellungen ausgezeichnet, aber der Faltenwurf iſt ſpröde und das Kolorit nachläſſig.

San Giovanni in monte:

Eine auf die Wand gemalte Madonna, von der die Bologneſen behaupten urkundlich nachweiſen zu können, daß ſie vor dem Jahre 1000 gemalt iſt. Wenn das wahr iſt, wäre ſie für die Zeit vorzüglich, aber die Sache ſcheint mir wenig glaubhaft.

In San Michele del Bosco:

Beachten Sie den ſchönen, vornehmen Kreuzgang in Form eines Oktogons, von Fiorini, auf deſſen Mauern Lodovico Carracci und ſeine Schüler das Leben des heiligen Benedikt und der heiligen Cäcilie gemalt haben. Leider zerſtören Wetter und Feuchtigkeit dieſe ſchönen Werke, deren Verluſt nicht genug zu bedauern iſt. Beachten Sie auf dem Bilde, das die Darbringung von Gaben an den heiligen Benedikt vorſtellt, von Guido, die Statuen, von denen die Säulen getragen werden, ferner einen ſchönen, anmutigen Frauenkopf mit Turban, den man unter dem Namen »die Turbanträgerin« des Guido kennt, und wovon einem überall Kopien begegnen.

Bei den Kartäuſern:

Johannes der Täufer predigt am Ufer des Jordans, von Lodovico Carracci: für mein Gefühl ein Bild erſter Klaſſe, ja von allen Bildern Lodovicos, die ich ſah, das, was ich am höchſten bewundere.

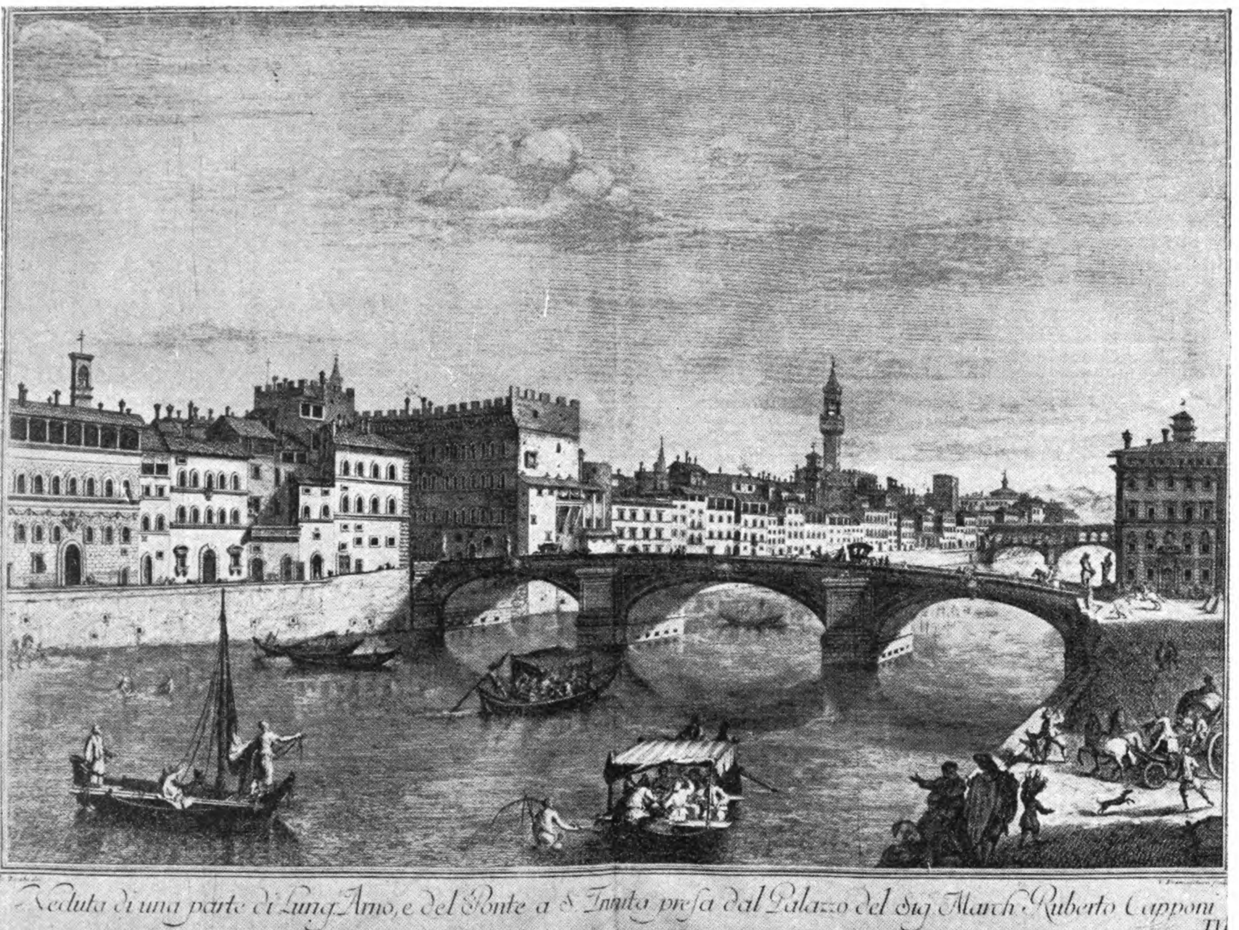
Im Inſtituto:

Tibaldi hat mit Dell' Abbate die Kirche ausgemalt, er iſt ausgezeichnet in Zeichnung und Wahl der Stellungen. Dell' Abbate verdient wegen ſeiner ſchönen Farbgebung Beachtung.

Bei den Mendicanti ⟨VII: Inſtituto⟩:

Der heilige Joſeph bittet die Jungfrau um Vergebung, daß er an ihrer ehelichen Treue zweifelte, von Tiarini. Ich wundere mich, daß dieſer Maler in Frankreich völlig unbekannt iſt, und daß ihn keiner der Schriftſteller, die über die Lebensläufe von Malern geſchrieben haben, erwähnt hat.

Aleſſandro Tiarini, wie der berühmte Lodovico Carracci ein Schüler des Proſper Fontana, gehört unter die Maler dritten Ranges. Er hat große Schwächen: er iſt faſt ſtets trocken und traurig. Seine Farbe iſt abſcheulich, ſeine Zeichnung, obſchon korrekt, hat Härten und ſtreift ans Barbariſche. Aber in Erfindung, Kompoſition und Anordnung iſt er ausgezeichnet: er wahrt ſtets die Einheit der Handlung und geſtaltet ſeine Charaktere ſo, daß der Anblick ſeiner Bilder den Beſchauer zu innerer Teilnahme anregt. In dieſer Hinſicht iſt das Wunder des heiligen Dominikus bewundernswert. Mit einem Worte, kein Maler iſt geiſtvoller in ſeinen Werken als er, bisweilen allerdings im Übermaß, wie in dem Bild, von dem gerade die Rede iſt. Man ſieht Joſeph gerührt vor Maria auf den Knien liegen, die aufrecht ſteht, und deren Schwangerſchaft ſchon weit vorgeſchritten iſt. Sie ſpricht zu ihm mit Sanftmut und weiſt mit der Hand zum Himmel, deſſen allerhöchſter Wille ſie wählte, um dem Menſchengeſchlechte das Heil zu bringen. Alles war ausgezeichnet bis dahin. Aber fünf oder ſechs Engelchen, die hinter Joſeph im Zimmer ſind, lachen und zeigen ihn ſich mit den Fingern, während ein anderer größerer Engel ihnen mit verſtändiger Miene Zeichen macht, ſie ſollten ſchweigen, damit Joſeph ſie nicht bemerke. Nun vergleichen Sie dies Bild mit dem Wunder des heiligen Dominikus, wie der


Veduta di una parte di Lung Arno, e del Ponte a S. Trinita presa dal Palazzo del Sig. March. Ruberto Capponi
TI

Heilige ein Kind in der Wiege ins Leben zurückruft. Die Figuren des Bildes ſind: der heilige Dominikus, ein zweiter Mönch, ſein Gefährte und ein dritter, der dem Geſchehnis beiwohnt, dann Vater und Mutter, und alle gruppieren ſich um das Kind, das ausgeſtreckt auf dem Tiſch liegt. Dargeſtellt iſt der Augenblick, in dem das ins Leben erwachende Kind ſich bewegt und die Augen aufſchlägt. Dominikus iſt gegeben, wie man einen geſchickten Wundarzt geben müßte, der eine landläufige, ihm vertraute Operation ausführt, ſein Begleiter ſieht dem Ganzen mit der Miene eines Mannes zu, der ſo etwas ſchon oft erlebte und im voraus des Erfolges gewiß iſt, der dritte Mönch zeigt die äußerſte Überraſchung. Sowie das Kind die Augen öffnet, ſucht es mit dem Blick nach der Mutter, lächelt, als es ſie ſieht, und ſtreckt die Ärmchen. Die unglaubliche Freude der Mutter, ihr Kind leben zu ſehen, läßt in ihrer Seele keinem anderen Gefühle Raum. Sie denkt weder an den Heiligen noch an das Wunder, ſondern wirft ſich alles vergeſſend über den Leib ihres Kindes, indes die erſte Bewegung des verſtändigeren und überlegteren Vaters die iſt, daß er vor dem Heiligen auf die Knie fällt.

Ich beſitze ein Bild »Angelika und Medor ritzen ihre Namen in die Rinde eines Baumes«, deſſen Maler ich nicht ſicher weiß. Einig ſind wir uns ſämtlich, daß er zu der Bologneſer Schule gehören muß. Herr von Saint-Germain, der ein feiner Kenner iſt, hat es dem Tiarini zugeſprochen, worin ich ihm aber nicht zuſtimme. Den Geiſt und die Kopfſtellungen Tiarinis finde ich wohl darin wieder, aber gar nicht ſeine trockene Zeichnung und Farbengebung. Im Gegenteil iſt mein Bild in beidem ſehr ſaftig und angenehm. Ich vermute, daß es von Cavedone iſt, oder ſogar von Lodovico Carracci, im letzteren Fall iſt allerdings zuzugeben, daß es keines ſeiner beſten iſt. Lodovico Carracci iſt unbedingt, wenn man von Raffael und Correggio abſieht, ein Maler von allerhöchſten Verdienſten. Ich weiß keinen großen Meiſter, der

ihn überträfe, noch in weiterem Umfange als er seine Kunst beherrschte, mag man ihn nun auf Zeichnung und Farbe, oder auf die Menge seiner Werke und Mannigfaltigkeit ihrer Komposition hin betrachten. Obendrein hat er das Verdienst, die Bologneser Malerschule gebildet zu haben, die für meinen Geschmack von allen die erfreulichste ist, und diejenige, die die meisten berühmten Künstler hervorbrachte: Annibale und Agostino Carracci, die beiden Guido, Reni und Cagnacci, Domenichino, Caravaggio, Guercino, Albano, Gessi, Cavedone, Sementi, usw. Lodovico Carracci ist nur deswegen weniger berühmt als Annibale, weil er niemals außer Landes arbeitete. Aber in Bologna, das mit seinen wunderbaren Werken erfüllt ist, gilt er mit Recht als das Haupt der ganzen lombardischen Schule. Seine Hand zu erkennen ist nicht immer leicht, denn er ist als Maler ein Proteus, der rastlos nach etwas Niedagewesenem sucht und sich hundertfach verwandelt. Beispielsweise würde man einen Eid ablegen, sein schönes Bild bei den Konvertitinnen sei von Guido. Ich glaube, außer Raffael hat nie ein Mensch Lodovico Carracci an Kunstverstand übertroffen.

Hiob wird in seinen Besitz wieder eingesetzt: eines der guten Werke des Guido von unaussprechlicher Anmut, Weiche und Süße des Pinsels. Ganz köstlich und erlesen ist neben anderem die Figur eines Pagen. — — Die heilige Anna, der vom Himmel die Glorie der Jungfrau Maria offenbart wird, von Cesi. Das Oberteil des Bildes ist mittelmäßig, dagegen die Gestalt der heiligen Anna ersten Ranges. —

Die heilige Cäcilie, von Raffael: das berühmte Gemälde, an dem sich die ganze gute Schule von Bologna gebildet hat, durch dessen Betrachtung und immer erneutes Studium die Carracci und seine Schüler so große Meister wurden. Wunderbar, welch gewaltige Wirkung das Vorbild eines in seiner Kunst vollkommenen Meisters auf gute Köpfe haben kann! Unzweifelhaft finden sich in Bologna Gemälde diesem über-

legen, das bei all seiner Schönheit kein erstklassiger Raffael ist, und doch bemerkte ich mit Erstaunen, daß unter den nicht wenigen Kopien, die die Carracci und Guido — wohlbemerkt, in der Zeit ihres besten Könnens — danach gemalt haben, keine einzige nur annähernd an das Original heranreicht. Ich habe erzählen hören, Raffael habe das Bild Francia zuliebe, der ihn darum bat, gemalt, und Francia, der sich selbst für einen tüchtigen Maler gehalten, sei so dadurch beschämt worden, daß er kurz danach aus Gram starb. Die Geschichte ist stark, aber auf Ehre und Gewissen, zieht man den ungeheuren Abstand zwischen ihm und Raffael in Erwägung, hat er kaum weniger tun können. Je länger man die heilige Cäcilie Raffaels anschaut, um so mehr bewundert man sie, ja man muß sie sogar lange anschauen, um sie in ihrem ganzen Werte in sich aufzunehmen. Die außerordentlich feine Idee des Bildes wirkt anfänglich nicht, überdies ist die Figurenanordnung im untern Teil des Bildes nicht übermäßig glücklich. Die Heilige, Johannes und Paulus stehen fast in einer Linie nebeneinander, und auf den ersten Blick wirkt es unerfreulich, Personen zusammen zu sehen, die, geschichtlich betrachtet, nicht zusammen gehören. Die größten italienischen Maler hatten das Unglück, in einem Zeitalter und einem Lande zu leben, das von abergläubischer Frömmigkeit erfüllt war. Denn statt sie ihrer Eingebung folgen zu lassen, heilige und weltliche Geschichte in schönen Vorwürfen zu behandeln, in denen sie Gelegenheit gehabt hätten, ihre Begabung völlig zu entfalten, bekamen sie meistens nur den Auftrag, in den Kirchen Heilige zu malen, und obendrein noch solche, die sich nie hatten sehen und kennen können. War doch die Frömmigkeit der Bruderschaften oder überfrommer Privatleute derart, daß sie für ihre Kapelle auf dieselbe Leinwand alle vereint wünschten: Johannes den Täufer, Paulus, Augustinus, Karl Borromäus, Franziskus, kurz jeden einzelnen, den sie fromm verehrten. Und so mußte sich der Maler, anstatt die Freiheit zu haben,

auf ſeinem Gemälde ein Begebnis aus dem Leben des Heiligen darzuſtellen, beſchränken, einfach vier oder fünf kalte Figuren zu malen, unter denen eine Verbindung nicht beſtand, noch beſtehen konnte. Für das eben Geſagte ſieht man in ſämtlichen Kirchen Italiens Tauſende von unerfreulichen Beiſpielen, und die gleiche undankbare Aufgabe iſt dem Raffael zugefallen. Auch die Geſtalten ſeines Bildes ſind ohne Handlung, aber ſie ſtehen aufrecht, weil ſie einem Engelkonzert, das im Himmel, im Oberteil des Bildes, ſtattfindet, zuhören. Die verſchiedenen Inſtrumente und Notenbücher hat die Heilige zu ihren Füßen niederſinken laſſen, weil die himmliſche Muſik, die ihr Ohr erlauſcht, ihr die Freude an aller irdiſchen Muſik benimmt. Dieſer Bildgedanke iſt überaus geiſtvoll, und in allem einzelnen zeigen die Geſtalten die Kunſt des unvergleichlichen Malers.

DREIUNDZWANZIGSTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Von Bologna nach Florenz.

Den 3. Oktober 1739.

Wir ſetzten uns am neunzehnten September wieder in Marſch, machten fünfundfünfzig Millien und kamen noch am ſelben Tag in Florenz an. Die ganze Strecke beträgt nicht mehr als rund zweiundzwanzig Meilen, man kann aber trotzdem getroſt behaupten, daß ſie eine der ſchlimmſten Tagereiſen iſt, die man in der Poſt machen kann.

Die Wege ſind äußerſt beſchwerlich, in einem fort geht es die Apenninen hinauf oder hinunter. Die Superlative liebenden Italiener hatten ſich freilich auch erſchöpft, uns ein recht ſchlimmes Bild davon zu machen. Was ſie davon behauptet hatten, war aber doch, ehrlich geſagt, etwas Ver-

leumdung. Wenigstens, was einem auf päpstlichem Gebiete begegnet, sind gute Bürschchen von Apenninen, mit denen sich leben läßt, mit den toskanischen freilich ist schwerer auskommen. Als ich sie aus der Ferne mit stolz erhobenen Köpfen aufziehen sah, hätte ich ihnen mehr Erziehung zugetraut, sie sind aber tatsächlich wilde, ungeschlachte Kerle. Dem sauertöpfischen Firenzuola, das in einem dürren und unfruchtbaren Tale liegt, merkt man ihre Gesellschaft an. Von hier kommt man nach Pietramala, dessen kahlköpfige und sonnverbrannte Felsen die Sonnenglut in sich trinken und eine Art Phosphor erzeugen. Daß jedoch dieser Phosphor eine hohe leuchtende Flamme wie ein Reisigfeuer ausstrahle, wie Misson behauptet, ist grausam übertrieben.

Nach ihnen kommt der höchste Gipfel der Apenninen dieser Gegend, der Giogo. Lang und wüst steil geht es ihn hinunter, das war das schlimmste Stück des Weges, wiewohl nur eine Rutschpartie für uns, die wir einmal genuesische Bergstraßen geschmeckt hatten. Das Tal von Scarperia, tief im Grunde, gibt schon einen Vorschmack der wunderbaren Herrlichkeit des toskanischen Landes. Noch einmal trennten wir uns von ihm, einen neuen Berg hinauf ging es, von dessen Höhe sich gerade noch dieses ganze schöne Land der Verheißung vor mir auftat, als Nacht, Müdigkeit und Schlummer meine Augen schlossen, so daß ich im Wachschlaf an den Toren von Florenz ankam, wo man uns zur Stärkung drei Stündchen warten ließ, ehe man aufschloß.

Florenz:

Für das, was mir die Nacht entzog, habe ich mich vollauf entschädigt, indem ich den Giottoturm bis oben hinaufstieg. Von hier aus nahm ich wahr, daß sich die Apenninen bei Florenz in zwei Äste teilen, die eine Art Golf bilden, in dessen Tiefe die Stadt liegt, diese Ebene, die sich auf Livorno zu ausbreitet, ist an den Rändern, wie die Küsten eines Meeres, über und über bedeckt mit Lusthäuschen. Ob das im Verein mit der natürlichen Schönheit der Fluren,

durch die der Arno hindurchströmt, ein garstiges Bild gibt, mögen Sie sich selbst denken.

Die Stadt hat nach einer groben Schätzung rund zwei Meilen im Umkreis, gerade, ziemlich breite Straßen und ein Pflaster aus Hausteinen, die wie bei den altrömischen Straßen, in jeder Richtung nebeneinander liegen. Das ist ganz bequem für Fußgänger, aber abscheulich für die Pferde und die Insassen von Kutschen. Denn die Unterhaltung dieses Pflasters läßt viel zu wünschen, und wenn es einmal an irgendeinem Punkte entzwei geht, gibt es keine kleinen Rillen.

Die vielen Paläste in Florenz werden hoch gepriesen, mir gefallen sie nur wenig. Fast alle haben Rustikaarchitektur ohne weitere Gliederung, und ich bin einmal so an Säulen gewöhnt, daß ich ohne sie nicht auskomme, mindestens verlange ich Pilaster. Also, reiflich überlegt, gebe ich Bologna vor Florenz den Vorzug. Keine der beträchtlicheren Kirchen besitzt ein Portal, mit der einzigen Ausnahme der Theatinerkirche, deren von Nigetti entworfene Fassade, mit komposíter Säulenordnung und guten Statuen, eines der schönsten und vornehmsten Portale bildet, die ich bisher sah, Carlo von Medici ließ sie auf seine Kosten errichten. Das Innere ist geschmackvoll, mir fielen auf: einige gute marmorne Flachreliefs, an Bildern »Die Anbetung der Weisen«, von Vanini, »Geburt Christi«, von Rosselli, und eine »Himmelfahrt Mariae«, von Pietro da Cortona. Ich bemerke dies, weil, was ich in Florenz an Malerei fand, weit unter meiner Erwartung zurückblieb. Vasari mag hierin seine Vaterstadt beweihräuchern, soviel er will, aber wenn er es tat, um sich selbst wichtig zu machen, mußte er vorher seine Bilder wegstecken, denn die sind nicht viel über Durchschnitt. Mit einem Wort, das merkwürdigste sind hier die alten Denkmale dieser Kunst, die Cimabue, Giotto, Gaddo Gaddi, Lippi usw. verfertigt haben. Das sind zwar keine großen Leistungen, machen aber recht anschaulich, wie diese Kunstübung sich entwickelt hat und langsam der Vollendung nahe kam.

Ist aber die hiesige Malerei schwach, so feiert dafür die Skulptur Triumphe. Florenz ist vor allen anderen Städten die Stadt der Statuen. An allen Straßenecken stehen sie verstreut und überall finden Sie Säulen aus allen möglichen Arten von Achat und Onyx. Von Statuen unter freiem Himmel will ich erwähnen: Reiterstandbild Ferdinands von Medici, von Tacca, demselben, der das auf dem Pont-neuf in Paris machte, auf der Piazza dell' Annunziata, Herkules tötet den Nessus, ausgezeichnete Gruppe des Giovanni da Bologna, auf der Piazza del Palazzo Vechio, den berühmten Raub der Sabinerinnen, von demselben, den David, von Michel-Angelo, Herkules und Cacus, von Bandinelli, was nicht sehr gut ist, Perseus tötet die Meduse, wunderbare Bronze von Benvenuto Cellini, Judith und Holofernes, von Donatello, inmitten eines großen Brunnenbeckens einen dicken, garstigen Neptun, von Ammanato, und auf den Rändern ein Dutzend hübscher Nymphen und Tritonen von Giovanni da Bologna. — Reiterstandbild des großen Cosimo, von demselben, und die vier Jahreszeiten, an den vier Ecken des Ponte della Trinità. Diese von Ammanato erbaute Brücke ist die schönste der vier, durch die die zwei Stadthälften in Verbindung stehen, und ist ein kühnes Bauwerk, denn sie besteht trotz ihrer Länge aus nur drei Bögen, von denen der mittlere sehr breit und fast gänzlich flach ist.

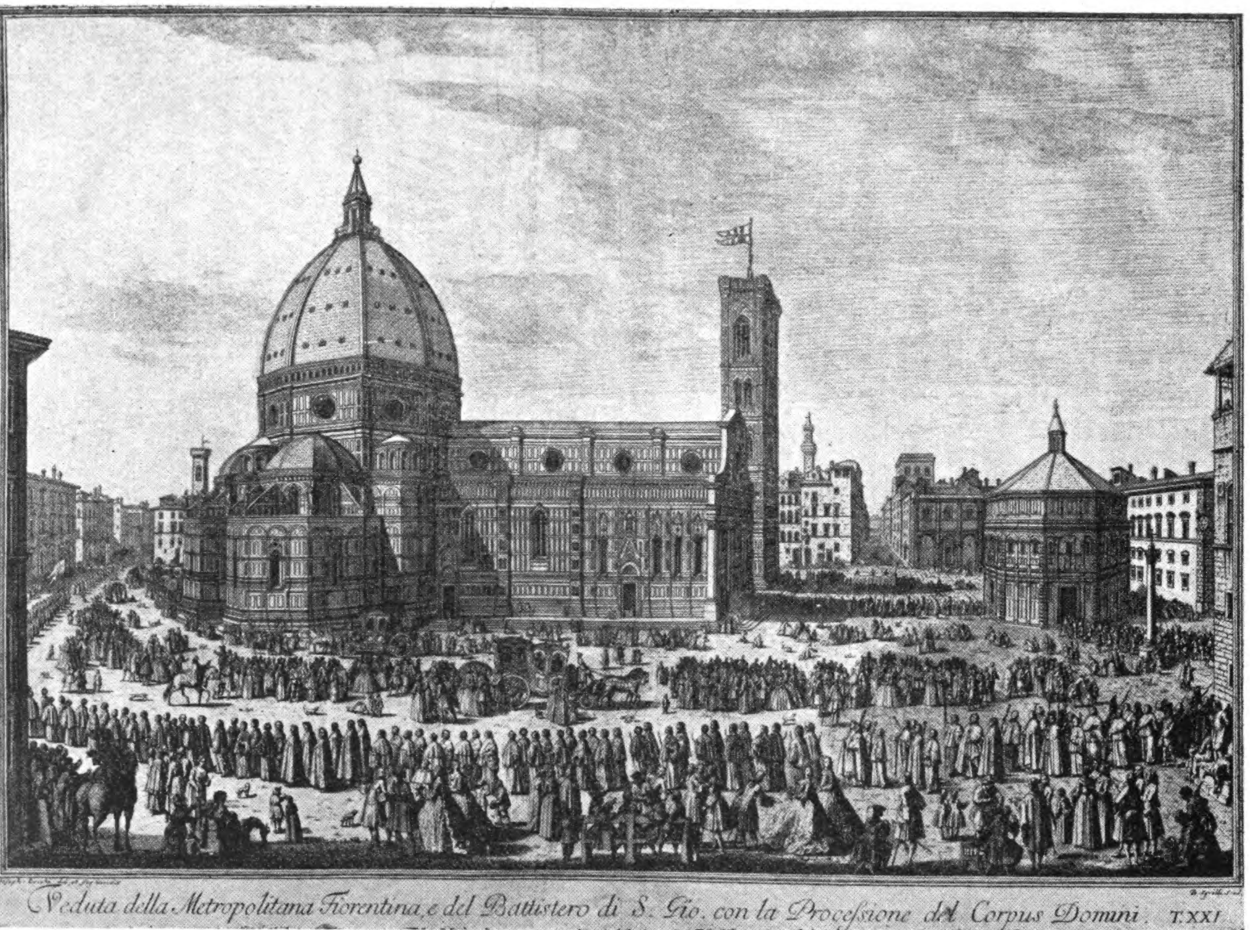
Eine geradezu übertriebene Pracht entfalten die Florentiner in Equipagen, Möbeln, Kleidern und Livreen. Jeden Abend haben wir hier in verschiedenen Häusern, deren Wohnungen ebenso viele Labyrinthe sind, Gesellschaften oder Kränzchen mitgemacht. Diese geselligen Zusammenkünfte bestehen aus dreihundert diamantenbedeckten Damen und etwa fünfhundert Herren in Gewändern, die selbst Herzog von Richelieu vielleicht Bedenken trüge anzulegen. So zu achthundert zusammenzukommen habe ich gern, sind's aber mehr, wird es ein Volksauflauf. Scherz beiseite! Wie die Leute hier sich an solch einem wüsten Getümmel ergötzen können, ist mir

unklar, ihnen scheint es aber nichtsdestoweniger Spaß zu machen. Aber es wird mir heute nicht das erstemal klar, daß die Italiener nicht verstehen, sich zu amüsieren.

Übrigens treten diese kostbaren Gewänder, wie man mir gesagt hat, nur an hohen Festtagen in Erscheinung und müssen das ganze Leben aushalten, auch die Üppigkeit auf Bällen, riesengroßen Gesellschaften und Kränzchen bei festlicher Beleuchtung, die uns staunen machte, werde nur anläßlich zweier vornehmer Hochzeiten entfaltet, zu denen die ganze Stadt zusammengekommen sei, und deren Zeremonien sich hier sehr lange hinzögen.

Diese »Kränzchen« kommen dem, der sie gibt, teuer, sowohl durch die vielen Kerzen, wie durch die Unmengen Eis, Limonaden und Süßigkeiten, die unabläßig gereicht werden. Es wird getanzt und musiziert, und ich bekam bei dieser Gelegenheit die beiden Virtuosen des Landes zu hören: der eine ist Tagnani, ein geziertes Geigerlein, der sein Spiel mit allerlei faden Niedlichkeiten überzuckert. So hat er für die Geige einen Schlüssel erfunden, wie man für die Flöte hat, der sich auf die Saiten senkt und den Ton dämpft, wenn das Kinn ihn anrührt. Unter dem Steg hat er sieben Kupfersaiten angebracht, und noch eine Menge kleiner Witzchen. Aber zu begleiten versteht er prachtvoll, die Gerechtigkeit bin ich ihm schuldig. Der andere ist Veracini, der beste oder mindestens einer der besten Geiger Europas. Sein Spiel ist rein, vornehm, klar und überlegt, aber nicht sehr anmutig. Ein Herr mit ihm spielte die Theorbe oder Baßlaute und spielte sie wirklich in denkbarer Vollendung, es überzeugte mich aber vollends, daß man recht tat, dies Instrument aufzugeben.

Schöne Wissenschaften und Naturforschung werden hier stark gepflegt, und zwar ebensowohl von Leuten von Stande wie berufsmäßigen Gelehrten. Und es läßt sich nicht leugnen, daß keine zweite Stadt der Erde einem solche Hilfsmittel dafür an die Hand gibt.



Veduta della Metropolitana Fiorentina, e del Battistero di S. Gio. con la Processione del Corpus Domini. T. XXI

⟨33⟩

Welche Fülle antiker Denkmale jeder Gattung, welche Menge von Bibliotheken und Handschriften brachten hier die Medici und andere reiche Privatleute zusammen, ganz zu geschweigen der Griechen, die bei der Eroberung Konstantinopels nach Florenz flüchteten und die schönen Wissenschaften in Italien wieder wachriefen.

Die Bibliotheca Medici in San Lorenzo ist eine große Galerie und besteht ausschließlich aus Handschriften, diese sind nicht wie gewöhnlich eingeordnet, sondern liegen auf großen Pulten, und jeder Band ist mit einer Eisenkette so festgemacht, daß man ihn nicht forttragen kann. Schwerlich vermöchte man etwas Wertvolleres und besser Geordnetes zu finden, als diese Bibliothek. Die Hauptstücke sind: die einzige Handschrift der Historiae des Tacitus, ein Vergil in Majuskelschrift aus ältester Zeit, den man ganz wie er da ist, nachstechen lassen will, — was mir ein etwas zweckloses Unterfangen scheint, — gewisse sehr seltene Medizinbücher, die anzusehen ich verzichtete, und eine noch ungedruckte Sammlung lateinischer Epigramme, von der man mir sagte, daß sie antik seien. Ich stöberte sie geduldig von Anfang bis zu Ende durch, um zu sehen, ob sie die Veröffentlichung lohnten, aber die einzige Frucht dieser Bemühung war die Erkenntnis, daß man sehr recht getan hatte, sie zu lassen, wo sie waren. Augenblicklich ist man dabei, Katalog und Bücherverzeichnis dieser Bibliothek zu drucken. Die Bibliotheca Magliabecchi ist sehr groß, reich an guten Büchern und nicht arm an Handschriften. Es sind außerdem noch ein paar andere Bibliotheken hier, die ich gelegentlich erwähnen will, wenn sie mir einfallen. Inzwischen können Sie an Quintin sagen, er solle sich mein Rabengekrächz, das Eingehen des Museum Florentinum betreffend, nicht zu sehr zu Herzen nehmen, zum Glück für ihn kam Abbate Niccolini aus Rom zurück und hat die Arbeit in Schwung gebracht. Ich sah den vierten Band mit den Medaillen, der schon fast fertig gestochen ist. Freilich, bei meiner Heimkehr

mitbringen werde ich ihn wohl nicht, wie ich zuerst hoffte. Er wird erst übers Jahr fertig, und gleich darauf soll der fünfte Band folgen, mit den Bildnissen der Maler, die der »zuckersüße« Quintin sich so lebhaft wünscht. Sie würden übrigens, da wir gerade bei dem Kapitel sind, sich vor Lachen den Bauch halten, könnten Sie mit ansehen, wie wir dank dem Titel, den Sainte-Palaye als Akademiker führt, hier als wissenschaftliche Persönlichkeiten gefeiert werden; freilich hat auch die Protektion einiger wurmstichiger Handschriften dazu mitgeholfen, über denen man uns in den Bibliotheken hat schnüffeln sehen. Das Tollste ist aber, daß wir die Unverschämtheit soweit getrieben haben, bei uns »gelehrtes Kränzchen« zu halten, wozu wirklich Gelehrte aller Fakultäten sich gütigst einfanden. Die vornehmsten darunter, die uns schon alle möglichen guten Dienste geleistet haben, sind Marchese Riccardi, — — Monsignore Cerati, Rektor der Universität Pisa, — —. Abbate Buondelmonti, Neffe des Gouverneurs von Rom, — — Graf von Lorenzi, — — Abbé von Craon, der Primas von Lothringen, — — und Abbate Niccolini, dessen Bruder die Nichte des Papstes geheiratet hat. Dieser Niccolini ist ein wahrer Prachtmensch; ich bin auf meinen Wegen noch keinem begegnet, der einen so geraden Verstand und so anmutigen Geist, solch Gedächtnis und solche Leichtigkeit der Rede gehabt hätte, oder so ausgebreitete Kenntnisse über alle nur denkbaren Dinge, vom Zurechtsetzen einer Fontange angefangen bis zur Integralrechnung von Newton. Er hätte alles erreichen können, was er nur immer gewollt hätte, brach sich aber mit klarbewußter Absicht den Hals durch sein ungewöhnlich loses Mundwerk, das ihn auch in den Ruf eines Jansenisten gebracht hat. Mit der letzten Zumutung tut man ihm aber ohne allen Zweifel unrecht; denn er ist nichts dergleichen.

Der Ruf des Florentiners ist, was die Damen betrifft, kein guter; immerhin darf man aber nicht glauben, die üblen Praktiken seien so allgemein hier im Schwange, daß nicht

doch auch ein »Gerechter in Israel« zu finden sei. Ob man nun einzusehen beginnt, daß man diesem Sondergeschmack ein wenig weit nachgegeben hat, oder ob auch das schöne Geschlecht ihm huldigt, jedenfalls wird es hier, wie ich sehe, nicht wenig gefeiert. Die widernatürliche Liebe wird hier auch nicht geduldet, wie Sie sich vielleicht einbilden, denn nicht zu reden von der Bulla Hadriani, die ihr Gegenteil anordnet, besteht ein ganz unzweideutiges Gesetz, das sie verbietet, bei einer Geldbuße von zehn Soldi für solche, die auf frischer Tat ertappt werden, »immer angenommen«, sagt das Gesetz, »daß sie es nicht um ihrer Gesundheit willen getan haben«. Aber lassen wir diesen Artikel, der, wie der »süße Gegenstand« sehr richtig sagt, nach Ketzerei stinkt, und machen uns mit Quintin an das, was die Stadt Sehenswertes bietet. Mir scheint, daß er, was dies angeht, die Buße recht streng nimmt, und daß ich mit ihm nicht so wohlfeil abkomme.

VIERUNDZWANZIGSTER BRIEF

An Herrn von Quintin.

Bericht über Florenz.

Florenz, den 4. Oktober 1739.

Ich hatte angefangen, lieber Quintin, Ihnen wie gewöhnlich einen Merkzettel über die Bilder und Skulpturen von Florenz hinzuhauen, und wollte Ihnen den, wenn das Papier voll wäre, in einem Briefumschlag mit Ihrer Adresse zuschicken. Sie sind aber, wie ich aus Ihrem Briefe ersehe, schwerer zu befriedigen, als ich geglaubt hatte: Sie wollen eine schöne, ins einzelne gehende Beschreibung. Gut! Sie sollen sie haben, aber auf meine Art, und unbeschadet des Merkblatts, das Sie, roh wie es ist, als Zugabe erhalten werden. Da haben

Sie alſo eine abgekürzte Beſchreibung von Florenz in zwanzig kleinen Seiten, »nach Belieben des Verleihers«.

Jedem Herrn ſeine Ehre! Beginnen wir mit der Stiftskirche, einem alten, ſehr umfänglichen ſchönen Bau, der außen ganz von einer Marmormuſterung mit roten, ſchwarzen und weißen Feldern überkleidet iſt, nach Zeichnung des Arnolfo di Cambio (oder di Lapo), einem Schüler Cimabues. Er hat kein richtiggehendes Portal, das iſt die Regel, bis etwas Beſſeres kommt, hat man eine Freskoarchitektur auf die Stirnſeite gepinſelt. Das Innere hat ſchöne Verhältniſſe, und der Fußboden iſt in Feldern gemuſterter Marmor, beſonders aber der Chor iſt wirklich ſchön und eigenartig mit ſeinem Achteck von gekuppelten ioniſchen Säulen. Er öffnet ſich in Arkaden nach allen Seiten, und iſt nur unten durch eine Baluſtrade, deren Fußteile viele Flachreliefs zieren, geſchloſſen. Gleichfalls achteckig iſt die Kuppel, man bewundert ſie ungeheuer als älteſte und vielleicht ſchönſte, die je gebaut wurde, ihr Erbauer iſt Brunelleschi. Michelangelo hatte, wie man erzählt, für dieſe Kuppel eine ſolche Liebe, daß er von ihr Abſchied nahm, als er nach Rom ging, um die Peterskuppel aufzuführen, und zu ihr ſprach: »Leb wohl, meine Gute, ich gehe deinesgleichen machen, aber nichts, das dir gleichkäme.« Das iſt ein Schnack, den die Florentiner zum beſten geben. Jeder Kaufmann lobt ſeine Ware, denn das kann man auch ohne allzu gute Augen ſehen, daß die Kuppel von Sankt Peter dieſer hier weder gleich iſt noch gleichkommt, ſondern dermaßen überlegen, daß jeder Vergleich aufhört.

In der Kuppel iſt ein ziemlich wunderliches Fresko des »Jüngſten Gerichts«, von Federigo Zuccaro, die kleine Laterne hat Vaſari ausgemalt. Auf dem Hochaltar ſtehen vorn: eine gute Gruppe »Der tote Chriſt, der von einem Engel geſtützt wird«, und ein ſitzender Gottvater, beide von Bandinelli, dahinter eine Gruppe mit dem toten Chriſt auf den Knien der Jungfrau, von Michelangelo, die er un-

vollendet gelassen hat, weil der Marmor Fehler zeigte. Hier ward das allgemeine Konzil für die Wiedervereinigung der Griechen mit der römischen Kirche gehalten.

Ich sah schon manches Kapitel tagen,
Was ebenso umsonst sich mußte plagen,
Von Ratten nicht nur, nein, selbst von Mönchen,
Sogar von Domherrn mit Bäuchen wie Tönnchen.

Außerdem sah ich ebendort eine Masse Büsten und Grabmäler: von Giotto, Dante, Angelo Poliziano und Marsilio Ficino.

Daneben erhebt sich ganz freistehend der Glockenturm oder Campanile, das reichste, eleganteste und vortrefflichste Bauwerk, was man sich denken kann, wie die Kirche von oben bis unten ausgelegt mit schwarzem, weißem und rotem Marmor, die Zeichnung dazu stammt von Giotto, auch schöne Statuen sind an ihm hinauf angebracht, besonders ein greiser Kahlkopf von Donatello.

Der Kirche gegenüber steht ein alter Marstempel, mit achteckigem Grundriß, umgewandelt wider die Absicht seiner Begründer in eine Taufkapelle. Er öffnet sich in drei bronzenen Türen, auf denen in winzigen Rähmchen die Geschichten des Alten Testaments dargestellt sind. Wenn man freilich von ihnen erzählt, daß Michelangelo sie für würdig gehalten, die Pforten des Paradieses zu werden, so ist das wohl nur eine der vielen Torheiten, die man ihm in den Mund legt. Wäre es aber auch wahr, wenn diese Bewunderer auch nur die Bronzetüren des Schlosses de Maisons, nahe Saint-Germain, sähen, möchte ich ihre schönen Ausrufungen hören! Über jeder dieser drei Türen sind drei Statuen: Johannes der Täufer disputiert mit einem Schriftgelehrten und einem Pharisäer, recht gut, seine Enthauptung, schön, Christi Taufe, ziemlich übel. Es betrübt mich, daß Sansovino, der zu meinen Freunden gehört, sie gemacht hat. Das Innere

des Gebäudes ſtützen ſechzehn Granitſäulen, darüber hebt ſich eine Kuppel mit Moſaiken auf Goldgrund, von Taffi, einem der älteſten Maler. Die Arbeit iſt nicht ganz ſo ſchlecht, als die in der Kuppel von San Marco in Venedig, das heißt, ſie iſt nicht mehr als erzgarſtig. Über dem Hauptaltar Johannes der Täufer, den Engel gen Himmel tragen, eine ziemlich mäßige Gruppe, hingegen ſind die zwölf Apoſtel in der Rotunde von guten Händen. Dann ſteht dort die hochgeprieſene Magdalena, eine Holzſkulptur Donatellos, aber dermaßen hager, düſter, ſtruppig und abſcheulich, daß ſie mir für alle Zeiten den Geſchmack an der Buße benommen hat.

Am anderen Ende der Straße, gegenüber, liegt die kleine Jeſuitenkirche, mit einem hübſchen Portal in Art des Ammanato und einem recht ſchmucken Inneren. Ich fand hier zwei gute Bilder, »die Predigt des Franz Xavēr« und das »Kananäiſche Weib«, von Bronzino, ausgezeichnet in der Charakteriſtik, aber nachläſſig im Kolorit, worin es die Florentiner Maler faſt ſtets fehlen laſſen.

Die hauptſächlichſten Kirchen, um ſie gleich abzutun, ſind nach dem Dom die Annunziata, auf einem Platz, der an drei Seiten von Säulenhallen umſchloſſen iſt. Beim Eintritt in den Kreuzgang, der vor der Kirche liegt, ſtoßen Sie auf die Büſte und das Grabmal des Andrea del Sarto. Ich mache ausdrücklich darauf aufmerkſam, weil man in der ganzen Welt ſchwerlich ein ſchöneres Mannesantlitz als dieſes finden dürfte. Er hat einen der Kreuzgänge des Kloſters mit Fresken ausgemalt, ja über der Kirchtüre die Madonna »del ſacco«, die auf einem Kornſacke ſitzt, gilt für das beſte Bild, das er je gemacht hat. Er iſt, nebenbei geſagt, von allen Florentiner Malern der, den ich für ihren beſten halte. Die flache Decke des Kirchenſchiffes iſt ſtark vergoldet, und die Wölbung des Chores wundervoll ausgemalt von Franceschini Volterrano, der hier Mariae Himmelfahrt darſtellte, ich habe ſorgfältig feſtgeſtellt, daß er ſich die Mühe genom-

men hat, nur solche Heilige in seinen Himmel zu setzen, die der Chronologie nach hier ehrlicher Weise sein konnten.

Ich lasse alle anderen Bilder beiseite und verweile nur bei denen in der reichen Annunziatakapelle, die durch ein Wunder entstand, während der Maler, der in der Kirche arbeitete, eingeschlafen war. Hier ist ein sehr schöner Weltheiland, von Andrea del Sarto. Außerdem aber sind die Wände dieser Kapelle, obwohl gänzlich aus Achat und Chalcedon, von oben bis unten mit silbernen Armen, Beinen und anderen Gliedmaßen bedeckt, gestiftet von solchen, die die Gnade hatten, verstümmelt zu werden. In Frankreich begnügen wir uns bei Prozessionen, Köpfe auf Sänften zu tragen, im übrigen Italien trägt man Madonnen, hier aber ist auch das zweimal im Jahre nicht genug, da tragen sie den ganzen Hochaltar herum mit allen brennenden Kerzen.

San Marco bei den Jakobinern hat einen reichen Plafond, einen stark verzierten Hochaltar, eine Antoniuskapelle mit manchem Schönen, eine schöne Orgelempore und einige Bilder, die zu den besten gehören, die hier in Florenz sind, von Santi di Titi und Fra Bartolomeo, dann ist hier eine schöne »Hochzeit zu Kana«, und das Grabmal des Pico di Mirandola, dessen Grabschrift zu bekannt ist, um Ihnen hier berichtet zu werden. Aus diesem Hause war der Biedermann Savonarola,

Den sie geschmort in Feuer, hell und rötlich,
Und weil kein Gott erschien, ward ihm dies tödlich.

Gehen Sie auch in die große, schöne Bibliothek mit vielen, besonders uralten griechischen Handschriften, die meist von dem berühmten Nicola Niccoli herrühren, außerdem eine große Parfümerie, wo die Florentiner Schönheitswässerchen gebraut werden, vermittelst deren die braven Mönche die Fremden nach Kräften ausplündern, natürlich alles zur Ehre Gottes!

Santa-Croce ist ein alter, majestätisch wirkender Bau vom Meister Arnolfo di Lapo (oder di Cambio). Ich übergehe die ganz leidlichen Bilder, weil sie von den erlesen schönen Werken Venedigs und Bolognas zu sehr in Schatten gestellt werden, und spreche Ihnen einzig von den Grabmälern: des Leonardi Bruni Aretino, des Michelangelo, das drei Statuen: Malerei, Bildhauerkunst, Architektur, und seine Büste schmücken. Die Büste ist von seiner eigenen Hand, die drei Statuen machten drei seiner Schüler. Schöner noch als diese beiden ist Galileis Grabmal: die Gestalten der Astronomie und Mathematik lehnen rechts und links an dem Sarkophag, darauf steht die Bildnisbüste dieses Neuerweckers der guten Philosophie, und auf einem ovalen, abgerundeten Stein in der Mitte des Sarkophags ist der Planet Jupiter mit seinen vier Begleitmonden, die er entdeckt hat, in Gold gemalt. Ein Privatmann hat das Denkmal in letzter Zeit errichten lassen, um das Gedächtnis des großen Mannes zu ehren, die Kosten wurden von einer Stiftung bestritten, die Galileis Schüler, Viviani, in seinem Testament dafür gemacht hatte.

Unterlassen Sie ja nicht, die wundervolle Kapelle der Niccolini, die in dieser Kirche liegt, anzusehen. Sie ist ganz schlicht, völlig aus karrarischem Marmor und hat keinen Zierat außer fünf Statuen von demselben Stoff. Sie würden glauben, etwas Edleres sei überhaupt nicht zu finden, wenn Sie nicht in den Kreuzgang gingen und in die Kapelle der Pazzi träten, die ich mit ihrer korinthischen Ordnung, unfertig wie sie ist, kaum für den Tempel von Ephesus hergäbe. Da Sie einmal hier sind, werfen Sie auch einen Blick in die Bibliothek, die nicht übel bestellt ist.

San Lorenzo, mit schöner Innenarchitektur, hat nichts Beträchtlicheres als einen Porphyrsarkophag für Piero de'Medici, die alte Sakristei und die beiden berühmten Grabkapellen der Medici. Die ältere ist ganz von Michelangelo gebaut und mit Bildwerken von seiner Hand geschmückt, womit ge-



Veduta della Piazza e Chiesa di S. Giovannino de PP. Gesuiti, e de Palazzi dei SS.ri Marchese Riccardi, e Panciatichi. T. XIX

nug zu ihrem Lobe gesagt ist. Auf der einen Seite der Sarkophag des Giuliano de' Medici, auf dem zwei Statuen von völliger Richtigkeit und vorzüglicher Zeichnung ruhen, die »Tag« und »Nacht« vorstellen, darüber in einer Nische die sitzend dargestellte Statue Giulianos. Das zweite Grabmal, das des Lorenzo, ähnelt in seiner Anlage völlig dem ersten, die beiden Statuen sind hier »Abend- und Morgendämmerung«. Alles das ist vollendet schön und dabei ohne jede Anmut, einzig und allein ungeheuere Kraft ausdrückend, die schönsten Statuen schienen mir die des Giuliano und Lorenzo. Meinte Michelangelo wohl, man möchte seine zeichnerische Kunst oder seine anatomische Gelehrsamkeit anzweifeln? Er gibt nämlich seinen Weibern Muskeln wie einem Herkules und entfernt sich absichtlich von dem guten Geschmacke der Antike, denn in seinem Bacchus, der in der Galerie steht, hat er sich ihm genähert, unzweifelhaft um darzutun, daß auch dieser Stil ihm gelinge, wenn er wollte.

Die zweite Kapelle ist, was Reichtum angeht, das Wunder Toskanas: weit wie eine Kirche, achteckig, mit Kuppel und übervoll von kostbaren Steinen, die so sorgfältig geschnitten und geschliffen sind, daß es die Augen blendet. Alle Mauern sind von oben bis unten damit bekleidet, und Blutjaspis ist darunter einer der geringsten. Der Himmel der Kuppel oder wenigstens der Fries, denn nur den hat man bisher fertig gemacht, ist Lapislazuli mit goldenen Sternen. In einem jeden Achteckwinkel steht ein Wandpfeiler aus Alabaster mit einem Kapitell aus vergoldeter Bronze, und jede Wandseite enthält eine große Nische aus Kieselschiefer mit einem Sarkophag, wechselweise aus Granit oder Porphyr, auf dem Sarkophag liegt ein mit Smaragden und Diamanten eingefaßtes Kissen von rotem Jaspis, auf dem Kissen eine goldene Krone, und oben in der Nische steht die bronzene Statue eines der Großherzöge, die in dieser Kapelle begraben liegen. Alle diese Schätze aber werden von der unglaublichen Pracht des Hochaltars übertroffen. Sie werden

nun daraufhin meinen, daß selbst die Paläste der Feen keine solche Augenweide bieten könnten, wie diese Kapelle, und — sind sehr im Irrtum. Trotz der unschätzbaren Summen, die man seit anderthalbhundert Jahren auf sie verwendet, und all des Prunkes, der hier ausgegossen ist, macht das Ganze eher einen trübseligen und durchaus keinen erfreulichen Eindruck. Die Niccolinikapelle in ihrer völligen Schlichtheit und Weiße scheint mir unendlich vorzuziehen und bestärkt mich in meinem Glauben, daß guter Geschmack viel mehr ausrichtet, wie alle Pracht. Diese reiche Kapelle ist noch lange nicht vollendet, und wird es wahrscheinlich niemals werden. Das arme Florenz hat mit seinen Medici, diesen Vätern der Wissenschaften und Künste, wahnsinnig viel verloren.

Im Gebäude von San-Lorenzo befindet sich auch die Bibliotheca Medici, von der ich Ihnen schon gesprochen habe. Das Treppenhaus ist ein ganz wunderlicher Bau. Statt nämlich die Säulen, wie gewöhnlich, aus den Mauern herauszustellen, machte man Nischen und stellte sie in deren Vertiefung. Das muß ja wohl besonders schön sein, da Michelangelo es so gemacht hat, was mich anlangt, so bekenne ich meine Unwissenheit, ich sehe nicht, was daran hübsch ist. Die Treppe mit ihren drei parallelen Aufgängen und rund, geschweift, oder viereckig vorspringenden Stufen, wirkt nicht weniger eigentümlich, hat aber dabei etwas Reiches und Prächtiges. Die ganze Büchergalerie ist gleichfalls von Michelangelo entworfen, ebenso wie der Fußboden. Die Fensterscheiben sind mit Arabesken bemalt im Geschmacke Watteaus.

Unter der großen liegt eine zweite, unterirdische Kapelle, die nichts Bemerkenswertes bietet, außer einem »Christus am Kreuz«, von Giovanni da Bologna, mit der »Mater Dolorosa« von Michelangelo, und Johannes dem Täufer, von einem seiner Schüler, zu beiden Seiten.

Wenn Sie die Kirche verlassen, finden Sie in der Ecke der Piazza einen großen Sockel mit einem Flachrelief, »Kriegs-

gefangene, die dem großen Cosimo vorgeführt werden«; eine gute Arbeit von Bandinelli.

Santa Maria Novella ist außen gerade so wie der Dom mit schwarzem und weißem Marmor bekleidet. Ich halte sie in Größe und Schönheit der Verhältnisse für eine der besten Florentiner Kirchen. Sie enthält viele Malereien aus der guten Zeit, so von Vasari, Santi di Titi, und dem Bronzino, das beste Bild darunter ist wohl »das samaritanische Weib«, von Bronzino.

Die hiesigen Maler können recht korrekt zeichnen, aber ihre Farbtöne sind hart, stechen zu scharf voneinander ab und stimmen nicht zusammen, auch gut aufgebaute Bilder finden Sie nur sehr selten. Man darf nicht auf das hineinfallen, was Vasari zu Ehren seiner Florentiner Schule behauptet, die, für meinen Geschmack wenigstens, von allen die schwächste ist. Ich verlasse sie, und wende mich zu den Malereien, die noch aus der schlechten Zeit stammen, die sind weit merkwürdiger.

Zuerst zeige ich Ihnen die Madonna Cimabues, die wahrscheinlich das früheste Bild ist, das die Florentiner Schule gemalt hat, für einen Malermeister, der Ballhäuser anstreicht, wäre es nicht übel. Es hat weder Zeichnung noch Plastik noch Kolorit, und ich kann es nicht treffender als mit unseren bemalten Fächern für zwei Sous vergleichen: nichts weiter als ein simpler, schlechter Umriß, der mit verschiedenen Farben rein flächig angestrichen ist. Weit besser sind schon die Malereien seines Nachfolgers Giotto, wenn auch immer noch sehr schlecht. Die spanische Kapelle, die Gaddo Gaddi ausgemalt hat, zeigt schon etwas Farbe, aber noch keine Spur von Zeichnung. Der Kreuzgang, grün in grün bemalt von Paolo Uccello, hat, obwohl denkbar übel als Ganzes, doch manchen Ausdruck, der nicht schlecht ist.

Das Leben Johannes des Täufers und ein Marienleben, das Domenico Ghirlandajo im Chor malte, liegen unserer Art schon näher und haben gute Ansätze. Besser noch sind

die Malereien auf den Wänden der Capella Strozzi, »Hölle, Himmel und Fegefeuer« nach Dante, von Orcagna, genannt Cione, der Namen und Jahreszahl 1357 darunter ſetzte. Hierauf finden ſich höchſt maleriſche Einfälle, ſie ſind kühn komponiert, warm im Ausdruck und haben ſchöne, gut gearbeitete Köpfe. Das Beſte, was ich aus ſo früher Zeit geſehen habe! Einen Blick verdient auch die recht ſchmucke, nett eingerichtete Sakriſtei.

Die Väter vom Oratorium und die Benediktiner haben gute Innenbauten, letztere auch eine Bibliothek, beſſer ein Kabinett mit einer vortrefflichen Ausleſe von Büchern und vielen Handſchriften.

In Santa Felicità, einer ganz neuen, ſehr hübſchen Kirche korinthiſcher Ordnung mit Architrav, iſt das Grabmal Guicciardini.

San Michele hat am Außenbau eine Menge guter Statuen, unter denen der »Heilige Georg« von Donatello die beſte iſt.

Lauter korinthiſche Säulen aus grauem Stein bilden den weiten Tempel di Santo-Spirito, ein ausgezeichneter Bau des Brunelleschi, der Chor, der wie ein kleiner Tempel inmitten des großen ſteht, der Baldachin und der reiche Hochaltar aus koſtbaren Steinen ſind ſein Hauptſchmuck. Ich übergehe wie gewöhnlich eine Menge guter Bilder und Statuen und verweile einzig bei einem Bilde Giottos, das etwas weniger ſchlecht iſt als die Cimabues. Die Kreuzgänge dieſes Kloſters ſind die ſchönſten der Stadt.

Damit genug über dies Kapitel. Ich übergehe das übrige, teils, weil es mir nicht wertvoll genug ſcheint, teils, weil ich es ſelbſt nicht geſehen habe. Ein höchſt unmanierliches Wechſelfieber, das mir ſchon den Kopf vollſchwatzen wollte, als ich von Venedig abfuhr, wünſchte meine Bekanntſchaft zu erneuern, um mir den Tag zu ſtehlen, ich fertigte es aber kurz ab mit dem ganzen Rüſtzeug: »Clyſterium donare, enſuita ſeignare, poſtea purgare.«

Von den Paläſten verdient der Palazzo Strozzi, obwohl unvollendet, wegen ſeiner wunderbaren Architektur innen wie außen den erſten Platz. Gebaut haben ihn Scamozzi und Buontalenti.

Nach ihm gebe ich dem kleinen Palazzo Ugolini den Apfel. Außer dieſen gibt es noch eine ſolche Menge, daß es Tollheit wäre, ſie durchlaufen zu wollen. Sie ſchienen mir, als ich ſie gelegentlich der vielen Geſellſchaften, von denen ich Ihnen erzählte, zu ſehen bekam, überaus geräumig und reich an Bildern, die ich aber keine Muße hatte aufmerkſam zu betrachten. Verweilen wir alſo nur noch etwas länger bei dem ungeheueren Palazzo Riccardi, den früher die Medici bewohnt haben. Marcheſe Riccardi fand ihn aber anſcheinend noch nicht groß genug für ſich, denn er ließ noch anbauen. Der Palazzo iſt ganz in Ruſtika gebaut, von Michelozzo, mit Kranzgeſimſen, die auf von Michelangelo gezeichneten Konſolen ruhen. In dem von Säulengängen umzogenen Hofe iſt ein Springbrunnen, die Wohnungen wirken durch ihre unmäßige Größe langweilig, haben aber viele ſchöne Gemälde. Die Galerie, bemalt von Luca Giordano, iſt das Hauptſtück des ganzen Hauſes, denn in ihr ſtehen einige gewaltige Schränke, die ganz voll ſind von Bronzen, antiken Gebrauchsgegenſtänden und einer fabelhaften Menge wundervoller Kameen und antiker geſchnittener Steine, darunter iſt auch das berühmte Petſchaft des Auguſtus, das eine Sphinx vorſtellt, vielleicht das gleiche, von dem Sueton ſpricht. Es iſt auf ewige Zeiten dieſem Hauſe vermacht worden, und der Erblaſſer hat in einer Klauſel ausdrücklich verboten, es von dem Flecke, wo es feſtgeſiegelt iſt, wegzunehmen, bei einer Geldbuße von 10000 Dukaten in die Armenkaſſe. Ich ſah in dieſer Galerie den größten Kronleuchter von Bergkriſtall, den ich kenne, er iſt zehn Fuß hoch. Nahebei iſt die Bibliothek, deren Hauptraum außerordentlich reich geſchmückt iſt, ſie hat nicht ſehr viele Nummern, beſteht aber mehr als zur Hälfte aus guten Handſchriften, unter

anderem uralten von den beiden Plinius. Der Bibliothekar Lami ist einer der gelehrten Männer Italiens.

Haus Niccolini enthält viele Statuen, seltene antike Flachreliefs und Büsten, außerdem eine berühmte Münzsammlung, das Beste in ihm ist aber unstreitig der Hausherr.

Gherini hat schöne, angenehme Wohnräume, die nach französischer Art Spiegelkamine enthalten, was in Italien recht selten ist. Hier können Sie auch alte Japanporzellane sehen, deren Hauptverdienst in der Größe liegt. Weiter: eine reiche, gutgewählte Bildersammlung und ein Spiegelkabinett, in dem die Bilder über die Spiegel gehängt sind.

Gualtieri besitzt eine ungeheuere Muschelsammlung, die er jetzt stechen und drucken läßt.

Die Sammlung des Franzosen Baillon steht ihr nicht nach, ist wohl sogar noch reicher an Seepflanzen, Marcassiten und allen erdenkbaren Steinarten, vom Sande, auf dem man herumtrampelt, angefangen bis zum rosenfarbenen Diamanten. Die Anordnung erleichtert einem ungemein, der Natur etwas über die Schulter zuzusehen, wie sie ihre Werke schafft, und das chemisch-physikalische Buch, das er darüber unter der Feder hat, schien mir lehrreich und gut durchdacht. Ich habe von seiner Art manches lernen können.

Der deutsche Baron Stosch hat eine unglaubliche Sammlung vorzüglich für Geographie, Baukunst, alte und moderne Bauten, unter anderem Pläne, die Raffael selbst nach antiken Bauten aufgenommen hatte, und Arabeskenzeichnungen, die sich in diesen Denkmalen halb erloschen auffanden, und die er eigenhändig nachzeichnete, was beweist, daß Raffael alle die schönen Zeichnungen dieser Art, die er später ausführte, in der Antike gefunden hat. Stosch, jüngst wegen Spionage gegen den Prätendenten aus Rom ausgewiesen, flüchtete sich hierher, wo man gleich dasselbe mit ihm vorhatte, wenn nicht der König von England erklärt hätte, er würde ihn auf jede Weise hier in Florenz halten. Was natürlich nicht dazu dienen konnte, den Argwohn, den man

gegen ihn hat, zu verringern. Hier ein kleines Geschichtchen, das ich in Frankreich über ihn gehört habe. Eines Tages zeigt unser Freund Hardion verschiedenen Personen, darunter auch unserem Biedermann, das königliche Kabinett von Versailles. Ein gewisses Steinchen, das Ihnen unter dem Namen »Michelangelos Petschaft« gut bekannt ist, wird auf einmal unsichtbar. Man sucht es wie den Kopf einer Stecknadel, durchwühlt sich gegenseitig, zieht sich nackt aus: alles erfolglos. Da sagt Hardion zu ihm: »Herr Baron, die ganze Gesellschaft außer Ihnen ist mir bekannt. Übrigens sorge ich mich auch um Ihre Gesundheit, Sie sehen ein wenig gelb aus, was auf einen vollen Magen deutet. Ich meine, ein kleines Brechmittel, das Sie gleich hier an Ort und Stelle nehmen, wäre Ihnen durchaus nötig.« Die Arznei wirkte wunderbar und heilte den armen Mann von dem Stein, den er verschluckt hatte. Spaß hatte ich auch daran, das Theater für Tierkämpfe zu sehen, einen hübschen Logenbau aus grauem Stein, mit einer Arena oder dem Parterre in der Mitte. Die Menagerie liegt daneben, sie enthält eine Löwin, die wie ein Pudel apportiert, einen Tiger, ungeheuer groß und schön wie ein Engel, und zwei Tigerkätzchen, die boshaftesten Geschöpfe von Charakter, die man sich vorstellen kann.

Noch eine andere Art Menagerie müssen Sie sehen: den Saal der Akademie della Crusca, in welchem der Sitz aller Stühle, auf die man sich niederläßt, eine Kiepe, und die Lehne eine Backschaufel ist, der Direktor sitzt auf einem Thron von Mühlsteinen, der Tisch ist eine Backmolle, die Garderobe besteht aus Säcken, die Papiere nimmt man aus einem Trichter, und der Vorlesende steckt mit halbem Leibe in einem Mehlbeutel, und hundert andere Hanswurstereien, die auf den Namen Crusca Bezug haben, der »Mehlkleie« bedeutet: das Ziel ihrer Errichtung ist nämlich die italienische Sprache zu durchbeuteln und immer wieder zu sieben, um so ihr feinstes Mehl zurückzubehalten und das weniger reine zu verwerfen. Sie wissen, welchen Ruf diese

Akademie hat, und wie sehr sie ihn verdient. Sicherlich verdankt sie ihn nicht diesen knabenhaften Anspielungen, die man ebenso wie die bizarren Namen, die sich die meisten italienischen Akademien beilegten, auf Rechnung des schlechten Geschmacks setzen muß, der herrschte, als sie sich auftaten.

Aber bis jetzt sind wir wirklich nur auf dem Fleck hin und her getrippelt, gehen wir nun zum Palazzo Vecchio, am Mercato nuovo vorbei, das ist ein Hallenbau mit geschmackvollen Säulengängen, davor ein wasserspeiender Eber aus Kupfer: ein sehr gut gebauter junger Herr!

Der Palazzo Vecchio ist an sich nichts weiter als eine alte Bastille, die von einem großen, häßlichen Wartturm überragt wird. Ebenso massig und finster als außen ist er innen, hier tragen ihn dicke, häßliche Säulen, mit kleinen Statuen, die zu ihnen passen, verwechseln Sie nicht damit den Springbrunnen mit einem hübschen Kindchen aus Bronze, das einem Fische die Kehle zudrückt.

Die unteren Räume sind von Vasari, Salviati und Federigo Zuccari bemalt. Das erste, was man findet, wenn man nach oben steigt, ist ein »Salone«, ein wenig größer, als ein Marktplatz, er dient zur Abhaltung von Festen. Auf die Decke, mit vierunddreißig Abteilen, malte Vasari die Eroberungen der Florentiner. Hinten im Saale steht eine Gruppe: Adam und Eva mit der Schlange, Bandinellis Meisterwerk. Auf der Estrade gegenüber stehen die Statuen Leos X., Clemens VII., von Giovanni, Alessandro und dem großen Cosimo de' Medici, alle von Bandinelli. An den Seiten: die Siegesgöttin mit einem Gefangenen, von Michelangelo, dann sechs Gruppen, die Taten des Herkules darstellend, von der Hand Rossis. Herkules erdrückt Antäus, — trägt das Himmelsgewölbe, — tötet den Zentauren, — besiegt die Amazonenkönigin, — trägt den erymanthischen Eber fort, — wirft Diomedes den Pferden vor. Die letztgenannte Gruppe ist die beste.



Veduta degli Ufizj, o sia Curia Fiorentina presa dalla Loggia presso Arno. T.X.X.

Oben liegen die Kunstkabinette mit märchenhaften Kostbarkeiten jeder Art: an zwanzig riesige Schränke mit Gefäßen aus ziseliertem Silber, teils zum Gebrauch in der Kapelle, teils für die Wohnräume und die Anrichten. — — Ein Prunkbett mit vier Säulen, aus Lapislazuli, Achat, oder Jaspis, Fassung und Beschlag aus vergoldetem Silber, — — Reitzeug, bei dem Sattel, Steigbügel und Zügel mit Türkisen, die Schabracke mit Perlen besetzt sind. — — Ein Altarbehang von sechs Fuß Länge aus massivem Gold getrieben, mit Inschriften aus Rubinen, ist ein Weihgeschenk Cosimos II., der in Email darauf dargestellt ist, bekleidet mit Smaragden und Diamanten. — Goldene Tafelgeschirre. — — Andere Schränke voller Kronen, Säbel, Dolche, Gefäße, Wappen, Pokale und so weiter, sämtlich teils gefertigt aus edlen Steinen, wie sie sonst zu Fingerringen verwandt werden, teils damit besetzt. — — Schließlich das berühmte Original der »Digesta« oder »Digesten«, das unter dem Namen »Pandectae Florentinae« bekannt ist. Es ist eine vorzüglich erhaltene Handschrift in zwei Foliobänden, mit großen Buchstaben, — nicht Majuskeln —, und stammt, wie man annimmt, noch aus der Zeit des Kaisers Justinian selbst. Zwischen je zwei Blätter legte man, um das Werk mehr zu schonen, ein Blatt grünen Atlas. Es ist ein Geschenk der Pisaner an die Florentiner zum Dank dafür, daß diese ihre Stadt gut geschützt hatten, während sie selbst einen Kriegszug über Meer machten und das Buch in Amalfi fanden. Einstmals wurde es hier nur unter großen Umständlichkeiten gezeigt, indem man Kerzen davor anzündete und niederkniete, heutzutage kann man es höchst gemütlich betrachten, was freilich wieder mal beweist, wie der Richterstand täglich an Geltung einbüßt.

Der Palazzo Vecchio steht mit dem »Gabinetto« des Großherzogs in Verbindung. Up! Da wären wir also! Aber ob ich mir wirklich ein Herz fasse und hier eintrete! Denn wenn ich erst einmal in diese wahre Fundgrube von Sehenswürdig-

keiten den Fuß setze, können Sie Ihrem armen Brossette nur gleich Lebewohl sagen, denn der ist dann für Sie erledigt. Aber wir müssen wohl schon über den Stock springen, wäre es auch nur, damit Quintin, wenn er diese Sammlung kaufen will, nicht die Katze im Sack kauft.

Sie müssen also wissen, daß das großherzogliche Kabinett aus zwei ziemlich langen, sich parallel gegenüberliegenden Gebäuden besteht, die eine Straße trennt und ein Querhaus, unter dem drei Arkaden durchführen, am einen Straßenende verbindet. Dieses Ganze ist von Vasari gleichmäßig in dorischem Stile und so wohl ausgeführt, daß in meinen Augen selbst Michelangelo nichts Besseres gemacht hat. Die beiden Straßenzeilen nun bilden zwei Galerien, die in ihrem doppelten Umgang eine Reihe Sammlungszimmer oder Säle mit so mannigfaltigen Dingen enthalten, daß ich Ihnen nur grobhin einen Begriff davon geben kann. Die beiden Galerien oder die Galerie, — da sie durch das Querhaus zu einer einzigen werden, — enthält die Büsten und Statuen, und zwar abwechselnd zwei Büsten und eine Statue, an den Ecken und Endpunkten aber stehen größere Gruppen. In ihr finden Sie nichts, was nicht antik wäre, und einzig zwei modernen Statuen, Michelangelos und Sansovinos Bacchus, freilich wirklichen Meisterwerken, ward ein Ehrenplatz darin bewilligt. Nachdem ich das vorausgeschickt habe, will ich Sie mit dem Lobpreise dieses steinernen Volkes nicht weiter aufhalten und merke nur an, wie stark mir hier, wo ich einmal vergleichen konnte, die Überlegenheit der Griechen über die Römer auffiel. Noch kostbarer sind die Büsten, nicht so wohl ihrer Arbeit wegen, obwohl auch die sehr gut ist, als deshalb, weil sie eine lückenlose Sammlung aller Kaiserköpfe des römischen Imperiums von Julius Cäsar bis Alexander Severus darstellen. Selbst die Thronräuber und Nebenkaiser fehlen nicht, ja Sie finden sogar eine Reihe Kaiserinnen und Kaisertöchter. Ich staune immer wieder, wie man es fertiggebracht hat, alle diese Stücke zu vereinigen, un-

ter denen aller Wahrſcheinlichkeit nach ſogar nur einmal vorkommende Stücke ſind. Von Alexander bis Konſtantin hat man die Sammlung, wenn auch ſehr unvollſtändig, fortgeſetzt, und es iſt recht eigen zu ſehen, wie der Verfall der Kunſt mit dem Verfall des Reiches gleichen Schritt geht, derart, daß die allerletzten faſt gar nichts taugen. Die Decke dieſer Galerie iſt mit entzückenden Arabesken von Schülern Raffaels bemalt.

Im Treppenhauſe eine Reihe Inſchriften, Urnen und Flachreliefs, nebſt zwei griechiſchen Hunden, von der Statur unſeres Sultan, auch genannt Pluto.

Im erſten Zimmer eine hohe, gewundene Säule aus orientaliſchem, durchſcheinendem Alabaſter mit Kannelierung; — — Eine Folge ägyptiſcher oder aſiatiſcher Götzenbildchen, eine zweite griechiſcher oder römiſcher, eine Ausleſe der ſchönſten Büſten und einige kleine antike Gebrauchsgegenſtände aus Bronze; — — ein mächtiger Kronleuchter aus gelbem, durchſichtigem Bernſtein, durch den man im Inneren einen Stammbaum des Hauſes Brandenburg in weißem Bernſtein erblickt. — — Ein Schreibtiſch aus Lapislazuli und ein großer Tiſch mit überaus naturgetreu aus koſtbaren Steinen gearbeiteten Blumen und Früchten. Im zweiten Zimmer in kleinen überkuppelten Räumen eine Elfenbein-, Bernſtein- und Alabaſterſammlung mit gedrechſelten, geſchnitzten und geſchliffenen Werken aus Elfenbein, Bernſtein und Alabaſter; die wertvollſte davon iſt die Alabaſterſammlung. Zwei Glasſchränke bieten im Inneren den ſchaurigen und ekelhaften Anblick eines Beinhauſes und einer Peſt, die in Wachs dargeſtellt ſind.

Zwei Tiſche, der eine aus Bandjaſpis und eine Landſchaft darſtellend, der zweite mit einer Überſchau von Livorno, aus Halbedelſteinen und das Meer in wellig gekräuſeltem Laſurſtein.

Im dritten Raum ein Ebenholzſchränkchen, an dem Breughel der Ältere Bildchen mit Geſchichten aus dem Alten und

Neuen Teſtament auf koſtbare Steine gemalt hat, darinnen iſt ein Flachrelief aus Wachs, die Kreuzabnahme darſtellend, von Michelangelo, und zwölf ziemlich große Statuetten aus Bernſtein. — — Weiter: eine große antike Achatſchale, — — Anatomiſche Nachbildungen aus Wachs.

Im vierten Raum eine fabelhaft große und ganz vergoldete Himmelskugel nach dem ptolemäiſchen Weltſyſtem. — — Ein Magnetſtein, der vierzig Pfund trägt, ſowie viele aſtronomiſche und mathematiſche Inſtrumente.

Im fünften Raume eine antike Statue, der ſogenannte »Hermaphrodit«, vom Kopf bis zum Gürtel weiblich, vom Gürtel abwärts männlich.

Ein griechiſcher Koloß, der das Inſtrument, mit dem man »das Menſchengeſchlecht ſchmiedet«, vorſtellt. Wahrhaftig, der verdient die Bezeichnung »eine ſaubere Maſchine«, vor ihm müſſen alle anderen das Gewehr ſtrecken. Es ſitzt auf zwei Löwenpranken und iſt in der Mitte mit einem Schurz umgürtet, an dem alle möglichen Vögel mit weiblichen Brüſten, wollte ſagen Büſten aufgehängt ſind.

Als Gipfel des Blödſinns hat das Weſen aber auch noch das zweite Ding, ſeine gewöhnliche Gefährtin, als Kopfſchmuck, aber ſo verkümmert und ſo wenig in der Größe zu ihm paſſend, daß man hieraus für ſein Wiſſen von der Antike erſchließen kann, daß die Griechen wohl das Sprichwort gekannt haben müſſen:

Colla pazienza et collo ſputo
Si vince tutto.

Ein Grenzgott mit allen ſeinen Attributen, eine Gruppe Eroten, die eins über das andere hingekugelt ſchlafen, — — ein Euripides aus eiſenfarbigem äthiopiſchem Marmor, und eine vortrefflich erhaltene lateiniſche Handſchrift, die nach altrömiſchem Brauch auf gewachſte Holztäfelchen geſchrieben iſt. Es ſcheint das Rechnungsbuch eines franzöſiſchen Königs

Philipp zu sein, mit dem Verzeichnis der Bezüge, welche die ihn auf einer Reise begleitenden Beamten erhalten haben, es ist sehr schwer zu lesen. Ich vermute, die Blätter gehören zu solch einer Handschrift, wie ich unter denen der Genfer Bibliothek eine gesehen habe, und die der junge, geistvolle Mathematiker Kramer entziffert hat. — — Eine Anzahl Bronzen, ein Schränkchen mit einer Bekleidung aus kostbaren Steinen, die alle aus einem Stück sind, und goldenen Flachreliefs auf Achatgrund. — — Eine Art Bildschränkchen, mit je fünf kleinen Gemälden in einem Rahmen, es stammt aus dem Besitz des Kardinals von Medici, der es auf allen Reisen mit sich zu führen pflegte und so im Hui sein Gastzimmer mit Gemälden behängt hatte.

Im fünften Raum ungefähr hundertundvierzig Selbstbildnisse von Malern. Viele berühmte Maler, deren Bildnisse sich anderwärts häufig finden, fehlen, da man nur echte Selbstbildnisse hier haben wollte.

Der siebente Raum ist die Rüstkammer: mit allen Arten antiker, moderner und orientalischer Bewaffnungen, erstaunlich reich und erlesen. Aufmerksam machen will ich Sie nur auf eine Muskete mit massiv goldenem Laufe.

Im achten an fünfzigtausend Münzen aller Gattungen, Größen und Metalle, unter denen ich zwei von Otho sah, halb Kupfer, halb Bronze, es ist also Unsinn, daß es das nicht geben soll. Außerdem mehrere tausend Kameen und geschnittene Steine von meist ausgezeichneter Arbeit. Sie können selbst darüber urteilen, denn man hat einige davon in Ihrem »Museum Florentinum« nachgestochen.

Das Allerwertvollste endlich, was man besaß, ist in der sogenannten Achtecktribuna vereinigt. Beim Eintritt fällt Ihr Blick auf die sechs berühmten griechischen Statuen: die Ringer, — — den Schleifer, der die Verschwörung des Catilina belauscht, — — die »große Venus«, — — den tanzenden Faun, — — die Urania —, und die Venus von Medici. Alle sechs Stücke sind vortrefflich erhalten und so

sauber geglättet, daß sie eben aus der Hand des Bildhauers zu kommen scheinen, ihre Schönheit, besonders des Fauns und der Mediceischen Venus ist unaussprechlich. Misson irrt sich, wenn er sagt, daß der Untersatz mit der Statue aus einem Stück sei, und daß seine griechische Aufschrift: Cleomenes usf. auf den Verfertiger deute: der Untersatz ist zerbrochen worden, das Stück, auf dem die Statue jetzt steht, wurde nachträglich mit ihr zusammengefügt, und Plinius, der von ihr spricht, sagt ausdrücklich, sie sei von Phidias. Die strengsten Kunstrichter fanden an den schönen Formen und Verhältnissen dieses Frauenleibes nichts auszusetzen: der Hals ist lang, der Kopf außerordentlich klein und, wiewohl schön, doch nicht von einer Art Schönheit, die mich anspräche. Mylord Sandwich, den ich einmal in der Tribuna traf, und der gerade aus Griechenland kommt, sagte mir, daß alle dort für schön geltenden Frauen, die er gesehen habe, so gewachsen seien. Da wir gerade von diesem Engländer sprechen, muß ich Ihnen noch etwas von ihm erzählen: in einer Ecke der Galerie steht eine unvollendet gelassene Büste des Brutus, der Cäsar ermordete, von Michelangelo, Lord Sandwich ärgerten nun die weitbekannten Verse am Sockel, die den großen Republikaner zu tadeln wagen:

Dum Bruti effigiem sculptor de marmore ducit,
In mentem sceleris venit, et obstupuit.

Und vom Fleck weg, indes wir beide die Büste betrachteten, machte er folgende Verse als Erwiderung:

Brutum effecisset sculptor, sed mente recursat
Tanta viri virtus: sistit et obstupuit.

Aber schauen wir uns nun weiter in der Tribuna um: acht weitere kleine Statuen, die den erstgenannten wenig

nachgeben. Ich sah mich gleich nach dem Praxitelischen Cupido um, über den ein allbekanntes Geschichtchen im Umlauf ist, und der hier stehen sollte. Aber man versicherte mich, das alles sei Fabel. — — Antike Statuetten aus Marmor und Halbedelsteinen. Unter den marmornen sind die sehenswürdigsten: der junge Britannicus, — — der junge Nero, — — Marc Aurel als Kind, — und Amor als Bogenspanner. Von den Figürchen aus Halbedelsteinen sind die besten: Lysimachus, aus Chalcedon, — — Canopus, aus Achat, — — bartloser Jupiter, aus Kristall, und: der Tiber, — nicht »Cäsar«, wie Misson, oder »Nero«, wie andere sagen, aus Türkis. Letztgenanntes Stück ist sowohl wegen der Größe und Schönheit des Steins wie wegen der Vollkommenheit der Arbeit eine der größten Kostbarkeiten der Galerie. — — Ein Tisch mit Blumen aus eingelegten Steinen, an dem allein man eine Woche lang seine Augen weiden könnte. — — Ein sehr großer Prunkschrank, prächtiger als alle bisher genannten, mit Säulen aus Jaspis und Lapislazuli, deren Sockel und Simse aus Gold sind. Er steckt voll der seltensten, altjapanischen Porzellane, vortrefflicher Arbeiten aus Bergkristall, großer Schalen von Lapislazuli, und zu guter Letzt, um meinem Satz einen Schluß zu geben, enthält er einen Diamanten, groß wie eine stark plattgedrückte Walnuß, von schöner runder Form, in Facetten geschliffen, der ungefähr hundertundvierzig Karat wiegt. Der größte Diamant Europas! Sein Wasser spielt allerdings etwas ins Gelbliche.

Trotz aller Einzelheiten, die Sie eben gelesen haben, habe ich Ihnen nur das berichtet, was mir den bedeutendsten Eindruck gemacht hatte, und eine unendliche Menge einfach übergangen. Beispielsweise sind alle diese Säle voll von Bildern erster Meister, in der Tribuna hängen nur ganz erlesene Stücke von ausbündiger Berühmtheit: ein einziger Correggio, die Jungfrau vor ihrem Sohne kniend! Welch Kolorit, wie lieblich und anmutig! Vielleicht freilich sogar etwas zu

sehr, denn es grenzt schon an Weichlichkeit. — — Johannes der Täufer in der Wüste, von Raffael. Eigentümlich, dieses selbe Bild sah ich schon in Bologna, man versichert mich, es sei in Rom, und wir alle kennen ein Exemplar in der Sammlung des Herzogs von Orleans, der es vom Sohne des ersten Präsidenten von Harlay kaufte. Roger de Piles, einer der feinsten Bilderkenner aller Zeiten, hält das Bild des Herrn Regenten für eins der besten Bilder überhaupt. Fast ebenso spricht Vasari von dem des Großherzogs und fügt hinzu, daß es auf Leinwand gemalt ist: wonach das großherzogliche Bild das Original sein müßte, da die drei anderen auf Holz gemalt sind. Es wäre immerhin sonderbar, wenn einer unserer besten Kenner derart eine Kopie in die allervorderste Reihe gestellt hätte. Wenn übrigens das Bild des Herrn Regenten wirklich Kopie ist, muß sie unbedingt von Raffaels eigener Hand stammen, kam es doch recht häufig vor, daß die großen Meister ihre Werke selbst kopierten. Das Feuer der ersten Gestaltung freilich pflegt solchen Kopien meist zu fehlen. Unser Bild, wie das im Palais Royal, ist unbestreitbar von hoher Schönheit, obwohl ich es nicht wie De Piles unter die allerersten Kunstleistungen rechnen möchte. Es enthält nur eine einzige Figur, ist durch und durch herb ohne eine Spur von Anmut. Freilich, der Bildgedanke ist ausgezeichnet, und das an sich sehr spröde Thema »die Stimme des Rufers in der Wüste« (»Vox clamantis in deserto«) wohl kaum besser zu behandeln. Die Zeichnung ist von völliger Korrektheit, die Landschaft hat mit dem zu Behandelnden gleiche Stimmung, und die Gestalt ist voll innerer Empfindung. Und das ist wohl sicher: nur Raffael vermochte so viel Leben und sprechende Gebärde in eine einzige Gestalt zu bannen.

Um von der Galerie zur großherzoglichen Residenz im Pittipalast, der ziemlich weit abliegt, eine Verbindung zu schaffen, baute man, so gut es gehen wollte, über Häuser und Brücken hinweg einen langen Gang. Der Palazzo Pitti


CARLO RE DI NAPOLI DI SICILIA E GERUSALEMME INFANTE DI SPAGNA DUCA DI PARMA PIACENZA CASTRO GRAN PRINCIPE
DI TOSCANA

liegt an einem länglichen schmalen Platz, dessen eine Hauptseite er völlig einnimmt, seine ungeheuere Fassade ist ganz ohne Gliederung und Schmuck, wofern man nicht die Massen ungleicher Rustikaquadern, die sie zusammensetzen, dafür nehmen will. Entschädigt wird man durch die köstliche Zeichnung des Innenhofes, aus drei übereinandergestellten Säulenordnungen bestehend, dessen Säulen in Rustika gehalten und gegurtet sind, gerade wie beim Palais du Luxembourg, mit dem der ganze Palast überhaupt Ähnlichkeit hat. In der Tat beabsichtigte Maria Medici mit diesem Palais, in Paris ihr Geburtshaus bauen zu lassen. Die Erbauer des Florentiner Palastes sind Brunelleschi und Ammanato. Wenn man ihn ganz nach dem Plan ausgeführt hätte, den man mir zeigte, wäre er gewiß einer der schönsten Bauten Europas. Der Hof wird von einer großen Grotte mit Statuen und einem Becken mit lebenden Fischen abgeschlossen, die Kuppel krönt eine Fontäne aus weißem Marmor mit drei Wasserstrahlen.

Die Innenwohnungen blieben, sowohl was Einrichtung wie die sehr zahlreichen Gemälde angeht, hinter meiner Erwartung zurück. Freilich ist zu bedenken, daß der Schlund der Galerie die schönsten und wertvollsten Stücke verschluckt hat. Am erfreulichsten wirken von den Wohnräumen die überaus reich und wohlanständig eingerichteten Zwischenstocks.

Die Pittigärten haben nicht die gemeinübliche Anlage und machen mir gerade deshalb unendlich viel Vergnügen: nichts als Berge, Täler, Gehölze, Hügel, Beete und Baumpflanzungen, und das Ganze ohne Regel und planvollen Aufbau, was einen ländlich anmutigen Eindruck macht! Da und dort verstreut ein paar schöne Statuen, Fontänen und Grotten, eine davon hat ein ausgezeichnetes Deckenfresko. Einige ungefährliche ausländische Tierarten wie Gazellen, Zibetkatzen und ähnliches Viehzeug werden darin gehalten.

FÜNFUNDZWANZIGSTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Aufenthalt in Florenz, Fortſetzung.

Florenz, den 8. Oktober 1739.

Liebster Neuilly.

Ich hörte von Ihnen durch Maleteste und Blancey außer Ihrem reizenden Brief, den ich noch in Venedig erhalten habe. Sie mein Fürſt kämen nach Italien! Das wäre dann natürlich ſchon Ihre zweite Reiſe, denn ohne hier geweſen zu ſein, kann man nicht überall wie Sie Beſcheid wiſſen, Sie plaudern ja von den Borromeiſchen Inſeln, den Paläſten an der Brenta, kleinen Eigentümlichkeiten Venedigs und tauſend anderem, wie wenn Ihnen das alles vor Augen ſtände. Wie wünſchte ich Sie in dieſem Augenblicke wirklich hier zu haben, daß Sie leibhaft und nicht nur in Ihrer Einbildung alles mit mir betrachten könnten, zumal heute, wo ich mich inmitten des Großherzoglichen Kabinetts befinde, das Wunderwerke der Kunſt und Wiſſenſchaft, wirklich Sehenswürdiges und ganz reizender Krimskrams zu einem der überraſchendſten Erlebniſſe der Welt machen. Ich bin ſo außer mir, daß Sie, dem dieſe Dinge ſo im Blute und Geſchmack liegen, nicht mit hier ſind, daß ich ſelbſt es nur noch halb bin.

A, te meae ſi partem animae rapit
maturior vis, quid moror, altera
nec carus aeque nec ſuperſtes
integer?

Ich ſage natürlich nicht nein zu Ihrem Vorſchlag, noch ein zweites Mal mit Ihnen gemeinſam Italien zu bereiſen, falls Sie es einmal in Muße tun könnten. Aber was ſagen Sie zu dem kleinen Scherz, den ich mir hier mache, Ihnen den Plan

der Galerie in der großherzoglichen Sammlung mit allen Statuen nach Reihenfolge und Standort zuzuschicken, obwohl das meinen Brief unnütz dick macht? Aber ich meinte, es wäre Ihnen vielleicht nicht unlieb, auf die schöne Aufstellung besonders der Büsten einen Blick zu werfen und zu bewundern, wie man solche Folge antiker Kaiserköpfe des römischen Imperiums bis Alexander Severus zusammengebracht hat, so vollständig, daß sogar die Gegenkaiser, ja die meisten Kaiserinnen und kaiserlichen Prinzessinnen nicht fehlen. Überdies, da niemand bisher einen Aufstellungsplan im einzelnen gezeichnet hat und auch das Museum Florentinum nichts derartiges bringen wird, machte ich ihn mit großem Vergnügen und bitte Sie, ihn nicht zu verlieren. Von den sechs griechischen Statuen rede ich Ihnen nicht, weil sie zu bekannt sind, ebensowenig von dem Hermaphroditen. Hingegen stehen unter den anderen Statuen, also denen die zu zwei und drei zwischen die Büsten gestellt sind, einige anbetungswürdige, das heißt solche, die der Schönheit der sechs ersten recht nah kommen. Vor allem sind die griechischen Statuen den römischen weit überlegen, auf den Grad ihrer Vollkommenheit können Sie daraus einen Schluß tun, daß man nur je eine von Michelangelo und Sansovino eines Platzes unter ihnen gewürdigt hat.

Mich dünkt, die Medici verdienten wegen ihres überall sich aussprechenden Geschmacks für die guten Dinge jede Empfehlung. Nichts spricht stärker zu ihrem Ruhme, als ihre Beliebtheit, deren Äußerungen man allerorten sehen und hören kann, und wie sehr ihnen ein Volk nachtrauert, dem sie die Freiheit genommen und ihr Joch aufgezwungen haben. Wirklich, Florenz hat rasend viel mit ihnen verloren, und die Toskaner sind auch von dieser Wahrheit so fest überzeugt, daß kaum einer unter ihnen nicht willig ein Drittel seines Vermögens gäbe, um sie ins Leben zurückzurufen, und ein zweites Drittel, könnte er damit die Lothringer wieder los werden. Denn höchstens der Haß des Mailänders

auf den Piemontesen läßt sich mit der Mißachtung vergleichen, die der Florentiner jenen gegenüber empfindet. Zur Zeit des letzten Krieges empfing man dort die Franzosen mit offenen Armen und den Piemontesen schlossen sich alle Türen. Ähnlich haben in Florenz die Franzosen in alle Häuser Zutritt, die Lothringer nirgends. Endlich habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Florentiner überhaupt nur in der Hoffnung leben, den Schwiegersohn unseres Königs zum Großherzog zu bekommen, und sogar höchst erstaunt sind, daß König Ludwig seiner Tochter dies Geschenk noch nicht gemacht hat. Wie der Lothringer-Herzog freilich zu entschädigen wäre, kümmert sie nicht, denn sein Interesse läßt sie völlig gleichgültig. Und eins ist richtig: die Lothringer haben sie übel behandelt und, was schlimmer ist, mißachtet. Herr von Raigecourt, der von seinem Herrn Vollmacht hat, ist ein kluger, geistvoller Mann, das gibt jeder zu, aber man versichert gleichzeitig, daß er von den kleinen Rücksichten, durch die sich eine neue Herrschaft in Geschmack bringt, nicht viel halte. Man will behaupten, die Lothringer betrachteten Toskana nur wie ein Land, durch das sie im Durchmarsch begriffen seien, wo sie alles, was ihnen grad in die Finger kommt, nehmen dürfen, ohne sich viel um die Zukunft zu scheren. Für ein Land, das seine eigenen Herren gehabt hat, die Würden und Gnadenstellen an die Volksgenossen verliehen und die Staatseinkünfte im Lande selbst ausgaben, ist nichts herber, als Provinz einer fremden Macht zu werden.

Der Neigung der Nation entspräche wohl am meisten ein Prinz der spanischen Linie. Man hat gesehen, wie Don Carlos als Thronfolger ankam, mit vollen Händen das peruanische Silber ausstreute, das ihm Madame Farnese lieferte, und wie er von niemandem etwas verlangte, weil er eben damals noch nicht dazu in der Lage war. An dies erste Auftreten haben sich manche Illusionen geknüpft. Aber, wäre Don Carlos in Toskana geblieben, hätten die Untertanen auch ihrerseits zahlen müssen, wie das nur billig ist.

Eben verbreitet sich ein sicherlich grundloses Gerücht, ein starkes Korps französischer Truppen sei in Marsch, um die Alpen zu überschreiten. Daraufhin hat mich der Marchese N. N. ganz laut gefragt, was man mir diesbezüglich von Frankreich geschrieben habe, und ob die Truppen nicht anrückten, um das Mediceererbe für den Infanten Don Philipp zu sichern. Andererseits sagte neulich ein recht geistvoller Mann, daß er den Lothringer dem Spanier noch immer vorziehe. »Denn«, meinte er, »jener zieht mich zwar bis auf's Hemd aus, läßt mir aber wenigstens die Haut, ‹meine Freiheit im Denken›, indes der Spanier mir auch die über die Ohren zieht und mich im übrigen genau so plündert. Allgemein gesprochen,« fuhr er fort, »wird jeder Herrscher das Geheimnis finden, uns zu befriedigen, vorausgesetzt nur: daß er in Florenz lebt, die Wissenschaft schirmt und Sinn für die Künste hat. Denn den nicht zu haben, gilt hier als todwürdiges Verbrechen.« Derselbe sagte ein andermal: »Das französische Sprichwort ‚Lorrain vilain!' habe ich lange Zeit einfach nicht begriffen. Seit kurzem habe ich dafür eine mehr als ausreichende Erklärung. Dabei«, fügte er hinzu, »behandeln sie uns selber als Knicker, weil es nicht in unseren Gewohnheiten liegt, offene Tafel zu halten. Ich aber frage, wer von beiden ist schäbiger, der niemandem etwas zu essen anbietet, oder wer auf Unkosten des anderen essen will.«

Aber denken Sie, daß auch wir Franzosen gegen die lothringische Sippschaft eine Lanze haben brechen müssen. Grad eben kommt die Nachricht von dem Friedensvertrag von Belgrad, den Kaiser und Großtürke durch Vermittlung unseres Botschafters an der Pforte, Herrn von Villeneuve, geschlossen haben. Dieser Friede ist für den Kaiser weder vorteilhaft noch ehrenvoll. Daraufhin halten nun die Parteigänger Österreichs gegen uns große Reden, das sei unsere gewöhnliche Manier, die Pforte zu Nachteil des Reiches zu unterstützen. Ich habe ihnen leise vorgestellt, daß Herr von

Villeneuve nicht dazu da war, um zu entscheiden, sondern daß der Kaiser freie Wahl hatte, die Bedingungen anzunehmen oder abzulehnen. Daß, wenn er die Bedingungen annahm, er dies in der weisen Voraussicht getan hat, in Anbetracht seiner Lage gegenüber den Türken, wenn er den Krieg fortsetzte, vielleicht noch schlimmere zu erhalten. Worauf der Primas ungestüm schrie: »Ganz Ihr Frankreich, erst hat es das Haus Österreich im Wiener Frieden zermalmt und überläßt es dann der Gnade seiner Feinde.« — — »Mein Gott,« habe ich ihm erwidert, »das ist doch nicht meine Schuld, ich habe den Wiener Frieden doch nicht gemacht! Wenn ich dort gewesen wäre, hätte ich ihn entweder überhaupt nicht gemacht, oder so, daß ich uns für die kommenden Kriege einen entscheidenden Vorsprung gesichert hätte, — wie Herr Chauvelin auch anscheinend vorhatte. . . Ob ihn auch persönliche Beweggründe leiteten, wie seine Feinde wissen wollen, oder nicht, kann uns kalt lassen, da der allgemeine Vorteil unseres Staates bei seinem Handeln nicht zu kurz kam.« Was die Lothringer bei dem Wiener Vertrag in schlechte Laune bringt, ist der Austausch Lothringens gegen Toskana. Trotzdem ist der Tausch für ihren Herrn durchaus vorteilhaft. Mag man auch seine Anhänglichkeit an das väterliche Erbe ins Feld führen, einige Milliönchen mehr machen das reichlich wett.

Der Prinz Elbœuf sucht als ältester Prinz von Geblüt die übeln Manieren seiner Lothringer, die er als erster zugibt, durch die ihm eigene Höflichkeit wieder auszugleichen. Er spielt wundervoll den leutseligen Biedermann, und — was mir am meisten gefällt — bewirtet uns köstlich ohne alle Prinzlichkeiten. Sie kennen die angeborene Höflichkeit der Lothringer Prinzen, Sie kennen auch den, von dem ich jetzt spreche, wenigstens vom Hörensagen, derselbe, der in Neapel verheiratet war, in Europa so viele verschiedene Rollen spielte und der . . . ., was ich ihm verzeihe, solange er mich mit Tokaier aus dem Keller des Großherzogs bewirtet. Auch die

Prinzessin Craon macht ein recht ordentliches Haus, das dem Fremden vieles Angenehme bietet. Die Frau gefällt mir ausnehmend in ihrer Haltung und einer feinen umgänglichen Art, sich zu geben, und obwohl sie schon seit langem Großmutter ist, im Notfall würde ich wohl so einen kleinen Lothringer mit ihr noch fertig bringen. Ihr Gatte hat hier eine große Hofhaltung, ebenso wie Herr von Châtelet, der Stadtgouverneur ist. Sie alle sind in den Haß, den die Florentiner Nationalpartei ihren Landsleuten geschworen hat, nicht einbegriffen, er geht nur gegen die, die sich in die Regierung einmischen, auf die sie trotz Geburt und Stellung kaum Einfluß haben.

Nichts kam uns besser zupaß, als gerade hier in Florenz ein solch gutes Absteigequartier zu finden, denn die hiesigen Gasthäuser sind denkbar scheußlich und selbst die schlimmsten Prophezeiungen, die man mir betreffs italienischer Wirtschaften gemacht hatte, fand ich noch überboten. Die Nacht ist noch schlimmer, als der Tag. Kleine Schnaken, hundertfach vermaledeiter, als die burgundischen, hatten sich vorgesetzt, mich zum Verzagen zu bringen, und dank ihnen werde ich Florenz ohne jedes Bedauern verlassen, einmal, weil ich dort krank wurde, dann aber auch des elenden Wetters wegen, das mir fabelhaft viel verdorben hat. Im ganzen hat mir die Stadt nicht so, wie andere, gefallen. Immerhin bietet sie in einer bestimmten Art mehr Sehenswürdigkeiten, als man anderenorts findet, und hat sicherlich mehr geist- und verdienstvolle Menschen. In der Hinsicht kann sich kein Gau Italiens mit den Florentinern messen, und sie versorgen sogar die anderen Landstriche noch mit. Nehmen Sie hinzu, daß ich hier einige hundert Louis im Spiel gewann, so hätte ich eigentlich vorzüglicher Laune sein müssen: aber die vornehmste Grundlage der Fröhlichkeit ist die Gesundheit.

Schöne Wissenschaften, aber auch Philosophie, Mathematik und Technik werden noch heute außerordentlich stark in dieser Stadt gepflegt. Ich fand sie voll von Gelehrten, und zwar sowohl Leuten von Stande, wie berufsmäßigen Wissenschaftlern. Sie

ſind nicht nur in der gelehrten Welt ihres Landes durchaus beſchlagen, ſondern ſchienen auch über die franzöſiſche und engliſche gut unterrichtet. Beſonders hohe Achtung genießen ſolche Forſcher, deren Unterſuchungen einen Nutzen bezwecken, der dem ganzen Volke zugute kommt, ſo ſprachen ſie aus der Zahl unſerer Gelehrten mit der größten Wertſchätzung vom Abbé Saint Pierre, was Sittenlehre, und Réaumur, was Naturforſchung und Technik angeht. Freilich wird auch keinem anderen italieniſchen Volksſchlag die Pflege der Wiſſenſchaften ſo leicht gemacht, wie den Florentinern: ſie ſind vermögend, brauchen nicht viel auszugeben und haben vollauf Muße, gibt's doch bei ihnen weder Militär noch politiſche Intrigen noch Staatsgeſchäfte. So bleibt ihnen alſo für ihre Betätigung nur der Handel oder die Studien, und was letztere betrifft, ſo kommen jedem Florentiner, ſelbſt ohne daß er ſich deſſen bewußt wird, alle die Bequemlichkeiten zugute, die man ſeit mehreren Jahrhunderten in Geſtalt von Denkmalen der Antike, Bibliotheken und Handſchriften für ihn aufgeſtapelt hat.

Ich bin ziemlich beſchäftigt damit, den Text zu meinem Salluſt aus über zwanzig Salluſthandſchriften, die auf der Bibliotheca Medici ſind, und einem Dutzend anderer, die ſich da und dort verſtreut finden, zu kollationieren. Ebenſo will ich es im Vatikan machen, danach werde ich dann hoffen können, ihn ſo richtig zu beſitzen, wie man ihn haben kann. Ich gab Auftrag, das Gleiche mit den Handſchriften des Sueton zu tun, der es noch weit nötiger hat und an einigen Stellen überhaupt nicht zu enträtſeln iſt. Ebenſo bemühe ich mich, alle antiken Denkmale, die unmittelbaren Bezug auf dieſe Beiden haben, zuſammenzubringen, oder wenigſtens ein Verzeichnis davon anzufertigen. Denn ſicherlich, nur mit Hilfe zeitgenöſſiſcher Statuen, Flachreliefs und Medaillen macht man gute Anmerkungen zu den Geſchichtſchreibern. Beſonders will ich nach Möglichkeit die Bildniſſe der Hauptperſönlichkeiten ſammeln: mir ſcheint, der Leſer

nimmt stärkeres Interesse an Menschen, die er vom Sehen kennt.

Aber spottet Maletesta nicht über mich, und vielleicht sogar mit Recht, daß ich toll genug bin, mich mit Lesarten abzugeben? Ich mache aber wirklich nicht mehr Aufhebens davon, als vernünftig, denn, wenn man sich einmal die Aufgabe gestellt hat, einen antiken Schriftsteller so gut und vollständig wie möglich herauszugeben, muß man, scheint mir, vor allen Dingen dazu tun, einen völlig richtigen Text zu erhalten, und kann ohne diese Vorarbeit nie sicher sein, eine ganz treue Übersetzung geliefert zu haben. In noch größerer Not bin ich wegen meiner Anmerkungen, die leider nur allzulang werden, obwohl ich mich streng auf das Geschichtliche, das zu meinem Stoffe gehört, beschränkt habe, ohne, außer wenn es durchaus unerläßlich war, das trockene und saftlose Grammatische zu berühren. Und doch wird man vielleicht finden, ich sei auch darin zu weitschweifig. Alles, was Humanismus heißt, ist nicht mehr recht der Geschmack unseres Zeitalters, das scheinbar einzig und allein die philosophischen Wissenschaften noch gelten lassen will, so daß man sich gewissermaßen entschuldigen muß, will man heute etwas in dieser Gattung arbeiten, die vor zweihundert Jahren so allgemein gepflegt wurde. Es ist ja wahr, wir haben ihn nicht mehr so nötig, aber wenn man die Literatur der Alten derart, wie man jetzt tut, vernachlässigt, ist dann nicht zu befürchten, daß wir langsam wieder in die Barbarei zurücksinken, aus der er allein uns gezogen hat? Wenn ich mich nicht irre, haben wir schon einige Schritte in der Richtung getan.

Vermittelst scharfsinniger Analyse, didaktischen Aufbaus und Schlüsse Ziehens, denen nichts als Gefühl und Ursprünglichkeit fehlen, sind wir in Frankreich bei einer solchen Läuterung unseres Geschmacks angelangt, daß wir statt des großen, natürlichen Geschmackes der Antike, wie er noch im vorigen Jahrhundert galt, kalte Richtigkeit, kindische

Symmetrie oder läppische metaphysische Spitzfindigkeiten gesetzt haben.

Tausend Umarmungen unseren Freunden! Was sagen Sie zu der Geschichte mit Buffon? Ich habe an ihn von Venedig aus geschrieben und warte ungeduldig von ihm auf Antwort. Ich wüßte nicht, daß mich je etwas herzlicher gefreut hätte, wie die Nachricht von seiner glücklichen Anstellung. Wenn ich mir vorstelle, wie er sich an den königlichen Gärten freuen wird. Wieviel haben wir zusammen darüber gesprochen! Wie er sich in sie hineinwünschte, und wie unwahrscheinlich es war, angesichts der Jugend von Dufay, daß er hineinkam! Schreiben Sie mir häufig, und von nun an immer nach Rom, postlagernd. Leben Sie wohl, mein lieber Kerl! Ob ich wohl in Ihrem Herzen ebensoviel Raum einnehme, wie Sie in dem meinen? Ich zweifle nicht daran, weiß ich doch, wie stark und zart Sie empfinden.

SECHSUNDZWANZIGSTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Von Florenz nach Livorno.

Den 14. Oktober 1739.

Wir verließen Florenz am neunten Oktober gegen Abend und durchquerten die Ebene, die sich zwischen den zwei Gebirgszügen des Apennin ausbreitet. Sie ist zwanzig Millien lang ein einziges Gartendorf, das sich bis Pistoja erstreckt, wo wir übernachteten. Die alte, öde Stadt schien mir außer einem recht gefälligen Rundbau, dem »Battisterio«, nichts Bemerkenswertes zu bieten. (Alle toskanischen Städte, nebenbei gesagt, haben eine Kirche oder Kapelle, die nur für die Taufen bestimmt ist.) Der Dom gegenüber wirkt trotz des daran verschwendeten Marmors wie eine Dorfkirche.

So benutzte ich die ganze Zeit meines Aufenthalts zu einem Ritt in die nahen Berge nach dem »Piano di Vaione«, wo, wie behauptet wird, die Schlacht zwischen Petreius und Catilina geschlagen ward. Trotz des Regens nahm ich hier, so gut es ging, das Gelände auf und machte verschiedene Beobachtungen für meine Arbeit. Noch mehr Förderung freilich verspreche ich mir von der Mitarbeit eines Herrn Medici, Gouverneurs von Prato, der zuvor in Pistoja Gouverneur war. Er hat mir versprochen, Meßblätter von allen Bergen hier herum aufnehmen zu lassen und alles an mich zu schicken, was mir in meiner Sallustausgabe helfen kann, dies geschichtliche Ereignis auch topographisch aufzuhellen.

Dann durchfuhren wir zwei Landflecken, Borgo a Buggiano und Pescia, und waren damit an dem Grenzchen des Staates Lucca angekommen. Nie im Leben hätte ich mir eingebildet, daß es in einem so winzigen Staatchen so mächtig regnen könnte! Wir waren aber noch kaum darinnen, als ein solcher Regenguß niederging, daß ich nicht ein Wort davon glauben würde, bekäme ich ihn in einem Reisebericht geschildert. Nach knapp einer halben Stunde waren mein Kutschverdeck und Ihr ergebenster Diener völlig durchweicht, so daß ich wie der aus dem Wasser gezogene Moses in Lucca ankam.

Luccas Lage ist putzig, ringsum von Bergen umschlossen, liegt es mitten drin auf einer kleinen Ebene, wie auf dem Boden einer Tonne, ich finde, es sieht ein wenig wie Genf aus, aber ohne See und Rhone. Es ist ebenso groß und sehr ähnlich — wenn auch nicht ganz so schön wie Genf — befestigt. Vor allem ist seine Befestigung zu niedrig, außerdem schlecht gehalten und die Gräben sind fast ausgefüllt. Der Wall, bestedkt mit vielem Geschütz, stuft sich nach der Stadt ab in vier Rampen, die jede mit einer Baumallee bepflanzt sind. So kann man einen angenehmen Spaziergang rundherum machen. Der ist aber auch das Beste an ganz Lucca, und also lohnte sich der Umweg nicht recht, den wir dieser

Stadt zuliebe gemacht haben. Freilich sein Straßenpflaster, dessen sämtliche Steine zur Bequemlichkeit der Pferde oben rauh geklopft sind, ist das schönste, das man irgendwo finden kann, und die Straßen haben auch hier und da hübsche Häuser. Der Palast der Republik wäre sogar ein mächtiger, großzügiger Bau, wäre er nicht zur guten Hälfte noch unfertig, im fertigen dürfte allerdings der ganze Staat bequem Platz finden! Nun kurz das Übrige:

An San Martino eine gotische Fassade, die sich durch Häßlichkeit auszeichnet, eine noch garstigere hat der Dom. Sein Inneres ist um einige Nuancen dunkler als ein Backofen, beachtenswert ist das kleinsteinige Marmormosaik des Fußbodens.

Linker Hand im Schiff, inmitten einer Kapelle, besser gesagt eines alleinstehenden Tempelchens, ist das berühmte Kruzifix, der »Volto Santo« oder »Santo Volto«, von Engeln nach einem Entwurf des Nikodemus gearbeitet, der als Bildhauer nicht mehr gekonnt hat, wie Sankt Lukas als Maler. Der Gekreuzigte trägt wie ein großer Herr einen schönen, roten Samtüberzieher und hat eine Krone mit Edelsteinen auf dem Kopf. In der Kapelle links ganz gut gemachte Bilder vom Marienleben, auch die Bilder der Kapelle rechts sind nicht übel, ich merkte hier ein Abendmahl von Tintoretto an und ein zweites, noch besseres, am Eingang.

In der Madonnenkirche sehen Sie ein Bild »Petrus heilt einen Lahmen«, dessen Maler ich nicht erkannt habe.

In der reich verzierten Kirche San Domenico »der Martertod des heiligen Romanus«, von Guido. — »Der heilige Thomas von Aquino«, von Boni, einem guten Bologneser Maler, und ein Bild in alter, sehr merkwürdiger Malweise. — In San Frediano das Grabmal eines angeblichen heiligen Richard, Königs von England, obwohl sicherlich ein Heiliger dieses Namens weder je gelebt hat noch in Lucca begraben ist. — In Santa Maria ergeben viele Marmorsäulen und reiche Vergoldung einen häßlichen Gesamteindruck,

eine freistehende Kapelle aber darinnen, die, wie man mich versicherte, Zug für Zug der in Loretto nachgebaut ist, erfreute mich, denn nun betrachte ich die Santa Casa als gesehen und brauche nicht mehr nach Loretto. Außerdem, dort oder wo anders, — ich weiß nicht mehr, — ein »Christus mit dem heiligen Romanus«, von Guido.

In der Stadt stößt man auf unförmliche Überbleibsel eines römischen Amphitheaters, das durch garstige, hineingebaute Baracken vollends entstellt wird. Mehr Geschmack bewies man, nahe am Dom das Haus eines Nobile abzureißen, der eine Verschwörung angezettelt hatte: denn das gab einen recht hübschen Platz.

Ich will in meinem Bericht nicht vergessen, daß das Schauspiel, das ich am Abend besuchte, bis auf den letzten Platz voll war, dabei viele Damen. Verblüffend war auch die Katastrophe des Dramas, ein sehr künstliches Feuerwerk, das man längs des Saales quer durch Logen und Kulissen abbrannte, wobei ich am meisten bestaunte, daß diese Feuersbrunst an so gefährlichem Orte und der mit Mulden herabstürzende Flammenregen keinem außer mir Angst machte! Davon abgesehen fand ich dies Feuerwerk weit hübscher als alle, die ich in Frankreich erlebt habe. Ich beobachtete außerdem, daß die Beamten der Republik, in Nachäffung der alten Römer, abgesonderte Plätze im Theater hatten. Die Spitzen dieser Beamtenschaft sind vier an der Zahl, wovon der Vornehmste, der »Gonfaloniere«, um so mehr dem Dogen ähnelt, als auch er fast nur für die Repräsentation da ist, indes die eigentliche Staatsgewalt von den drei anderen ausgeübt wird, die »Staatssekretäre« heißen. Ihre Macht währt ein Jahr, die des Gonfaloniere nur zwei Monate. Der Rat setzt sich aus sechzig Nobili zusammen, ich glaube nicht, daß er viel zu tun hat, besteht doch der ganze Staat nur aus der Stadt und elf Dörfern. Dafür liegt aber in dem Ländchen auch alles hübsch beisammen!

Die runde Ebene, die den Boden der besagten Tonne

bildet, iſt fruchtbar und angebaut wie ein Garten. Die hieſigen Landſitze gelten für die reizendſten und prunkvollſten von ganz Italien. Wir hatten aber wenig Luſt, das ſaubere Wetter zu einem Ausfluge dorthin zu benutzen. Das Öl von Lucca, neben ſeidenen Tüchern der Haupthandelsartikel des Staates, iſt das beſte Italiens, wo es gemeinhin nichts taugt. Bemerken Sie noch, daß es den Jeſuiten trotz aller angewandten Kniffe nie gelang, in Lucca Fuß zu faſſen, — daß die vier Stabträger oder Büttel auf einem Bein einen roten, auf dem anderen einen weißen Strumpf tragen, — daß ich im Rathaus eine Schweizergarde geſehen habe, die, wenn der Senat vorbeigeht, ſich auf einer Seite in Spalier ſtellt, da ſie nicht zahlreich genug iſt, ſich auf beide zu ſtellen, — daß hier kein Menſch Degen trägt, und das Degentragen auch Fremden nach Ablauf von drei Tagen verboten iſt, — daß die Republik, hoch achtenswert, trotz meiner ſchlechten Witze, ⟨jeder kleine Staat, der ſeine Selbſtändigkeit zu behaupten weiß, iſt das immer⟩ unter kaiſerlichem Schutz ſteht, und daß ſie bald das Kaiſerbildnis, bald das des »Volto Santo« auf ihre Münzen ſchlagen läßt, — — und ſchließlich, daß bei den Auguſtinern ein kleines Loch iſt, das bis in die Hölle hinabführt, und von dem der elende Soldat verſchluckt ward, der die Jungfrau Maria prügelte, leſen Sie die Geſchichte bei Miſſon. Ich ſtockelte mit einer Gerte in dieſem Loche, weil ich wiſſen wollte, ob die Hölle ſehr weit läge, und fand, daß es nur anderthalb Ellen tief war. Arg überraſcht, mich dieſem ekligen Orte ſo nahe zu finden, flüchtete ich ſtracks bis Piſa, trotzdem gerade ein grausliches Gewitter niederging und uns durch die Waſſermaſſen, die es herunterſchickte, zu einem ziemlichen Umwege nötigte. Wir machten ſechzehn Millien, faſt immer am Fuße der Berge und ſtellenweiſe auch die Ufer des Serchio berührend, der vom Regen geſchwollen war.

Piſa fand ich, — trotz des abſcheulichen Wetters, — entzückend gelegen. Der ſchöne, breite Arnofluß teilt die Stadt

in zwei Hälften, beide Ufer sind von Kais eingefaßt, die drei Brücken miteinander verbinden. Mit einem Wort, nichts ähnelt mehr dem Anblick, den man vom Pont-Neuf auf Paris hat. Die schönste dieser drei Brücken ist die mittelste, ganz aus weißem Marmor. Nahe ihrem einen Ende liegen die »Banchi« oder die Börse, dorisch, am anderen der Palazzo Lanfreducci, ganz aus weißem Marmor. Noch schöner ist der Palazzo Lanfranchi, den Michelangelo gebaut hat.

Obwohl alle Reisenden behaupten, daß Pisa eine sehr große Stadt ist, und ich seine ganze Ausdehnung gesehen habe, hatte ich nicht den Eindruck. Es ist dünn bevölkert und fast nur an den Flußufern. Der Verlust seiner Freiheit und die Nachbarschaft Livornos taten ihm großen Abbruch.

»Marmor sei in Pisa gemein wie Wasser«, diese Redeblüte mag sonst ziemlich stimmen, bei der Sintflut, die heute wieder mal niedergeht, wäre sie lächerlich, aber nirgends finden Sie wieder vier so hübsche Stücke so nahe beieinander wie auf dem hiesigen Domplatz, sämtlich von Kopf bis zu Fuß, will sagen, vom Dache bis zur Grundmauer karrarischer Marmor, der weißer und feiner ist, als Alabaster.

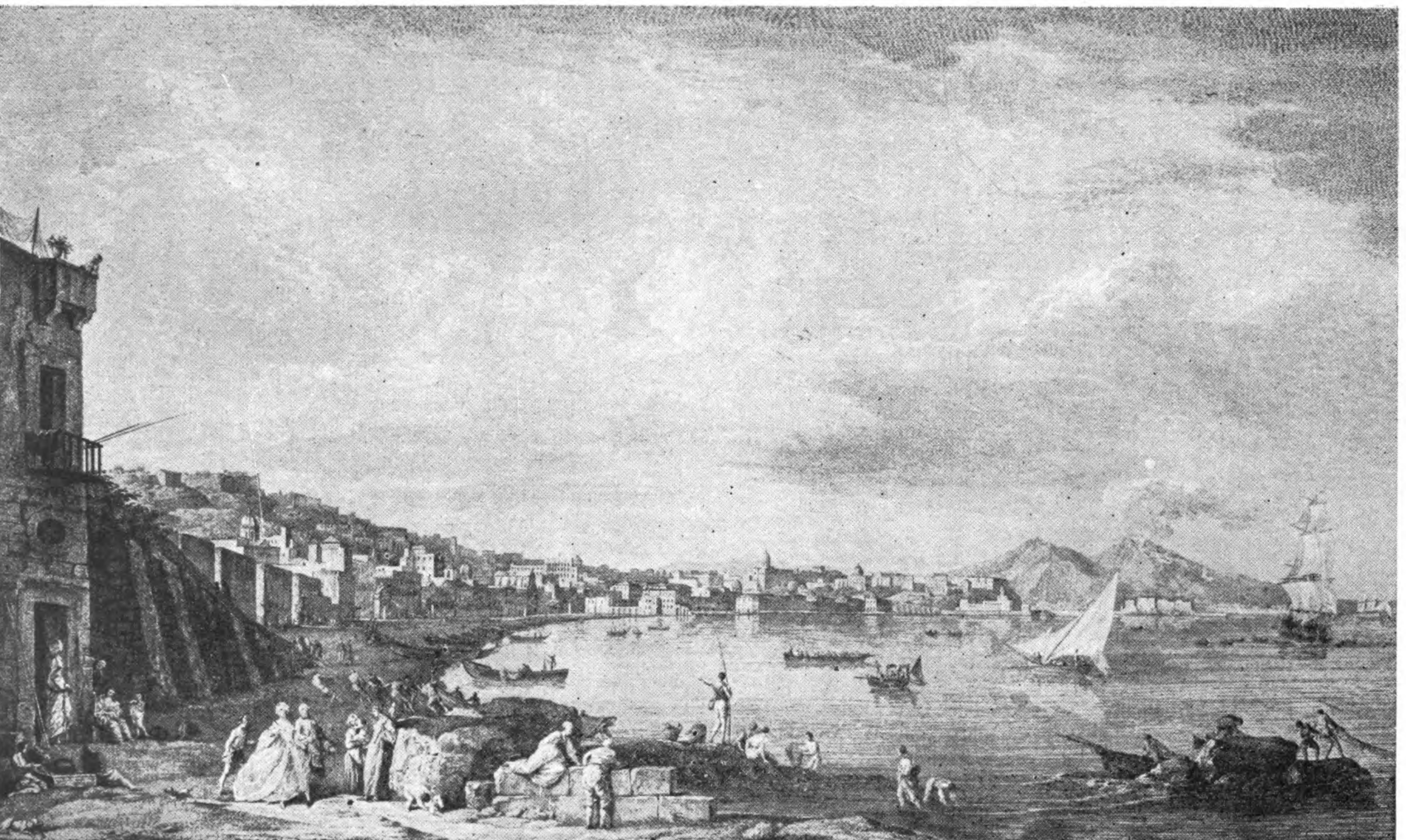
Nummer Eins, der Dom, ist eine der vornehmsten und schönsten Kirchen, die ich je gesehen habe. Am schwächsten daran ist wohl die gotische Fassade mit überaus stark verzierten Säulen. Die drei gewaltigen Bronzetüren aber, durch die man eintritt, von Giovanni da Bologna, sind weit schöner als die am Baptisterium in Florenz, die dort so gepriesen werden. Die achtundsechzig Granitsäulen, die in vier Reihen stehend das Kircheninnere tragen, wirken geradezu majestätisch, am eigenartigsten ist wohl — wegen der Doppeltreppe, die an ihr hinaufführt, — die mit der Kanzel: jede Treppenstufe ist für sich allein in die Säule eingehaftet, und eine Konsole stützt sie, das hüpft und schwebt förmlich! Ebenso schön wie der ganze Bau ist der Fußboden.

Von den zwei schön gegliederten Kapellen des Querschiffs birgt die linke als eine Art Sakramentshäuschen einen vor-

trefflich aus vergoldetem Silber getriebenen Tempel, getragen von Engeln, und hinter dem Altar eine Versuchung Evas durch die Schlange, der der Bildhauer einen Frauenkopf gegeben hat, ein wenig glücklicher Einfall, denn von allen Köpfen, die er dem Versucher geben mochte, war dieser sicherlich am unfähigsten, Eva zu versuchen. In der Kapelle rechts ein wunderbar entworfenes Grabmal, reich verziert mit vergoldeter Bronze. Im Giebelfelde der gleichen Kapelle machte man mich auf Wölkungen im Marmor aufmerksam, in denen zwei menschliche Köpfe sichtbar werden: ein Naturspiel, wie man behauptet. Sie sind jedoch zu richtig gezeichnet, ein bißchen nachgeholfen wird man wohl haben! — Die Wölbungen beider Kapellen sind wie die des Chors mit Mosaik auf Goldgrund in sehr altertümlicher Manier ausgelegt, statt »altertümlich« könnte ich freilich ebensogut sagen »erbärmlich«. Im Chor links eine Porphyrsäule, deren Kapitell einen hübschen Kinderreigen abbildet. — Außerhalb der Kirche eine Granitsäule mit sehr schöner, antiker Urne, und das angebliche Grabmal der Tochter der Gräfin Mathilde, in Wahrheit aber ein antiker Sarkophag, dessen Flachreliefs eine Eberjagd darstellen. Eins der schönsten Denkmale, die uns von der antiken Skulptur geblieben sind!

Man kann sich nichts feiner Gedrechseltes denken, als das nahe Baptisterium. Es ist ein Rundbau, überdacht von einer hübschen Kuppel, die wie ein Turban geformt ist. Das Innere ist wie ein heidnischer Tempel völlig leer und enthält nicht das mindeste außer zwei Reihen übereinandergestellter Säulen. Spricht man aber darin, so hallt die Stimme mehrere Sekunden lang nach wie bei einer großen Glocke und schwillt auch ebenso, ganz allmählich, in sehr ergötzlicher Weise wieder ab. Hier ist ein recht schönes Bild der Kinder des Zebedäus, von Andrea del Sarto.

Der Campo santo oder Cimitero, das Dritte und Seltsamste, ist ein langer, rechteckiger Kreuzgang. Die eingeschlossene Wiese ist lauter Erde, die von Jerusalem hierher



〈37〉

geschafft ward, da solche, — wie man wissen will, — die Seelen der armen Abgeschiedenen mehr als jede andere erheitert. Der Kreuzgang ist gotisch, recht hübsch, und die marmornen Grabplatten, womit er gepflastert ist, verdienen fast sämtlich aus dem oder jenem Grunde Beachtung. Die Mauern entlang hat man eine Menge antiker Sarkophage aufgestellt, die Kardinal Noris zu seinem gelehrten Werk »Cenotaphium Pisanum« anregten. Von den paar neuzeitlichen Grabmälern sind das des Rechtsgelehrten Decius und das eines Buoncompagni, der Papst Gregor XIII. zum Neffen hatte, die besten. Die Mauern sind mit Fresken bemalt von der Hand Giottos, Orcagnas, Benedettos, des Benozzo Gozzoli und anderer: grillenhafte, lächerliche Darstellungen aus der biblischen Geschichte, mißglückt, aber höchst merkwürdig. Ein Bild »Noah zeigt seine Nacktheit« sehe ich noch vor mir: dicht neben Noah steht ein junges Mädchen, das sich mit den Händen die Augen zuhält und dabei mit aller Gewalt die Finger auseinanderspreizt, um — nichts zu sehen.

Das Vierte ist der berühmte Turm von Pisa: rund, von acht übereinander laufenden Säulenhallen umringelt und dabei hohl von oben bis unten ist er nicht viel mehr als eine Kruste. Er hängt so stark über, daß ein von oben herabgelassenes Senkblei mehr als zwölf Fuß von der Grundmauer auf den Boden kommt. Wenn man die Erscheinungen prüft, die an ihm zutage treten, gewinnt man wohl den Eindruck, daß er sich einmal, lang wie er ist, auf die Seite gelegt hat, und doch ist es bei der Art, wie er gebaut ist, wiederum schwer vorstellbar, daß er solch einen Tanzschritt gemacht hätte, ohne sich völlig auszurenken.

Die Kirche der Stephansritter, eines großherzoglichen Ordens, ist ganz mit Feldzeichen, die man von den Türken erbeutete, ausgehängt. Ein schönes Siegesdenkmal, aber ich wüßte gern, ob nicht in den Moscheen auch einige von ihnen hängen! Die flache Decke ist stark vergoldet und ausgemalt

von Bronzino, der hier das Leben Ferdinands von Medici malte. Der Hochaltar in klassischer Architektur, ganz aus Porphyr mit eingelegtem Chalcedon, ist eine sehr beachtenswerte Arbeit. In der Mitte des Platzes vor der Kirche steht die Statue des großen Cosimo, der den Orden gestiftet hat, ringsherum liegen die Häuser der Ritter.

Weiter eine Statue Ferdinands, wie er einer Frau mit zwei kleinen Kindern ein Almosen gibt. Nahebei, scheint mir, liegt auch die gotische Kapelle von Marmor, die vom Gelde eines Bettlers erbaut wurde. Beachten Sie auch den schönen, anderthalb Meilen langen Aquädukt, der vorzügliches Quellwasser von den benachbarten Bergen in die Stadt leitet. Der Arzneiengarten ist nur klein, enthält aber eine Reihe höchst merkwürdiger amerikanischer Pflanzen. Die Vorhalle des Gartens ist eine letzte Ruhestätte für Walfische, deren große, plumpe Skelette man hier aufgestellt hat.

Weiter: der Kreuzgang des erzbischöflichen Palasts mit einem Springbrunnen und einer Mosesstatue in der Mitte. — — Die Werft für den Bau der großherzoglichen Galeeren, die dann auf einem eigens angelegten Kanal nach Livorno gebracht werden: nichts Besonderes für jemanden, der Werften in Frankreich und Venedig gesehen hat. — — Bei den Dominikanern das Grabmal eines Demetrius Cantacuzena, Feldhauptmann der Florentiner im Jahre 1536. Schauen Sie nach, ob Ducange von ihm gesprochen hat.

Obschon ich mich gewöhnlich gerade über solche Städte länger auslasse, von denen andere Reiseberichte nur wenig sagen, will ich mancherlei, was an Pisa noch anzumerken wäre, schweigend abtun, da die Zeit, die ich zum Schreiben habe, zu knapp ist, Außerdem aber scheint mir diese Epistel schon sowieso weniger kurz zu werden als die des Paulus an die Korinther, die ich immer zu lang fand — für einen Brief, versteht sich! Ich sage also von einer ziemlichen Anzahl ganz guter Bilder, die sich da und dort in den Kirchen finden,

gar nichts und notiere nur einen Franziskus, von Cimabue, im Kapitelſaal der Franziskaner, und ein Altarbild bei den Jakobinern, von einem ſehr frühen Maler, genannt Traini ‹Francesco›, deſſen Namen ich bisher nur hier gefunden habe. Den Abend verbrachte ich bei Pater Gandi; dieſer Biedermann gilt in Frankreich als Italiens größter Mathematiker, iſt aber ſchon uralt und ſcheint nicht viel mehr loszuhaben. Dagegen ſchien mir ſein junger Sekretär, ein Fromond aus Beſançon, recht tüchtig.

Tags darauf, am dreizehnten Oktober, fuhren wir in früher Morgenſtunde ab nach Livorno. Die Landſchaft war ganz flach und reizlos; in einem Walde, durch den wir fuhren, züchtet man Kamele und Büffel. Noch eine zweite Sonderbarkeit fand ich hier, nämlich Korkbäume: eine ſehr hochſtämmige, immergrüne Eiche mit Stacheln an den Blättern. Die Korkrinde wird alljährlich abgenommen und erneuert ſich wie die Blätter. Das alſo war die Korkeiche!

Seit faſt vierundzwanzig Stunden ſind wir nun ſchon hier und konnten bisher bei Strafe des Erſaufens noch nicht die Naſe an die Luft ſtecken. Die Jahreszeit wird raſend unbequem zum Reiſen. Immerhin rechne ich noch darauf, daß wir binnen fünf Tagen in Rom ſind, wohin Sie mir von nun an »poſtlagernd« ſchreiben ſollen. Finden Sie es nicht auch recht artig von unſerem Heiligen Vater, daß er aus Aufmerkſamkeit gegen uns gerade jetzt ſterben will, um uns ein Konklave zu zeigen? Die Nachricht von ſeinem Tode iſt noch nicht da, aber es iſt ſchon ſo gut wie ſicher. Ihren Brief vom dreißigſten Auguſt habe ich noch in Florenz erhalten; es iſt wirklich zu gütig von den Damen, daß ſie ſich um meine Briefe ſchlagen. Welch ein Kampf wird aber dann erſt um ihren Verfaſſer entbrennen, wenn ich nach Dijon zurückkomme! Aber ſagen Sie ihnen nur, ich ſei fähig, ſie alle wieder zu verſöhnen.

SIEBENUNDZWANZIGSTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Von Livorno nach Rom. — Siena.

Rom, den 21. Oktober 1739.

Wenn ich mich recht erinnere, meine lieben Blancey und Neuilly, ſo verließen Sie mich neulich in Livorno, wie ich Kreuzbombenelement auf den Regen fluchte! — Ich mußte einſehen, daß er durchaus das letzte Wort gegen mich behalten wollte, und beſchloß alſo in meiner Heldenbruſt, lieber bis auf die Haut naß zu werden, als noch länger gefangen zu ſitzen.

Denken Sie ſich ein Städtchen in Taſchenformat, ganz neu und niedlich, um es geradeswegs in die Tabaksdoſe zu ſtecken, ſo haben Sie Livorno! Das Erſte, womit es den Augen des Reiſenden aufwartet, iſt ſeine entzückend ſäuberlich gebaute und ebenſo unterhaltene Befeſtigung, ſie iſt wie die ganze Stadt aus Backſtein. Die gleichfalls damit ausgemauerten Stadtgräben ſind voll Meerwaſſer. Man fährt hinein auf einer langen, breiten und ſchnurgeraden Straße, auf welche die zwei Stadttore einmünden. Faſt alle Straßen ſind geradlinig, die höheren Häuſer hat der Stadtteil linker Hand, wo die Juden wohnen, die hübſcheren aber liegen in der rechten Stadthälfte, die wie Venedig Kanäle mit Meerwaſſer durchziehen, aber in ſteinernen Kaimauern. Die Hauptſtraße unterbricht ein viereckiger, ſehr weiter Platz: an ſeiner einen Seite ſchließt ihn ein Kaufherrnhaus, das weit ſchöner als der ihm anſtoßende großherzogliche Palaſt iſt, an der anderen die katholiſche Hauptkirche. Dieſe wirkt mit ihrer reich bemalten und vergoldeten Decke und violettem Brecciamarmor ſtattlicher als manche Domkirche. Die meiſten Stadthäuſer waren mit Fresken bemalt, was ſehr hübſch ausgeſehen haben muß, doch hat das nahe Meer, erzfeind aller Malerei, nicht viel davon ſtehen gelaſſen.

Welch Volk nun diese Stadt bewohnt? Diese Frage richtig zu beantworten, ginge weit über meine Kräfte, denn Sie begegnen hier, kurz gesagt, sämtlichen Völkern Europens und Asiens. Auf den Straßen geht es zu wie auf einer Maskenkirmes, und Sprachen schwirren durcheinander wie um den Turm zu Babel. Umgangssprache ist wohl Französisch, wenigstens wird es allgemein genug gesprochen, um dafür zu gelten. Die Stadt ist außerordentlich dicht bevölkert und gewährt Religionsfreiheit: jedes Volk darf unbehindert seinen religiösen Kult ausüben. Ich spreche weder von der Synagoge, noch auch von der Kirche der Armenier, da sie außer Inschriften auf Grabplatten nichts Beachtenswertes enthält, und man mehr als hexen können müßte, um diese Schriftzeichen zu entziffern. Hingegen hat die griechische Kirche in ihrer Anlage etwas, wobei ich einen Augenblick verweilen möchte: der Chor ist völlig getrennt und abgeschlossen und wird nur zwischen den Vorhängen dreier Türen hindurch sichtbar, und auch das Schiff ist nicht wie bei unseren Kirchen, sondern genau wie ein Mönchskapitel, ohne Altar und Kapellen. Sein einziger Schmuck sind ein paar häßliche Bilder byzantinischen Stils und hoch oben eine Tribüne.

Außer seinen Stadtmauern hat Livorno noch mehrere Kastelle, die teils auf den Hafen, teils auf die Stadtmauern hinaus liegen, trotz alledem sieht es aber, wie man behauptet, stärker aus, als es tatsächlich ist.

Der Hafen hat drei Abteilungen. Die beiden inneren, gemeinhin genannt »La Darse«, verkriechen sich gewissermaßen zwischen die Landsitze, und eine lange Mole mit den großherzoglichen Magazinen trennt sie von der dritten: die erste davon enthält Galeeren, von denen ich nur dreie sah, auf die zweite Hafenfläche schaut Ferdinand von Medicis Denkmal inmitten der schönen Bronzestatuen, die Sie kennen: hierzulande heißen sie die »Vier Sklaven«. Ich glaube, das Denkmal ist von Peter Tacca. Die Reede und der eigentliche Hafen lagen voll Kauffahrteischiffe.

Die Hafeneinfahrt schien mir nicht eng genug und zu ungeschützt gegen die Tramontana. Auf einer Seite schließt ihn die schon erwähnte Mole, auf der anderen ein langer Damm, der in ein kleines Kastell unterhalb eines Leuchtturmes endigt. Um die Stöße der Meeresflut zu brechen, damit sie den Damm nicht beschädigt, hat man mehr klobige Felsbrocken vor ihm hingestreut, als je ein Briareus geschleudert hat. Kurz, Hafen und Stadt müssen ungeheuere Summen verschlungen haben. Ich begreife wohl, daß die Toskaner ihren Medici so heftig nachtrauern. Denn bei jedem Schritte stößt man auf Denkmale ihrer großen Art. Aber daß sie diese Stadt, wie sie da ist, vom ersten Spatenstich an geschaffen haben, ist unstreitig ihr Allergrößtes und würde den allermächtigsten Herrschern Ehre machen. Daher geht es auch wie ein Schrei zu ihren Gunsten durch den gesamten Staat, was bei einem Geschlecht, das die Freiheit seiner Volksgenossen zugrunde richtete, doch eigentlich höchst sonderbar ist. Zur Zeit haben die Toskaner nur Augen für den Infanten Don Philipp, und es ist ihnen nicht auszureden, daß augenblicklich dreißigtausend Franzosen auf dem Marsch sind, um ihm den Besitz Toskanas zu sichern.

Livornos Handel in Levantewaren ist nicht so bedeutend, wie ich erwartet hatte, was ich derart fand, war Ausschuß, und das Beste, was sie haben, kommt über Frankreich oder England.

Ich fuhr am Abend des vierzehnten Oktobers, desselben Tages, an dem ich Ihnen geschrieben habe, wieder ab. Sicherlich zu früh, denn die Stadt hätte einen längeren Aufenthalt verdient. Nicht wegen besonderer Schönheiten und Sehenswürdigkeiten, aber als Ganzes kann sie sich wirklich sehen lassen, und ihre Verwaltung genau kennen zu lernen, wäre höchst lohnend. Ich übernachtete wieder in Pisa, wo der Arno in der kurzen Zwischenzeit sechs Fuß von dem Unwetter gestiegen war. Den Abend verwandte ich dazu, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, die ich schon am Tage drauf wie-

der beenden mußte: ein kleines Unglück, an das ich aber jetzt schon gewöhnt bin! Auch betrachtete ich einen ausgezeichneten Plafond, der hier jüngst von den Brüdern Melani gemalt wurde. Er scheint sich um mindestens fünfzehn Fuß über das Hauptgesims zu heben, in Wirklichkeit sind es nicht mehr als zwei ein halber.

Am fünfzehnten übernachteten wir schon in Siena, nachdem wir sechzig Millien gemacht hatten. Eine Riesenstrecke, die wir kaum geschafft haben würden, wenn uns nicht ein Typ von Postillon glänzend kutschiert hätte, der mit dem linken Fuße in einer Babusche, mit dem rechten in einem Pantoffel steckte. Die Wege sind wie die Landschaft sehr wechselnd, bald schön, bald garstig. Man kommt durch den häßlichen Flecken Poggibonsi, einst berühmt wegen seines Tabaks, der aber jetzt, wie ich glaube, nicht mehr benutzt wird.

Obschon Siena sehr hoch liegt, macht es nicht den Eindruck, wenn man von Pisa her ankommt, wo man darauf hinabschaut. Den schönsten Blick auf die Stadt hat man auf dem Wege von Rom her, wo sie mit ihren vielen viereckigen Backsteintürmen vor einem emporsteigt. Jede angesehene Familie hatte früher solch einen Turm am Hause, denn ein Turm war in den Tagen der Republik ein auszeichnendes Vorrecht der Großen. Die Stadt ist nicht hübsch und wirkt wie alle Backsteinstädte etwas düster. Sie ist auch ganz mit Backstein gepflastert, und zwar recht schlecht. Solch Pflaster ist für Pferde recht bequem, aber sehr unerfreulich für Fußgänger. Sienas Lage auf Bergen jeder Art macht das Stadtgelände recht uneben und gibt auch der Stadtmauer einen ganz unregelmäßigen Umriß. Der höchst eigenartige Marktplatz hat die Form einer Muschel oder Trinktasse. Wenn man will, läßt man ihn aus einer höhergelegenen, sehr wasserreichen Fontäne vollaufen und fährt dann in kleinen Booten auf der Piazza spazieren, indes gleichzeitig die Kutschen am Rande die ganze Tasse umfahren können. Die Wasserspeier dieser Fontäne sind Wölfe, die sind überhaupt hier wegen

der Wölfin, die Romulus und Remus aufsäugte, gut angeschrieben, ihr Abbild sehen Sie an jeder Straßenecke, namentlich aber auf einer schönen Granitsäule an der Ecke des Rathauses. Das ist ein alter Bau und hat nichts Empfehlendes oder auch nur Merkwürdiges als einige Malereien, die noch älter und häßlicher sind als es selber. Die Sala di Consiglio ist von Pietro und Ambrogio Lorenzetti, Anno 1328 ausgemalt, die Kapelle von Taddeo Bartoli, Anno 1407, mit Ausnahme des jüngeren und eine treffliche Hand zeigenden Altarbilds, das Sodoma gemalt hat, welcher Maler hierzulande hoch geschätzt wird. Der Saal an der Rückseite ist wohlgeschmückt mit einer Reihe Bildnisse von Sieneser Päpsten und Kardinälen, einer bemalten Decke, die verschiedene republikanische Handlungen der Römer darstellt, von Beccafumi, und mehreren anderen guten Bildern.

Das berühmteste Bild der Stadt freilich ist die 1221 von Guido da Siena gemalte Madonna der Dominikaner, weil sie die Priorität Cimabues stark erschüttert, ward doch diese Madonna zwanzig Jahre vor Cimabues Geburt gemalt, wie in aller Form abgefaßte Urkunden auf dem Archiv bezeugen. Denn denken Sie ja nicht, daß man solche Dinge hierzulande als Gleichgültigkeiten abtäte. Sainte-Palaye und ich gaben uns alle mögliche Mühe, Datum und Bild anzuzweifeln, wußten aber nichts Triftiges dagegen zu sagen. So mußten wir uns dreingeben und den Sienesen gegen die Florentiner das frühere Datum einräumen, unbeschadet freilich der Ansprüche der Venezianer. Die Malerei ist die gleiche wie die Cimabues: ohne Zeichnung, Plastik und Kolorit, durchaus fade und erbärmlich! Das war die Herrlichkeit, die uns hier am stärksten beschäftigt hat. Woraus Sie wieder einmal sehen können, daß es kein noch so einfältiges Geträndel gibt, für das wir nicht die größte Begabung an den Tag legten.

Siena gilt allgemein für die Stadt Italiens, in der sich der Verkehr mit der schönen Welt und das Leben der guten Gesellschaft am liebenswürdigsten abspielt. Und in der Tat,

nach dem wenigen, was wir davon sahen, schienen uns die hiesigen Damen, vor allem Madama Bichi, ebenso anmutig und geistreich als entgegenkommend. In Siena spricht man das gepflegteste Italienisch, hier wird auch am saubersten ausgesprochen. Denn wenn auch die Sprache der Florentiner sehr dialektfrei ist, so sprechen sie dafür so unangenehm aus, nämlich aus der Tiefe des Magens statt mit dem Kehlkopf, daß ich hundertmal mehr Mühe hatte, sie zu verstehen als das Welsch der Venezianer. Da hier übrigens die Kutscher die Equipagen ihrer Herrschaft unbedenklich vermieten, stehen dem Fremden, der kein eignes Fuhrwerk hat, jederzeit schöne Wagen zur Verfügung. Ich habe nicht herausgebracht, ob die Kutscher mit dieser Erlaubnis bezahlt werden, — oder ob sie dem Gnädigen Herrn nicht vielleicht sogar davon abgeben.

Sie würden mir verargen, wollte ich Ihnen nicht ein paar Worte vom Dom sagen, er verdient übrigens wirklich eine Erwähnung. Seine gotische Fassade ist sehr reich und anmutig. Misson bemerkt scharfsinnig, daß dieser Bau sogar mal fertig ist, und macht darauf mit vollem Recht aufmerksam, denn das läßt sich von keinem großen Bau sonst in Italien behaupten. Das Kircheninnere und die Säulen sind ganz aus schwarzem und weißem Marmor, der in gleich breiten Querstreifen abwechselt, was sehr hübsch aussieht. Dies ist der einzige Bau, an dem ich diese Art farbiger Technik mit gutem Erfolge habe anwenden sehen. Die Decke ist ein sehr lebhaftes Ultramarinblau übersät mit Goldsternen, die Kuppel vornehm gefällig, und der Fußboden wetteifert mit dem der Santa Giustina in Padua. Letzterer verdient wohl wegen seiner Schlichtheit den Vorzug, dieser hier aber ist kunstreicher gearbeitet: ein Camaieu aus weißem, grauem und schwarzem Marmor, auf welchem Beccafumi wunderbar sauber wirkende und köstlich gezeichnete Geschichten aus der Genesis darstellte. Isaaks Opferung und »Moses schlägt Wasser aus dem Felsen« gefielen mir am besten.

In der Kapelle Alexanders VII. ist alles beachtenswert:

schöne Türen und Säulen aus Bronze, eine hübsche Kuppel, Architektur mit Säulen aus Verde antico, und an Bildern die »Heimsuchung« und »Flucht nach Ägypten«, von Carlo Maratta, die Statue des heiligen Hieronymus, von Bernini, Niobe, die man hier als Magdalena aufgestellt hat, von demselben, die heilige Katharina und der heilige Bernhard, von einem seiner Schüler, fast ebensogut wie die Werke des Meisters, und schließlich der große Spiegel aus Lapislazuli als Altarbekrönung, der freilich, wie Sie selbst sehen können, doch nicht ganz aus einem Stück ist.

Dieser Kapelle gegenüber liegt die des heiligen Johannes von Jerusalem, vor der man das Grabmal eines Zondadari, vorletzten Großmeisters der Malteserritter, aufstellte. Ein antiker Sockel mit schönen Flachreliefs trägt eine der Säulen nahe beim Eingang, und das Kapelleninnere ist von Perugino und anderen, noch besseren Malern ausgemalt. Beachten Sie noch die Rückwand des Hochaltars, die Beccafumi bemalt hat. Zu beiden Seiten »die Geschichte der Esther« und »das Manna in der Wüste«, Fresken von Salimbeni, in einer der Kapellen die Predigt des heiligen Bernhard, vom Cavaliere Calabrese.

Das Baptisterium ruht auf neun Granitsäulen, von denen vier auf steinernen Löwen stehen. — Zwölf schöne Apostelstatuen im Schiff, und über den Hauptgesimsen der Kirche die Büsten sämtlicher Päpste. Unter diesen befand sich auch die der Päpstin Johanna, die man aber jetzt fortgenommen oder unkenntlich gemacht hat. Da ich Ihnen schon etwas über das Kapitel dieser Päpstin schickte, will ich hier noch hinzufügen, daß ich mir keinen leichtfertiger herangeholten Beweis für ihre Existenz denken kann, als der, den man in dieser Büste hat finden wollen. Ja wenn alle diese Büsten nacheinander, unter der Regierung eines jeden Papstes und nach seinem wirklichen Gesicht gemacht wären, ließe sich nichts dagegen sagen. Welchen Beweis aber will man aus diesen gefühllos und schlecht gearbeiteten Steinfiguren her-

nehmen, die von ein und demselben in einem Strämel gemacht, und in einer von Unwissenheit strotzenden Reihenfolge zu einer Zeit aufgestellt wurden, als man eben an die Fabel von der Päpstin Johanna geglaubt hat?

Der sehenswerteste Teil des Doms aber ist die Sakristei, wegen des Lebenslaufes des Aeneas Piccolomini, den Pinturicchio hier auf die Wände gemalt hat, nach Zeichnungen Raffaels, der damals freilich noch sehr jung und weit von der Vollendung entfernt war, die er später erreichen sollte. Wiewohl dies Werk alles, was bis dahin an das Licht getreten war, auch in Anlage und Zeichnung weit überragt ‹vor allem in dem Bilde, das die feierliche Ernennung des Aeneas zum Kardinal darstellt›, liegt sein Hauptverdienst wohl in der ganz überraschenden Lebhaftigkeit des Kolorits. Der Maler hat die Gewänder seiner Gestalten mit einem Netz dick aufgetragener Goldfäden gewissermaßen damasziert, was sonst nie gemacht wird, hier aber unleugbar gut wirkt. Der Farbenglanz dieser Bilder ist ein ganz besonderer, wie ich ihn noch nirgends gesehen habe. Ihr Kolorit gleicht weder der reichen Farbigkeit Veroneses, noch der Wahrhaftigkeit eines Rubens oder Tizian, noch dem durch seine Frische Bezaubernden des Correggio, noch der Lieblichkeit Caravaggios oder Guidos, noch auch dem leuchtenden Schmelz der Vlamen, dem er sich ein wenig nähert, sondern wohl noch stärker dem Kolorit der Maler alten Stiles, wie des Conegliano oder Campana. Kurz, in ihrer leuchtenden Farbigkeit sind diese Bilder höchst eigentümlich und überraschend/ ich habe mich deshalb bemüht, Ihnen dies Kolorit etwas näher zu beschreiben.

Mitten in der Sakristei, in einem großen Weihwasserbecken steht eine antike Gruppe der nackten drei Grazien, die sich im Tanze umeinander drehen. Mit großer Freude besah ich ebenhier ganz vortreffliche Miniaturen in Kirchengesangbüchern, von Giulio Clovio, und sehr hübsche Arabesken in Flachrelief auf den Türpfosten.

Wenn man aus dem Dom tritt, ſieht man die wunderliche Faſſade des erzbiſchöflichen Palaſtes, in ſchwarzem und weißem Marmor, und die Kapelle des Hoſpitals, an deren Ende ein noch lebender Maler Conca den Teich Bethesda gemalt hat, ein Bild, das ſehr ſchön iſt im Aufbau und in der Anordnung der Figuren.

Ich überſpringe die übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt, die weniger Beachtung verdienen, als das, was ich Ihnen bisher erzählte, und erwähne nur noch eine Beſonderheit im Dominikanerkloſter: hier ſehen Sie hinter einem Gitter das Stück Erdreich, auf dem »die heilige Katharina mit dem kleinen Jeſus pflegete auf und nieder zu wandeln, der ihr ſeine Liebe bezeigete«, — ſo erzählt die Legende, aber das geſchah in allen Ehren, denn er hat ſie ja ſpäter noch geheiratet. Keine Heilige ſteht hier höher im Anſehen, deshalb bekam ſie auch eine ſchöne, von Sodoma und Cavaliere Vanni ausgemalte Kapelle. Oder habe ich mich hier vielleicht geirrt und ſetze zwei Namen ſtatt eines einzigen? Denn der Maler, dem man den verächtlichen Spitznamen »il Sodoma« gab, könnte wohl Vanni heißen.

Das Eigentümlichſte aber, was wir in Siena erlebten, war ein Stegreifdichten, das uns Herr Cavaliere Perfetti, ein berufsmäßiger »improviſatore« zum beſten gab. »Improviſatori« nennt man hier Dichter, die ſich — zum Spiel gewiſſermaßen oder zur Unterhaltung — anheiſchig machen, aus dem Stegreif über jeden beliebigen Gegenſtand, den ein Zuhörer vorſchlägt, ein Gedicht vorzutragen. Wir ſtellten dem Perfetti als Aufgabe »das Nordlicht«.

Er ſinnt eine viertel Stunde mit geſenktem Kopfe, vom Klavizimbel ertönt ein gedämpftes Vorſpiel. Dann ſteht er auf und hebt langſam an: Strophe folgt auf Strophe in Ottaverimen, immer vom Klavizimbel begleitet, das einige Akkorde anſchlägt und am Ende jeder Strophe in ein neues Vorſpiel übergeht, um die Zeit zwiſchen den verſchiedenen Strophen zu füllen. Sie folgen ſich anfangs in ziemlich großen

Abſtänden. Allmählich aber ward der Dichter leidenſchaftlicher, und je mehr er in Glut geriet, ward auch das Spiel des Klavizimbels feuriger. Am Ende aber ſprach der wirklich ungewöhnliche Mann wie ein vom Gotte begeiſterter Dichter. Er und ſein Begleiter fanden ſich ſtets verblüffend raſch wieder zuſammen. Perfetti ſchien übrigens ermüdet, als er geendet hatte, und äußerte, daß er ſolche Verſuche nicht gern allzuoft mache, da ſie ihn körperlich und ſeeliſch erſchöpften, er gilt für den geſchickteſten Stegreifdichter in ganz Italien. — An ſeinem Gedicht hatte ich Freude, während dieſes raſchen Vortrags ſchien es mir klangvoll, und bilder- und gedankenreich: die junge Hirtin erwacht von einem hellen Lichtſchein, ſie macht ſich Vorwürfe wegen ihrer Saumſeligkeit und weckt ihre Gefährtinnen, »der Himmel ſei bereits von den erſten Sonnenſtrahlen übergoldet und längſt ſchon hätten ſie ihre Herden auf die bunt geblümten Wieſen treiben ſollen«. Die Hirtinnen verſammeln ſich, das Phänomen wird ſtärker. Strahlenblitze des Herrn der Himmel entſchießen auf allen Seiten einer finſteren Kugel, die der Erde dräut, entflammte Wogen ergießen ſich über die Gefilde, alle Hirten ergreift Schrecken. Umſonſt verſucht eine, beſſer unterrichtet, ihnen die natürlichen Urſachen der Himmelserſcheinung zu erklären. Alles flieht, alles ſtiebt auseinander. — Solch ein Vorwurf, dichteriſch verbrämt und in wohltönenden, ſchönfallenden Sätzen, die förmlich einander jagen, mit der eigentümlichen Erſchwerung, in jeder Strophe das Reimgebot der Ottaverime zu befolgen, weckt ſchnell Bewunderung und teilt die Begeiſterung des Dichters dem Hörer mit. Sie müſſen mir aber nichtsdeſtoweniger glauben, daß ſehr viel mehr Wortgeklingel als ſachlicher Gehalt darin iſt. Der Satzbau wird trotz aller Kunſt da und dort verſtümmelt, das iſt kaum vermeidlich, und das Füllſel beſteht aus einem prächtigen, prunkhaften Gallimathias. Ich glaube, daß es um dieſe Art Gedichte ein wenig ähnlich wie um die Trauerſpiele ſteht, wie ſie Pallu und ich zuſammen impro-

visieren, in denen viel Gereim und wenig Sinn und Verstand ist. Cavaliere Perfetti hat wohl auch aus diesen Gründen niemals irgend etwas niederschreiben wollen, auch haben die Stücke, die man ihm während seines Vortrags gestohlen hat, beim Lesen nicht gehalten, was sie beim Stegreifvortrag versprochen hatten.

Am siebzehnten Oktober früh morgens fuhren wir das Gebirge wieder abwärts und strebten also nun geradeswegs auf Rom los. In San Quirico fuhr ich vorüber am Palazzo Zondadari, von dem Ihnen irgend etwas zu sagen ich mich nicht traue, da der Hausherr auf einer Inschrift über dem Portal allen Vorbeikommenden ausdrücklich verboten hat, gut oder schlecht über sein Haus zu sprechen. »Denn«, sagt er, »mit Lobsprüchen weiß ich nichts anzufangen, Tadel aber könnte mich ärgern.« Ohne dieses Verbot müßte ich Ihnen sagen, daß der Erbauer ein Tropf war, sein Geld für ein so schönes Haus an solch garstigem Fleck anzulegen.

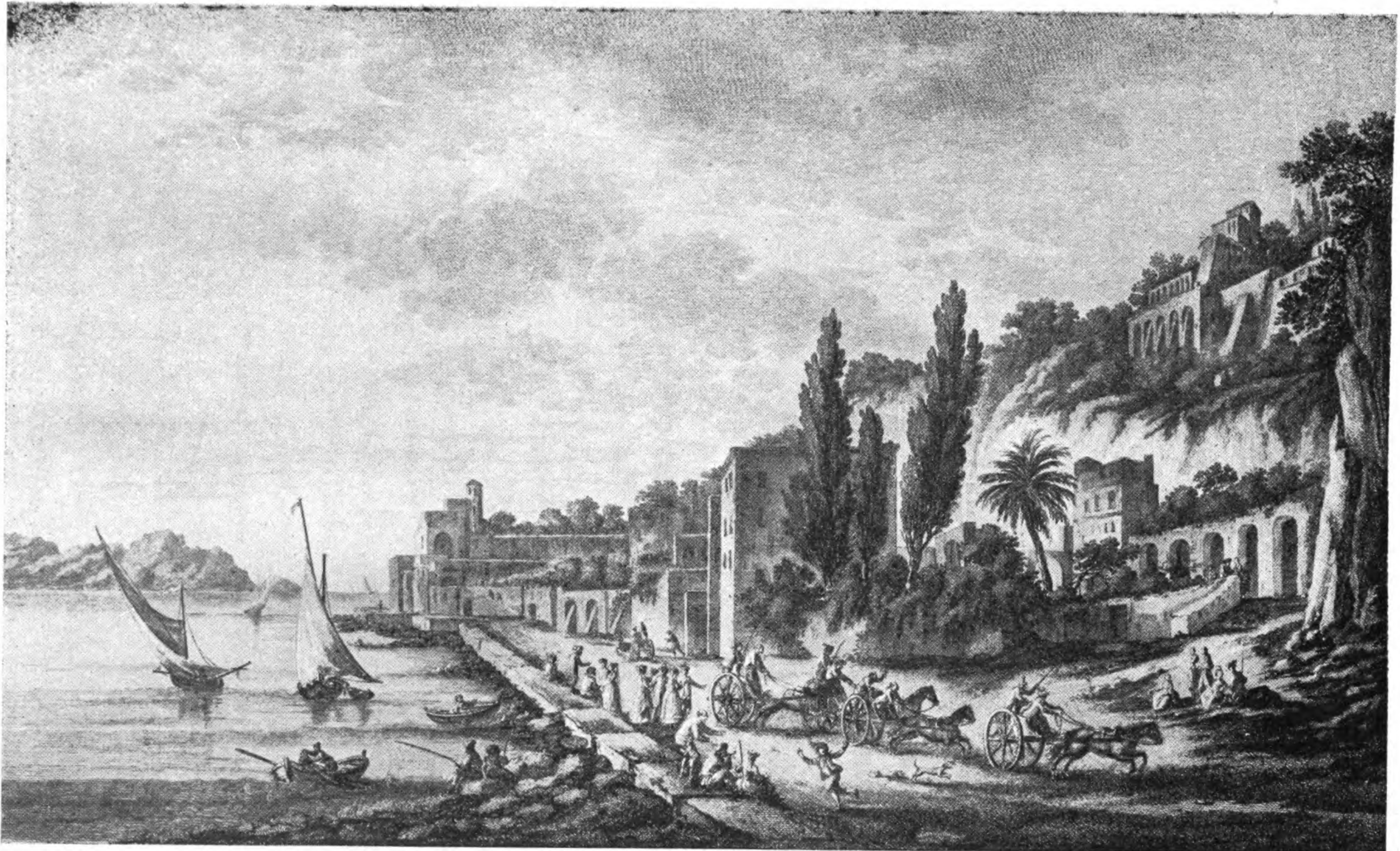
Böse Dinge muß ich Ihnen über den Weg von Siena bis Rom sagen. Er ist elend, hundselend und schon an sich schlimm genug, jeden Reisenden zur Verzweiflung zu bringen, von Deichsel- und Achsenbrüchen, Purzelbäumen und den sonstigen kleinen Annehmlichkeiten dieser Strecke ganz zu geschweigen. Als wir das erste Mal umwarfen, war ich noch nicht so recht daran gewöhnt und gab dem Postillon ein paar kräftige Tritte in den Hintern. Loppin, weiser als ich, ließ zuerst alles wieder gut instand setzen, dann den Postillon vor sich kommen und peitschte ihn nun in höchster Gelassenheit und ohne den leisesten Zorn durch, wie der Corrector der Jesuiten zu peitschen pflegt: »Freundchen«, sagte er darauf zu ihm, »ich züchtige Euch, ohne mich zu ärgern, einzig damit Euer Beispiel den Postillonen kommender Jahrhunderte zum Exempel diene; geht und denkt ein anderes Mal daran, daß die Vertikalaxe einer Kutsche stets einen Winkel größer als fünfundvierzig Grad über der Horizontalebene bilden muß.« Ich weiß nicht, ob die künftigen Postillons aus

dieser Moralpredigt viel Nutzen ziehen werden, daß die gegenwärtigen Jahrhunderts sich nicht viel daraus gemacht haben, kann ich bezeugen, denn sie warfen uns schon am Tage darauf wieder zweimal um. Zu diesen kleinen Schiffbrüchen gesellten sich grausliche Regengüsse, die wir sub dio abkriegten, da die Berge auf der Strecke so steil sind, daß wir fast immer zu Fuße gehen mußten. Wir ließen das wegen seiner guten Weine berühmte Montepulciano rechts liegen, überschritten Berge — nein Felsskelette, — Friedhöfe voller Felsleichen ohne ein grünes Hälmchen, nur mit Trümmern verbrannter Gebirge überdeckt liegend, — und kamen in stockdüsterer Nacht nach Radicofano, einem häßlichen Dorf auf der höchsten Höhe der Apenninen, bis auf die Knochen durchnäßt und ganz hin vor Müdigkeit und Hunger. Dies Nest, trübseliger als je ein Croupignac, ist schon so bei allen Reisenden als das übelste Nachtquartier Italiens berüchtigt. Nun war noch obendrein einen Augenblick vor uns der Prinz von Sachsen, ältester Sohn des Königs von Polen, hier angekommen, mit fünfzig Pferden, für Leute, die mit zehn reisen, ein tiefbeweglicher Umstand! Es war noch nicht das schlimmste, zu vernehmen, daß alle Pferde hier und in den über Radicofano hinausliegenden Posthaltereien als Relaispferde für diesen Herrn bestellt seien: noch verdrießlicher war, daß er für sich oder sein Gefolge alle Wohnungen dieses garstigen Nestes in Beschlag genommen und, was noch schlimmer, alle Lebensmittel bis auf die letzte Brotkrume verpraßt hatte. Wir lagen also eine halbe Stunde lang in dem erbärmlichen Zustande, den ich Ihnen eben beschrieben habe, auf der Straße und konnten weder vor- noch rückwärts. Viel elender konnte es uns nicht mehr gehen, Fortuna hielt uns ganz tief an ihrem Rade und bei dem Wechsel aller menschlichen Dinge konnte sich unsere Lage nur mehr bessern. Das ließ auch wirklich nicht auf sich warten!

Der erste Stern, der in diesem Sturme unseren Augen aufleuchtete, war ein Kapuziner. Er war von unserer elenden

Lage gerührt und bot uns an, in ſeiner Zelle Matratzen auszubreiten, auf denen wir ſchlafen könnten, er wolle in einem Keller, den er noch frei habe, Feuer machen, um uns zu trocknen. Aber alle dieſe Linderungsmittel konnten bei meinem grollenden Magen nichts verfangen. Ich faßte alſo den Entſchluß, in die Herberge, wo der Prinz ſpeiſte, hinaufzugehen und ihn perſönlich zu fragen, ob er, der gerade ſo vorzüglich ſchmauſe, wirklich die Grauſamkeit beſäße, mich verhungern zu ſehen. Aber ſchon auf der Treppe begegnete ich einem Schutzgeiſte in Geſtalt eines Lakaien. Ich ſagte ihm, ich ſei ein armer Edelmann und Savoyarde, habe ſeit acht Tagen keinen Biſſen gegeſſen und wolle es ihm ewig danken, wenn er mir nur verſchaffen könne, was auf den Tellern überbleibe. Dabei ließ ich ihm einen halben Louisdor in die Hand gleiten. Mein Mann fuhr ab wie ein Blitz, ſchielend verfolgte ich ihn mit den Augen bis in die Nähe der Tafel. Nie ſah man einen Lakaien hurtiger abtragen und nie einen Oberkellner beſorgter auf den Nutzen ſeines Wirtes. Ich ſah ihn zu mir zurückkommen, beladen mit einem leckeren Vorgericht, das kaum berührt war, vier Broten und einer großen Flaſche, all das ſpazierte im Geſchwindſchritt in unſeren Keller, wohin der biedere Lakai noch ſechs nachfolgende Reiſen machte, jedesmal befrachtet mit einer neuen Schüſſel. Wir ſpeiſten königlich zu Abend, und ſchließlich, um das Maß unſeres Glückes übervoll zu machen, ließ er uns noch wiſſen, daß die Köche von Monſeigneur, die das Diner für morgen vorzubereiten hätten, eben aufgeſtanden ſeien und abführen. Wenn wir etwa ihre Betten haben wollten, ſo ſeien ihre Plätze noch ſchön warm. Wir ließen uns das nicht zweimal ſagen, der Kapuziner blieb mit ſeinen Betten ſitzen, und wir warteten ſeelenruhig ab, bis die Pferde zur Weiterreiſe bereit ſtanden.

Am achtzehnten ging es das Gebirge wieder abwärts, geradezu endlos! Mir kam's vor, als führen wir bis zu den Antipoden. Ich glaube freilich, daß hauptſächlich die jämmer-



(38)

lichen Straßen und die öden Felsen schuld waren, daß mir diese Talfahrt so unendlich lang schien. Endlich überquerten wir in der Tiefe des Tals einen breiten Gebirgsbach, verließen die Staaten des Großherzogs und betraten den Kirchenstaat, womit wir gleichzeitig den nackten Felsbergen auf lange Zeit Lebewohl sagten. Ich kann mit gutem Gewissen versichern, daß es, was Apenninen angeht, bei keinem Menschen der Welt schlechter als beim Großherzog von Toskana bestellt ist. Es scheint mir für ihn geradezu kennzeichnend. Denn kaum waren wir über den Gebirgsbach hinüber, so fanden wir die Berge wieder grün und bewaldet. Nur die Wege verharren in ihrer verstockten Bosheit. Man kann sich nichts Abscheulicheres und Ermüdenderes vorstellen als diese Strecke von Siena zum Bolsener See, und es ist einfach unwürdig, daß die Beherrscher dieser Gegenden die Wege in so einem Zustand belassen. Das Allerwidersinnigste aber war, daß wir auf jeder Posthalterei, wo wir von Püffen zermahlen ankamen, Wegegeld bezahlen mußten, wohl um die Straße in ferner Zukunft einmal damit aufzubessern. Wir haben nicht die geringste Absicht, diese Zinsen unseres Geldes jemals einzutreiben, sondern sind im Gegenteil fest entschlossen, auf dem Rückweg durch die ankonische Mark zu reisen, um so ein neues Stück Erde zu sehen und dieser üblen Strecke auszubiegen. Das macht zwar unsere Fahrt um einige vierzig Meilen länger, aber bei einer Reise wie unserer ist das eine Kleinigkeit. Fahren wir aber unsere Straße hinwärts weiter!

Wie auf einer Leiter erkletterten wir das Städtchen Acquapendente und fuhren in gerader Richtung auf den schönen Bolsenasee zu; sobald wir den erreicht hatten, fanden wir eine hübsche Landschaft und ganz neu gemachte Wege.

Von der Stadt Bolsena und von Montefiascone habe ich nichts zu sagen. Letzteres liegt hübsch auf einer Höhe mitten in Weingärten, die berühmte, weiße Weine liefern. Ich tat

keinen Schritt in die Stadt hinein, sondern fuhr stracks weiter nach Viterbo (32 Millien), auf das ich gleichfalls nur einen sehr flüchtigen Blick warf, da wir sehr spät ankamen und in aller Herrgottsfrühe wieder aufbrachen, aber nach dem wenigen, was ich sah, schien mir die Stadt nett gebaut und geschmückt mit vielen Springbrunnen.

Nun blieben uns nur noch zweiundvierzig Millien bis Rom. Wir nahmen sie am Tage drauf in Angriff, indem wir den Berg von Viterbo hinaufklommen, eine sehr lange Steigung, aber durchaus nicht langweilig. So kamen wir fast bis nach Ronciglione, einer elenden Festung, die einige schon den Römern gehörige Landhäuser ein wenig verhübschen.

Und dann sehen Sie die echte und hochgepriesene römische Campagna vor sich daliegen! Wissen Sie, was das in Wirklichkeit ist, diese Campagna? Eine Masse unfruchtbarer, unangebauter Hügelchen ohne ein menschliches Wesen, das Abstoßendste und Kümmerlichste, was man sich denken kann! Romulus muß geradezu besoffen gewesen sein, als er darauf verfiel, in einem derart häßlichen Gelände seine Stadt zu bauen. Zwei Millien allerdings von den Stadtmauern wird die Campagna ein wenig sauberer gehalten, aber bis dahin findet man nicht ein einziges Haus darin, außer der Baracke, in der die Post ist.

Und nun waren wir also wirklich da, in der ersehnten Stadt. Wir überfuhren den Tiber auf dem Ponte Molle und fuhren durch die Porta del Popolo ein, nachdem wir seit Venedig bis hierher vierhundertunddreizehn Millien, das sind ungefähr einhundertfünfundsechzig Meilen, gemacht hatten.

Wir eilten nach Sankt Peter, als ob es dort gebrannt hätte, und um vier Uhr nachmittags saß ich im Stuhle Petri und schleuderte Bannstrahlen des Vatikans gegen die, die schlecht von meinem Tagebuch sprechen. Schreiben Sie mir, ob sie seit dem Tage magerer geworden sind!

SIEBENUNDZWANZIGSTER BRIEF

An Herrn von Blancey.

Von Rom nach Neapel.

Neapel, den 2. November 1739.

Noch einmal lasse ich mich durch Ihre honigträufelnde Beredsamkeit verführen, lieber Blancey, und zeichne Ihnen mit wenigen Strichen die Fahrt von Rom nach Neapel. Aber schon heute erkläre ich in vollem Ernst: das ist die letzte Anstrengung meines sterbenden Tagebuchs. Ich habe tausend Gründe dafür: erstens mein Hinundherreisen, . . . meine Tätigkeit in Rom, . . . drittens, viertens und vor allem anderen meine Faulheit. Ganz gewiß lasse ich einmal vierzehn Tage oder drei Wochen aufsummen, und dann — das weiß ich gewiß — bringe ich's nimmer fertig, das Versäumte noch nachzuholen. Überhaupt aber, um von Rom einen »knappen Begriff« zu geben, müßte ich einige Folianten vollschreiben. Und wieviele haben das schon getan, statt meiner! Was sollte ich Ihnen darüber sagen, was Sie nicht tausendwoanders gelesen haben oder doch hätten lesen können?

Wer weiß übrigens, — und das ginge mir viel näher — vielleicht bekomme ich die köstliche Stadt nicht einmal selber mehr zu sehen, um die ich mich solcher Strapazen unterzogen und so viele Zechinen geopfert habe. Sie wissen, wie dringliche Geschäfte mich unvorhergesehen nach Frankreich zurückrufen. Oh, der Erzschelm! Achtundachtzig Jahre mich bei seinem Leben anzuärgern und dann wie selbstverständlich den für mich denkbar ungelegensten Zeitpunkt auszusuchen, um mit Tod abzugehen!

Ich wehre mich nun zwar aus Leibeskräften gegen die guten Gründe, die mir zur Rückreise zureden, aber Gott verzeihe mir, nahe genug war ich schon daran, den Versuchern zu erliegen und heimzukehren. Da kam mir vom

Himmel der rettende Gedanke, von Stätten, wo mich derartige Versuchungen umlauern, zu flüchten und vor der Gefahr weit, weit auszureißen. Ich warf mich also jählings in meine Postkutsche und fuhr nach Neapel. Meine Gefährten hatten sich gleichfalls dazu entschlossen, und am achtundzwanzigsten Oktober reisten wir durch die Porta San Giovanni von Rom ab.

Wiederum ging's in die vermaledeite, trostlos öde Campagna, von der ich Ihnen schon im vorigen Briefe erzählt habe. Nur schmücken sie an dieser Seite die langen, verfallenen Aquädukte, die einstmals Rom ihre Wasser von meilenfernen Bergen zuführten, so wirkt sie ein wenig heiterer. Die Werke der alten Römer bringen einen immer wieder zum Staunen, die Großzügigkeit ihrer Unternehmen erzwingt Bewunderung und spricht laut für den hohen Sinn dieses Volkes. Alle die Aquädukte bestehen aus einer Unmenge hoher, schmaler Arkaden aus backsteinernen Pfeilern und Bögen, auf ihnen, wie auf einer Terrasse, floß einst ein Kanal hin, der die Wasser an der Quelle aufnahm und nach Rom leitete. Diese Arkaden laufen nun nicht etwa in gerader Linie, sondern machen von Zeit zu Zeit einen Knick, wie die Windungen eines Flusses. Tatsächlich ahmt die Kunst hier die Natur nach, denn man meinte, das Wasser werde gesünder, wenn es da und dort anpralle und sich ein wenig verarbeite. Für sich allein ist jeder dieser Backsteinbögen wohl ziemlich nichtssagend, aber es ist kaum glaublich, wie vortrefflich so unbedeutende Gegenstände wie Mauerpfeiler, Pilaster oder Säulen in der Baukunst wirken können, wenn man sie in großer Anzahl zusammenordnet. Das beobachtete ich schon mehrfach, unter anderem an der langen, überdeckten Galerie außerhalb der Mauern Bolognas. Kein Baum, kein Haus steht in dieser unsäglich elenden Campagna. Und machen Sie das nicht Romulus zum Vorwurf, ich tat ihm unrecht, als ich ihm daran schuld gab. Denn die Erde ist hier höchst fruchtbar und würde hervorbringen, was man wollte, wenn

sie bestellt würde. »Warum sie denn nicht bestellt wird?« Man wird Ihnen allgemein auf diese Frage antworten: »Weil in der ungesunden Luft alle, die hier hausen wollen, umkommen.«

In Wirklichkeit liegt die Sache nun aber genau umgekehrt, oder richtiger, eines bedingt das andere: das Land wird nicht bewohnt, weil die Luft verseucht ist, aber die Luft wird verseucht, weil das Land nicht bewohnt ist.

Wie soll es in dieser wüsten, rings bergumschlossenen Ebene keine Ungesundheit der Luft geben! Einer Ebene, die Gebirge von allen Seiten wie einen Kesselboden abschließen, wo weder Haus, noch Busch, noch Baum den Luftzug bricht und Zugwind macht! Wo nie Feuer brennt und die Luft reinigt! Wo die Erdschollen nicht umgerührt werden und die Wasser nirgends abfließen! Die Luft wird eben bei der großen Hitze genau so faulig, wie das Wasser in den Morästen, und gebiert die Seuche, an der die Menschen umkommen. Aber der schlagende Beweis, daß die Ungesundheit nicht dem Klima an sich eignet, ist Rom selbst, das ja inmitten dieser Ebene liegt und wie die viertel oder halbe Meile um die Stadt herum durchaus gesund ist, — weil der Boden hier eben bebaut und bewohnt wird.

Den ersten Anstoß zu dieser unheilvollen Entwicklung gab Sixtus V. durch einen fehlerhaften staatlichen Eingriff, dessen schlimme Folgen er ohne Zweifel nicht voraussah. Als er Papst wurde, herrschten im ganzen Lande die mächtigsten Großen als kleine Selbstherren, erlaubten sich Ungesetzlichkeiten jeder Art, und niemand wagte es sie zu strafen. Diese Herren nun, die auf die ungeheueren Einkünfte aus ihren Ländereien pochten, mit offenem Visier zu bekämpfen, war ebenso schwierig wie kitzelig. Sixtus V. wollte daher zunächst einmal ihrem Reichtum zu Leibe und erließ das strikte Verbot, irgendwelches Getreide aus dem Kirchenstaate auszuführen. Das Volk sah anfangs diese Verordnung, die ihnen mehr und billigeres Brotkorn zu verschaffen schien,

mit großem Vergnügen. Da aber das Land sehr viel mehr Getreide erzeugte, als es selber verzehren konnte, sank der Preis des Getreides so tief, daß die Landwirtschaft nicht mehr lohnte. Man baute von nun an nicht mehr als das Nötigste. Große Ländereien blieben brach liegen, wurden dadurch ungesund, und die Folge hiervon war, daß sie sich entvölkerten. Das Verkommen der Ländereien ließ auch die Menschen hinsiechen, und durch das Hinsiechen der Menschen verstärkte sich wiederum die Seuche. Landbesitz in dieser Gegend ist heute fast wertlos. So versicherte mich neulich die Fürstin Borghese, daß sie gern mehrere ihrer Güter dem zu zwei Dritteln überließe, der ein Drittel davon für ihre Rechnung bewirtschafte. Ich entgegnete ihr hierauf: »Meine Gnädigste, mit den Menschen ist es nicht anders wie mit den Bäumen, man bekommt nur dann welche, wenn man welche pflanzt«. Mein Gott, wie soll schließlich das Menschengeschlecht in einem Land nicht aussterben, wo man nur zu Vermögen und Ansehen kommt, wenn man einen Beruf wählt, in dem den Staat zu bevölkern verboten ist! Wahrhaftig, eine sonderbare Tugend, die auf nichts abzielt und hinwirkt, als das menschliche Geschlecht zu vernichten!

Nur noch Bauern aus den Sabinerbergen und den Abbruzzen kommen von Zeit zu Zeit hier hinunter, um einige Landstriche der Campagna anzusäen, die sie aber dann bis zur Ernte wieder verlassen. Und doch könnte eine weitsichtigere Regierung als die eines greisen Priesters, der rasch seine Familie bereichern will, weil er morgen vielleicht schon tot ist, im Laufe der Zeit dem Übel wohl wieder abhelfen, indem sie die Volksvermehrung begünstigte und das Land allmählich, — von Rom anfangend, wo die Seuche nicht herrscht — bis zu den Bergen wieder besiedelte.

Indes wir so weit abschweiften, lieber Blancey, führte ich Sie bis Torre di mezza via, einem einsamen Gebäude, in dem die Post ist, — dann bis dorthin, wo es ins Gebirge hinaufgeht, und bald haben wir die Campagna Roms ver-

lassen und betreten die Romagna. Nun findet man das Land wiederum angebaut und kommt in den bedeutenden Marktflecken Castro-Marino, das Ferentinum der Alten, späterhin Villa-Mariana. Hier steht, wie mir schien, ein recht schöner Springbrunnen. Ebenda begegneten wir dem Herzog Castro-Pignano, der als Botschafter nach Paris geht, wir überreichten ihm gleich unsere Empfehlungsbriefe, die, wie Sie sehen, uns nicht viel helfen werden. Macht nichts, ich habe andere die Menge, darunter vom Fürsten Campo-Fiorido, der mir in Venedig Empfehlungen an seine ganze Familie mitgab. Mir ist zumut, als sei ich schon wieder eine Unzeit von Rom abgereist, und habe dabei erst zwölf Millien hinter mir. Nichtsdestoweniger wird es spät. Da wir große Wälder zu durchqueren haben, kamen wir auf den Einfall, vier Diener beritten zu machen und unseren Kutschen vorweg zu schicken. Die Nacht, der dicke Wald im Fackelschein, die teuflischen Mienen der Postillone und das wenig christgläubige Aussehen von uns Wageninsassen, all dies vereinte sich zu einem ganz eigenen Schauspiel. Es war ein spukhafter Zug, der uns bis Velletri brachte, von dem ich schweige, weil wir nichts davon gesehen haben, was vielleicht schade ist, denn es ist einiges Gute dort, unter anderem der Palazzo Ginetti.

Den neunundzwanzigsten Oktober fuhren wir am Gebirge hin, rechts lag die einst so fruchtbare »Palus Pomptina« der Alten, heute eine völlig verödete Ebene ohne eine einzige Pflanze, morastig, verseucht, kurz ein widerlicher Anblick! Sie erstreckt sich bis ans Meer, an der Küste liegt Anzio, Nettuno, und das »Eiland der Æäischen Circe«. Von alledem sahen wir aber nichts, denn es lag nicht auf unserer Strecke. Aus Liebe zum Altertum sollten wir eigentlich auf dem Rückweg hier noch einmal Halt machen. Nur als wir der Behausung des verblichenen Fräulein Circe gerade gegenüber waren — »Nah hier bespült die See den Strand der Æäischen Circe« — war ich fest entschlossen, mich für

Sie zu bedanken, daß sie nicht auch Sie einstmals in den Schweinekober gesteckt hatte, und spitzte die Ohren:

»Da ward laut ein grimmig Gebrüll von angeketteten Löwen,
Und es durchscholl die Nacht das Geheul gewaltiger Wölfe.«

Aber ich mochte lauschen, soviel ich wollte, nicht einmal Ihre alten Zechgenossen hörte ich grunzen. Das Land ist eben derart abstoßend, daß keine Seele, nicht einmal Hexen mehr darin hausen mögen.

Ich fand in der ganzen Gegend nichts, das Ihnen vorgestellt zu werden verdiente, als eine eiserne Kette nahe Sermoneta, welche die Leute des Herzogs von Gaeta an einer schmalen, steilen Stelle quer über den Weg ziehen, gewohnheitsmäßig heischen sie dann von den Reisenden eine kleine Brandschatzung, ehe sie sie niederlassen, die zahlen natürlich, weil das schneller geht und weniger mühsam ist, als die Schufte nach Verdienst windelweich zu prügeln. Nach dem Pröbchen können Sie urteilen, wie es auf den großen Straßen mit der Wegepolizei bestellt ist.

Wir kamen dann nach Piperno ‹Privernum›, einem unbedeutenden Städtchen, dessen hübsche Piazza mit prachtvollen Orangenbäumen, die wirklich im Freien wachsen, bepflanzt ist, auch den schönsten Orangenbaum, den ich je im Leben sah, nahe Piperno auf halber Bergeshöhe, will ich Ihnen nicht unterschlagen: gerad- und strackgewachsen wie ein Bambus und so groß etwa wie eine mittelgroße Linde. Nun ging's lange Zeit durch einen Hochwald immergrüner Korkeichen, hierauf, nach zwei weiteren, diesmal ganz greulichen Poststrecken, erblickten wir

»Blinken weither Anxur ob silbrig schimmerndem Felsberg«.

Sie, dem auf dieser Welt nichts verhüllt ist, wissen natürlich ohne Besinnen, wie das auch nur in der Ordnung, dies »Anxur« ist Terracina. Es liegt wunderhübsch auf einer

Berghöhe nahe der See, und der Ausblick von hier oben ist herrlich. Heute noch wie zur Zeit Horazens zieht es schon aus der Ferne die Blicke auf sich, aber nicht durch die Felsen, die nicht mehr blinken, da die Jahre sie geschwärzt haben, sondern durch die weißen Häuser, die darauf gebaut sind, und ebenso schimmern. Das Beste jedoch an Terracina ist eine Säulenhalle vor einem Tempel Jupiters. Dieser Jupiter, vermutet man, sei bartlos gewesen, »axyron«, wonach dann die Stadt Anxur genannt sei. Eine rechtschaffen gezwungene und ziemlich lächerliche Herleitung, indem die Griechen es Trachyna nannten, und der Name Anxur ihm von Volskern, die es vor den Römern bewohnt haben, gegeben wurde.

Hier oder niemals muß ich Ihnen von der Via Appia reden, dem größten und schönsten Denkmale, das uns das Altertum hinterlassen hat, und gleichzeitig seinem ehrwürdigsten, da dies erstaunlich gewaltige Unternehmen keinen anderen Zweck als das öffentliche Wohl hatte. Sicherlich überragt es alles, was je von den Römern und anderen Völkern des Altertums unternommen wurde, und höchstens die Bewässerungsanlagen Ägyptens, Chaldäas und vor allem der Chinesen, vielleicht auch unser französischer Kanal du Languedoc wären neben ihm noch zu nennen. Diese Straße beginnt an der Porta Capuana und setzt sich dreihundertundfünfzig Millien über Capua bis Brindisi fort. Das war nämlich die Hauptstrecke, auf der man damals nach Griechenland und in den Orient reiste.

»Wir rollen auf dem appischen Weg, der Fürstin langlaufender Straßen.«

Hören Sie, auf welche Weise sie gebaut ist.

Man zog zuerst bis auf festen Grund hinunter einen tiefen Graben, so breit wie die Straße, und füllte ihn an mit Steinschotter, der durch gelöschten Kalk zu einer einzigen, festen

Maſſe verbunden wurde, dieſen Unterbau der Straße überdeckte man mit Quadern verſchiedener Geſtalt und Größe, die ſo hart ſind, daß noch heute keine Wagenſpur darin zu ſehen iſt. Und ſo gut ineinandergefügt ſind dieſe Quadern, daß es noch heute, ſelbſt mit eiſernem Werkzeug, faſt unmöglich iſt, eine aus der Wegmitte herauszuklauben, wofern man nicht ſchon begonnen hat, die Straße von den Rändern her einzureißen. Rechts und links lief ein erhöhter Fußſteig, der, gleichzeitig als Widerlager und Brüſtung dienend, das Weggemäuer hinderte, ſeitlich auszuweichen. Auf der ganzen Länge des Weges fand ſich alle hundert Schritte eine Ruhebank oder ein Stein, um aufs Pferd zu ſteigen, und ſchließlich ſtanden rechts und links in gewiſſen Abſtänden Mauſoleen, Grabmäler oder andere öffentliche Bauten, von denen man noch heute hier und da Trümmer antrifft. Die Straße iſt ſchmal. Da, wo die Fußſteige noch beſtehen, hätten zwei von unſeren großen Reiſewagen Schwierigkeiten, aneinander vorbeizukommen, woraus der Schluß erlaubt ſcheint, daß die Achſen der altrömiſchen Wagen ſehr viel ſchmaler waren. Fünfzehn- bis ſechzehnhundert Jahre wird dieſe Straße nicht nur nicht unterhalten, ſondern es geſchieht im geraden Gegenteil alles, was ihre Zerſtörung befördern kann: die Bauernlümmel der umliegenden Dörfer haben ſie wie einen Karpfen abgeſchuppt und an unzähligen Stellen große Quadern von den Fußſteigen wie vom Straßenpflaſter fortgeſchleppt. Daher die bitteren Klagen, die die Reiſenden über die Härte der armen Via Appia ausſtoßen, die, was an ihr liegt, rein nichts dafür kann. Denn, wo man ſie nicht ausgeſchartet hat, iſt ſie glatt wie Parkett, ja beinahe ſchlüpfrig für Pferde, — die ſie mit ihren Hufen blank poliert haben, ohne ein Loch zu machen. Wo die Pflaſterquadern fehlen, da freilich haben die Hinteren der Reiſenden nichts zu lachen, auf dieſem Unterbau aus Muſchelkalk und kreuz und quer über- und durcheinanderliegenden Feldſteinen gerädert zu werden, macht mit Recht mißlaunig.

Immerhin hat auch dieser Unterbau, solange man auch nun schon darauf fährt, ohne ihn irgendwie instand zu setzen oder auch nur zu unterhalten, noch nirgends nachgegeben. Keine oder kaum wahrnehmbare Geleise, nur von Zeit zu recht böse Löcher. Hier eine Stelle darüber aus Procop, die uns sehr zu paß kommt:

»Appius hat damals in einer anderen, ferngelegenen Gegend Steine, die er so hart als möglich ausgesucht hatte, brechen und zum Bau dieser Straße heranfahren lassen. Nachdem sie quadratisch zugehauen, geebenet und geglättet waren, hieß er sie ohne irgendwelches Bindemittel oder metallene Klammern nebeneinanderlegen. Dennoch halten sie jetzt so fest und innig zusammen, daß sie den Eindruck machen, als seien sie nicht gefügt, sondern zusammengewachsen. Und wiewohl die Straße jetzt schon so viele Jahrhunderte unaufhörlich von Lastwagen und Kutschen befahren wird, treten sie weder aus der Reihe, noch zerbrechen sie oder verlieren ihre Glätte.«

Procop. de bell. Goth. lib. I.

Da sich der Weg, den man heute nach Capua fährt, nicht ganz mit dem deckt, den einst die Römer verfolgten, entfernt man sich häufig von der Via Appia und kommt dann wieder auf sie zurück. Nahe Terracina stieß die Straße gegen einen Felsen, der bis ins Meer hinaus ging, die sogenannte Pisca Marina. Diesen Fels hat man kurz und gut, und zwar sehr viel breiter als der Weg sonst ist, in einer senkrechten Tiefe von hundertundzwanzig Fuß durchstochen. So tief scheint es nach den römischen Ziffern, die in bestimmten Abständen in den Felsen gegraben sind, zu sein, denn Sie werden sich doch nicht einbilden, daß ich mir die Mühe machte, es zu messen. Man hat alle Abteilungen und Zahlzeichen, deren höchstes ein CXX ist, so eingeteilt und angebracht, daß sie sämtlich dem Auge gleich groß scheinen, indem man die höheren und entfernteren der Perspektive gemäß größer machte. Ein höchst eigentümlicher Kunstgriff! Es ist eine ziem-

lich verzwickte mathematische Aufgabe, daraus die Höhe des Ganzen und die Abstufung jeder Abteilung zu erschließen. Nahe dem Gipfel des schönen Werks, das man in einem fort betrachten möchte, erhebt sich noch ein anderer Fels, der nach allen Seiten steil abstürzt; obendrauf sah ich etwas wie Spuren eines alten Bauwerks. Nur wie man da hineinkam, ist mir noch unklar. Einige meiner guten Freundchen hier haben mir vertraulich eröffnet, daß dort oben ein Schatz liegt.

Doch bleib' er da nur! Ich sag's unverhohlen,
Ich hab' keine Lust, ihn von dort mir zu holen.

Einige Millien weiter endlich stehen auf freiem Felde zwei Pfosten, und dazwischen hängt eine Türe aus Tannenholz, die zweimal herum abgeschlossen ist; ein Schweizer König Philipps V. von Spanien wird sie Ihnen aufschließen, falls Sie nicht vorziehen, nebenbei durchzugehen. Durch diese Hintertüre hielten wir unseren Einzug ins Königreich Neapel.

Das Land ist hübsch; seine vielen Weingärten, deren Reben an Bambusstäben aufranken, wirken sehr anmutig. Fondi, wo wir zur Nacht blieben, war der Schluß des Tages; es liegt eingekeilt in die Berge, die hier einen Knick bilden, und in dem ganzen Unglücksnest gab's nichts zu brechen und zu beißen. Mit dem Umstand freilich muß man sich auf dieser Strecke grausam oft abfinden. Wir trauerten ihm also nicht nach, als wir es in aller Frühe wieder verließen.

»Vergnügt verließen wir Fundi, noch ganz erschüttert vor Lachen
Über den geckischen Schulzen, der einst ein Schreiberchen, nunmehr
Mit breit bepurpurter Toga und hochgeschwungenem Rauchfaß
Feierlichst ein uns geholet . . . .«

und kamen über das wiederum ziemlich mürrisch drein-

blickende Dorf Itri nach Mola di Gaeta, das ganz dicht an der Küſte liegt und ein ſchönes, liebliches Bild gibt. Rechter Hand ſchließt Gaeta den Ausblick. Mola iſt das antike Formiä, das ſeit Römerzeit wegen ſeiner guten Weine berühmt iſt, und, glaube ich, die einzige ihrer altberühmten Weinlagen, die heute noch Wein liefert. Falern und Maſſica, die nach Minturno zu linker Hand liegen, ſind nur noch ſplitternackte und verkalkte Felsſchroffen. Aus Mangel an Pflege und da man unterließ, die Erdkrume, die der Regen abſpülte, wieder hinauf zu ſchaffen, ſind ihre Weingärten ſchon ſeit langer Zeit völlig zugrunde gegangen. Was ſicherlich ſchade iſt, denn wenn auch für einen leichten, feinen Schmaus zu ernſthaft, waren es immerhin geſetzte Geiſter, die eine Bekanntſchaft wohl lohnten. Formiäs Weine ſtehen vielleicht den zwei ebengenannten nach, ſind aber doch noch die beſten und, nach den Veſuvlagen, charaktervollſten Italiens: wie unſere ſchweren Weine von Nuits und Pontac ſehr dunkel, ſtark, blumig und vielleicht einen Hauch zu ſüß, ſie müſſen ein paar Jahre lagern, und ich bin überzeugt, daß ſie außerordentlich gut würden, wenn man ſie lange im Keller behielte und nach alter römiſcher Art pflegte. Formiä hat außerdem, wie einſt noch heute, viele Oliven. Sein Öl wurde hochgeprieſen, aber ehrlich geſagt, alles Öl in Kalabrien, im Königreich Neapel, ja in ganz Italien, ſelbſt das geprieſene Luccaöl nicht ausgenommen, iſt ſcheußlich: klebrige Apothekerſchmiere! Ich muß noch einmal betonen: dies Ländchen um Formiä herum iſt bezaubernd, aber »un paeſe di Dio abitato da diavoli«. Einſtmals waren hier, wie man annimmt, die Läſtrygonen anſäſſig. Und deren Raſſe hat ſich in einigen hündiſchen Zollbeamten würdig fortgepflanzt, die unſer Gepäck an der Küſte verkrümelten, und einem Teufelskardinal und ehemaligen Leibdiener, (Kard. Fini), der ohne viel zu fragen alle Poſtpferde für ſich nahm. Um die Zeit hinzubringen fuhr ich in einer Barke hinüber nach Gaeta, eine Spazierfahrt von hin und zurück je drei Meilen,

ich wollte doch Quintin für sein Raritätenkabinett wenigstens einen Knochen von Äneas' Amme mitbringen. Die Fahrt ging ziemlich schnell, und der Aufenthalt war nur kurz. Gaeta ist dank seiner Lage auf steiler Berghöhe, seiner Befestigung und dem guten Hafen wohl der Hauptschlüssel und stärkste Waffenplatz des Landes Neapel. Es war daher auch, wenn ich nicht irre, die einzige Stadt, die der König in aller Form belagern mußte, als er vor kurzem sein Königreich eroberte. Im übrigen sah ich nichts in Gaeta, was nicht schon Misson ausführlichst beschrieben hätte. Also kein Wort mehr davon, so wenig wie von einigen Ruinen in Formiä, die ich flüchtig ansah, unter anderem das Grabmal Ciceros. Hier in der Umgegend ward der arme Teufel gemein und boshaft umgebracht. Ein »De profundis«!

Sie sollen aber entschädigt werden, ich will Ihnen die genauen Abbilder der Überbleibsel eines Amphitheaters und eines großen Palastes zeigen, die ich dieser Tage aufnehmen werde: beides liegt, wenn man der Straße weiter folgt, in einer Ebene, nebst einem schönen Aquädukt, der von ich weiß nicht welchem Berg zu ich weiß nicht welcher Stadt führt. Aber nicht bei Minturno, das nicht mehr da ist, sondern nahe einer Art Weiler, der heute diese antike Stadt ziemlich kleinbäuerlich vorstellt, —

»Die das Wasser des Liris bespült,
Des schweigsamen Stromes.«

Aber weiter! Und um unseren König der Altertumskrämer für den Knochen seiner lieben »mia Caieta«, den er nicht gekriegt hat, schadlos zu halten, bringe ich ihm die wirklichen Schilfstengel mit, in denen sich Marius am Rande der Sümpfe von Minturno versteckt hielt. Der Liris heißt nicht mehr so, am Ende können auch Namen nicht ewig währen, er ist jetzt der Garigliano, ein schöner friedlicher Fluß etwa wie die Saône, nur nicht so breit. Wir wurden in einer Fähre

übergesetzt, durchschritten eine hübsche Wiese und fanden in Sant' Agata eine Posthalterei mit kleinen, feurigen Pferdchen wie rotbraune Esel, die in Capua, wohin sie uns schnell gebracht hatten, eine ganz maßlose Ungeduld an den Tag legten, ihre Sättel wieder loszuwerden.

»Hinc muli Capuae clitellas tempore ponunt.«

Wenn ich wollte, könnte ich Ihnen auch über den Volturnus, den wir bei der Einfahrt in Capua überschritten, ein Zitat liefern, aber ich würde mein Latein vielleicht damit verlieren und noch obendrein den Verdruß haben, daß Sie mich trösten könnten, ich hätte nicht viel damit verloren. Aber, was will man machen? Man ist auf der Strecke fortwährend in Gesellschaft des Horaz, Vergil, Silius, Statius und anderer Herren der Art, daß dabei den Reisenden unfehlbar ein Gelüsten kommt, ein wenig lateinische Poesie zu kackeln.

Um auf Capua zurückzukommen, so ist die Stadt leidlich groß, nicht gut, nicht schlecht in der Bauart und ich sah nichts Bemerkenswertes. Und wenn ich etwas gesehen hätte, sagte ich Ihnen trotzdem kein Wort, denn ich bin darauf wütend. Lei si figuri, daß ich mir in Mola nicht die Zeit genommen hatte, einen Bissen zu essen. In Sant' Agata, wie auf allen Dörfern, gibt's kein Brot, das ist ortsüblich. Aber jetzt wurde es Abend, und Sie wissen besser als mancher andere, wie schwer es ist, um diese Tageszeit einem Magen zur Vernunft zu reden, der seit vier Uhr früh in der Post fährt. Nun, meiner schwelgte schon in den entzückendsten Vorstellungen über die Herbergen Capuas, wir brachten aber, mit Verlaub, als wir alle Vorräte Capuas und seiner Vororte auf einen Haufen lasen, nicht mehr als zwei ranzige Schinkenbeine zusammen, die wir hinunterschlangen, ohne zu kauen. Woraufhin ich, mit der Festigkeit einer großen Seele mich wappnend, mich von Capua und seinen Wonnen losriß und wieder in die Kalesche stieg, voller Abscheu gegen Hannibal.

Wieder und wieder mußte ich die reichen, fruchttragen-

den Gefilde der Campagna und der Terra di Lavoro bewundern und zugleich darüber nachsinnen, warum es in solch einem Lande kein Brot gebe, ... aus welch sonderbarer Laune heraus Leute, die soviel Getreide hätten, sich nicht entschließen könnten, daraus Mehl zu mahlen. Unter solchen moralischen Betrachtungen gelangte ich bis Aversa und von dort nach Neapel, als den dreißigsten Oktober, spät am Abend. Ein glänzendes Nachtmahl, das man um Mitternacht auftrug, ließ uns schnell die Anstrengungen dieser schlimmen Reise vergessen. Sie ist wirklich anstrengend, die holperigste und längste Poststrecke, die man auf italienischem Boden machen kann. Es sind hundertundvierzig Millien, die ich auf sechzig gute Meilen veranschlage. Ich reise weit lieber von Dijon nach Paris, obwohl das weiter ist, als von Rom nach Neapel, denn außer den schlechten Straßen hat die Strecke das Üble, daß Sie nirgends auch nur halbwegs erträglich unterkommen. Worte wie: Küche, Lebensmittel, Essen, Kochtöpfe und so weiter, sind in der Sprache dieses Landes völlig unbekannte Laute. Erstaunlich, daß eine so vielbefahrene Strecke derart verwahrlost ist! Dafür kann man freilich sehr schnell reisen, denn die Posten werden ausgezeichnet bedient, die Pferde sind lebhaft, mutwillig und tückisch, gerade so wie ihre Herren: es fehlte nur wenig, daß wir als ihr Opfer an der Landstraße liegen blieben, so oft schmissen sie mit uns um. Loppin kann sich hieran einfach nicht gewöhnen und stört mich beständig, wenn ich in der Kalesche schlafe, indem er den Postillonen etwas vorpredigt. Noch immer hofft er, sie zu besserer Aufführung zu bewegen. Was mich betrifft, so habe ich durch die Macht der Gewohnheit an gewissen Punkten eine Schwiele. Gute Nacht, Freundchen! Ein ehrlicher Mann gehört zu dieser Stunde ins Bett. Richten Sie an Madame Blancey aus, ich wolle mit ihrem Bild vor Augen einschlafen, das wird auf jeden Fall eine gute Wirkung haben.


Vue de la Ville de Naples Prise du Palais de Capo di Monte
Dessinée d'après nature par Chatelet
N.° 47

NEUNUNDZWANZIGSTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Aufenthalt in Neapel.

Rom, den 18. November 1739.

Sie wissen, liebster Neuilly, auf welche Weise ich mich entschloß, die Geschäfte, die mich nach Frankreich zurückrufen, ein Augenblickchen noch hintanzustellen, um im Galopp nach Neapel auszureißen, denn im Galopp muß es schon gehen, man mag wollen oder nicht. Hundertundzwanzig lange Meilen sind es hin und zurück, und auf dieser an sich fast durchweg abscheulichen Straße finden Sie weder einen Laib Brot noch eine Matratze, statt dessen allerdings einen über vierzig Meilen langen Fetzen der Via Appia, die wirklich das bewunderungswürdigste Ding der Welt ist, denn einzig für das Gemeinwohl ward sie geschaffen.

Sehenswürdiger als Neapel selbst ist das, was drum und dran hängt. Seine Lage zwar ebensowohl wie das Stadtbild ist ganz köstlich, obgleich es sich auch in dem beiden mit Genua nicht messen kann. Aber wirklich schöne Gebäude gibt es hier gar nicht, . . . die Springbrunnen auf den Plätzen sind kümmerlich, . . . die Straßen wohl gerade, aber eng und schmutzig, . . . die zu Unrecht gepriesenen Kirchen zeigen vielen Schmuck ohne Geschmack und prunken ohne wirkliche Pracht. Heute, wo ich Rom und den großen Geschmack, der in ihm herrscht, mit eigenen Augen gesehen habe, bin ich freilich auch mäkliger und weniger lobbereit als vordem.

Der einzige Bau, der gewisse Verdienste hat, ist sein königlicher Palast, der nicht nur außen, sondern auch in der inneren Ausschmückung, die zum äußeren Gewande stimmt, schön ist. In welche Lobeshymnen und wie viele Ausrufungszeichen würde ich mich vor den herrlichen Bildern des Hauses

Farnese ergossen haben, die man hierher überführt hat, — wenn mein Tagebuch noch gelebt hätte! Freilich haben die barbarischen Spanier, die ich für die Vandalen unserer Tage erkläre, sie nicht nur zerfetzt, als sie sie aus dem Palast in Parma herausrissen, sondern obendrein drei Jahre lang auf einer düsteren Treppe stehen lassen, auf die alle Welt — pissen ging. Ja, bester Neuilly, man pißte auf die Guido und Correggio:

»Stellt meinen Gram Euch vor bei dieser bösen Kunde!«

Das Theater des königlichen Schlosses ist geradezu wahnsinnig groß, hoch und prächtig. Es hat hundertundachtzig Logen, die so groß sind wie kleine Gesellschaftszimmer und in weite Korridore mit schönen Treppen einmünden. Von den Opern, die man hier spielt, schweige ich, und will darüber an Maleteste schreiben.

Die königliche Hofhaltung umfaßt eine Unmasse Menschen, und es geht hier hoch her. Menschen und Equipagen kommen täglich so viele, daß ich ohne Scheu behaupte, daß Neapel — im Verhältnis zu seiner Größe — darin sogar Paris schlägt. Überhaupt sind sich diese Städte durch den infernalischen Verkehr, der in beiden herrscht, recht ähnlich. Gut fünfundzwanzigtausend Menschen haben als einzigen Beruf den Bettel.

Der berühmte Neapeler Hafen ist weder schön noch zweckmäßig, und auch die »Darse« oder der abgegitterte Käfig für die Galeeren ist kaum lobenswerter. Und was soll ich Ihnen vom Vesuv sagen, auf dessen Gipfel ich mich unter so scheußlichen Anstrengungen hinaufzerren ließ, daß ich mich selbst für tausend Zechinen nicht wieder darauf einließe? . . . vom Krater, in den mich die Führer hinabseilten, was lange nicht so gefährlich ist, wie man es machen will? . . . von der Solfatara, nur ein kleiner Taschenvesuv freilich, aber ebenso merkwürdig als der große? . . . endlich von meiner

Reise nach Puteoli und Bajae, Stätten himmlischer Wonnen, wenn sie noch mit all ihren schönen Bauwerken beständen, wovon man jedoch kaum einige Spuren mehr wahrnimmt?... von Cumae und dem Vorgebirge Misenum? . . . meinem Spaziergang an die Ufer des Acheron, auf die Gefilde Elysiums, zum Avernus, zur Grotte der Sibylle, und durch das ganze sechste Buch der Äneide Vergils? . . . sodann von den Austern des Lucrinersees, den Bädern des Nero, dem prächtigen Fischbecken Agrippas, der Hundsgrotte, und so weiter? Lauter Dingen, die in keinen Brief gehören und höchstens in einem Tagebuch einen Platz fordern dürfen. Und wahrhaftig, niemals hätte es mehr Daseinsberechtigung gehabt, als bei dieser Gelegenheit. Ich hätte fast Lust, allen Lästermäulern und Geschäften zum Trotz für Sie, aber auch wirklich nur für Sie, ein Berichtchen darüber zu verfassen. Auf jeden Fall, da haben wir etwas, worüber wir einmal plaudern können. Aber auch heute schon will ich meine Fahrt hinab zur alten Stadt Herculaneum nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, die nun schon seit siebzehnhundert Jahren unter den schrecklichen Massen begraben liegt, die der Vesuv bei der Geschichte mit Plinius ausbrach. Der Flecken Portici, der auf ihren Trümmern erbaut wurde, ist seitdem schon ein zweites Mal unter fast den nämlichen Erscheinungen verschüttet und danach in seiner heutigen Gestalt wieder aufgebaut worden. Unter dem allen hat man nun vor kurzem die antike Stadt Herculaneum selbst in der Erdtiefe entdeckt und ist kräftig dabei, eine Masse Denkmäler jeder Gattung daraus hervorzuholen. Das »Tor«, durch das ich diese Stadt betrat, ist ein tiefer, tiefer Schacht.

»Einen Glockenturm, mein' ich, sah ich hier nicht,
Doch ein Amphitheater, deutlich wie Ihr Gesicht.«

Ich erblickte hier eine Menge Statuen, Mosaikbilder und bemalte, teils umgestürzte, teils aufrechtstehende Mauern, und

jeden Tag fördert man neue Dinge zutage. Das Bedeutendste ist wohl ein antikes Wandgemälde, umfangreicher als alle bisher gefundenen und vorzüglich erhalten. Es stellt die Kinder Athens vor, die dem Theseus danksagen, daß er den Minotaurus gefällt hat: Theseus steht in natürlicher Größe aufrecht, ganz nackt und sehr korrekt gezeichnet. Sie wissen, wie hoch wir bei dem Wenigen, was uns von antiker Malerei blieb, das schätzen müssen, was wir von ihr besitzen. Und hier sind gleich noch eine ganze Reihe anderer, ebenso umfänglich und ebenso gut erhalten. Denken Sie sich, in einem Saale fand man sogar eine ganze Familie in ihren Statuen wieder! dann Gebrauchsgegenstände die Masse, die wirklich dieser alten Zeit entstammen und viele andere kostbare Dinge. Wenn man sich entschlösse, diesen Grund richtig abzuräumen, man käme sicher auf seine Kosten. Da ich aber dem Präsidenten Bouhier ausführlicher hierüber zu berichten vorhabe, will ich Sie heute nicht weiter davon unterhalten.

Ich weiß nicht, Freundchen, ob Sie darauf gefaßt sind, daß ich Sie bei meiner Rückkunft ohne weiteren Prozeß werde hängen lassen. Sie Ruchloser! So also prüfen Sie meinen Sallust, um den ich mir die Mühe mache, zwanzigmal in diese Bude von Vatikan zu rennen, wo ich nicht erreichen kann, bedient zu werden, man sich aber nicht entblödet, mir für etwas, was zwanzig Livres wert ist, dreißig Louis anzurechnen.

DREISSIGSTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Aufenthalt in Neapel, Fortsetzung.

Rom, den 24. November 1739.

Liebster Neuilly!

Da mein Brief vom achtzehnten, den ich am Vorabend meiner Abreise von Neapel schrieb, mit diesem Kurier nicht

abgegangen ist, und ich aus der Post, die ich augenblicks aus Frankreich erhalte, ersehe, daß meine Rückkehr nach dort weniger dringlich ist, als ich fürchtete, gebe ich Ihnen diesen selben Brief durchgesehen und beträchtlich vermehrt noch in einer zweiten Auflage. Ich bin ohnedem über verschiedenes allzu kurz gewesen, von der Unterdrückung meines Tagebuchs, die der Gedanke, doch nichts mehr ordentlich schreiben und betrachten zu können, bewirkt hatte, gar nicht zu reden. Ich habe nämlich doch einige Sächelchen geschrieben, aber freilich ganz ohne Zusammenhang, und nicht so viel, daß es die lange Reise verlohnte. Ich tue also weiter nichts, als daß ich den vorigen Brief mit einem feinen Commentario, zehnmal so lang als der Text, illustriere, so wie jeder brave Scholiast das zu tun pflegt. Sie haben also kein Fünkchen Recht, gegen einen so gemeingültigen Brauch aufzutrumpfen.

Neapels landschaftliche Lage hat mit der Genuas viele Vergleichspunkte: beide liegen im Winkel eines Meerbusens, und strecken sich halbmondförmig entlang der Küste, angelehnt an Felsen. Ich behaupte nun, Genua liegt schöner. Mir scheint, das ist nicht die allgemeine Ansicht, aber ich schwöre Ihnen, es ist meine, und meine Gründe dafür scheinen mir durchschlagend. Bei Neapel ließ das Gelände zu, die Stadt zwischen Gebirge und Meer anzulegen, so daß sie mit Ausnahme der Kartause und des Forts Sant' Elmo, die auf den Berg gebaut sind, doch gewissermaßen flach liegt. Bei Genua hingegen netzt das Meer die Füße des Felsenstocks, so war man hier genötigt, rund herum die Mitte des Abhanges zu bebauen, was im Verein mit der erstaunlichen Höhe der Gebäude ein weit prächtigeres Bild gibt. Kommen Sie zur See in beiden Städten an, und ich bin ganz sicher, Sie werden mir recht geben!

Hiervon abgesehen verdient Neapel den Vorzug. Das dasige Klima ist ganz anders reich und lachend, und seine Bucht liegt so gut beisammen, daß man ihre Ründung mit einem einzigen Blick überschauen kann. An der einen Seite

ist der Hügel des Posilip die Grenze, auf der anderen schließen sie der Vesuv und weiterhin das Kap Sorrento gegenüber der Insel Capri, und schaffen der Stadt wundervolle Ausblicke. Vom Posilip bis zur Mole des Castel d'Uovo zieht sich eine Art breiter Straße, genannt die Piaggia (der Strand), im Volksmund Chiaja, an einer Seite besetzt mit Häusern, an der andern sich auf das Meer öffnend. Hier hat man einen der schönsten Ausblicke, der denn auch mit Recht sehr gerühmt wird. Die Lobsprüche hingegen, mit denen Misson und andere Reisende die Stadt und ihre Bauten im allgemeinen bedenken, kann ich nicht unterschreiben. Wollen sie die Kirchen nur wegen ihrer Menge und der darinnen verschwendeten Kostbarkeiten loben, so sind wir einig, im übrigen — nein! Denn Geschmack wie Bauweise finde ich, mit wenigen Ausnahmen, recht übel. Ob es ihnen nun wirklich an Geschmack fehlt und ihre Bauerei nichts taugt, wie ich glaube, oder ob meine Augen, — da man ja stets vergleichend urteilt, — durch die wahrhaften Schönheiten der römischen Gebäude überverwöhnt sind, will ich nicht entscheiden.

Die Kuppeln haben eine häßliche, in die Länge gezogene Form und keine Laterne, da diese bei Erdbeben häufig einstürzten. (Sodomische, saudamische Kuppeln!) — Die Hochaltäre freilich und mehr noch die Sakramentshäuschen in ihrer stolzen, verschwenderisch mit Marmor und Edelsteinen geschmückten Pracht verdienen schon einige Beachtung. Dasselbe möchte ich von ihren privaten und öffentlichen Gebäuden sagen. Einen gewinnend vornehmen Eindruck machen in ihrer äußeren Gestalt nur wenige: die Palazzi Caraffa und Monte-Leone, und vorzüglich der Palazzo Montalti, der — mit seinen Säulengängen, Galerien und offenen Hallen am Meerufer — ein großzügiges, schönes Werk ist. Die Bekrönung sämtlicher Häuser bilden Terrassen, belegt mit Fliesen, die ein Puzzolan-Zement bindet. Ehrlich gesagt, so lauter Häuser ohne Dach zu sehen, gefällt mir nicht übermäßig, es

kommt mir stets vor, als sei ihnen der Kopf abgeschnitten: vielleicht muß man an sie erst gewöhnt sein. Ich verzeihe nur denen, die in Schmuckgeländer auslaufen.

Die »Via di Toledo« ist unbedingt die längste und schönste Straße, die sich in irgendeiner europäischen Stadt findet, aber ach! ein halber Schuh hoch Unrat entstellt sie grausam, und rechts und links läuft eine Reihe widriger Buden und Metzgerstände und verbaut die Häuser. Außerdem sind in den verschiedenen Vierteln der Stadt drei oder vier Aussichtspunkte, die einen Besuch lohnen. Im übrigen jedoch sind die Straßen häßlich und düster. Die Fassade des königlichen Schlosses mit dreifacher Pilastergliederung von Domenico Fontana ist wohl freilich von seltener Schönheit. Der neue König hat es seit seiner Eroberung unter großen Kosten innen ausschmücken lassen, sämtliche Türrahmen sind Marmor und die Einrichtung ist neu und kostbar. Wie ich bemerkte, steht in der ganzen königlichen Wohnung kein einziges Bett, so regelmäßig pflegen Seine Majestät in der Königin ihrem zu schlafen. Da haben wir einmal ein leuchtendes Beispiel ehelicher Beständigkeit. Che buon prò faccia alla di Loro maestà!

Nebenbei will ich hier eine sehr angenehme und leicht durchführbare Einrichtung, die ich im Schlosse sah, anmerken, sie besteht darin, den Winter über in allen Zimmern Strohmatten, die genau der Größe und Gestalt des Zimmers angepaßt sind, auszubreiten. Ich glaube, auch wir in Frankreich würden bei diesem Brauche gut fahren, er würde uns nämlich für den Sommer schöne, spiegelglatte Steinböden erlauben, anstatt unserer hölzernen, schwer rein zu haltenden Parkettböden, diesen Pflanzschulen für alle Arten Zugwind im Winter! Denn legt man selbst so einen Lappen von Perserteppich darüber, so schützt doch auch der immer nur einen kleinen Teil der Wohnung.

Im Schloßinnern gibt es Sehenswürdiges die Fülle, vor allem die ganze, reiche Sammlung Farnese, die von Parma

nach Neapel überführt wurden. Freilich, als man damals der Kriegsgefahr wegen sie so überstürzt herausriß, wurden sie arg beschädigt, und noch schlimmer hat die grenzenlose Vernachlässigung seitdem darin gewüstet. Alles war bis auf den heutigen Tag denkbar verlottert, und erst seit ganz kurzem schafft der Generalleutnant der Galeeren, Herr Venuti, der sich recht darum bemüht, etwas Ordnung. Er ist ein florentinischer Edelmann und äußerst beschlagen, besonders in Münzkunde, worin er sich ja hier wirklich etwas zugute tun kann, denn die Münzsammlung der Farnese ist eine der schönsten und vollständigsten Europas. Ganz entzückt aber bin ich, wie bequem und gleichzeitig gesichert die Münzen zur Schau liegen. Denken Sie sich lange, flache Spindkästen, die auf Kreuzböcken festgemacht und durch Gitter verschlossen sind, und darinnen die Münzen in wagerechten Reihen auf kupferne Ruten oder Spießchen gezogen, aufgefädelt wie Krammetsvögel. Die Spießchen ruhen auf den Schrankstützen in kleinen Scharnieren, man kann sie an den vorragenden Enden drehen und so bei geschlossenem Kasten Bild oder Schrift betrachten. Ohne die Münzen anfassen oder gar vom Platze bewegen zu können, kann man sogar die Rückseite aller Münzen mit gleichem Kopf auf einen Blick überschauen. Die Hauptstücke, auf die man uns aufmerksam machte, sind ein Britannicus mit der rückseitigen Umschrift »ALABANDA« und ein in Antiochia geprägter Pescennius Niger, mit der Dea Salus auf der Rückseite, und so weiter. Die Bibliothek scheint recht zahlreich, nach den Bücherballen zu urteilen, die in den zwei oder drei Sälen noch unausgepackt herumliegen, — und auch der Bestand an Handschriften ist ansehnlich. Einige Salluste und Suetone legte ich mir für den Zweck, den Sie kennen, beiseite.

Nun kämen wir zu den Bildern. Wie werden Sie mich, liebster Kerl, mit dem fürchterlichen Quintin wieder aussöhnen? »Jach fühl' ich seinen Zorn sich gegen mich entflammen«, der ich von allen hier befindlichen Gemälden nicht


CAROLUS
D.G. Neapolis et Sici
Imperium adeptus
CAROLUS
König in Neapolis u.
Regierung

das kleinste Verzeichnis gemacht habe. Und dabei sind doch erlesene Tizians hier und Raffaels, wenn auch nur einige wenige, und allerlei von Parmigianino, Annibale Carracci, Andrea del Sarto und Correggio. Von letztgenanntem zeigte man mir als eins seiner berühmtesten Bilder und ein Stück von unschätzbarem Werte die Madonna alla Zingara. Ich bekenne Ihnen ehrlich, daß es mir keinen großen Eindruck gemacht hat, ich finde nichts, gar nichts darin von seiner entzückenden Kunst wieder, denn das Bild ist nicht nur stark verdorben, sondern, frei herausgesagt, völlig verunstaltet. Lieber betrachten Sie die Bilder Schedones. Ich sah bisher von ihm nur die zwei, die hier sind, und ein drittes in Rom, alle drei von eigentümlicher Schönheit, und bin höchst erstaunt, daß ich diesen Meister noch nie habe nennen hören. Denn er scheint mir auf der Höhe der großen Meister. Er ist stilverwandt mit Annibale und dem Guido Cagnacci, in der Farbe wohl ein wenig herb, aber dabei doch durchaus noch erfreulich, seine Zeichnung ist von vollendeter Korrektheit, und Stellung und Haltung seiner Figuren zeigen, daß er seine Kunst aus dem Grunde verstanden hat. — Gehen Sie auch nicht vorbei an den Miniaturen des Clovio. Es gibt in der ganzen Welt keine berühmteren Stücke als hier, in der Sakristei von Siena und in der vatikanischen Bibliothek.

Ich bitte den gestrengen Herrn Quintin auch betreffs der Bilder auf der Kartause um Nachsicht, denn auch hiervon habe ich vergessen, ein Verzeichnis zu machen, obwohl ganz vortreffliche Sachen dort sind. Er soll auf gut Glück in seine Agenda schreiben, daß das Schönste hier das Bild Spagnolettos hinten in einer Sakristei ist: das beste Bild dieses Meisters. Hier hängt auch die angeblich von Michelangelo nach dem Leben gemalte Kreuzigung. Sie kennen wohl die alte Geschichte. Außerdem eine vielgepriesene Geburt Christi, von Guido, die mich wenig ansprach, trotz meiner Vorliebe für Guido. Ferner zwei Bilder des Leidens Christi, eins vom

Cavaliere Arpino (Giuſeppino), das andere von Pontormo, dann Gaſtmähler von Annibale Carracci, Veroneſe und Maſſimo. Aber um ein Bild zu ſehen, viel wunderherrlicher als alle genannten, ſtecken Sie einmal den Kopf aus dem Fenſter, geliebtes Weſen, und ſagen Sie mir bitte, wie gefällt Ihnen der Ausblick? Nun alſo, gereut es Sie jetzt noch, daß ich Sie ſo mühſelig auf die Felſen dieſer verdammten Kartauſe geſchleppt habe, auf die überhaupt noch hinaufzukommen wir beinahe ſchon verzweifelten?

Von einem Extrem zum andern ſtürze ich Sie jetzt kopfüber in die Katakomben! Das erſpart Ihnen dann die Mühe, die in Rom anzuſehen, da man von dieſen Dingern mit einem Mal ganz genug hat. Ich freilich, der jetzt ſo klugſchnackt, war dumm genug, auch die von Sant' Agneſe noch zu beſuchen, möge mein Beiſpiel Sie klug machen! Es handelt ſich hier um lange, in Steinbrüche eingegrabene, unterirdiſche Gänge, rechts und links ſind, wie die Regale einer Bibliothek, in den Fels gehauene Niſchen. Man packte einen oder mehrere Leichname in ſo eine Niſche, die man dann, um die verpeſtenden Ausdünſtungen zu verhüten, vermauerte. Die Katakomben ſind ſicherlich einzig zur Totenbeſtattung angelegt worden, vielleicht in den Zeiten, wo man mit der Leichenverbrennung aufhörte, vielleicht aber auch ſchon, ehe man damit anfing. Die römiſchen Katakomben wenigſtens könnten durchaus in ſo frühe Zeit zurückreichen. Daß die erſten Chriſten ſie gegraben haben ſollen, um darin zu wohnen und ſicher vor Verfolgungen ihre heiligen Geheimdienſte zu begehen, iſt einfach Unſinn. Saubere Wohnungen, ſolche licht- und luftloſe Gänge! Außerdem iſt es ſchon ein Stück Arbeit, dies labyrinthiſche Netz hoher, breiter Gänge, das ſich über neun Meilen unter der Erde hinzieht, ohne daß jemand etwas davon gewahr wird, anzulegen. Die paar Chriſten in Neapel hätten dieſe Katakomben, die ſehr viel ſchöner und höher als die in Rom ſind, nie leiſten können, nicht einmal, wenn ſie ſich vor aller Augen hätten ans Werk

machen dürfen. Natürlich bestreite ich nicht, daß sich nicht einmal ein Christ hier eingeschlichen und versteckt hat, aber als Behausung für Lebende dienten sie niemals. Die Altarreste und auf die Wände geklexten Malereien scheinen auf religiöse Feiern zu deuten, die man den heiligen Herrschaften zu Ehren, die der Sage nach darin gehaust haben, abhielt. Das wäre alles, was ich Ihnen in Sache Katakomben zu sagen habe. Wünschen Sie mehr, so lesen Sie Misson und Burnet, die besprechen sie ausführlich.

Da wir doch einmal in der Andächtelei mitten drin sind, — soll ich Ihnen vielleicht auch das Wunder des heiligen Januarius vorführen? Die Wunder sind in Neapel wohlfeil, die hiesige Bevölkerung hat nichts weiter zu tun und befaßt sich daher liebend gerne mit allem, was da hineinspielt.

»Et otiosa credidit Neapolis.«

Das Januariuswunder ist ein recht artiges chemisches Stücklein. Aber ihr armseligen Pfäffchen von der Stiftskirche wollt doch wohl nicht das Jungfernblütchen davon gepflückt haben? Das Wunder ist ja hier länger zu Hause, wie ihr! Ich lese gerade in dem Bericht, den Horaz über eine Reise durch diese Gegenden verfaßt hat:

Dein Gnatia, nymphis
iratis exstructa, dedit risusque jocosque
dum flamma sine tura liquescere limine sacro
persuadere cupit. Credat Judaeus Apella!
Non ego.

Hand aufs Herz, geliebter Gegenstand! Vermuten nicht auch Sie aus dieser Stelle, daß das Wunder des fließenden Blutes in Egnatia gebürtig ist? So ein Heiliger hat übrigens seine Nücken und fließt nicht immer, wie man wohl gern möchte. Dann überfällt das Volk große Bestürzung, denn nun weiß es sicher, daß ganz nahe Erdbeben bevorstehen. Der Floren-

tiner Franchini, — ein Bruder des Abbate, der als Gesandter Neapels in Paris ist, hat mir erzählt, er habe sich einmal zu seinem Unglück in der Kirche befunden, als das Wunder gerade nicht recht gehen wollte. Da er nun einen etwas englischen Gesichtsschnitt hat, bildete man sich ein, der Heilige sei böse, weil so ein hündischer Ketzer mit zuschaute, und man hätte ihn in Stücke gerissen, wäre er nicht schleunigst durch das Gesindel der Lazzarielli ausgerückt. Die Oberlehnsherrlichkeit des Landes ruht also unbestritten beim Heiligen, und der König hat denn auch gerade ihm zu Ehren einen Ritterorden mit scharlachfarbenem Bande gestiftet, was dem Volk sehr gefallen hat. So etwas leiht dem Don Carlos den gewissen vornehmen Glanz, den der Eroberer nötig hat.

Tatsächlich ist die Eroberung des Königreichs den Spaniern nicht schwer geworden, und Montemar hat sich für seinen Ruhm und Titel nicht übermäßig anstrengen müssen. War doch sein »Sieg« von Bitonto nicht mehr als ein Begegnungsgefecht mit den paar deutschen Truppen, die, wie der Kaiser befohlen hatte, schon aus dem Königreich abrückten. Trotzdem gilt er nun in Frankreich und Spanien als großer Kriegsheld, wer ihn aus Italien kennt, ist weniger von ihm eingenommen. Er gilt sogar, unter uns gesagt, für ein bißchen töricht. Überhaupt aber wird dies Land unschwer jedem zufallen, nur vorausgesetzt, daß der Angreifer sich dem Verteidiger überlegen zeigt. Es hat keine rechte Abwehr, und selbst Neapel scheint mir nach dem, was ich sah, gegen einen Feind, der vom Meer kommt, keines langen Widerstands fähig, weil es durch seine offene Lage zuviel Blößen bietet. Wie die Dinge stehen, möchte ich kaum glauben, daß sein Castel d'Uovo, das Castel nuovo, seine Mole und das kleine Fort am Ende, es vor einem unliebsamen Angriff wirklich schützen. Viel schlimmer noch, weil unheilbar, ist das innere Leiden, an dem dieser Staat krankt: der ganz und gar verderbte Charakter seiner Bevölkerung. Abergläubisch, verräterisch, aufrührerisch und arglistig wird sie sich

stets im Gefolge des ersten besten Masaniello, der die Gelegenheit zum Aufruhr geschickt am Schopfe faßt, zu jeder Meuterei bereit finden. Das widerlichste Geschmeiß, das verruchteste Gesindel, das je über die Erdoberfläche dahinkroch! Natürlich vermehrt sich dies Pack wie die Flöhe, und die Stadt ist zum Bersten bevölkert. Alle Banditen und Nichtsnutze strömen aus den Provinzen in die Hauptstadt. Diese »Lazzarielli« haben keine Wohnung, verbringen ihre Tage auf der Straße mit Nichtstun und leben von den Verteilungen der Klöster. Morgen für Morgen sind die Treppen, ja der ganze Platz des Monte-Oliveto voll von ihnen, so daß niemand dort vorbei kann. Ein zum Brechen abstoßender Anblick!

Von allen italienischen Städten wirkt dabei, für mein Gefühl, einzig Neapel als Italiens Hauptstadt. Sein Verkehr, das Zuströmen des Volkes, das nicht aufhörende Rollen der Equipagen, eine wirkliche Hofhaltung, die Lebensart und Prachtliebe der großen Herren: alles zusammen gibt ihm das Schillernde und Lebendurchpulste, wie es London und Paris hat, und was in Rom so durchaus fehlt. Der hiesige Pöbel neigt, wie ich schon sagte, zu Krawallen, die Bürgerschaft ist eitel, der hohe Adel prunkliebend, und der niedere giert nach hohen Titeln. Und Titel, gegen Geld natürlich, gab's unter Österreich, soviel einer haben wollte, und man tat sich daran gütlich. Hier gibt's darüber ein Sprichwort: »Ja, Herzog mag er schon sein, aber nicht adlig!« Unser Metzger beispielsweise metzgert nicht mehr selbst, seit er Herzog ist . . . läßt nur noch seine Gesellen arbeiten. Und die Frau eines Krämers fährt niemals aus ohne einen zweiten Wagen im Gefolge, worin, wie sie sich denken können, keine Maus sitzt, aber das macht Aufsehen, und ihre Pferde gehen wie ein Sturmwind. Sie wissen: wir sind hier im Lande der Pferde. Vom Hörensagen hatte ich mir freilich ein ganz falsches Bild von ihnen gemacht: schön sind sie nämlich gar nicht, sondern kleine, ruppige Tiere, dafür aber

fein gebaut, klug, tückisch und feurig. Man fährt hier sehr oft einspännig in einem Muschelwägelchen mit niedrigen Rädern, wovor das Pferd rennt, was die Beine laufen können.

Man hört allgemein, die Bevölkerung Neapels belaufe sich auf fünfhunderttausend, das ist rasend übertrieben. Ich habe mich bei dem Kardinal Spinelli erkundigt, der als Erzbischof darüber besser Bescheid wissen kann, als irgend jemand sonst, und der glaubt nicht, daß über zweihundertachtzigtausend Menschen hier sind. Allerdings kommt man leicht dazu, sie zu überschätzen, da sie fast den ganzen Tag auf der Straße liegen.

Das niedere Volk ist unter der spanischen Herrschaft besser daran, als vordem. Die Königsgewalt macht der sonderbaren Tyrannei, die die Gutsherren über ihre Vasallen ausübten, ein Ende, womit freilich auch die Vizekönige Österreichs schon begonnen hatten. Die alte Feldmarschallin Colonna, Maria Mancini, verfehlte nie, jeden, der von Neapel kam, als Erstes zu fragen: »Che fanno questi baroni tiranni?« Übrigens, diese Feldmarschallin, — ich war höchst überrascht, als ich hörte, daß dies steinalte Mütterchen, das vor einem Jahrhundert Ludwigs XIV. Geliebte war, erst vor ein paar Jahren gestorben ist. Man erzählte mir eine bezeichnende Geschichte von ihr, wie sie als jungverheiratete Frau nach Rom kam. Ihr Gatte führt sie durch den Palazzo Colonna, zeigt ihr unter anderen ein bestimmtes Zimmer und sagt: »Seht, Madam, hierin wohnte Euer Großvater, als er noch Kammerdiener bei meinem war.« »Gnädiger Herr,« erwidert sie, »wer mein Großvater war, weiß ich nicht mehr, aber daß ich von uns Schwestern mich am schlechtesten verheiratet habe, das weiß ich.« Denken Sie aber deshalb nicht, die Mancini seien von schlechter Herkunft. Es ist in Rom durchaus nichts Seltenes, daß Edelleute bei Adligen, die reicher sind als sie, in Dienst treten. Ich habe sogar Malteserritter als Bedienstete von Kardinälen gesehen. Uns Franzosen ist das freilich anfangs etwas befremdlich. Aber kommen wir nun wieder auf unsere

neapolitanischen Großen zu sprechen. Sie leben eher spanisch als italienisch, denn sie lassen sich besuchen und nehmen Fremde mit einer gewissen, vornehmen Höflichkeit in ihr Haus auf, haben oft Gäste und geben ihnen bisweilen sogar etwas zu essen. Beim Herzog von Monte-Leone gibt's freilich das nicht, trotzdem aber kommt in seinem Hause täglich die vornehmste Gesellschaft zusammen, und das soll ihn allein für Kerzen, Eis und Erfrischungen fünfzigtausend Scudi das Jahr kosten. Er ist freilich auch der reichste Mann des Staates.

Wir waren häufiger bei ihm, ebenso beim ersten Minister, Marquis Montalegre, dem dicken Herzog Caraffa und Abbate Galiani, der einer der fähigsten Köpfe hierzulande ist. Dann beim Fürsten Jacci und dem General der Galeeren Don Michele Reggio, den ich wegen seiner guten Tafel, mit der er uns häufig aufwartet, besonders schätze.

Bei ihm speist man unbedingt am besten, er hat ausgezeichnete Weine, die um so vorzüglicher munden, als man nirgends sonst einen trinkbaren Tropfen findet (nicht einmal der Montepulciano, der dünn, herb und matt schmeckt, ist trinkbar). — Ausgezeichnet ist hier das Rindfleisch, Trauben gibt's, wie Sie sich nur träumen können, und Melonen mitten im Winter, wenn sich die freilich für Gurken gäben, würde man ihnen auch glauben. Aber welche Zunge ist beredt genug und würdig, das Lob der Tauben und des Kalbfleisches von Sorrent zu singen! Denken Sie Tauben, die schon in Mailand geradezu vollendet sind und dann nichts tun, als zunehmen an Schwere und Güte, je tiefer man in Italien eindringt! Und sein Milchkalb, das hochgepriesene ist, glauben Sie's auf Ehre, so fett, fest und weiß sein Fleisch ist, doch nur ein Fant neben dem Sorrentiner. Wenn wir der Prüfung obenerwähnter Dinge eine nicht unbeträchtliche Zeit gewidmet hatten, haben wir manchen langen Nachmittag bei dem Florentiner Entieri im Gespräche verbracht über physikalische Fragen. Wenn Sie irgendwo in Italien einen geistvollen, kenntnisreichen Mann treffen, sagen Sie

getrost: »Ein Florentiner!« Da sieht man, was es bedeutet, ein Herrscherhaus wie die Medici zu besitzen. Oder wir unterhielten uns mit der Fürstin Pralombrano, die auch in Mathematik sehr bewandert ist, unsere Abende aber verbrachten wir in der Oper.

Nach diesem Bericht bilden Sie sich nun vielleicht ein, daß der Aufenthalt in Neapel ein wahres Fest war, und daß wir uns hier außerordentlich wohl gefühlt hätten. Nein, durchaus nicht! Es herrscht kein angenehmer Ton hier, selbst die Gesellschaften sind unerquicklich, da über allem ein Hauch von Aberglauben und Zwang liegt. Auch die Frauen leben hier eingeengter als im übrigen Italien. Es sieht fast so aus, als habe sich die vielberedete italienische Eifersucht nach hier, wo sie sich vor nordischen Lebensgewohnheiten sicher glaubte, geflüchtet. Kurz, immer wieder kehre ich mit Vergnügen zu meinen lieben Römern zurück, wo man in der ganzen Welt am besten lebt und am zwanglosesten zu verkehren weiß. Und dann ist Rom nun einmal so schön, so übervoll von Merkwürdigem aller Art, daß man niemals damit fertig wird.

Augenblicklich haben wir überhaupt keinen Botschafter in Neapel. Le Puisieux, von dem man nur Gutes hört, ist abgereist und der an seiner Statt ernannte Marquis L'Hôpital noch nicht angekommen. In der Zwischenzeit führt der sehr tüchtige Botschaftssekretär Ticquet, ein feingebildeter und höchst unterhaltsamer junger Kerl die Geschäfte. Da er etwas leidend ist, hat er sich in das Kloster Monte Oliveto zurückgezogen, was ihn jedoch nicht abhält, unsere Nation würdig zu vertreten. Er ersehnt den Augenblick, wo er wieder nach Frankreich zurück kann. (Schreiben Sie in Ihr Merkbuch, daß dies Kloster zu den schönsten Italiens gehört, man macht dort die beste Seife Neapels.)

Als wir ankamen, weilte der König gerade in seinem Häuschen am Fuße des Vesuvs in Portici, was sein Fontainebleau ist. Am dritten November abends kam er von


MARIA AMA-
LIA CHRISTINA
MARIA AMA-
LIA CHRISTINA
Königin in Neapoli
und Sicilien

dort zurück, und am Tage darauf wurden wir ihm vorgestellt. Denselben Tag gab es bei Hofe große Gala zum Namenstage des Königs, der bei der Gelegenheit allen Edelleuten die Hand zum Kusse reicht. Alle die Herren waren prachtvoll gekleidet, nur Seine Majestät trugen zur Feier des Tages ein altes Röcklein von brauner Halbwolle mit gelben Knöpfen. Er hat ein langes, schmales Gesicht, aus dem die Nase stark vorspringt, und etwas Trauriges und Scheues im Ausdruck; ist mittelgroß und nicht ganz gerade gewachsen. Er beschäftigt sich wenig, spricht gar nicht und hat nur Sinn für Jagd. Gerade darin wird ihm hier, nebenbei gesagt, recht wenig geboten, denn das Land liegt seit langem völlig verödet durch die Bauern und Lazzarielli, die totknallen, soviel sie wollen. Wenn Seine Majestät also mit einer Strecke von zwei Drosseln und vier Spatzen heimkommen, sind Sie schon hochbefriedigt. Zu Ehren des Festes reichte auch die Königin ihre Hand zum Kusse, was allerdings mehr Ehre als Vergunst war. Sie speisten beide vor allem Volke und wurden nach spanischer Etikette, die am Hofe Punkt für Punkt befolgt wird, bedient, — der König durch seinen Kammerherrn, die Königin durch die Gräfin Charny. Die Charny hinkt ein wenig, aber potz Blitz ist das ein hübsches Weib!

»Qui non novit Clodicam, non novit Venerem.«

Unser Vetter Loppin verschlang sie förmlich wie »frère Lubin« mit glühenden Blicken. Ich weiß nicht, was noch daraus geworden wäre, wenn ihn nicht Lacurne in der Leibesmitte umklammert hätte, just als er aufspringen wollte, um gegen das Gebot »Non moechaberis!« ganz ungescheut zu sündigen.

Ihr sehr hahnreiiger Gatte ist ein alter Eifersüchtler, Sohn meines lieben Charny, von dem man in den Memoiren der Mademoiselle Montpensier die Ohren übervoll bekommt.

Dieser war, wie Sie wissen, natürlicher Sohn von Gaston, Herzog von Orléans und einer Ehrendame der Königin, Mademoiselle Saugeon. Man kniet nieder, um dem König und der Königin zu kredenzen, und steht nicht auf, ehe sie das Glas zurückgeben. Hierbei habe ich mich ein wenig über die Königin geärgert, die zum großen Ärgernis der Knie meiner göttlichen Charny sich eine halbe Stunde lang die Zeit damit vertrieb, in ihr Glas voll Madeira Brot zu plocken. Sie scheint boshaft, die würdige, stupsnasige Fürstin mit ihrem Krebsgesicht und einer Stimme wie eine Dohle. Man sagt, sie sei, als sie aus Sachsen kam, recht hübsch gewesen, seitdem aber hat sie die Blattern bekommen. Sie ist noch ganz jung, ja kaum ein erwachsenes Mädchen*).

Der Nachmittag ging mit Besichtigung einiger Truppenübungen auf dem großen Platz hin, die recht lange dauerten, abends wurde das große, neue Hoftheater im Schloß durch eine Erstaufführung der Parthenope, von Domenico Sarri, eröffnet. Der König, der dazu kam, schwatzte während der ersten Hälfte und schlief während der zweiten.

»Musik scheint dieser Mann nicht gerade sehr zu lieben.«

Er hat freilich seine Loge im zweiten Rang gegenüber den Schauspielern, was viel zu weit ab ist, denn der Saal ist so ungeheuer, daß man in der einen Hälfte nicht viel sieht und in der anderen keinen Ton hört. Die Theater Aliberti und Argentina in Rom sind weit weniger groß, aber viel bequemer und wirken geschlossener. Wir allerdings sollten uns wirklich schämen, daß wir in ganz Frankreich keinen Schauspielsaal außer dem recht unbehaglichen in den Tuilerieen haben, in dem außerdem fast nie gespielt wird. Die Salle de l'Opéra ist gewiß für einen Privatmann, der sie in

*) Sie hat zur rechten Zeit gefreit. Im Augenblick, wo ich dies niederschrieb, war sie einen Monat oder in der fünften Woche schwanger, was gekommen ist, ohne daß irgend jemand etwas davon merkte.

ſeinem Hauſe bauen ließ, um ſein Trauerſpiel Mirame aufzuführen, recht nett, für eine Stadt aber, die eine Bevölkerung wie Paris hat, einfach lächerlich. Seien Sie ſicher, daß die Bühne des Neapeler Theaters allein größer als das ganze Opernhaus in Paris und entſprechend breit iſt, und ſo etwas braucht man, um Dekorationen entfalten zu können. Überdies ſagte man mir, iſt die Bühne nach hinten nur durch eine einfache Schiebewand abgeſchloſſen, die auf die königlichen Gärten hinausliegt. Will man alſo Feſte mit ſehr großem Apparat geben, ſo entfernt man dieſe und verlängert die Dekorationen hinein in die Gärten. Denken Sie ſich ſelbſt aus, was das für Perſpektiven geben muß. Auf dem Gebiete ſind die italieniſchen Maler überhaupt heute noch ſo ausgezeichnet wie jemals, und ich werde nicht müde, den Geſchmack und Reichtum ihrer Theatermalereien zu bewundern.

Abgeſehen davon liegt die Malerei jetzt hier ziemlich darnieder. Salimbeni in Neapel, Treviſani in Rom und Canaletto in Venedig ſind die einzigen Maler von Ruf, die Italien zur Zeit hat, und von dieſen dreien ſind die beiden erſtgenannten ſo alt, daß ſie ſchon lange nicht mehr arbeiten. Canalettos Beruf beſteht im Malen venezianiſcher Anſichten, darin übertrifft er alle ſeine Vorgänger. Seine Malart iſt klar, heiter und lebendig, und Perſpektive und Einzeldurchführung ſeiner Bilder iſt prächtig. Aber die Engländer haben dieſen Künſtler dadurch, daß ſie ihm dreimal ſoviel für ſeine Bilder boten, als er verlangte, dermaßen verwöhnt, daß es unmöglich iſt, mit ihm zu verhandeln. Ähnlich wie bei ihm ſteht es mit Pannini, der jetzt das Innere von Sankt Peter für Kardinal Polignac gemalt hat: ein eigentümlich hübſches Bild im einzelnen, genau, ähnlich und mit feiner Verteilung der Lichter. Aber ich irre mich im Vorzeichen, denn es handelt ſich jetzt nicht um Malerei, ſondern um Muſik.

Dies war nämlich die erſte große Oper, die wir geſehen haben. Die Muſik, die Sarri, ein urgelehrter, aber trübſeliger

und etwas saftloser Komponist dazu geschrieben hatte, war nicht übermäßig gut, gespielt und musiziert wurde vorzüglich. Der berühmte Senesino gab die Hauptrolle, ich war entzückt von der geschmackvollen Art seines Spiels und Vortrags, und wunderte mich höchlich, daß seine Landsleute nur wenig von ihm erbaut waren. Sie beschwerten sich, er sänge im »stile antico«. Sie müssen wissen, daß der Musikgeschmack sich hier mindestens alle zehn Jahre ändert. Aller Beifall galt der Baratti, einer neuen, äußerst hübschen und gelenkigen Schauspielerin, die »recitava da uomo«: ein herzenrührender Umstand, der vielleicht nicht wenig dazu beitrug, solche Menge Stimmen auf sie zu vereinigen. Sie verdient sie aber wirklich, selbst als Weibsbild, aber der verschwenderische Beifall, mit dem sie überschüttet wird, hat ihre Anteilscheine so in die Höhe schnellen lassen, daß sie bei meiner Abfahrt 180 Zechinen das Stück standen.

Der Aufbau der Dichtung in der italienischen Oper ist von unserem ziemlich verschieden. Ich will darüber eines Tages mit Quintin, der mir in seinem letzten Brief einige Fragen über das italienische Theater gestellt hat, ex professo handeln. Im ganzen kommt man darin dem Geschmack der kleinen Leute entgegen. Eine Oper beispielsweise, in der nicht unter anderem eine Schlacht auf der Bühne gemimt würde, fände kaum Beifall. So eine Schlacht wird auf beiden Seiten von zweihundert königlichen Küchenjungen vorgestellt, in die vordersten Reihen aber stellt man Fechter, die mit den Waffen umzugehen wissen. Das ist wirklich ganz unterhaltend, mindestens wirkt es nicht so lachhaft, als unsere Kämpfer in »Kadmus und Theseus«, die tanzen, während sie sich umbringen. In der Parthenope gab es ein wirkliches Reitertreffen, das mich unsäglich belustigt hat. Die beiden Reiterobristen sangen sich, ehe man ins Gemenge kam, vom Pferde herab an, in einem Schimpfduett von vollendetem B-moll, das es wohl mit den langen Predigten der homerischen Helden aufnehmen konnte. Wir hatten hier gleichzeitig vier

Opern in vier Theatern. Nachdem ich sie mir alle nacheinander angesehen, hatte ich von dreien genug, verfehlte aber keine einzige Vorstellung mehr von der »Frascatana«, einer Dialektkomödie, deren Musik Leo gemacht hat*). Welche Erfindung! welche Harmonie! welch ein köstlicher musikalischer Humor! Ich bringe diese Oper mit nach Frankreich, und Maleteste soll mir sagen, was er davon hält. Aber ist er wohl fähig, so etwas zu begreifen?

Neapel ist die Hauptstadt der musikalischen Welt. Aus den zahlreichen Musikschulen, in denen man die Jugend diese Kunst lehrt, ist die Mehrzahl der berühmten Komponisten hervorgegangen: Scarlatti und der wahre Gott der Musik Leo Vinci, die Zinaldo, Latilla, und mein bezaubernder Pergolese. Alle hier Genannten haben sich nur mit Vokalmusik beschäftigt, die Instrumentalkomposition hat ihr Reich im Lombardischen. Herr Loppin hat sich einen kleinen Klavierspieler Fernandino, berufsmäßigen Bettler, geleistet, der einem wie nichts alle Stimmen eines Quartetts einen halben Ton höher, als es gesetzt ist, vom Blatt spielt.

Um von der Oper auf die Kurtisanen zu kommen, braucht man nicht weit zu gehen. Es sollen hier noch mehr sein als in Venedig. Das ist aber, wie man behauptet, nicht die Schuld der Mädchen, sondern das hiesige Klima hat seit unvordenklicher Zeit diese Wirkung.

»Litora quae fuerant castis inimica puellis.«

Und ich glaube, auch Seneka schreibt irgendwo, man habe nicht gewagt, Mädchen in diese Gegend zu bringen, denen

*) Diese neapolitanische Mundart ist vielleicht das abscheulichste Kauderwelsch, auf das man seit der Grundlegung des Turms von Babel verfallen ist. Ich habe aber doch eine kleine Ahnung davon bekommen wollen, sowohl wegen der Opern als der Genüsse wegen, die ich im näheren Verkehr mit den Lazzarielli zu finden hoffte. Ich erinnere mich, daß ich in Frankreich dem Alessandro Lieder in der Sprache seines eigenen Landes, die er nicht verstand, erklärt habe.

man noch keinen Mann geben wollte, weil die Luft des Landes den Sinnenkitzel befördere. Jedenfalls haben ihre Nachfahrinnen diesen alten Ruf so gut gerechtfertigt, daß ihnen die Ehre zuteil wurde, dem »Mal de Naples« seinen Namen zu geben. Uns damit zu versorgen, haben wir bis zur Ankunft in diese Stadt aufgeschoben, da man doch stets gern aus erster Hand bezieht. Daß das hiesige nicht von schlechten Eltern ist, mögen Sie nach dem Geschichtchen beurteilen, das uns neulich der königliche Leibarzt Perchet, Bruder des Perchet, den Sie kennen, zum besten gab. In der vorigen Woche, erzählte er, sei ein Engländer gekommen, um ihn eines kleinen Unfalls wegen zu konsultieren. Man mußte zur Untersuchung schreiten, und dabei äußerte der Engländer, er sei ganz wütend, ein Wundarzt, bei dem er zuvor gewesen sei, habe gesagt, man müsse ihn abschneiden. »Abschneiden?« unterbrach ihn Perchet, »Unsinn! Wer ist der Ignorant, der das gesagt hat? Beruhigen Sie sich! Der fällt bald ganz von selber.« Sie können kaum glauben, wie übel Lacurne plötzlich auf den Beischlaf und seine Folgen zu sprechen ist. Das heißt aber doch, an einer Kleinigkeit allzu leidenschaftlich hängen.

Nun, geliebtes Wesen, habe ich Wort gehalten? Wie entledige ich mich meiner Aufgabe als Kommentator? Nennen Sie mir, wenn Sie können, irgendeinen Gelahrten auf *us*, der seinen Text besser als ich in einer Sintflut von Scholien zu ersäufen weiß. Und doch wären Sie noch nicht einmal so leichten Kaufes davongekommen, wenn ich noch Tagebuch geführt hätte.

Nur noch eine Bemerkung für den sanften Quintin, nämlich, daß man in den großen Kirchen Neapels über die Haupttür, wo wir sonst meist die Orgel haben, ein großes Bild hängt. Meist ist es eine große Komposition von Luca Giordano oder Solimena. Letzterer lebt noch, mit gut zweiundneunzig Jahren und anderthalb Millionen Vermögen, die er sich durch sein Geschäft zusammengehäuft hat. Oh! »che ver-

gogna, mentre che meſſer Annibale tirava la carretta come un cavallo«, um fünfzehnhundert Scudi in ſechs Jahren zu verdienen! Wären nur Solimena und ich auf der Welt geweſen, ſo würde er mit ſeiner faden Malerei und ſeinen kraft- und geiſtloſen Kompoſitionen keine fünfzig Sous verdient haben. Es iſt ein Jammer! Mit Luca Giordano iſt's da doch ganz was anderes, der iſt ein meiſterlicher Kerl und faſt unter die Maler zweiter Klaſſe zu zählen. Beſonders gut war er als Tiermaler. Seine Pinſelſtriche ſind freilich nicht ſo markig und ſein Helldunkel nicht ſo wohlüberlegt, wie bei Caſtiglione, aber ſein Stil iſt größer und ſeine Pinſelführung iſt frei und planvoll. Außerdem zeigt er in ſeinen Hiſtorienbildern einen vielumfaſſenden Geiſt, ſeine Erfindungen ſind vornehm, und der Aufbau ſeiner Gemälde iſt wundervoll.

An Quintin geben Sie dieſen Fetzen von Merkblatt, um ihn doch ein wenig zu beſchwichtigen.

Merkblatt. Einige Bilder des Königs von Neapel.

Toter Chriſtus mit Engeln, ſchön im Ausdruck. — Himmelfahrt Mariae: kühn und fein: von Annibale Carracci. Zwei Bilder der Jungfrau Maria, beide von Raffael. — Von demſelben: eine Jungfrau mit Kind und Johannes dem Täufer, die ſogenannte Madonna della Gatta. — Derſelbe Vorwurf, behandelt von Parmigianino. Tod der Lucrezia, von Parmigianino, ſie errötet, indem ſie auf ſich den Dolch zückt, über das, was man ihr antat, vielleicht noch wahrſcheinlicher über das, was ſie ſich ſelbſt antut: ſehr ſchön. — Bildnis Pauls III., Farneſe und andere Geſtalten, von Tizian: vollendet ſchön. — Bildnis Leos X. von Medici, Andrea del Sarto: dieſe berühmte Kopie iſt eine ſo treue Nachbildung des Originals, daß ſie Giulio Romano täuſchte, der auf ihm einige Stellen wieder zu erkennen glaubte, an denen er gearbeitet habe. — Eine Madonna, von Correggio, entzückend. — Vermählung der heiligen Katharina, von demſelben, vollendet gemalt. — Die Madonna alla Zingara, berühmtes

Bild Correggios, sehr fein in Erfindung und Aufbau, und das Mienenspiel ist erlesen schön, aber völlig übermalt und verdorben: ein verlorenes Bild. Was es einmal war, kann man nur noch aus seinem alten Ruhm erschließen, den es heute nicht mehr verdient. — Eine Madonna von Schedone: eigenartig, ansprechend und vollkommen schön. — Heilige Familie, von Andrea del Sarto. — — Beachten Sie eine große Tasse, Achat auf Onyx, mit einer Darstellung vom Triumphzug des Antinous, verdient nur der Größe wegen Beachtung, die Arbeit ist mittelmäßig.

EINUNDDREISSIGSTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Besteigung des Vesuv.

Rom, den 26. November 1739.

Sachte, Freundchen, sachte! Wir sind noch nicht am Ende. Meinten Sie, so wohlfeil abzukommen? Ach was! Schütteln Sie nur das bißchen Trägheit ab, denn Sie sollen noch auf den Gipfel des Vesuv reisen. Das ist freilich ein wenig angreifend, aber wenn wir wieder drunten sind, machen wir dann auch zu Ihrer Erholung eine Spazierfahrt nach Pozzuoli und Bajae. Wie man einem artigen Kinde auf eine bittere Medizin ein süßes Zuckerle eingibt. Also hineinspaziert in die Perroquetkalesche, sie wird uns bald am Fuße des Berges absetzen. Die schimmernde Wolke, von der Sie jetzt den Vesuv bedeckt sehen, ist Rauch, der die Sonnenstrahlen zurückwirft, wie er unablässig schwer und dick aus dem Schlunde aufquillt. Nachts sieht man bisweilen auch Flammen, aber nur selten. Da sind wir schon, wir verlassen unsere Wägelchen und besteigen Reitpferde. Sehen Sie das fruchtbare Bergland und diese Weingärten! Hier gedeihen Italiens beste

Weine, die Lacrima Chriſti und andere gute Tropfen. Daß ein Boden, der ſo geeignet iſt, die Säfte zu veredeln, die wohlſchmeckendſten Früchte in überreicher Fülle reifen läßt, iſt kein Wunder. Hier und da freilich ſehen Sie, daß erſtarrte Bäche rotglühenden Eiſens, die vom Berge herabfloſſen, den Knoſpenhaushalt ein wenig geſtört haben, aber wundert Sie's, daß die Eingeborenen trotz des Schadens, den ſie bei jedem Ausbruch erleiden, von ſo einem üppigtragenden, liebreizenden Lande einfach nicht loskommen, und es immer wieder bewohnen und bebauen?

Nun müſſen wir vom Pferd auf den Eſel! Die lieben Tierchen tragen uns durch garſtige, von eiſenhaltigen Blöcken verſtopfte Regenſchluchten und quer über Friedhöfe verwüſteter Weingärten, aus denen nur noch verkohlte Strünke da und dort aufragen. Und jetzt beginnt »der Greuel der Verwüſtung«. Feuchtwarmer Dampf quillt rings empor aus den Spalten des Bergbodens, es ſind Spalten ähnlich wie die, welche heiße Sommertage in trocknenden Sümpfen entſtehen laſſen. In dem Maße man ſich dem Gipfel nähert, werden ſie häufiger. Aber drehen wir uns nun einmal um und genießen das ſchönſte Schauſpiel, das Europa zu bieten hat. Ein ſo wunderbarer Ausblick, daß man vor Wonne einfach beſtürzt iſt, man mag ihn ſich im voraus ſo ſchön gedacht haben, wie man will: Baumwipfel und Weingärten, umrahmt von Reſina, Portici und anderen Ortſchaften, breiten ſich zu Ihren Füßen wie ein Teppich. Tief unten, aus der Vogelſchau geſehen, liegt Neapel, ſtrecken ſich die mit Meiereien überſäten Ebenen der Terra di Lavoro bis zu den Bergen des Fürſtentums Otranto, die nach rechtshin das Bild abſchließen. Links, ſoweit das Auge reicht, das Meer, weiterhin die Küſte, Gebäude mit ſcharf ſich abzeichnenden Türmen ziehen von da, wo ſich die Salerner Bucht öffnet, bis zur Meerenge von Capri, Neapel, zum Poſilip, nach Procida, Pozzuoli, Bajae und Cumae, und den Abſchluß bildet Gaeta. Verweilen Sie hier, ſolange es Ihnen

behagt, und suchen Sie sich für die gräßlichen Strapazen, die Ihnen bevorstehen, mit frischem Mute zu wappnen. Denn von hier an heißt es zu Fuß gehen, weder Esel noch Maultier brächte Sie jetzt weiter. Jeder Fußbreit ist bedeckt von dem, was der Vesuv vor alters oder in jüngeren Tagen ausspie, und was sich hier aufgeschichtet hat, soweit es die Feuerströme nicht zur Tiefe mitnahmen: Steine und Erden, Eisen, Schwefel, Alaun, Glas, Bimsstein, Salpeter, Terrakotta und Kupfer, schaumig versteinert oder geschmolzen in Markasiten und Schlacken, bilden große, wirr durchmengte Schutthaufen. Regengüsse haben Furchen hineingerissen, so daß man die älteren von den jüngeren Ausbrüchen unterscheidet. Sich durch diese Haufen von Eisenschwämmen durchzuarbeiten, die gerade so scharf wie hart sind, ist einfach scheußlich. Denn die Schlacken kollern einem unablässig unter den Füßen fort, und es ist so steil, daß man oft zwei Klafter zurückrutscht, wenn man glaubt, einen Schritt bergan zu machen. Das schlimmste aber war doch, daß ein Trupp Dörfler, die in ihren Weingärten am Hange gearbeitet hatten, uns dabei helfen wollten. Wie Kapuziner angezogen (die Kapuzinertracht ist die der kalabresischen Bauern), hatten sie sich als unsere »Ciceroni« Stricke, Riemen, Tragbänder und Gürtel um den Leib gebunden, was wir ihnen nachmachten. Und nun sah sich jeder von uns urplötzlich von vier solchen Schurken gepackt, die uns, trotz allen Sträubens an Armen und Beinen jeder nach seiner Seite zerrten und, unter dem Vorwande des bergauf Ziehens, fast vierteilten. Noch andere, die am Hintern schoben, ließen uns so geschickt kopfüber in den Dreck fallen, daß wirklich nur die Nase den Stoß abfing. Ich bin überzeugt, daß wir es ohne die »Erleichterung«, die uns die unverschämten Gauner zuteil werden ließen, zwei Drittel so leicht gehabt hätten. Dabei war an dem Tage eine so schneidende Kälte, wie ich überhaupt noch nicht erlebt habe. Das steile Emporklimmen und der eisige Nordwind versetzte einem den Atem, indes man

von den Windſtößen dann und wann einen anmutigen Rauchwirbel ins Geſicht kriegte. Während dieſer langen Dreiviertelſtunde ſchielte ich ſehnſüchtig nach einem hübſchen Zuckerhute, der die Spitze des Berges bildete, . . weil er ringsum glatt war und von Schlacken frei ſchien. Oh, ihr unbedachten Menſchlein, wie wenig kennt ihr die Dinge, die ihr herbeiwünſcht! Jetzt weiß ich, warum dieſe letzte Spitze ſo hübſch blank war: weil ſie ſo ſteil iſt, daß einfach nichts auf ihr haftet. Das Unglücksding könnte ebenſogut ſenkrecht ſein. Wahrhaftig, es fehlt ihr dazu nur ganz wenig!

»Si che biſogna d'andare come ſi ci moſtraſſe a Carpioni, a guiſa d'animale.« Und nicht mit Aſche iſt ſie bedeckt, denn die findet ſich auf dem Veſuv ſo gut wie gar nicht, ſondern mit einem feinen, ſchweren Sande, dem reinen pulveriſierten Eiſen, in das man bei jedem Schritt bis über die Knie einſinkt. Und während ein Bein ſich herauszieht, höhlt ſich das andere eine lange Furche, die einen genau dahin zurückbringt, wo man eben geſtanden hat. Hund von Berg du! Erbſitz des Satans! Guckloch Luzifers! Treibe nur dein Spiel mit mir, ſolange ich noch in deinem Bereich bin! Aber käme ich hundertmal wieder nach Neapel, mich ſiehſt du nicht wieder. Ich ließe mich eher hängen, ehe ich ein zweites Mal zu deinem Höllenſchlunde emporſtiege. Gott ſei mir gnädig! Da ſtehen wir alſo doch auf dem Gipfel und am Rande des Abgrunds, ſchweißgebadet und durch und durch gepuſtet von dem eiſigen Nordwind. Ich habe faſt ein wenig Angſt, ein »häßliches Milzſtechen« dabei zu erwiſchen, wie Brantôme ſagen würde. Aber auch böſe Dinge haben ihr Gutes: bei ſchönem oder feuchtem Wetter nämlich iſt von dem Schlunde überhaupt nichts zu ſehen vor dickem Qualm, der dann in der Tiefe auf und ab wogt. Man muß alſo geradezu einen Tag wählen, wo ein ſteifer Nordwind in dem Becher herumwirbelt und den Rauch ausfegt, und heute ſahen wir den Schlund wirklich klar wie durch Kriſtallglas. Ich ſehe ſchon, daß ich Ihnen das genau beſchreiben muß, einen

Augenblick, Freundchen, lassen Sie mich nur erst ein wenig verschnaufen.

Also: der heutige Vesuv hat zwei Gipfel, der mit dem Vulkan, auf dem wir jetzt stehen, und nördlich den Monte di Somma, der nach uns zu fast senkrecht abstürzt und gleich einem verbrannten und eingestürzten Mauerring unsern Gipfel halbkreisförmig mit einschließt. Ich möchte nun annehmen, daß dieser Mauerring einmal ein voller Kreis war, und daß sich über ihm der ganze Berg oder der alte, eingipflige Vesuv, von dem die Alten berichten, erhoben hat. Möglicherweise hat dann der große Ausbruch, bei dem Plinius umkam, den Bergdeckel in die Luft fliegen lassen und angefangen den Tassenrand stark auszuscharten. Denn wir wissen, daß der Vesuvgipfel zu des Augustus Zeiten voll und fast platt war. Der Schlund hätte also die Umrandung gewissermaßen in sich gefressen und die ganze Südseite verkalkt und zerstört, so daß nur die Nordseite stehen blieb, indes er durch Stoffe, die er siebzehn Jahrhunderte lang auswarf, und die um ihn selbst zurückfielen, den zweiten Gipfel, also den heutigen Vesuv bildete, — gerade wie einen Zuckerhut in einer Tasse. Ich glaube also, daß der alte Krater in der Mitte dieses ehemaligen Monte di Somma gelegen und einen ganz riesigen Durchmesser gehabt hat. Das bringt mich, was den Untergang Herculaneums angeht, auf einen sonderbaren Gedanken. Ich will ihn Buffon mitteilen und verweise Sie auf das, was ich ihm darüber zu schreiben vorhabe.

Der jetzige Krater hat die Form eines umgestürzten Kegels oder eines Trinkglases. Aber wundert es nicht auch Sie, daß er nicht mehr als achtzig bis hundert Klafter tief ist? Ich hatte ihn mir einfach bodenlos vorgestellt. Aber mehr noch, man sieht nirgends ein Loch, sondern der Kraterboden ist eine rotfalbe Ebene von Eisenerz und Schwefel, die nur hier und da leicht gespaltet ist, und sein Durchmesser mag fünfzig Cannas (eine Canna ist etwas mehr als ein Klafter) betragen. Die Innenwände der Tasse sind verbranntes, ver-

kalktes Urgeſtein, kalkweiß bis zitronengelb, da Schwefel und Salpeter an tauſend Stellen ſie bedecken, hier und da auch verſetzt mit Eiſen oder zur Verglaſung neigend, und das Ganze zerklafft von langen Riſſen, aus denen Maſſen ſcheußlich riechender Dämpfe emporſteigen. Ich will Ihnen gelegentlich einmal die Veſuvbröckchen zeigen, die ich mir hier auflas, das wird Ihnen von der Bodenbeſchaffenheit ein deutlicheres Bild geben. Man hatte auf meine Anordnung Seile mitgenommen, da ich von vornherein entſchloſſen war, auf jeden Fall in den Krater hinabzuſteigen, was übrigens weit leichter und gefahrloſer iſt, als ich mir vorſtellte. Der Abſtieg iſt zwar recht ſteil, aber an einer Seite wenigſtens ohne Schwierigkeit zu machen. Ich ließ mich um die Mitte des Leibes anſeilen und von zwei Ciceroni wie einen Jagdhund an der Leine halten, um, wenn ich abrutſchte, mich nicht zu überſchlagen, und kletterte ſo ſechzig bis achtzig Schritte hinab. Dann aber ward mir klar, daß ich da unten nicht einen Deut mehr ſehen würde, da ich ſchon den ganzen Kraterboden überblicken konnte, und weil mir außerdem meine Schuhe, die bereits leiſe glimmten, zu denken gaben, mich auch der ſcheußlich angreifende Aufſtieg nur wenig lockte, ſo ließ ich mich wieder aufziehen, und zwar faſt genau ſo, wie man einen Eimer aus dem Brunnen zieht. Sie meinen, ich wäre vielleicht doch etwas verdonnert geweſen, wenn der Veſuv plötzlich angefangen hätte mit Flammen und Blitzen, während ich dort unten in ſeinem Rachen ſteckte. »Verdonnert« iſt gut, vielleicht ſogar niedergedonnert, aber das hat man nicht zu fürchten, da ein Ausbruch ſich ſchon Tage zuvor anzumelden pflegt, durch ein paar Kanonenſchüſſe ſozuſagen, die der Berg dann abfeuert.

Was nun aber dieſe fürchterlichen Wirkungen hervorruft, müſſen Sie mich nicht fragen. Ich weiß es nämlich ſelbſt nicht und befinde mich damit in ausgezeichneter Geſellſchaft. Die Profeſſoren in Neapel ſetzten mir auseinander, daß da innen ein Feuer brenne, ſei Unſinn. Sondern Hitze und Rauch

würden durch eine einfache Gärung veranlaßt, der Krater werde nämlich durch die Dünste, die aus dem Meer steigen, und die er sich wie alle Luft ringsum kraft einer chemischen Anziehung einverleibe, ständig genährt und fülle sich so lange damit an, bis das Übermaß dieser Stoffe ihre Entflammung und danach den Ausbruch bewirke*). Ja selbst, ob hohle Räume im Berginnern sind, was mir doch schon durch die Erdbeben erwiesen scheint, ist nach den hiesigen Gelehrten zweifelhaft. Ich begreife dann aber nicht, wie der Berg Steine furchtbaren Kalibers so hoch wie er selber ausschleudern sollte, wenn nicht etwas wie ein Kanonen- oder wenigstens Mörserrohr da wäre. Wirft er doch Asche und Sand bis auf dreißig Meilen Entfernung. Einige Male ist sogar seine Asche bis Rom geflogen, wobei wohl ein heftiger Wind mitwirkte, und bei der Geschichte mit Plinius soll sie gar bis Ägypten getragen worden sein, wie Dio Cassius behauptet. Das freilich scheint mir kaum glaublich. Bei dem grauenvollen Ausbruch im Jahre 1631, durch den fünf- bis sechstausend Menschen umkamen, schoß der Krater rotglühende Felsen, die alle Bäume, auf die sie fielen, in Brand setzten. Trotz der Verwüstungen, die solche Entleerungen anrichten, ist es noch schlimmer, wenn der Berg diese Zufälle nicht hat, dann bekommt er nämlich Blähungen und Kolik und erschüttert ringsum das ganze Land, was noch mehr Unheil zur Folge hat. Schließlich, wenn Sie über die Ursachen von dem allen mehr wissen wollen, so verweise ich Sie auf eine lange Stelle im Lukrez (L. VI), der sich in recht hübschen Versen bemüht hat, die Wirkungen des Ätna zu erklären. Und um Sie für die Unfruchtbarkeit meiner Naturwissenschaft zu entschädigen, gebe ich Ihnen einige interessante Einzelheiten des Ausbruchs vor zwei Jahren, die ich mir aus einem Tagebuch, das Abbate Entieri darüber geführt hat, auszog.

*) Tatsächlich beginnt der Krater auf dem Boden zu kochen und wallt auf wie Milch über dem Feuer, hierauf zerbricht die Gewalt der Hitze irgendwo den Kessel und läßt ihn auslaufen.

»Seit Ende April 1737 hatte der Vesuv angefangen, häufiger Flammen und Rauch auszuwerfen. Am 14ten Mai wurden diese Erscheinungen um vieles stärker.

Am 16ten schleuderte der Gipfel rotglühende Steine und ließ ein wenig Lava ausfließen.

Am 18ten war der ganze Gipfel außen wie von einem Schwefelregen bedeckt.

Am 19ten ward das Zittern und der Lärm des Berges schrecklich anzuhören, der Rauch war von einer dicken, tiefen Schwärze, und der Berg warf Felsstücke aus, die mit schrecklichem Getöse den Abhang hinunterkollerten.

Am 20ten war die Brunst des Feuers auf ihrem höchsten Punkte. Der Rauch war pechschwarz und hüllte den ganzen Berg in dicke, wirbelnde Schwaden. Dann fing der Gipfel auf allen Seiten Feuer, wobei am hellen Tage deutlich Flammen zu sehen waren, und der Krater schleuderte unablässig Eisen, Schwefel, Bimsstein wie eine platzende Granate. Gegen Abend ballte sich der Rauch und ward schwärzlich. Kurz danach gab der Berg einen ganz schrecklichen Kanonenschuß ab. Bei Sonnenaufgang sah man, daß der Tiegel sich nahe am Boden südlich gespalten hatte. Aus der Spalte kam dicker Rauch, unterbrochen dann und wann von Blitzen und helleuchtenden Flammenerscheinungen, mit dem Getöse, das diese gewöhnlich begleitet. Nach Verlauf von ein bis zwei Stunden spie sie einen dicken, roten Glutbach aus, der langsam den Abhang hinabfloß und auf das Dorf Resina den Weg nahm, aber er erstarb und rückte nicht weiter vor, indes das Granatenkrachen aus dem großen Mundstück des Berges anhielt. Vier Stunden darauf geriet der Berg in schlimmere Wut als je, jetzt gab es Musketenfeuer und heftige Erdstöße. Er erbrach sich durch den klaffenden Mund nach Westen hin und gab durch die neue Spalte eine so ausgiebige Entleerung von sich, daß sie fünfhundert Schritt die Länge und fast dreihundert die Breite einnahm. Dieser

Gebirgsbach von rotglühendem Eisen setzte die Fluren in Brand und teilte sich immer weiterfließend in mehrere Arme, von denen der breiteste etwa fünfundvierzig Fuß breit war.

Einer dieser Lavaströme floß am 21ten Mai hinab, gelangte bis Torre del Greco und stieß an die Mauer des Karmeliterklosters, die er sehr bald umgestürzt hatte. Er drang in die Sakristei und den gemeinsamen Speisesaal, fraß alles, was darin war, als kleinen Imbiß, überquerte dann die Hauptstraße und blieb gegen sechs Uhr abends am Meeresufer stehen.

Bis zum 24ten Mai hielt der Ausbruch aus dem oberen Mundstück an. An diesem Tage, nachdem es erst im Süden ein wahres Höllenfeuer gegeben hatte, begann der Ausbruch abzuschwächen, und es wurden nur noch Aschenwirbel ausgeworfen.

Am 28ten war fast kein Feuer mehr zu sehen, am 29ten hörte es ganz und gar auf. Der Rauch, der noch gerade so massenhaft als vorher ausströmte, ward hell, weiß und durchsichtig.

Am 6ten Juni fiel auf die Eisenbäche ein starker Regen, und es entströmte ihnen ein Schwefelgestank, wie er sich selbst während der Zeit der heftigsten Ausbrüche nicht gezeigt hatte. Sämtliche Bäume eine viertel Meile im Umkreis verloren davon Früchte und Blätter. Ein neuer Regen ließ den Lavabächen einen fast unerträglichen Gestank entströmen, der in nichts den üblen Gerüchen glich, die sich bisher gezeigt hatten. Der Lavastrom, der am 21ten herabgeflossen war, blieb drei bis vier Tage an der Oberfläche rotglühend, worauf sich die Hitze nach innen zog. Aber noch nach einem Monat und später, wenn man den Racker ein wenig anhöhlte, fing ein dicker Holzpfahl, den man hineinstieß, augenblicks Feuer. Während der ganzen Zeit dieses Ausbruches wehte fast immer Süd oder Südwest.«



Le Mont Vesuve comme il étoit en 1631.
1. Lieu ou Pline fut étoufé. 2. Torre de l'Greco. 3. Pont la Nuntiata.

Wir ſtiegen den Gipfel müheloſer und befriedigter herunter, als wir hinaufgeklettert waren. Aber, um Gottes willen! Denken Sie ſich mein Entſetzen und meine Entrüſtung, als ich einmal hinabſehe und an einem Schluchtrande meinen höchſtgeliebten Vetter erblicke (er war zu träge geweſen, mit uns hinaufzuſteigen), wie er mit höchſt ernſthafter Miene gerade die Vertilgung von zwei Putern und vier Flaſchen Wein beendet, die wir für den Halt mitgebracht hatten. Sofort ließ ich unter meinen Füßen Schlacken und Bimsſtein hinabpoltern, mit jedem Stoß meiner Hacken fuhr ich zwanzig Fuß tiefer und kam ſo glücklicherweiſe gerade noch rechtzeitig, um ihm den letzten Puterflügel zu entreißen, auf den er eben ſeinen mörderiſchen Zahn geſetzt hatte. Ich erquickte mich außerdem am Bodenſatze einer Weinflaſche und vor allem an einem Fläſchchen Schnaps, das mich ſicherlich vor einem »Milzſtechen« bewahrt hat, ſchweißgebadet und dabei von abſcheulicher Kälte durchſchauert, wie ich daſtand. Damit nahm ich vom Veſuv Abſchied mit dem feierlichen Gelöbnis, ihm nie im Leben einen zweiten Beſuch zu machen, und beſah mir den königlichen Landſitz in Portici, von dem ich Ihnen aber nicht das Mindeſte zu ſagen wüßte, ein franzöſiſcher Generalpächter, der ihn erſtände, würde kein Stück der Einrichtung beibehalten. Dagegen iſt das Dorf Portici hübſch, hat reizende Gärten, und einige ſeiner Landhäuſer ſind weit ſchöner als das königliche. Gern wäre ich auch noch nach Sorrent (Surintum) gegangen, wohin ein uns befreundeter franzöſiſcher Offizier, der Major der neapolitaniſchen Garde, de Fresnay, uns führen wollte. Und noch mehr hätte es mich gelockt, den Manen des ſeligen Tiberius auf Capri einen Beſuch abzuſtatten und bei der Gelegenheit mit Fräulein Baratti einige »ſpintrias« zu vollführen. Ich tat aber von dem allen nichts, weil die Zeit fehlte. Über Capri habe ich mich inzwiſchen getröſtet, denn ich ſah, daß Addiſon dort war und es vollkommen gut beſchrieben hat. Wir fuhren noch denſelben Tag nach Neapel zurück, wo

wir in später Nacht und wie zerschlagen vor Müdigkeit ankamen. Aber möchte ich heute wohl wünschen, diese Mühsal nicht gehabt zu haben? Die Frage sollten sich alle Reisenden immer wieder vorlegen: recht gefaßt ein Satz, der fürs ganze Leben gälte!

ZWEIUNDDREISSIGSTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Ausflug nach Bajae, Pozzuoli und so weiter.

Rom, den 26. November 1739.

Am vierzehnten November machten wir uns zu früher Morgenstunde auf den Weg, denn wir waren eingeladen, auf der Bucht von Bajae zu speisen. Don Michele Reggio, der den König nach Procida gebracht hatte und ihn mit sämtlichen Geleitschiffen im Golfe zurückerwarten mußte, wollte uns auf seiner königlichen Galeere königlich bewirten.

Wir ließen unsere Wagen am Fuße des Posilip halten, um beim Grabe Sannazaros Besuch zu machen. Die hübsche Servitenkirche, worin es sich befindet, liegt auf der Höhe des »Mergellina« genannten Hügels, das Grabmal des Dichters, ein vortreffliches Werk eines Servitenpaters namens Montorsolo, ist ihr Hauptschmuck: Sannazaros Büste zwischen zwei Liebesgöttchen bekrönt es, Apollo mit seiner Leier und Minerva mit ihrer Lanze stehen zu den Seiten, haben sich freilich christlich umtaufen müssen, seit sie die gute Anstellung hier gefunden haben, und heißen heute David und Judith. Mit der Grabschrift, die Sie überall gedruckt finden, behellige ich Sie nicht. Von hier ging ich gleich weiter zum Grabe Vergils, wenn Sie je ein verfallenes Gemäuer gesehen haben, kennen Sie alles, was hier zu sehen ist. Es liegt einsam in einem Gestrüppe von Lorbeer. Da jedoch der ganze Posilip damit gespickt ist, scheint einem die Wundermäre, »daß

die Natur selbst auf dem Grabe ihres Dichterfürsten einen Lorbeerbaum wachsen ließ«, die man hier überall aufgetischt bekommt, nicht mehr so arg erstaunlich. Drinnen fand ich ein altes Zauberweiblein, das in seine Schürze Holz las und etwa achtzig Jahrhunderte alt schien, unzweifelhaft war das der Schatten der Sibylle von Cumae, die um dies Grab herum aus dem Jenseits zurückkehrt. Aber ich hielt den Augenblick nicht für den rechten, ihr den Zweig zu zeigen, »qui veste latebat«, denn ich wollte, ehe ich den Posilip wieder hinabstieg noch rasch bei dem Maler Orazio vorsprechen, der so bezaubernde Bilder von dem feuerspeienden Vesuv, der Solfatara, und anderes, was Sie bei Montigny gesehen haben, gemalt hat. Denken Sie, der arme Tropf hat vergangenen Mai mit Freund Hein abziehen müssen. Alle seine Bilder sind verkauft, und nichts blieb von ihm übrig, als ein unbedeutender Schüler, der ihn ohne Talent nachahmt.

Dann stiegen wir wieder ein, und nun krochen unsere Kutschen in den Posilip wie in einen Backofen, durch eine Art Grotte oder überwölbte Straße, die mitten durch den Berg führt und einen auf die andere Seite hinüberbringt. Ein ganz sonderbarer Einfall, um sich die Mühe des Bergsteigens zu ersparen! Dabei ist die Anlage so alt, daß manche sie schon den Ureinwohnern des Landes zuschreiben. Die Arbeitsleistung ist ungeheuer, wiewohl der Höhlenboden mehr Sand als Fels ist. Seneka konnte sich gar nicht damit befreunden und erzählt sehr treuherzig*), welches Grauen ihm diese lange, düstere Unterführung eingejagt hat. Man wird wohl seit seiner Zeit manches daran verbessert haben, ich wenigstens möchte nicht so darüber absprechen und kann sie gar nicht unbequem finden: auf der Hälfte des Ganges, der an tausend Schritt mißt, fällt etwas Tageslicht durch zwei Luken, die von oben bis zur Tunneldecke durchführen, außerdem hat man ihn, um durch die Mündungen etwas mehr Licht zu erhalten, von der Mitte nach den Ausgängen

*) Epist. LVII.

zu erweitert. Mit einem Wort geſagt, die Grotte iſt freilich etwas düſter, aber ſo ſchlimm, daß man mit dem Kopf gegen die Wand rennt, iſt es nicht, und zwei Wagen können ganz gut aneinander vorbeikommen.

Der Ausgang der Grotte bringt einen ſofort zum Lago Agnano, deſſen Waſſer an den Ufern ohne Feuer ſiedet, und dabei nicht einmal heiß iſt. Er iſt ziemlich groß, und die Fiſche darin können ſich nicht beklagen, daß ſie in kurzer Brühe geſotten werden. An ihm liegt gleich die Hundsgrotte ⟨Grotta del Cane⟩: ein häßliches, viereckiges Loch, groß wie ein Kamin und fünfzehn- oder ſechzehnmal ſo tief. Einen Vortrag halte ich Ihnen darüber nicht, da Sie die Geſchichte kennen. Der tödliche Dunſt iſt nur ein oder anderthalb Fuß über dem Boden wirkſam, hier aber wirkt er in wenigen Augenblicken erſtickend. Wir löſchten brennende Fackeln und Schwefelfäden darin aus und ließen unſere Piſtolen verſagen. Der Hund ſpielte ſeine Rolle, fiel in Krämpfe und ſah ſich dem Tode nahe, wenn ihn ſein Herr nicht herauszog und wie einen Kadaver aufs Gras warf, wo er ſchnell wieder zu ſich kam. Ihn in den See zu tauchen, was noch ſchneller Heilung bringt, war unnötig. Der Herr Pudel, der zu dem Verſuch dienen muß, kennt ſich ſo gut damit aus, wie der Burſch eines Gauklers oder Quackſalbers, dem ſein Herr Krötengeifer einlöffelt. Wenn er Fremde kommen ſieht, weiß er ſchon, daß das für ihn ſoviel wie: »Leg dich! Tot!« bedeutet. Nahe der Hundsgrotte ſind von der Natur eingerichtete Schwitzſtuben, von den Leuten genannt »il Sudatorio di San Germano«. Wer die Naſe voll Schwefelſtank haben und in zwei Minuten dicke Tropfen ſchwitzen will, ... es bedarf keinerlei Vorbereitung: er braucht nur in dies Haus treten.

Die Solfatara, ehemals »Vulkans Kochtopf« ⟨Olla Vulcani⟩, zu der wir nun gelangten, iſt faſt ſo merkwürdig, als der Veſuv. Oder beſſer geſagt, ſie iſt ſelber einer, freilich ein Veſuv, der über die beſten Jahre hinaus iſt, und mag ſchöne

Zicken angegeben haben vor zehntausend Jahren, als sie noch jung war. Der jetzt ganz niedrige Berg hat einen viel zu großen Durchmesser, als hätte jemand seine zwei oberen Drittel wagerecht abgeschnitten, und ich möchte, wie ich ihn ansehe, behaupten, daß er tatsächlich einst dreimal so hoch gewesen ist, und daß das Erdfeuer, so viel wie heute an dieser Höhe fehlt, verbraucht und in die Winde verstreut hat. Er hat genau die Form eines etwas ovalen Amphitheaters, und zwar wird seine Arena durch eine weite, glatte Ebene von alauniger und schwefeliger Farbe gebildet. Der dumpfe Schall, wenn man mit dem Fuße auf den Boden stampft, sagt deutlich genug, daß man auf einer Wölbung oder einem hohlen Raum steht, und der Arena wie den Bergwänden des Amphitheaters entquellen allerorten übelriechende Dämpfe. Als wir weitergingen, waren alle goldenen oder vergoldeten Gegenstände, die wir bei uns hatten, Spazierstöcke, Taschenuhren, unsere Degen, die Borten an den Kleidern blind und schwarz geworden. Die Litzen bekamen trotz aller Reinigungsversuche ihren früheren Glanz nicht wieder. Die paar Wasserlachen, die sich in der Ebene finden, sind so stark alaunhaltig, daß man ihr Wasser in großen Zubern schöpft und verdampft, wodurch man reines Alaun erhält, um die Zuber zum Kochen zu bringen, macht man Löcher in den Arenaboden und stellt sie da hinein, Feuer oder weitere Zurichtung ist überflüssig. Nahebei sind überdachte Räume, in denen man das Alaun fertig verarbeitet. Schwefel kann man in fast reinem Zustande vom Boden auflesen.

Von hier hatten wir nicht weit zu fahren nach Pozzuoli, wo kaum angekommen eine Unmenge kleiner Schlingel unsere Wagen umringten und mit kleinen Bronzen, gravierten Steinen, Stücken von Statuen und anderem Krimskrams, den wir kaufen sollten, auf uns eindrangen, das Beste davon war noch keine vier Parpaillolen wert, so verzichteten wir darauf, uns damit zu schleppen. Pozzuoli liegt hübsch, ganz

an der Spitze des Kaps. Ich sah im Vorbeifahren ein kleines Kolosseum oder Amphitheater und Reste eines Jupitertempels, heute San-Proculo, konnte aber nur einen kurzen Blick darauf werfen, zu eingehender Betrachtung blieb keine Zeit, da wir bei unserer Ankunft den Prinzen Jacci schon vorfanden, der uns entgegengekommen war, um die Bai in der königlichen Schaluppe mit uns zu durchqueren. Wir bestiegen sein Schiff und fuhren an der Mole oder »Brücke des Caligula« vorüber (Ponte Caligula). Wieder ein Wunderwerk der Römer! Die Mole, die sich sehr weit in das Meer streckt, schloß einstmals den Hafen von Pozzuoli. Sie öffnet sich in Arkaden, von denen einige zerstört sind, von den zwanzig, aus denen sie bestand, zählte ich noch vierzehn. (Julius Capitolinus, Vita Antonini Pii.) Daß es nicht die Brücke ist, auf der Caligula über den Golf galoppierte, geht aus der Inschrift, die Addison berichtet, ziemlich klar hervor. Aus ihr hätte Misson einen viel zugkräftigeren Beweis ziehen können, als er aus Sueton tat, — wenn er sie gekannt hätte. Ich verweise auf Addison und will Ihnen eine andere Inschrift hersetzen, die vor zweihundert Jahren gefunden wurde:

IMP . CAESAR . DIVI ADRIANI FIL .
DIVI TRAJANI PARTHICI . NEPOS .
DIVI NERVAE . PRONEPOS .
T . AELIUS . ADRIANUS . ANTONINUS . AUG . PIUS .
PONT . MAX . TRIB . POT . II . COS . II . DESIG . III . P . P .
OPUS . PILARUM . VI . MARIS . CONLAPSUM .
A DIVO . PATRE . SUO . PROMISSUM . RESTITUIT .

Wir kamen in Bajae an und sagten zuerst Don Michele Reggio guten Tag, der sich von dem schlimmen Sturz, den er vorgestern abend ins Meer tat, gerade wieder erholt hatte, er wäre sicher dabei ertrunken ohne den König, der von allen am schnellsten zu seiner Hilfe bereit war, dann aber setzten wir schleunigst die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten fort. Die Bucht von Bajae mit ihren amphitheatralisch aufsteigenden Hügeln, die als der wollüstigste Ort

der Welt bei den Römern ſo berühmt war (nullus in orbe locus Baiis praelucet amoenis), iſt heute wie eine ergreiſte Schönheit, die auf einem verwelkten Antlitz trotz all ſeiner Falten und Runzeln Spuren ihrer einſtigen Reize erahnen läßt. Es iſt heute nichts mehr als ein bewaldeter und mit verfallenem Gemäuer beſtandener Hügelzug, der ſich in einem ſtets klaren und ruhigen Meere ſpiegelt. Der Boden in Bajae und ſeiner Umgebung iſt ganz außerordentlich warm, und man weiß daher in der Gegend kaum, was Winter und Kälte iſt. (»tepentes unde ferunt nomen Bajae.«) Nach hier gingen gegen Ende des Herbſtes die verzärtelten Römer auf ihre Landſitze.

Von all den Lobpreiſungen, die man dieſer entzückenden Bai gezollt hat, ſcheint mir keine übertrieben. Wie ich den Hügel mit ſeinem verfallenen Gemäuer betrachte, ſehe ich im Geiſte das wundervolle Schauſpiel, das der eine Meile lange Küſtenhalbring einſt bieten mochte: bedeckt mit vornehmen Landſchlößchen, amphitheatraliſch aufſteigenden Gärten, Terraſſen über dem Meere, Tempeln, Säulen und Säulenhallen, Statuen, Denkmälern, ja ſogar Bauten im Meere ſelbſt, wenn auf der Erde der Raum fehlte, oder man »das ewige Einerlei des auf dem Land Wohnens gründlich ſatt hatte«. (»dominus qui terrae faſtidioſus.«) Wie würde ich mich hierüber in Zitaten aus lateiniſchen Poeten ergießen, hätte mir das Addiſon nicht ſchon vorweggenommen. Die erleſene Geſellſchaft, die ſich hier zur Zeit der Cicero, Pompeius, Horaz, eines Maecenas, Catull und Auguſtus zuſammenfand! Welch ſchönes Schauſpiel gaben abends ihre vergoldeten Gondeln, aufglühend von bunten Laternen oder von farbenſchimmernden Bändern umflattert, dies Meer überdeckt mit Roſen, auf dem kleine Barken ſchwammen und ſchöne Frauen in verführeriſchen, loſen Gewändern der nächtlichen Muſik auf dem Meere lauſchten? Mit einem Worte, dies ganze Wohlleben, das Seneka ſo lebendig beſchreibt und ſo töricht tadelt! Oh, Neapolitaner, meine

Freunde, was tut ihr mit all eurem Reichtum, daß ihr ihn nicht braucht, an diesem schönen Fleck Erde seine vergangenen Wonnen wieder ins Leben zu rufen!

Die Altertümer, die ich am Gestade bemerkte, sind: ein kleiner, sehr verfallener Kuppeltempel der Diana, die Mauern stehen nur noch ein kleines Stück an einer Seite, nichtsdestoweniger hält die Kuppel, die mehr als zur Hälfte in freier Luft hängt, einzig durch die Kraft des Mauerwerks, wie eine Kalotte, in sich zusammen.

»Pendent opera interrupta, minaeque Maenium ingentes.«

Ein Venustempel — Tempel des Herkules, — ein dritter in einem Wassertümpel, in den wir uns von ein paar Kerls hineintragen ließen, und den man für einen Tempel Merkurs ausgab. Ich bemerkte hier einige Überreste des Mauerbewurfs, der »opus reticulatum« genannt wird: wenn der Rohbau der antiken Bauten aus Ziegeln fertiggestellt war, so verkleidete man die Mauern mit einem Schmuck aus kleinen viereckigen Ziegeln, von der Form unserer Fayencekacheln, sie wurden rautenförmig angeordnet, und der andersfarbige Stuck, der sie band, ergab, sauber und sorgfältig verstrichen, das Bild eines großen Fischernetzes auf der Mauer, was sehr anmutig aussah. — Antike, sehr merkwürdige Bäder mit ihren Wannen oder wenigstens den Plätzen, wo sie gestanden haben, rechts und links in zwei Reihen angeordnet, wie die Betten eines Krankenhauses.... Die ganze Umgebung ist übrigens voller natürlicher Bäder. Die Zeremonie besteht nur darin, daß man an bestimmten Stellen des Strandes ins Meer geht, und man preist das als sicheres Mittel gegen eine lange Liste von Krankheiten. Die Festung Bajae liegt auf dem Felsen, der die vorgeschobene Spitze dieses Halbkreises bildet.

Der Höhepunkt aber des ganzen Tages war das üppige Festmahl, das uns Don Michele Reggio auf seiner Galeere



Filippo Morghen f.

A S. E. Il Sig. Marchese Fogliani d'Aragona, Consigl. di Stato, e Vicere in Sicilia per S. M. Sic.^na

Veduta Meridionale del Lago Auerno e sue adjacenze in cui, A. A. Il Lago. B. Tempio di Giunone. C. Grotta che si dirigge a Baia. D. Avanzo del Lago Lucrino. E. Monte nuovo che ne occupa la magior parte. F. Castello, e seno di Baia. G. Miseno. H. Isola di Capri.

auftischte. Dank der Anstrengung, die ich an diesem Tage schon hinter mir hatte, war nie ein Appetit stürmischer, nie das Verlangen nach Essen und Trinken so dringlich, und nie ward es so schleunig befriedigt.

Unmittelbar hinterher ging's wieder in die Schaluppe. Wir machten eine Rundfahrt längs des Strandes, sahen die Piscina Mirabilis, die Agrippa als Trinkwasserbehältnis für die am Vorgebirge Misenum stationierte Flotte hatte bauen lassen, sie ist eine Art hängender See, wie eine Terrasse in die freie Luft geführt und ruht auf achtundvierzig großen Pfeilern. Der Boden dieser luftigen Terrasse ist mit einem granitharten Puzzolan-Zement ausgelassen. Unzweifelhaft ward einstmals das Wasser, das sich aus Wasserleitungen in sie ergoß, durch hohe heute verschwundene Einfassungen gefangen, und man konnte, soviel man wollte, aus dieser großen Tasse schöpfen. Sie hebt sich nicht viel über den Erdboden, obwohl die Pfeiler gewaltig hoch sind, denn sie stecken zum größten Teil in der Erde und bilden einen weiten, prachtvollen Keller. Ein ganz sonderbares Werk, und ich begreife nicht, warum man es gerade so angelegt hat! — Die Dragonaria, scheinbar eine alte Wasserleitung. — Das Tote Meer. — Das einstmalige Landhaus der Agrippina. — Die Stelle, wo sie ermordet wurde. — Das Vorgebirge Misenum, hübsch und ganz viereckig, über dessen Gipfel

»Apparet procul in arenis Ischia,
Quae turbine nigro fumantem premit
Juptam . . . .«

und darüber hinaus Procida, wo der König zur Jagd war, er hat dort ein Häuschen, und es ist jedesmal ein großes Fest für ihn, wenn er einige Tage dort zubringen kann. — Einige Ruinen, von denen man behauptete, sie stammten von einem Zirkus, der Ort heißt heute »il mercato di Sabato«. — Eine kleine Ebene, hübsch, aber brachliegend und vernachlässigt,

will die elyſäiſchen Felder vorſtellen. Es wäre vielleicht gut, ein paar Gärtner ins Jenſeits zu ſchicken, damit ſie hier wenigſtens Asphodelos pflanzten. — Der See des Acheron oder die Acheruſia, über der man auf einer Anhöhe einige Trümmer von Cumae liegen ſieht. — Der Averner See, ganz rund, ſchön klar und ſchimmernd, über dem jetzt die Vögel hin und herfliegen, ſoviel ſie mögen. Sie ſehen, er hat rechtes Glück gehabt, ſeit Sie zuletzt von ihm ſprechen hörten. Aber ob Sie das ebenſo freuen wird, wie Sie den armen Lucrinerſee bedauern werden? Er iſt heute nur noch eine elende Miſtpfütze, die köſtlichen Auſtern von Catilinas Großvater, die in unſeren Augen einſt die Frevel ſeines Enkels in milderem Lichte erſcheinen ließen, ſind in unglückliche Aale, die nach Schlamm riechen, verwandelt. Ein großer Taps von Berg, aus Aſche, Kohle und Bimsſtein, ließ ſich im Jahre 1539 einfallen, in einer einzigen Nacht wie ein Pilz aus dem Boden zu ſchießen, rempelte dabei unſeren armen See mit den Ellenbogen an und hat ihn in den traurigen Zuſtand verſetzt, von dem er ſich ſeitdem nicht wieder erholt hat.

Ich könnte Ihnen nun, ſoviel ich wollte, über das Landhaus Ciceros, das man die Akademie nannte, und wo er ſeine Quaeſtiones geſchrieben hat, erzählen, aber da es ein wenig ins Land hineinlag, auch keine ſo gute Geſellſchaft wie einſt mehr dort anzutreffen iſt, ging ich nicht hin: gegenwärtig ſind dort ziemlich übel berüchtigte Bäder. Ich mag übrigens noch manches andere in dieſem Bezirk nicht geſehen haben. Aber, glauben Sie mir, es war ſtockfinſtere Nacht, als wir die Schaluppe in Pozzuoli verließen und in die Wagen ſtiegen, um nach Neapel zurückzukehren, ſo müde und zerſchlagen, wie man es überhaupt ſein kann, übrigens aber von unſerem Tagewerk außerordentlich befriedigt. Indes möchte ich doch nicht wie ein Marktſchreier mit Ihnen verfahren und muß Ihnen alſo offen geſtehen, daß die großen Genüſſe, die ich heute hatte, weit mehr in meiner Einbildung

als in der Wirklichkeit der Dinge bestanden haben, ein guter Teil von dem, was ich in meinem sehr wahrheitsgetreuen Bericht erwähnt habe, wäre für jemand, der nicht wie ich die neueste Zeitung aus den Tagen Caligulas dabei läse, ziemlich nichtssagend, aber gerade durch die Erinnerungen, die sie wachrufen, sind sie köstlich und ziehen unnennbare Reize aus Menschen, die nicht mehr sind. Da Ihnen Addison eine genaue und zusammenhängende Beschreibung des ganzen Küstenstriches aus Silius Italicus gegeben hat, will ich, um ihm nicht nachzustehen, Ihnen eine nach Vergil geben. Ich weiß, mein lieber Kerl, daß Ihnen das eine eigentümliche Freude machen wird, und ich habe bei dieser Gelegenheit selbst einen außerordentlichen Genuß gehabt, gute Fetzen des Vergil wieder einmal zu überlesen.

»Manchmal mein' ich doch, ist Vergil recht hübsch.«

Das Meer, dies unverschämte Meer, schenkte mir übrigens bei dieser Fahrt genau so wenig wie vordem an der genuesischen Küste. Oh! Wie das italienische Sprichwort recht hat, die Freuden der Seefahrt an eine notwendig zu erfüllende Voraussetzung zu knüpfen:

»Che gusto d'andar per mare,
se la posta fosse la nave!«

(Wie schön wär's, auf dem Meer zu fahren,
Wär' nur das Schiff — ein Reisewagen.)

Ich hatte geglaubt, ihm einen Streich zu spielen, indem ich ihm einfach nicht die Zeit ließ, mich zum Brechen zu bringen, und jeden Augenblick wieder an Land stieg, um eine oder die andere Sache anzusehen. Aber das tückische Vieh wußte wohl, was es wollte! Denn noch ehe wir wieder in Neapel einfuhren, fühlte ich mich vom heftigsten Brechreiz geplagt, ohne doch damit zu Rande zu kommen. Am Tage darauf

packte mich das Fieber, was mich bewog, unverzüglich nach Rom abzufahren. Am selben Tage noch saßen wir wieder in der Post. Ich fuhr eine lange Strecke, ohne anzuhalten.

»Dehinc Mamurrarum lassi consedimus urbe,«

‹Endlich machten wir Halt in der hehren Stadt der Mamurren,›

nämlich dem häßlichen Städtchen Itri. Und hier mußten wir schon wohl oder übel halten. Abgesehen von dem armdicken Regen und unserer Erschöpfung, brach mir der Wagen mittendurch entzwei, was von meiner Via Appia sehr häßlich gegen mich war, der ich ihr auf alle Weise meine Freundschaft bewiesen hatte. Ich trat in ein Wirtshaus, wo es natürlich, wie billig, weder ein Bett noch etwas zu essen gab. Hier breitete ich eine Andeutung von Matratze nahe einem gewaltigen Feuer auf den Fußboden und verbrachte so ein paar Stunden in der Aufgeregtheit eines heftigen Fieberanfalls, gefolgt von Erbrechen, was mir endlich einige Erleichterung verschaffte. Als einzigen Trost hörte ich neben mir Lacurne schnarchen wie das Pedal einer Orgel. Ich hätte ihn mit kaltem Blute erschlagen können, zügelte aber meine Wut und begnügte mich damit, die Fahrt fortzusetzen. Zwei Tage darauf, am siebzehnten November sieben Uhr morgens, kam ich in Rom an, wo ich augenblicklich wieder wohlauf bin, nur meine Hand ist grausam müde von der Länge und dem Geschwindschritt meines Briefes.

»Verflucht, das war einmal ein Brief auf einen Zug!«

Wenn es Ihre Wißbegierde ein wenig unterhält, lieber Kerl, bin ich's zufrieden. Ich denke, daß Sie artig genug sind, meiner häufig bei unseren Freunden Bevy, Maleteste und den anderen zu gedenken, besonders bei der reizenden kleinen Montot, die ich jeden Augenblick vor mir habe. Sie ist der Neuilly der Frauen, und Sie sind die Montot der

Männer. Gedenken Sie auch meiner bei Frau von Bourbonne, in die ich stets, wo ich auch sein mag, verliebt bin.

DREIUNDDREISSIGSTER BRIEF

An den Herrn Präsidenten Bouhier.

Bericht über die unterirdische Stadt Herculaneum.

Rom, den 28. November 1739.

Mein lieber Präsident!

Daß man die antike Stadt Herculaneum kürzlich bei Neapel wieder aufdeckte, ist ein so einzigartiges Ereignis und gleichzeitig für einen Mann, der das schöne Altertum wie Sie liebt, dermaßen erfreulich, daß ich mich nicht mit den paar Bemerkungen begnügen darf, die ich an Neuilly darüber geschrieben habe, und die er Ihnen, denke ich, mitteilte. Ich verfasse daher Ihnen zu Gefallen einen kleinen Bericht darüber, der mehr auf das Einzelne eingeht, und bitte, daß Sie ihn wiederum an unseren »geliebten Gegenstand« weitergeben, wenn Sie ihn gelesen haben.

Vor einigen Jahren schon ließ der damalige Galeerenkommandant von Neapel, Prinz von Elbœuf, ein Grundstück in Portici ausschachten ‹Portici ist ein Küstenflecken zu Füßen des Vesuv›, und man fand hierbei außer verschiedenen antiken Denkmalen auch Gebäudespuren, die den Wunsch weiter nachzugraben rege machten. — Man fährt heute in die Stadt ein, vermittelst einer Seilfahrt durch einen zwölf bis dreizehn Klafter tiefen Schacht, wie in ein Bergwerk. Die feste Schicht, die die Stadt und den darüber befindlichen Raum jetzt ausfüllt, ist ein Gemenge von Erde, Mineralien, einem aus Asche, Sand und Schmutz zusammengesetzten Mörtel und harter Lava. ‹»Lava« nennt man den dem Vesuv entströmenden Schmelzfluß, der nach dem Erkalten fast so hart wird wie Eisen.› Zwischen dem antiken Herculaneum

und der heutigen Erdsohle sind noch Überbleibsel eines zweiten Städtchens sichtbar, das vor alters darüber erbaut war und wie Herculaneum durch einen Ausbruch des Vesuv begraben wurde, und erst über den Ruinen dieser beiden Städte erhebt sich das heutige Portici, wo der König beider Sizilien und verschiedene Herren seines Hofes ihre Landsitze haben, — bis eines Tages auch dieser Flecken ähnlich wie die anderen umgewälzt und verschüttet wird, und man eine neue Ortschaft als vierten Stock darüber aufsetzt.

Denn obwohl das Furchtbare jeden Augenblick eintreten kann und die Verwüstungen eines solchen Ausbruchs in den meisten Fällen nicht wieder gut zu machen sind, werden es wohl die Menschen niemals lassen können, hier zu wohnen und das Land anzubauen. So lieblich ist dies Erdenfleckchen, so mannigfaltig und reizvoll die Landschaft und so unglaublich reich lohnt der durch den Berg erwärmte Boden, der bis den halben Hang hinauf die edelsten Früchte trägt. Übel, die man noch fern glaubt, und deren Eintreffen nicht vorauszusagen ist, machen mit solchen täglich sich neu bietenden Vorteilen auf die Wagschale gelegt dem Menschen geringen Eindruck. Außerdem ist das nackte Leben der Bewohner fast nie gefährdet, da der Vesuv meistens seine Ausbrüche durch ein gewaltiges Getöse ein paar Tage zuvor ankündigt, ehe er seine Feuerströme hinabschickt. — Die Ruinen dieses zweiten Städtchens nehmen übrigens, wie mir schien, keinen sehr beträchtlichen Raum ein und enthalten auch nichts sehr Merkwürdiges. Oder habe ich sie nur nicht aufmerksam genug betrachtet?

Von der Tiefe dieses Schachts also sind, wie ich feststellte, nach verschiedenen Seiten unterirdische Stollen gezogen, schief und krumm und stellenweise schon wieder verschüttet, weil man manchmal den Schutt, der beim neuen Stollen ausgegraben wurde, einfach in den alten hineinwarf. Im übrigen sieht die Sache hier unten fast genau so aus, wie in den Kellern des Observatoriums. Man kann die Gegenstände

nur bei Fackeln betrachten, und die erfüllten den von der Luft ganz abgeschlossenen Kellerraum so mit Rauch, daß ich vor Atembeklemmung alle Augenblicke meine Nachforschungen unterbrechen mußte und immer wieder an die äußere Öffnung zurücklief, um Luft zu schöpfen. In den Gängen erkennt man schräg geneigte oder zu Boden geworfene Backsteinmauern, einige davon stehen sogar noch völlig aufrecht. Sie sind teils roh belassen, teils in der Weise, die die Alten »opus reticulatum« nannten, verziert, zum Teil aber auch reicher geschmückt mit Mosaiken und Marmorfelderung oder Freskomalereien mit Blumen, zierlichen Ornamenten, Tieren und Vögeln, in einem Stil, der stark an die Arabeske erinnert, aber noch leichter ist. Weiter sieht man hier Säulen, Basen und Kapitelle, angesengte Holzstücke, Fragmente von Wohngeräten, Statuen, die noch halb im Boden stecken, . . zerschmolzene Bronze, . . Inschriften, auf einigen von ihnen steht »HERCULANEUM« zu lesen, eine Inschrifttafel, die mir ein Verzeichnis städtischer Beamter zu enthalten schien, wurde vor meinen Augen herausgezogen. Das Hauptstück hier ist ein Amphitheater, bei dem man eben begonnen hat, die Sitzstufen freizulegen, möglicherweise vielmehr ein Theater. Denn was von beiden es ist, läßt sich bisher nicht sagen. Nahe dabei in einem Raume, der noch dazu zu gehören scheint, lagen massenhaft Trümmer einer Architektur in Stuck und Marmor und verkohlte Holzstücke.

Eine der größten Stellen, die man bisher freigelegt hat, scheint einer ziemlich breiten Straße anzugehören, die zu beiden Seiten von Bürgersteigen unter niederen Lauben eingefaßt wird. Wie man mir sagte, führte sie hiebevor zu einem großen städtischen Gebäude mit Säulenhallen, woraus viele Fresken, Säulen, und auf kurulischen Sesseln sitzende Statuen ans Licht gefördert wurden. Ein leergegrabenes Haus, bei dem man das Innere hätte betrachten können, habe ich nicht bemerkt.

Das Ganze nun scheint entweder teils zusammengesunken, teils durch Schmelzfluß oder Mörtelbrei aufgefüllt zu sein, den wohl die Wolkenbrüche, welche fast jeden Ausbruch begleiten, durch die Häuseröffnungen hineinschwemmten*). Unzweifelhaft hat gerade dieser Mörtel zur Mauerung des Gewölbes gewissermaßen, das Herculaneum heute bedeckt, stark beigetragen, und auf ähnliche Weise waren schon vorher die Massen fest verkittet worden, die sein Inneres einnehmen.

Natürlich läßt sich so eine versunkene Stadt nur recht unvollkommen besichtigen, solange nur auf gut Glück ein paar niedrige, enge Gänge hineingelegt sind. Nirgendwo ein größerer Platz, wo einem ein bißchen freier Raum vergönnt ist! Sehr Ersprießliches wird man nie leisten, solange man die Arbeiten auf die Art fortsetzt. Man müßte sich schon entschließen, die Erdmassen in weiterem Umkreise auszuräumen, vom äußeren Erdhorizont anfangend bis auf die Sohle der antiken Stadt. Wäre dann erst einmal ein Fleck gründlich durchforscht und alles Merkwürdige herausgeholt, käme der daneben liegende an die Reihe, und man könnte dann den Schutt auf die eben abgeräumte Stelle werfen. Das wäre nun freilich eine riesige Arbeit, aber die Auffindung einer Fülle seltener Dinge, besonders was Bildhauerei und Malerei angeht, würde sie reich belohnen. Denn nach dem vielen, was hier schon bei blindem Herumstöbern gefunden wurde, läßt sich schließen, was alles eine planmäßige Durchforschung zutage brächte.

An Büsten und Statuen wurde bisher folgendes ausgegraben: ein Jupiter Ammon, ein Janus, ein Merkur, ein paar andere Gottheiten, darunter eine Atalante in griechischem Stile. Dann Germanicus, — Vespasian, — ein Mammius

*) Bei den Wolkenbrüchen, die den Vesuvausbruch des Jahres 1631 begleiteten, stürzten solche Wasserfluten zu Tale, daß einige leichtgläubige Schriftsteller das Märchen aufbrachten, der Vesuv habe das Meerwasser erst in sich eingesogen und dann wieder ausgespieen.



J. BOUHIER. 1727.

mit Inschrift: »MAMMIO MAXIMO AUGUSTALI«. Eine Claudia und eine Agrippina — Fragmente von zwei Rossen und einem Streitwagen aus Bronze, — und viele andere beschädigte männliche und weibliche Statuen. Das Bedeutsamste jedoch, was bisher an plastischen Bildwerken gefunden wurde, ist die gesamte Familie eines Nonius Balbus, die in einem einzigen Saale zusammen stand. Die Arbeit daran ist nur mittelmäßig, trotzdem sind die Bildwerke als Statuenfolge für uns höchst wertvoll, weil wir, soviel ich weiß, deren nur vier aus der antiken Skulptur besitzen: »Achilleus, der unter den Mädchen des Lykomedes von Odysseus erkannt wird«, im Besitz des Kardinals Polignac, »Niobe und die sterbenden Niobiden«, von Phidias, im Weingarten der Medici, und »Dirke, die an einen wilden Stier gebunden wird«, im Palazzo Farnese. Denn ich glaube nicht, daß man dreigliedrige Gruppen wie den Laokoon im Belvedere eine Folge nennen darf, selbst wenn sie, wie dies Meisterwerk der antiken Skulptur, eine ganze Geschichte darstellen.

Die Familie der Nonier, die man nach einer Unterschrift, die einen Nonius Praetor Proconsul nennt, erkannt hat, war plebejisch, wie das Volkstribunenamt beweist, das sie inne hatte. Die Geschichte nennt drei Zweige dieses Geschlechtes: die Suffenas, die Balbus, über die wir gerade sprechen, und die Asprenas, aus denen durch Adoption der Quintilianische Zweig hervorging. Die Quintilianer entstammten eigentlich dem berühmtem Hause der Quintilier, denn ein Bruder des Quintilius Varus wurde von Nonius Asprenas adoptiert. Dessen Sohn war, wie Tacitus berichtet, Leutnant in der Armee seines Onkels Varus, als ihn der berühmte Irmensul, gewöhnlich von den Römern Arminius genannt, so vernichtend aufs Haupt schlug. Die Nonier taten sich zuerst in der Republik hervor durch Sextus Nonius Suffenas, einen Sohn der Schwester Sullas, die mit sehr hohem Adel, aber einer mehr als mittelmäßigen Mitgift zur Welt kam.

Suffenas ward 658 Quästor, 663 Volkstribun, und ging, als er wegen der Mißerfolge seines Onkels nicht Ädil wurde, zu diesem nach Asien in den Krieg gegen Mithridates und wurde 672, als er heimkehrte, Prätor. Er ließ dann aus Freude über die Siege des Oheims öffentliche Spiele abhalten und eine sehr schöne, silberne Medaille darauf schlagen, die wir noch unter den sieben Medaillen, die von diesem Geschlecht auf uns gekommen sind, besitzen. Von nun an finden wir seine Nachkommen zwei Jahrhunderte lang in den hohen Staatsämtern. Die Asprenas hatten dreimal das Konsulat inne: 760, 790 und 845. — Der wenigst berühmte Zweig dieser Familie sind die Balbus, von denen wir nun so viele Statuen gefunden haben. Wir sehen unter ihnen keinen Staatsmann außer einem Volkstribunen im Jahre 721, dem Jahre der Schlacht bei Actium. Dio Cassius berichtet, daß er ein erklärter Parteigänger des Augustus war, seit die neuen Zwistigkeiten zwischen ihm und Marc Antonius ausbrachen, und daß er kraft seines Amtes gegen die strengen Edikte, die beide Konsuln gegen jenen erlassen wollten, Einspruch erhoben hat. Wahrscheinlich, daß so wichtige Dienste ihm und seinen Nachkommen nicht unvergolten blieben. Wenigstens ist trotz des Schweigens der zeitgenössischen Geschichtschreiber durch neulich aufgefundene Inschriften sicher erwiesen, daß ein Enkel des Tribunen Balbus zur Würde eines Prätors mit prokonsularischer Gewalt emporstieg. Man hat nämlich in Herculaneum auch ein ziemlich umfängliches Bruchstück der Konsularverzeichnisse wieder aufgefunden. Ein Ausgrabungsleiter (ein spanischer Doktor) kam eines schönen Tages in Neapel wie toll vor Freuden angelaufen und verkündete, er habe die »Litaneien der alten Römer« gefunden.

Die in Herculaneum entdeckten Wandmalereien sind für uns um so wertvoller, als bisher fast nichts Antikes dieser Art auf uns gekommen war. Alles, was wir besaßen, waren: eine rechteckige Türbekrönung in einem Hause der Pamphili,

bekannt unter dem Namen »die Aldrobrandinische Hochzeit«, zwei in den Gärten des Sallust aufgefundene Stücke, die im Palazzo Barberini gezeigt werden, und drittens die kleinen Pyramidenornamente, genannt »Figurinen des Cestius«. Und die letzerwähnten sind kaum mehr zu rechnen, da sie so verloschen sind, daß ich, als ich sie sah, fast nichts erkennen konnte. In Herculaneum nun fand man gleich eine ganze Menge, freilich die meisten zerbröckelnd und stark beschädigt. Die Art Arabesken, die anscheinend das Innere ihrer Häuser geschmückt haben, besprach ich schon, von Bildern mit Figuren erinnere ich mich der folgenden: »Satyr, der eine Nymphe umarmt«, und »Achilleus, den der Zentaur Chiron unterrichtet«, ein kleines, sehr kostbares Hochbild. — Von anderen habe ich nur reden hören: einem Herkules, einem Bild, das die Geschichte der Virginia darstellt, — einem Redner, der zum Volk spricht, — einer Pomona, — Gebäuden, Landschaften, spielenden Kindern (letztgenannte ebenso spielerisch ausgeführt, wie die Bilder mit spielenden Kindern unserer heutigen Maler). Auf anderen sollen Dinge zu sehen sein, die unseren wunderlichsten Moden von heute dermaßen gleichen, daß man argwöhnt, sie seien erst später hinzugetan worden. Vielleicht habe ich sie wirklich nicht gesehen, denn man hat mir nicht alles gezeigt, jedenfalls habe ich nichts davon behalten. Die Sachen wurden nämlich so geschwind vorgezeigt, daß ich manchmal wirklich kaum einen Blick darauf werfen konnte.

Das Gemälde, das mir noch am lebhaftesten vor Augen steht, verdient unter den hier gemachten Funden die erste Stelle. Es ist ein Freskoschmalbild und ungefähr so hoch, wie ein Pfeilerspiegel, zweifellos das größte Wandgemälde, das wir aus antiker Zeit besitzen. Das Wandstück wurde auf einmal abgetrennt und das Bild unbeschädigt herausgeholt, indem man das Mauerwerk mit eisernen Schrauben fest in einen Balkenrahmen einspannte, was die italienischen Arbeiter äußerst geschickt zu machen wissen.

Es hat drei Figuren, die auf ganz eintonigen, rötlichen Grund gemalt sind, wie wenn man sie auf farbiges Papier gemalt hätte: ein nackter Mann in natürlicher Größe, und zwei Kinder, die seine Kniee umfassen, in einer unteren Bildecke wird das Haupt eines mißgestalteten Ungeheuers sichtbar. Die Hauptfigur soll unzweifelhaft Theseus darstellen, dem die athenischen Kinder für die Fällung des Minotaurus Dank sagen. Die Figuren sind äußerst kunstgerecht gezeichnet und schön in Haltung und Ausdruck, wenn auch die Hauptfigur ein wenig starr ist und etwas Statuenmäßiges hat. Die Farbe jedoch ist nicht gut, woran vielleicht schon der Maler schuld ist, das kann aber auch an Veränderungen liegen, die beim jahrhundertelangen Aufenthalt in der Erdtiefe mit ihr vorgegangen sind. Hoffentlich bleibt uns das Bild in seinem jetzigen Zustand erhalten, denn recht häufig kommen diese antiken Bilder zwar ganz leidlich aus dem Schoße der Erde heraus, gehen aber, sowie sie der freien Luft ausgesetzt werden, zugrunde. Ein Arbeiter glaubt einen Firnis gefunden zu haben, der diesen Schwund hintanhält. Er hat ihn bei dem Theseus angewandt, und bisher darf man sich schmeicheln, daß die Sache geglückt ist.

Sie wissen ja, wie wertvoll uns jedes antike Bild dadurch wird, daß wir von antiker Malerei so unendlich wenig besitzen. Ist die Aldrobrandinische Hochzeit als Werk und in der Reinheit der Zeichnung schöner, so ist ihr unser Bild durch seinen Umfang und die Größe der Gestalten überlegen, die überdies dem Bildvorwurf entsprechend angeordnet sind, während sie auf der Aldobrandinischen Hochzeit sämtlich, wie bei einem Flachrelief, in einer Reihe nebeneinander stehen. Keines der beiden Bilder hat Perspektive, das ist unleugbar. Mit höherer Berechtigung aber könnte man den Alten Mangel an Aufbau und Massenverteilung vorwerfen. Denn wenn die Farbe eines Bildes ganz verschossen ist, läßt sich dann wirklich noch über seine Perspektive, sein Helldunkel und seine Lokalfarben urteilen? Hingegen, daß wir im Bild-

aufbau und in der Gruppierung der Massen die Alten ebenso weit übertreffen, wie sie uns in der Zeichnung, ist nicht zu bestreiten. Wiewohl Poussin übertreibt, wenn er sagt: »Raffael sei wohl, mit anderen zeitgenössischen Malern verglichen, im Zeichnen ein Engel, im Vergleich mit den Alten aber ein Esel.« Vielleicht war aber Poussin, der unablässig nach antiken Statuen zeichnete, zu sehr an ihre strenge Zeichnung gewöhnt (die man ja auch in seinen eigenen Werken durchschmeckt) und seiner ganzen Geartung nach nicht fähig, den göttlichen Reiz eines Raffael zu empfinden. Nichtsdestoweniger ist es vielleicht wahr, daß sich auf keinem Bilde dieses Meisters aller Meister eine Figur findet, die in schöner Linienführung die Neuvermählte auf der Aldobrandinischen Hochzeit erreichte. Für sich allein betrachtet ist sie die schönste Gestalt, die es auf der Welt gibt, betrachtet man jedoch dann das Bild als Ganzes, so ist es gewiß geringer als alle Bilder, die Raffael in seiner guten Zeit geschaffen hat. Das Mauerstück, worauf jenes Bild gemalt ist, ist mittendurch gespalten, seine lange, niedrige Form ist genugsam bekannt, es dient jetzt in einem Hause der Pamphili als Türkrönung. Die ganze Art gemahnt an Poussin und Domenichino, besonders an letzteren, wogegen das Theseusbild eher etwas von Lodovico Carracci und Raffael zu haben scheint. Staunen Sie übrigens nicht, daß man solch Wandstück in eins aus der Tiefe einer unterirdischen Stadt an die Oberfläche hinaufbringt, ohne die Malerei zu verletzen? Sie werden noch ganz andere Dinge hören, wenn ich Ihnen erst einmal von den Mosaikbildern in Sankt Peter erzähle. Aber mißverstehen Sie mich nicht. Ich will natürlich nicht sagen, daß diese antiken Gemälde der Art eines der hier genannten, neuzeitlichen Malers wirklich sehr gleichsähen, sondern, daß sie der Art des einen näher stehen als der des anderen. Mein Vergleich soll nur denen, die die antiken Bilder nicht vor Augen haben, einen Begriff geben.

Ich bin bei der Schilderung und Gegenüberstellung dieser beiden antiken Gemälde ein wenig ausführlich geworden, weil es die beiden Hauptstücke sind, die wir in der Gattung besitzen. Freilich das wissen wir durchaus nicht, ob der freundliche Zufall, der sie uns aufbewahrte, unter den guten Arbeiten ihrer Zeit oder denen zweiten Ranges gewählt hat. Ich möchte nun noch ein Wort darüber sagen, wie weit den Alten die Perspektive bekannt war. Daß sie schon recht wohl sie beherrscht haben, kann ich Ihnen an einem neuen Beispiele beweisen. Vor zehn oder zwölf Jahren fand Herr Furietti, als er in der Villa Hadriani bei Tivoli Ausgrabungen anstellte, einen neunfeldrigen Marmorfußboden. Acht Felder sind in Kleinmosaik gearbeitet, das neunte in der Mitte, einen Bronzenapf, aus dem zwei Tauben trinken, darstellend, ist Mosaik in Naturstein. Der Steinwürfel nun, auf dem der Bronzenapf steht, ist ein wenig über Eck gestellt, so daß man drei Seiten und mehrere Kanten sieht, die sich sämtlich nach den strengsten Regeln der Perspektive dem Auge darbieten. Ich bemerkte, daß der Napfrand, wie vor kurzem unser Silbergeschirr, geperlt war. An der gleichen Stelle fand Herr Furietti die beiden wundervollen Zentauren aus Basalt, der eine ein Jüngling, der andere ein Greis, jeder einen kleinen Liebesgott auf dem Rücken, der ihn sich gefügig macht. Der Bildhauer hat in Haltung und Ausdruck die Einwirkung der Liebesleidenschaft auf die verschiedenen Lebensalter gestaltet: der junge ist feurig, munter und heiteren Mutes, der Greis düster, grüblerisch und bricht unter seiner Last zusammen. — Ihnen über die in Herculaneum ausgegrabenen Münzen, Inschriften, geschnittenen Steine, Gebrauchsgegenstände und Geräte im einzelnen zu berichten, bin ich außer stande. Ich habe sie nur im Galopp und sehr teilweise anschauen können, obwohl der königliche Antiquar, Herr Venuti, bestmöglich dafür gesorgt hatte, daß man meinem Wissensdurste Zeit ließ. Die Leute, die einen führen, waren unliebenswürdig und schienen mir förmlich auf ihre

Schätze eiferſüchtig. Als hätten ſie Angſt, man könnte ſie ihnen ſchon mit den Augen ſtehlen.

Ich erinnere mich nur noch, daß viel Haus- und Küchengeſchirr da war, einiges aus Terracotta, das meiſte aus Bronze. Bronzegerät wird wohl deshalb in größerer Zahl gefunden, weil es ſich widerſtandsfähiger als alle anderen Stoffe bewieſen hat, ſogar als eiſernes, das unter dem langen Aufenthalt unter der Erde weit mehr gelitten hat. Denn die wenigen eiſernen Stücke waren ganz zerſetzt und von Roſt zerfreſſen. Freilich auch davon abgeſehen gewann ich den Eindruck, daß die Alten vielerlei aus Bronze verfertigt haben, was wir jetzt in Eiſen herſtellen.

Von der Maſſe Lampen, Vaſen, Urnen, Opfer-, Kriegs- und Badegerät will ich Ihnen nicht ſprechen, hingegen einige merkwürdige Dinge nicht vergeſſen, wie einen Marmortiſch, der nicht auf Hirſch- ſondern auf Löwenklauen ſteht, und um welchen eine Inſchrift in etruskiſcher oder oskiſcher Sprache läuft, deren Schriftzeichen ich gern abgemalt hätte, aber die Zeit fehlte. Ferner: ein Spiegel aus einem Metall, das ins Weiße ſpielt, . . . ein Stück Brot, Nüſſe und Oliven, die ihre Geſtalt bewahrten, trotzdem ſie verkohlt ſind. — Ohne Zweifel wird man weiterhin eine Menge merkwürdiger Dinge finden, beſonders, wenn die Nachgrabungen in Zukunft beſſer als bisher geleitet werden. Wenn alles Ausgegrabene ſchön aufgeſtellt wird, bekommt man eine Altertumsſammlung, wie ſie ſchöner nicht gedacht werden kann.

Ich wünſchte nur, daß man ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln dürfte, noch irgendeinen unſerer lieben, antiken Schriftſteller aufzufinden. Beiſpielsweiſe einen Diodor, Beroſſus, Megaſthenes, oder Titus Livius, vielleicht gar die fünf Bücher der römiſchen Geſchichte des Salluſt, die uns verloren ſind, ſelbſt wenn damit alle Mühe, die ich mir ſchon um ihre Wiederherſtellung gegeben habe, umſonſt wäre. Aber das iſt wohl ein toller Einfall. Wie hätten irgendwelche Handſchriften dem Ereignis widerſtehen ſollen, das Herculaneum

vernichtete, und dann noch siebzehn Jahrhunderte im Erdenschoße überdauern?

VIERUNDDREISSIGSTER BRIEF

An Herrn von Buffon.

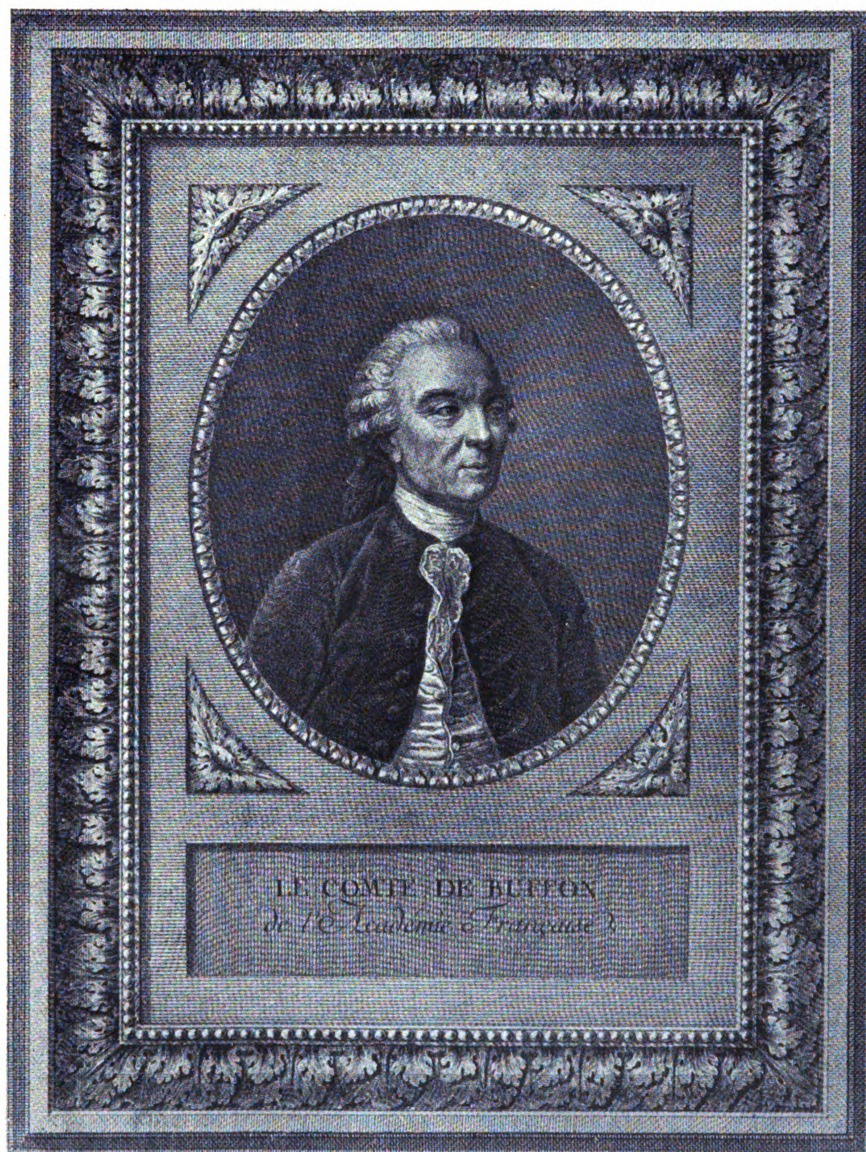
Vesuv, Monte Somma und der Vesuvius der Alten.

Rom, den 30. November 1739.

Liebster Buffon!

Ich habe mich gerade mit unserem Freunde Präsident Bouhier über die ganz kürzlich erfolgte Entdeckung des antiken Herculaneum unterhalten, das unter den Trümmern des Vesuv verschüttet liegt. Gibt es wohl etwas Sonderbareres auf der Welt, als daß man so eine ganze Stadt im Erdenschoße wieder auffindet? Ich spreche zum Präsidenten von den Altertümern, die man täglich daraus hervorholt, und will mit Ihnen gemeinsam zu ergründen suchen, wie die Städte an der kampanischen Küste derart begraben wurden, und Ihnen einen eigentümlichen Gedanken diesbezüglich mitteilen.

Nichts war mir seltsamer, wie ich aus der Tiefe wieder ans Licht stieg, als daß ich mit eigenen Augen gesehen hatte, daß Herculaneum sowohl wie der später darüber erbaute Flecken wirklich nur zugedeckt und vergraben unter der Erde standen. Das Amphitheater beispielsweise und die Mauern standen an den meisten Stellen noch senkrecht, höchstens hie und da ein klein wenig geneigt nach dem Meer hin, woraus doch deutlich hervorging, daß die Stadt nicht durch ein Erdbeben heimgesucht worden war, geschweige denn in einen Abgrund gestürzt oder von der Tiefe verschluckt sein konnte, wie man von vornherein glauben möchte. Sondern sie war lediglich dem Stoß der vom Vesuv nieder-


LE COMTE DE BUFFON

rollenden Erdmassen ausgesetzt gewesen und durch die Stoffe, die er aus seinem Schlunde ausspie, begraben worden. Danach war anzunehmen, daß der Vesuv einen geradezu riesigen Schlundrachen haben mußte. Mit dieser Erwartung bestieg ich also den Berg, um die Örtlichkeit genau anzusehen und mir danach einen Begriff davon zu bilden, auf welche Weise sich ein so erstaunliches Ereignis vollziehen konnte.

Man wandert zuerst ein großes Stück durch schöne Obst- und Weingärten, die die edelsten Früchte der ganzen Gegend hervorbringen, freilich schon hier und da verwüstet durch Eisenströme, die von oben herunterflossen, — steigt dann eine halbe Stunde lang empor in Regenschluchten, die durch gewaltige Felsblöcke verstopft sind, und durchschreitet die Überbleibsel völlig zerstörter Weingärten. Schon trifft man auf breitere oder schmälere Spalten — in der Regel freilich kaum breiter als die Hitzerisse, die sich in heißen Sommern in ausgetrockneten Morästen zeigen — aus denen ein feuchter, lauer Rauch quillt. Sie werden immer häufiger, je mehr man sich dem Gipfel nähert. Von nun an ist jeder Fußbreit mit alten oder neuen Ausbrüchen bedeckt, die sich hier aufschichteten, soweit die Feuerströme sie nicht zur Tiefe rissen. Die Ausbrüche bestehen aus Haufen von Stein, Erde, Eisen oder anderen Metallen, Erdpech, Salpeter, Terrakotta, Schwefel, Alaun, blasig zusammengeknetet, verglast und verschmolzen in Form von Markasiten oder Eisenschlacke. Vom Regen verwaschen lassen sich die jüngeren von den älteren Ausbrüchen leicht unterscheiden. Ein scheußlicher Anblick und unglaublich anstrengend zu durchschreiten sind diese Hügel von Terrakotten und rauhharten Eisenschlacken, die einem fortwährend unterm Fuße wegkollern, so daß man oft zwei Klafter zurückrutscht, wenn man hofft, einen Schritt nach vorn zu tun. Ungefähr dreiviertel Stunden hat man über diesen widerspenstigen Boden zu klettern und kommt hierauf an die Spitze oder den Pik des Vesuvs, der die Ge-

stalt eines Zuckerhutes hat und so steil ist, daß nur ein schwerer, rötlicher Sand, Eisenfeilspänen ähnlich, daran haftet, in dem man ziemlich tief einsinkt. Zieht man dann einen Fuß mühsam heraus, um einen Schritt nach vorn zu tun, so gräbt sich unterdes der andere eine tiefe Furche, die einen fast just dahin zurückbringt, wo man vorher stand. Endlich kam ich auf den Gipfel, das heißt an den Schlundrand, aus dem fortwährend dichter Rauch steigt. Da diese Schwaden die Sonnenstrahlen zurückspiegeln, sehen sie aus der Ferne aus wie eine schimmernde Wolke, die über dem Gipfel steht, und ist das Wetter still oder feucht, so schwimmt er in der Höhlung und macht es unmöglich, irgend etwas darin zu erkennen. Am Tage aber, als ich droben war, herrschte ein schneidender Nordwind, der in dem Schlunde herumwirbelte, den Qualm ausfegte, so daß man ihn völlig überschauen konnte. Ich stieg hinab, indem ich mich des steilen Absturzes wegen zur Vorsicht an einem Seil halten ließ, was zwar anstrengend, aber weder so gefährlich noch so unangenehm ist, als man sich gewöhnlich vorstellt. Wenn der Krater nicht gerade wütet oder durch die Rauchschwaden unsichtig gemacht wird, läuft man höchstens Gefahr, seine Schuhe, möglichenfalls auch seine Füße ein wenig anzusengen und vielleicht etwas Rauch zu schlucken. So konnte ich mir seinen Schlund bis auf den Boden genau ansehen, er hat die Form eines Trinkglases oder umgestürzten Kegels, und endet unten in eine rötliche Ebene von ungefähr fünfzig Klaftern Durchmesser, die zwar hier und da leicht geborsten ist, aber von einem Kamin oder verfallenem Erdschacht, wie ich zu sehen erwartete, keine Spur zeigt. Der Boden scheint aus Schwefel und Eisenerz zu bestehen. Die inneren Kraterwände sind anstehender Fels, zerhöhlt, verbrannt bis zur Verkalkung, zitronengelb, weißlich, mit Ablagerungen an unzähligen Stellen von Schwefel und Salpeter, anderenorts wieder halb verglast, eisenhaltig, und fast überall durchzogen von langen Rissen, aus denen übelriechender Rauch quillt.

Das Mundſtück des Vulkans mag nun nach dem, was man mir ſagt, in ſeiner größten Erſtreckung von Oſt nach Weſt, einen Durchmeſſer von dreihundert und fünfzig Cannas haben (über dreihundert und fünfzig Klafter), und ſeine ſenkrechte Höhe beträgt nicht über vierundachtzig Klafter, ſo weit man ſie nach den Fallgeſetzen — vermittelſt Steinen, die man hineinwarf, — durch wiederholte Verſuche hat meſſen können. Es iſt alſo gewiß, wenn man die geringe Ausdehnung dieſes Schlundes anſieht, daß die Stoffe, die aus ihm kamen, weder die Stadt Herculaneum bedecken noch andererſeits die ungeheuere Menge Klafter Erde und anderer Stoffe liefern konnten, um die ſich die Meeresküſte von der alten Erdſohle Herculaneums bis zu der des heutigen Portici aufgehöht hat. Nun muß man aber beachten, daß dieſer Berg nach dem, was uns die Alten von ihm berichten, nur einen einzigen Gipfel gehabt hat. Heute aber hat er deren zwei, einen ſüdlichen, wo jetzt der Vulkan iſt und auf dem ich ſtand, und einen zweiten nördlich, genannt Monte di Somma, wo der Vulkan unbedingt früher geweſen iſt. Dieſer iſt ſteil und hängt ſenkrecht nach innen ab, ähnlich einer verbrannten und eingeſtürzten Mauer, die auch den vorliegenden Gipfel noch in einem halben Ringe einſchließt. Dieſer Umſtand brachte mich ſogleich auf die Vermutung, die Ringumwallung ſei einſt vollſtändig herumgegangen, habe ſich aber in der Länge der Zeit durch die Gewalt des Feuers und der Exploſionen ausgeſchartet und verkleinert, ſo daß wir alſo im Monte di Somma den Veſuvius der Alten mit einem Gipfel, deſſen Krater demnach eine fabelhafte Ausdehnung beſaß, zu ſehen hätten, und daß unſer Veſuv ein neuer Berg ſei, den der Schlund aus der Maſſe Stoffe, die er ſeit ſiebzehnhundert Jahren auswirft, gebildet hat. Dieſe Vermutungen möchten vielleicht Leuten, die weniger mit den gewaltigen Kräften der Natur vertraut ſind, gewagt ſcheinen, aber nicht Ihnen, mein lieber Buffon, der Sie beſſer als irgend jemand den Bau unſerer Erdkugel

kennen und die Umwälzungen, denen sie unterworfen ist. Hier haben Sie Beweise für diese meine Ansicht, soweit ich Ihnen solche aus einer genauen Prüfung der Örtlichkeit und aus dem, was ich mich bei alten Schriftstellern über den Vesuv gelesen zu haben erinnere, beibringen kann.

Es ist bekannt, daß Vulkane entstehen können, wo man früher nie welche gesehen hatte, und daß andere wieder völlig erlöschen, bei noch anderen setzen die Ausbrüche so lange aus, daß jede Überlieferung davon verloren geht, und nur die Spuren der vergangenen Brände zurückbleiben, Spuren im Erdkörper, die sich weit länger erhalten als die Erinnerung der Menschen. So war es auch beim Vesuv, dessen Ausbrüche jetzt so rasch einander folgen, in der Zeit, die der Zerstörung Herculaneums vorausging. Strabo beschreibt ihn, wie folgt: »Er ist«, sagt er, »ein mit fruchtbarer Erdkrume bedeckter Berg, dessen Gipfel wagerecht abgeschnitten zu sein scheint. Sein Stumpf bildet eine fast ganz platte, völlig unfruchtbare, aschgraue Ebene, in welcher man hier und da auf rissige Höhlungen stößt, deren Gestein geschwärzt ist, als habe es durch Brand gelitten. So daß man also annehmen kann, daß hier einst ein Vulkan war, der später, nachdem er alle entzündlichen Stoffe, die ihm zur Nahrung dienten, aufgezehrt hatte, erloschen ist. Vielleicht muß man diesem Umstand die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Berghanges zuschreiben. Soll doch auch das Erdreich von Catania seine herrlichen Weine erst hervorbringen, seit es von der Asche bedeckt wurde, die der Ätna ausspie. Es steht fest, das fetter, leicht entzündlicher, schwefelhaltiger Boden der Art sehr geeignet wird, gute Früchte zu tragen, wenn ihn erst einmal das Feuer durchwühlt, verzehrt und zu Asche verbrannt hat.« Soweit Strabo, wobei wesentlich ist, daß er nichts davon erwähnt, daß der Berg zwei Gipfel hatte, ein Umstand, den er sicher nicht übergangen hätte. Dio Cassius schweigt über den Punkt gleichfalls. Hiernach erschien es mir fast gewiß, daß der Halbring des Monte di

Somma einmal voll und von einer Wölbung überdeckt war, die eine von unten her schon unterminierte Ebene bildete, daß dies alles der ganze Berg (der Vesuv, den Strabo gesehen hat) gewesen ist, und daß der Brand, der kurz danach im Jahre 79 unserer Zeitrechnung, zur Zeit des Plinius, darinnen ausbrach, den schrecklichen Ausbruch bewirkte, durch den seine ganze Kuppe in die Luft flog. Daß er eine furchtbare Menge Steine und anderer Stoffe in die Luft feuerte und, wie noch in unserer Zeit, eine Unmasse glühende Lava in Bächen, untermischt mit Erde, Schwefel und geschmolzenen Metallen, ausströmte. Und durch deren Schwere, vereint mit den wiederholten Erdstößen der Bergminen, löste sich Erde genug von dem Hange ab, um die Stadt Herculaneum und die anstoßenden Gegenden unter allen diesen Gemengseln zu begraben.

Sie ersehen aus Strabos Bericht, daß es nicht möglich ist, die Frage noch zu erörtern, ob der Ausbruch, der Herculaneum unter seinen Trümmern begrub, der erste des Vesuvs gewesen sei, wie einige Gelehrte nach dem, was man mir erzählt, getan haben. Vielmehr steht unzweifelhaft fest, daß er weit eher schon ein Vulkan war, der im Laufe früherer Jahrhunderte Feuer gespieen und Ströme der sogenannten Lava entsandt hatte. Einige Leute, die mehr Muße wie ich hatten, die alten Gebäude der Stadt genau zu untersuchen, versicherten mich, daß an ihnen Grundmauern aus Lava zu sehen seien*). Bei den alten Römerstraßen sieht man sie, wie ich erzählen hörte, selbst in großer Entfernung vom Vesuv noch verwendet, und längs der ganzen Bergkette von Neapel bis Toskana findet man geschmolzene oder kalzinierte Steine, die die Form von Laven oder Schlacken haben. So wäre es wohl möglich, daß in Zeiten, an die sich die Erinnerung verloren hat, die Kette des Apennin, die Italien in

*) Da die Lava außerordentlich hart wird, und in der ganzen Gegend massenhaft vorkommt, wird sie teils zum Bauen besonders der Grundmauern, teils für die Pflasterung sehr viel gebraucht.

ganzer Länge durchschneidet, eine lange Linie von Vulkanen gewesen ist. Und ohne Zweifel ist der Vesuvvulkan ganz uralt. Den Beweis dafür erhalten Sie in einer Beobachtung, die Pichetti machte, und die ich Ihnen ebenfalls mitteilen werde.

Steht ein Ausbruch bevor, so läßt sich zuerst im Berg ein inneres Beben und donnerähnliches Getöse vernehmen. Pechschwarzer Rauch, den Blitze und Feuerstrahlen erhellen umhüllt in Schwaden den ganzen Gipfel. Kurz darauf wird der Rauch aschgrau, und der Schlund schleudert aus seiner Tiefe Felsstücke von unglaublichem Umfang, die dem Ausbruch im Wege stehen. Sie kollern beim Zurückfallen über die Berglehne herab und reißen unter schrecklichem Getöse die Erdmassen mit. Der Gipfel entzündet sich allerwärts, und man sieht Eisen, Schwefel, Bimsstein, Sand, Asche, Erde, emporschießen wie eine nach allen Seiten platzende Feuerwerksgranate. Alle Orte, wo dies Gemenge niedergeht, bleiben davon bedeckt. Im Jahre 1631 fiel es bis auf die Schiffe, die an der mazedonischen Küste auf der Reede lagen. Im Jahre 472 flog, wie wenigstens Carlo Sigonio erzählt, Asche bis Konstantinopel. Noch viel weiter aber gelangte sie bei dem Ausbruch, der Herculaneum verschüttete, denn er war von allen der schrecklichste. Wie überreichlich dieser Erdregen damals gewesen ist, kann man aus dem Brief entnehmen, worin Plinius dem Tacitus über den Tod des Onkels berichtet:

Mein Onkel ist dann mit ein paar Dienern in ein Haus am Ufer untergetreten, wo er vor Mattigkeit sogleich einschlief. Er hat es aber sehr bald wieder verlassen müssen, denn nach kurzer Zeit war die Türöffnung, wie seine Leute meldeten, schon halb verschüttet, durch die Erdmengen und Mineralien, die vom Vesuv herabstürzten. Schleunigst, ehe der Ausgang völlig verstopft war, mußten sie wieder ins Freie, in den Steinregen, gegen den sie sich durch Kissen, die sie über den Kopf hielten, so gut es ging, zu schirmen suchten.

Hat nun der Schlund alle diese Stoffe ausgeworfen, fängt er an aufzuwallen und kocht schließlich wie Milch, die über dem Feuer steht, in die Höhe, bis die Gewalt des Feuers den Kessel an irgendeiner Stelle zerbricht, und die geschmolzene Masse oder der Strom rotglühenden Eisens, die »Lava«, ausfließt. Sie fließt langsam den Abhang hinunter, setzt das Land auf ihrem Wege in Flammen, unterwühlt die entgegenstehenden Erdmassen und bringt sie zum Einsturz. Man kann sich von dem ungeheueren Gewicht dieser Glutströme einen Begriff machen, wenn man hört, daß einer allein, — bei dem Ausbruch von 1737, der keiner der heftigsten war, — dreihundert Schritt in der Breite einnahm, und man will festgestellt haben, daß während des Ausbruchs von 1694 in einer Höhlung die Lava sechzig Klafter hoch stand.

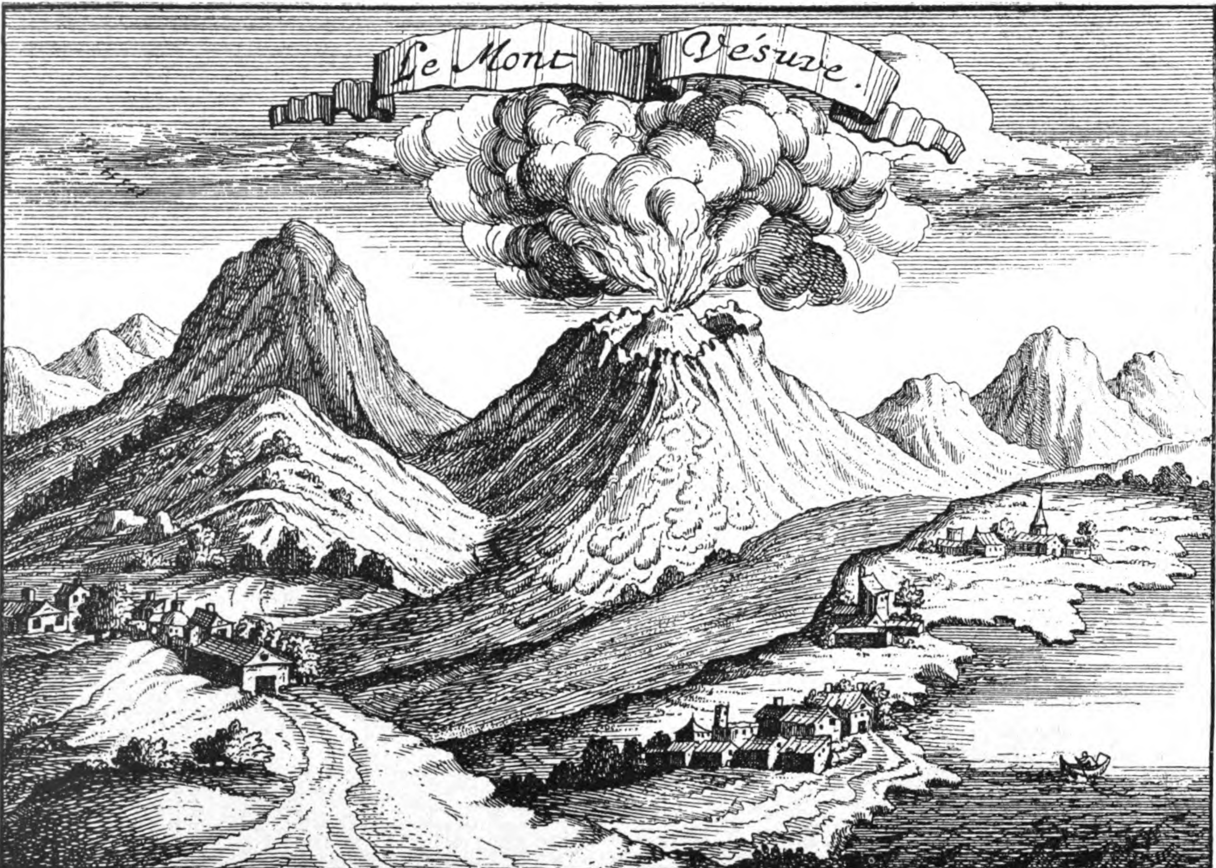
Der Schlund, den der erste Ausbruch im alten Vesuv aufriß, war natürlich riesig. Der Abbreviator des Dio Cassius vergleicht seine Form, — im »Leben des Titus« —, einem großen Amphitheater. »Der Vesuvberg,« sagt er, »der heute ganz hohl ist, war einst bis obenhin ausgefüllt. Seine Außenschale ist mit Ausnahme der Strecken, die unter der Regierung des Titus verwüstet wurden, noch so gut wie je angebaut, bis hinauf zum Gipfel, den Bäume und Rebgärten bedecken. Denn das Feuer, das sein Inneres verzehrt, wühlt nur drinnen, und gibt ihm, wenn ich einmal Großes mit Kleinem vergleichen darf, die Gestalt eines Amphitheaters. Oft sehen wir den Gipfel Flammen, Rauch, Asche und Steine auswerfen, aber diese Erscheinungen sind nichts im Vergleich zu dem, was sich zu Zeiten des Kaisers Titus ereignet hat. Damals glaubte man, die Welt wolle wieder zum Chaos werden. Der Vesuv warf solche Massen aus, daß nicht nur die Viehherden, Vögel und selbst die Fische an der Küste davon umkamen, sondern sogar zwei kampanische Städte, Herculaneum und Pompeji unter den Bergtrümmern begraben wurden. Die Aschenauswürfe wurden bis nach Ägypten und Syrien getragen, und nach Rom kamen so

dicke Aschenwolken, daß sich die Sonne verfinsterte, — zur großen Bestürzung der Bewohner, die nicht wußten, was sich bei Herculaneum zutrug.«

Das Amphitheater, das Xiphilinus hier beschreibt, kann sich nun nur auf die Form des Monte di Somma bezogen haben, die noch heute dem Kolosseum zu Rom ähnelt, dessen Ummantelung ja ebenfalls zur Hälfte zerstört ist. Man könnte ein Loch in Form einer umgestürzten Pyramide, wie es der heutige Krater des Vesuv darstellt, nie mit einem derartigen Bauwerk vergleichen.

Die Glut, die Ränder des alten Kraters unterwühlend, hat also die ganze Südseite durch Verglühung zum Einsturz gebracht und nur die Nordseite stehen lassen, indes der Schlund unaufhörlich aus seiner Tiefe Stoffe auswarf, die auf ihn selbst zurückfielen und in seiner Mitte den zweiten Gipfel, also unseren eigentlichen Vesuv gebildet haben, wie einen Zuckerhut in einer zerscharteten Tasse: also ein selbst unterwühlter Gipfel, in dessen Mitte das Feuer unablässig ein senkrechtes Rohr bohrt, und aus dem Inneren des neuen Berges ohne Aufhören in ihm liegende Stoffe auswirft und damit die Außenflächen des Berges vergrößert. Wenn aber die schmelzflüssigen Massen im Krater wieder erkalten und in sich zusammensinken, so bilden sie am Boden eine verhärtete Masse oder Kruste. Sie besteht aus innig verschweißten Trümmern von Stoffen aller Art, die nahe dem Kesselboden geronnen sind und sich gesetzt haben, wo durch die Kraft des Feuers, das diese Art Schmelzfluß in die Höhe trieb, Hohlräume zurückblieben: sie sind ebenso viele Fladderminen, bereit beim nächsten Ausbruch in die Luft zu fliegen und die Flanken des Berges mit neuen Stoffen zu überschütten.

Es wird nicht sehr verwunderlich scheinen, daß sich der Pik des Vesuvs, wie wir ihn heute sehen, in siebzehnhundert Jahren hat bilden können, wenn man beachtet, daß seine lotrechte Höhe, von der Stelle aus gerechnet, wo die beiden


Le Mont Vésuve.

Gipfel auseinandergehen, nur etwa zweihundert Cannas beträgt, während der ganze Berg elfhundert Cannas über den Meeresspiegel aufsteigt, — und bedenkt, daß seit Plinius' Zeiten die Ausbrüche des Berges sich ohne längere Unterbrechung gefolgt sind. Und daß ferner die vom Grund des Kraters, wo das Feuer im Mittelpunkt des Kegels durchgebrochen ist, aufgeschleuderten Stoffe unablässig auf die Seiten zurückfallen und so unbedingt seinen wagerechten Durchmesser im Laufe der Jahrhunderte beträchtlich vergrößern müssen, geradeso, wie der Sandkegel am Boden einer Wasseruhr durch den herabrinnenden Sand sich beständig erhöht und erweitert. Dies ist der scharfsinnige Vergleich, den Addison hier anwendet.

Misson und Addison haben den Vesuv vollkommen gut gesehen, daran bleibt kein Zweifel, wenn man ihn selbst sieht, nachdem man vorher ihre Beschreibungen gelesen hat. Und trotzdem ist unbestreitbar, daß heute dort fast nichts mehr so ist, wie sie berichten. Ein neapolitanischer Edelmann äußerte zu Addison, daß er erlebt habe, wie sich die Spitze um vierundzwanzig Fuß im Durchmesser verdickte. Zu Missons Zeit war nahe dem Gipfel, dort, wo die Spitze ansetzte, eine Art kleinen Amphitheaters, so nämlich, daß ein flaches, von einem niedrigen Walle umgebenes Tal sich um die Ausläufer der Spitze herumzog. Der Boden dieses Tales schien von erkalteter Lava gebildet, es war aufgefüllt 1720, als Addison dort war: die Ummantelung des Amphitheaters war verschwunden, die Ausläufer der Spitze umgab nur noch eine kreisrunde Ebene. Und heute haben neue, von oben herabgestürzte Massen die Ebene fast in eine Böschung verwandelt. Der Durchmesser des Kegels hatte sich eben wiederum vergrößert. Außerdem haben die Ausbrüche von 1730 und 1737 die Innenwände des Schlundes von mehreren vorspringenden Felsschroffen befreit, die beide Reisende noch gesehen hatten. Und die Schlundöffnung, die Misson nur hundert Schritt, Addison schon vierhundert Fuß

breit gesehen hatten, mißt heute dreihundertundfünfzig Klafter.

Das wird nun wohl daher rühren, daß das Feuer, indem es das Innere ausleert und die Dicke der Kraterwände unterwühlt, sie zu schwach macht, um seiner Wirkung länger zu widerstehen. Dann schartet es sie entweder an einer Seite aus, wie es beim Monte di Somma getan hat, oder aber schlingt die ganzen Oberteile, die stets am dünnsten sind, rings herum wie ein Flußwirbel in sich. So ist es, beispielsweise, der Solfatara ergangen, einem Nachbarberge des Vesuvs auf der anderen Seite Neapels. Es ist deutlich zu sehen, daß diese »Olla Vulcani« nur ein verbrauchter Vulkan ist, der ehemals mindestens doppelt so hoch war. Der Berg ist nicht hoch, aber sein Gipfel hat einen sehr weiten Durchmesser, es ist, als hätte man seine Oberhälfte mit einem scharfen, wagerechten Schnitt abgetrennt. Den ganzen Oberteil hat in alten Tagen das Feuer verheizt, verstreut oder auf den unteren Berg umgestürzt. Eine genaue Besichtigung ihres Gipfels läßt keinen Zweifel daran, daß sie einst dem Vesuv und seinem Schlunde fast geglichen hat. Sie ist nämlich ein richtiges Amphitheater mit einer niedrigen Umwallung. Wie man mit einem einzigen Wort den Vesuv keinem Dinge besser vergleichen kann als einem Trinkglase, so kann man vom Solfataragipfel keinen deutlicheren Begriff geben, als wenn man ihn einer Pastete oder einem flachen Napf vergleicht, der einen weiten Boden und niedrigen Rand hat.

Fast so wäre heute der Monte di Somma, wenn das Übermaß ausgeworfener Stoffe nicht einen neuen Gipfel gebildet hätte, und so wird eines Tages auch unser heutiger Vesuv aussehen, wenn er erst einmal alle in ihm enthaltenen brennbaren Stoffe verzehrt hat, denn, da der tätige Krater des heutigen Vesuvs sich durch die ihn aushöhlenden Kräfte notwendig stets erweitert, wird sein Durchmesser eines Tages so groß werden, daß ein Teil der ausgeworfenen Stoffe in ihn selbst zurückstürzt und dort eine dritte Nadel oder Spitze

bildet, die dann zwei äußere Umwallungen ſtatt heute einer umziehen werden. Und ſo fort, bis die Ausbrüche alle Täler aufgehöht, alle Räume zwiſchen den verſchiedenen Umwallungen ausgefüllt und aus dem Gipfel dieſes Bergſtumpfes eine weite Ebene gemacht haben, umzirkt von den Rändern des erſten Kraters (der ſich wohl ſtets am höchſten erheben wird), und ihm ſo die Form der Solfatara verleihen. — Bis es dahin kommt, werden die Entladungen der Kraterſchlünde ihr begonnenes Werk fortſetzen, eine Menge Erdreich vom Gipfel an den Fuß des Berges, die Meeresküſte, ſchleudern, und die Erdſohle an der Küſte um verſchiedene Schichten über den Meeresſpiegel aufhöhen. Wie die Stadt Herculaneum und der Flecken Portici, den man auf ihm erbaut hatte, dieſer Übereinanderlagerung von Schichten zum Opfer fielen, wird es in der Zukunft Portici und vielleicht noch mehreren anderen Ortſchaften ergehen, ohne daß man deshalb annehmen brauchte, daß alle ihre Gebäude dabei zerſtört würden oder umſtürzten. Freilich, dem Stoße der Glutſtröme, wo dieſe in Fluß ſind, können ſie nicht widerſtehen, noch auch der Gewalt der herabſtürzenden Steine, wo dieſe niederſchlagen. Allen Gebäuden aber, die einzig der ungeheuere Regen von Erde, Sand, Aſche und Eiſenſchlacken trifft, die die Entladungen hoch aus der Luft an der Küſte niedergehen laſſen, droht nur, überdeckt zu werden, nicht umgeſtürzt. Das gleiche läßt ſich von den Erdmaſſen ſagen, die von der Bergböſchung herniederkommen. Auch ihnen können die Mauern wohl ſtandhalten.

So braucht man ſich alſo nicht zu wundern, daß man einen Teil der Mauern und Gebäude dieſer unterirdiſchen Stadt noch aufrecht ſtehen ſieht, und kann ſehr wohl begreifen, wie ſie ſich begraben findet, ohne von einem Abgrund verſchluckt zu ſein, und ohne daß ein Menſch dabei umkam, da alle Einwohner Zeit zu fliehen hatten. Hat ſich doch nicht ein einziger Leichnam darin gefunden! Daraus läßt ſich nun aber wiederum erſchließen, welches Schickſal den heutigen

Städten dieser blühenden Landschaften bevorsteht, die immer wieder vom Erdboden verschwinden werden, bis die entzündlichen Massen, die der Vesuv in seinem Schoße birgt, gänzlich erschöpft sind.

Neue Lagerungen an der Küste waren vor fünfzig Jahren mindestens elf nachzuweisen. Als der neapolitanische Architekt Francesco Pichetti ein Grundstück in der Nähe der vergrabenen Stadt Pompeji zwischen dem Vesuv und dem Meer ausschachten ließ, fand er bis zu einer Tiefe von achtundsechzig Fuß — tiefer zu gehen war des Wassers wegen nicht möglich — elf übereinanderliegende, sich abwechselnde Lagerungen oder Bodenschichtungen, und zwar: sechs Schichten wirkliche Erde und fünf Schichten Lava oder in den Glutströmen des Vesuvs verglaste Stoffe. Die elfte bestand aus Tuff, die zehnte aus Lava, die neunte aus Erde, fast so hart wie der Tuff, zwischen der vierten und fünften Schicht stieß man in einer Tiefe von sechzehn Fuß auf Kohle, Türbeschläge und zwei lateinische Inschriften, woraus man schloß, das sich hier der alte Boden der Stadt Pompeji befinden müsse. Diese wäre demnach, wenn der Schluß zutrifft, viel weniger tief verschüttet als Herculaneum. Solcher Wechsel verschiedener Erdschichten wurde häufig beobachtet, an Orten, wo der bewachsene Boden zufällig von Erde bedeckt und mit der Zeit wieder bebaut wurde. Der bekannte englische Reisende, Richard Pocock, fand auf seiner Reise durch irgendeine Provinz Ägyptens in einem Dorf . . . , nahe den Ruinen von Arsinoe, in schwarzem fruchtbarem Boden von drei Fuß Mächtigkeit einen Brunnen, in dem er verschiedene sich abwechselnde Sandschichten sah, die wieder andere der Bodenoberfläche ähnliche Lagerungen bedeckten.

Ich verbreite mich nicht weiter über Pichettis Verfahren, Sie können Näheres darüber in der dritten Dekade der Universalgeschichte von Bianchini oder auch in dem von Fréret davon gemachten Auszuge im neunten Band unserer Sitzungsberichte nachlesen. Ich bemerke Ihnen nur, daß sich

gegen die hypothetische Berechnung der Entstehungszeit der zehnten Schicht, durch Bianchini, die er als die erste vom Vesuv ausgespieene Lava anspricht, manches sagen läßt. Er kommt damit nämlich für den ersten Vesuvausbruch auf das Jahr 2500 vor unserer Zeitrechnung. Ich will nachher versuchen, eine treffendere Berechnung aufzustellen, die uns allem Anschein nach auf viel weiter zurückliegende Jahrhunderte führen wird.

Es liegt auf der Hand, daß diese ganze Aufhöhung des Geländes nicht aus der jetzigen Höhlung des Vesuvs, sondern nur aus dem weiten Krater des Monte di Somma stammen kann, den ich schon als den alten Vesuvius bezeichnet habe, der zur Zeit des Plinius in die Luft flog. Das Tal, das ihn vom Vesuv trennt, heißt noch heute »Atrium«, was Feuerherd bedeutet, und darauf hinweist, daß hier früher ein Vulkan war. Aber hier bringe ich Ihnen noch eine Beobachtung, die unwiderleglich zeigt, daß der antike Vesuv nur einen Gipfel hatte, und daß dieser eine Gipfel der Monte di Somma gewesen ist. Diese Beobachtung stammt aus einem Manuskript, das Abbate Entieri mir in Neapel mitgeteilt hat, und dem ich schon andere hier angeführte Bemerkungen entnommen habe. Man grub nämlich in der Nähe eines Klosters, das im Norden an einem äußeren Ausläufer des Monte di Somma liegt, und fand hier Lavaflüsse zweihundert Fuß in der Erde. Nun ist klar, daß diese Lava, da sie niemals geschleudert wird, sondern langsam aus dem Schlunde bis in die Ebene hinabfließt, nur vom Monte di Somma hat kommen können, nicht aber vom Vesuv, der von dem Kloster nicht nur durch den Monte di Somma selbst, sondern auch noch durch das Tal zwischen ihm und dem Vesuv geschieden ist. — Ich komme nun auf Bianchinis Berechnung zurück und will sie selbst noch einmal mit genaueren Schätzungen aufstellen. Wir werden sehen, was dabei herauskommen wird.

Versuch, das Alter der zehnten Schicht Vesuvlava zu berechnen, die Pichetti 1689, eine Millie vom Meer, in der Gegend, wo ehemals die Stadt Pompeji gestanden hat, auffand.

Erste Schicht: leicht gepflügte Erde, zwölf Handbreiten.

Zweite Schicht: Lava oder überschlackte Steine.

Dritte: reine Erde, drei Handbreiten. —

Vierte: Lava, worunter sich verkohltes Holz, Eisenbeschläge, Türen, usw. finden, außerdem zwei Inschriften .... »e due inscrizioni le quali dimostravano quella essere stata la città di Pompei.« Folglich stammt die vierte Schicht von dem Ausbruch im Jahre 79 unserer Zeitrechnung. Hier ist die Erdsohle Pompejis. — Was also sechzehn Jahrhunderte ergibt für fünfzehn Handbreiten nicht gedrückten und verdichteten Erdreichs.

Fünfte: Pflanzenerde und Beschläge, zehn Handbreiten. — Wenn fünfzehn Handbreiten unverdichteten Erdreichs sechzehn Jahrhunderte geben, so geben diese zehn Handbreiten dichteren Bodens mindestens deren zwölf. Und es ist um so sicherer anzunehmen, daß diese fünfte mindestens zwölf Jahrhunderte gebraucht hat, um sich über der voraufgegangenen Ausbruchschichtung, der sechsten, die aus Lava besteht, zu bilden, als nach dem Bericht Strabos, der unter der Regierung des Augustus gelebt hat ‹also hundert Jahre vor dem Ausbruch des Jahres 79, der die vierte Schicht bildete›, in Italien nicht die mindeste Überlieferung von irgendeinem Vesuvausbruch bestand, das gemeine Volk wußte nichts davon, daß der Vesuv ein Vulkan war. Wenn die Wissenschaftler dies ein wenig mutmaßten und sich dabei auf ihre Beobachtungen berufen konnten, Geschehnisse gaben dieser Vermutung keinerlei Stütze. Und dabei beachten Sie wohl, daß die Überlieferung von solchen Begebenheiten nicht zu denen gehört, die leicht verloren gehen. Nun kann man rechnen, daß die italienische Überlieferung bis in die Zeit der Einnahme Trojas oder der ersten Könige von Albano hinabreicht,

oder bis zur Reise des Hercules *Tyrienus* nach Italien, wo er gottesdienstliche Bräuche einführte und Denkmale hinterließ, an die noch heute die Erinnerung nicht ganz erloschen ist. Ich lasse die Zeiten der Fabel absichtlich beiseite.

Hercules aber kam durch Italien auf der Rückkehr von Spanien, wo er die Stadt Cadix gebaut hatte. Cadix aber ward nach Vellejus zur Zeit des Archontats des Medon, Sohnes des Kodrus, erbaut; das gibt 1100 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Meiner Meinung nach liegt die Reise des Hercules nur wenig später als der Einfall des Josua in Kanaan, was ungefähr fünfzehnhundert Jahre ergäbe. Ich habe anderenorts bewiesen, daß die Entdeckung Europas durch syrische Kaufleute, im Volksmund »Herculesse« genannt (ein phönizisches Wort, das Überseekaufmann bedeutet), in diese Zeit fällt. Es war in der Tat um diese Zeit, daß die Völker Palästinas, auf ihrem eigenen Gebiete von zahlreichen arabischen Horden, die kurz vorher aus Ägypten vertrieben worden waren, bedrängt, den Entschluß faßten, auf ihren Schiffen neue Länder zu entdecken, und dann so zahlreiche Kolonien an beiden Küsten des Mittelmeers gründeten; aber halten wir uns dafür, wenn man will, an Vellejus. —

Sechste Schicht: Lava oder Ausbruchstoffe, mindestens zwölf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, selbst wenn man voraussetzt, daß der nächst zurückliegende Ausbruch hierher gelangt ist.

Siebente: sehr viel dichterer Boden, acht Handbreiten. Wird geschätzt wegen der größeren Dichtigkeit auf zwölf Jahrhunderte.

Achte: Lava oder Ausbruchstoffe, vierundzwanzig Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung.

Neunte: ganz dichter Boden, tuffig und fast so hart wie schwammiges Gestein, fünfundzwanzig Handbreiten, wird geschätzt wegen seiner größeren Dichte auf vierzig Jahrhunderte. Wäre es leichter pflugfähiger Boden, würde die

Schicht fünfundzwanzig Jahrhunderte gelten, so kann man also wohl nicht sagen, daß die Schätzung zu hoch ist.

Zehnte: Lava und Ausbruch, ungefähr vierundsechzig Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, d. h. also 4700 Jahre vor der Julianischen Zeit.

Elfte: ganz in Tuff oder schwammigen Stein verwandelte Erde, unzweifelhaft den vorhergegangenen Erdschichten ähnlich, ehe sie durch Druck so stark verdichtet wurde. Hier ist die alte Sohle oder der alte Boden der Erdkugel, vorausgesetzt, daß sich unter ihr nicht noch andere Lavaschichten befinden, was man versichern könnte, wenn diese Schicht anstehender lebendiger Fels wäre. Da sie aber im Gegenteil nur ein steiniger Tuff ist, der sich von der Oberschicht einzig durch seine größere Dichte unterscheidet, ist es sehr wohl möglich, daß sich unter ihm noch mehrere abwechselnde Schichten Lava und noch dichterer Steinerde auffinden.

Summa also für diese elf Schichten einundachtzig Jahrhunderte statt zweiundvierzig wie Bianchini behauptet, selbst unter der Voraussetzung, daß sich unter diesen keine weiteren Lavaschichten mehr befinden, und zweitens, daß die Lava bei sämtlichen Ausbrüchen stets hierher gelangt ist, was doch weder möglich noch wahrscheinlich ist.

FÜNFUNDDREISSIGSTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Rom im allgemeinen.

Rom ⟨. . . Dezember 1739⟩.

> Auf dieses schöne Argument, auf Eure tiefe Predigt
> Erwidere ich, wie Pantagruel sich des Panurge entledigt:
> »Salbadert, priestert fort, bis Pfingsten meinetwegen!«

Das ist alles schön und gut, lieber Neuilly: Sie wünschen, ich soll mein Tagebuch wieder aufnehmen. Ich habe Ihre

Gründe dafür angehört — ſie ſind vortrefflich — und werde es nicht tun. Sie wiſſen, warum es damals eingeſchlafen iſt. Denken Sie nun ſo gering von meiner Trägheit, daß Sie meinen, ich brächte es fertig, jetzt, wo einmal eine Lücke da iſt, das Vergangene nachzuholen und mich wieder aufs laufende zu ſetzen? Außerdem aber überſchätzen Sie mein Gedächtnis, wenn Sie glauben, daß ich alles das noch wüßte, was ich Ihnen zu erzählen gehabt hätte. Dazu iſt der Stoff zu weitläufig. Ja ich glaube, ich beſchriebe lieber das ganze übrige Italien viermal, als Rom einmal. Denn Rom iſt wirklich ſchön, ja ſo ſchön, daß mir damit verglichen alles andere Bagatelle ſcheint. Wenn ich in den Gaſthöfen weiter nichts zu tun hatte, ſchlüpfte ich in meinen türkiſchen Schlafrock, zog die Zipfelmütze über den Kopf und kritzelte eilig, wie es kam, alles das für euch nieder, was mir tagsüber durch den Kopf gegangen war oder vor meinen Augen vorbei zog. Jetzt aber bin ich wieder im feſten Gleiſe, mein Tageslauf iſt geregelt, und da die Stunden verteilt ſind, kann ich mich nicht Tag für Tag zum Schreiben hinſetzen, mir fehlt alſo die Muße, Ihnen weiter ſolch dicke Bände wie bisher zuzuſchicken. Nur pünktlich Briefe ſchreiben kann ich noch und mit dem einen und anderen von euch plaudern, je nach ſeiner Liebhaberei und Neigung, und wie mir die Dinge gerade wieder einfallen. Und dann bedenken Sie auch: muß nicht alles, was ich zur Sache ſelbſt ſage, ein ewiges Wiederkäuen werden? So viele ſchon haben Rom geſehen und beſchrieben. Es gibt davon eine ſolche Menge Pläne und Abbildungen, daß man ſich durchaus wie Madame Houdart im Lehnſtuhl ſeiner Bibliothek ſitzend, darin ergehen kann. Seien Sie geſcheit, lieber Neuilly, und vertröſten Sie ſich auf eine freundlichere Stunde: die Zeiten ſind nicht immer gleich. Als ich abreiſte, hat Ihr Amt meine Wünſche durchkreuzt, und dafür ſind Sie mir noch einen Erſatz ſchuldig. Ich komme einmal mit Ihnen nach hier zurück, und dann werden wir auch Maleteſte loskriegen. Die Reiſe iſt beim erſten Male

und von fern geſehen eine gewaltige Sache, das zweite Mal iſt ſie gar nichts. Wenn man das Land einmal befahren hat, ſeine Bräuche kennt und mit der Sprache vertraut iſt, ſo ebnen ſich alle etwaigen Schwierigkeiten ganz von ſelber. Wir ſind nur dann hineingefallen, wenn wir die Sache am verkehrten Ende angefaßt hatten, weil wir nicht Beſcheid wußten. Denn die denkbar unglücklichſte Art, eine Rundfahrt durch Italien zu machen, iſt die, wie wir viere es gemacht haben.

Wenn Sie ein Jahr ausbleiben wollen, ſo rate ich Ihnen, Anfang September auszuziehen und durch die Provence zu reiſen, doch dürften Sie Nîmes nicht vergeſſen. Sie müſſen unbedingt in Toulon an Bord gehn und über Genua, Viareggio, Livorno, Piſa, Lucca, Florenz und Siena fahren. Darauf langen Sie am zwanzigſten Oktober in Rom an und reiſen acht Tage ſpäter weiter nach Neapel, damit Sie dort Allerheiligen miterleben. Dann iſt noch ſchönes Wetter und beginnt das Theater. Ende November müſſen Sie wieder zurück ſein und in Rom bis eben vor Himmelfahrt bleiben, denn zu Himmelfahrt ſind Sie in Venedig. Sie reiſen am beſten auf dem kürzeſten Wege über Loretto, Ancona, Ravenna und erleben in Venedig einen netten, kleinen Karneval, der hübſcher und nicht ſo angreifend iſt wie der große, den man ſatt kriegt, weil er zu lange dauert. Die Rückreiſe machen Sie über Vicenza, Verona, Mantua, Bologna, Modena, die Lombardei, Parma, Piacenza, Mailand, die Borromeiſchen Inſeln und Pavia, auch ſehe ich Sie ſchon in Turin, Chambéry, Genf und Beſançon. Nun ſind Sie wieder da, ich habe Sie nicht zu ſehr ermüdet auf der Reiſe, nicht? Na alſo, wann geht ſie los die Reiſe?

Wenn Sie erſt da ſind – in Gedanken ſehe ich Sie nämlich ſchon mit mir zuſammen –, welchen Eindruck, meinen Sie, wird Ihnen zuerſt Sankt Peter machen? Überhaupt keinen! Es war meine größte Überraſchung, wie ich den ſchönſten Bau der Welt ſah, daß er mich gar nicht überraſchte.

Man tritt in den Bau hinein, unter dem man ſich etwas ganz Gewaltiges vorgeſtellt hat, und meint, daß er das einfachſte und natürlichſte Ding der Welt ſei. Er wirkt nicht groß, nicht klein, nicht hoch, nicht niedrig, nicht weit, noch eng. Erſt durch Vergleichen begreift man ſeine ungeheure Ausdehnung, zum Beiſpiel, wenn man eine Kapelle betrachtet und entdeckt, daß ſie ſo groß iſt wie eine Kathedrale, oder wenn man den Knirps dort unten an der Säule mißt und ſieht, daß er einen Daumen ſo groß wie meine Fauſt hat. Der erſte Eindruck, den dieſes Bauwerk auf den Geiſt des Beſchauers macht, hat ſo gar nichts Lärmendes, weil dem wundervollen Zuſammenklingen ſeiner Maße die Macht innewohnt, alles ins Maßloſe Geſteigerte auf ſeine richtige Tonſtärke abzudämpfen. Es beſitzt ganz die köſtliche Eigenſchaft, keine Eigenheit zu haben, die irgendwie hervorſticht. Alles iſt ſchlicht daran, voll natürlicher Würde und deshalb erhaben. Die Kuppel, die ich für ſeinen ſchönſten Teil halte, iſt das ganze Pantheon, das Michelangelo mit einem Ruck fertig in die Luft geſtellt hat. Am verblüffendſten aber wirken vielleicht die oberen Bauteile, das heißt die Dächer, denn in dieſer Höhe erwartet man nicht, eine ſolche Menge Werkſtätten, Schirmdächer, Kuppeln, bewohnte Räume, Glockentürme und Säulengänge, und ſo weiter zu finden, die eine kleine, luſtige Stadt für ſich bilden. Für den wenigſt gelungenen Teil aber halte ich die Eingangsfaſſade, die zwar auch ganz ſchön iſt: aber der Majeſtät des Baues entſpricht ſie durchaus nicht, ſo wenig wie die eben erſt fertig gewordene an San-Giovanni in Laterano. Wie konnte man nur ſo etwas bauen, wenn man doch die Faſſaden der Curia Antoniana und des Pantheons vor Augen hatte?

Das Beſte, was man noch zur Zeit daran arbeitet iſt, daß man aus den Kapellen in Sankt Peter alle Ölgemälde herausnimmt, die durch die Feuchtigkeit faſt gänzlich verdorben waren, um ſie durch Nachbildungen im ſchönſten Moſaik zu erſetzen. Bitte ſehr, jedes Bild koſtet achtzigtauſend Francs.

Das wundert einen nicht mehr, wenn man in der Werkstatt der Herstellung zusieht, wobei einem ihre riesenhafte Größe erst klar wird, und sich berechnet, wie lange man an einem einzigen zubringt, und wieviel Material es verschluckt: lauter Stiftchen aus Glas, das durch Mitschmelzen von Metallen verschieden gefärbt ist.

Von den Säulenhallen vor der Kirche will ich Ihnen nicht reden, denn die kennen Sie, die beiden Fontänen zu seiten des Obelisken dagegen haben Sie noch nie springen sehen. Denken Sie sich zwei Feuerwerke aus Wasser, die das ganze Jahr durch, Tag und Nacht, unaufhörlich sprühen und knattern. Nichts hat mir mehr Freude gemacht. Alle Tage mache ich ihnen einen freundschaftlichen Besuch, besonders wenn die Sonne darauf scheint. Überhaupt sind für mein Empfinden das Allerschönste an Rom seine Brunnen. Der auf der Piazza Navona zum Beispiel wirkte auf mich so gewaltig wie nichts auf meiner ganzen Reise. Die springenden Brunnen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, die Flüsse förmlich, die sich aus ihnen ergießen, sind noch erstaunlicher und erfreulicher als selbst seine Bauten. Und dabei sind auch die prächtig, vor allem aber die antiken: denn was von denen, wiewohl trümmerhaft und verunstaltet, noch vorhanden ist, steht durch seine schlichte Größe so hoch über den neuzeitlichen, wie die alte römische Republik über dem Kirchenstaat. Kurz, wenn ich Ihnen mit einem Wort sagen soll, wie ich über Rom denke, so ist es in Anlage und Bauwerken nicht nur die schönste Stadt der Welt, sondern einfach einzig. Selbst Paris kann sich nicht mit ihm vergleichen, so sehr es ihm, was Handel und Wandel angeht, überlegen ist.

Die Kirchenfürsten haben seit Sixtus V. ganz Ungeheueres für die Verschönerung der Stadt geleistet, dabei aber die Bebauung der Campagna schmählich vernachlässigt, wo denn auch buchstäblich weder Haus noch Strauch mehr zu sehen ist. Die Regierung ist so erbärmlich, wie man sich spaßeshalber nur eine ausmalen kann. Macchiavelli und Morus haben

sich nach ihrem Gefallen ein Nirgendheim zurecht gedichtet, sein genaues Gegenteil finden Sie hier verwirklicht. Denken Sie sich ein Volk, das zu einem Drittel aus Priestern, zum zweiten aus Statisten und zum letzten aus völligen Nichtstuern besteht, einen Staat, in dem es keinen Ackerbau, keinen Handel, keine Manufakturen gibt, und der mitten in einem fruchtbaren Lande und an einem schiffbaren Flusse liegt, dessen Fürst stets ein alter Mann ist, der kurz regiert, und oft schon nichts mehr allein tun kann, umringt von Verwandten, die nur darauf ausgehen, schleunigst ihren Schnitt zu machen, solange sie es tun können, wo bei jedem Regierungswechsel neue Diebe auftauchen und an die Stelle derer rücken, die das Nehmen nicht mehr nötig haben, wo die Kardinäle bei Hof ihr Leben damit hinbringen, sich gegenseitig eminenzliche Kujonenstreiche zu spielen, wo jeder Rechtsbrecher straflos bleibt, wenn er nur Bekannter eines hohen Herrn oder nahe einer Freistatt ist, wo alles Geld für das tägliche Leben aus fremden Ländern kommt, eine freiwillige Steuer auf die menschliche Torheit, — die doch täglich abnimmt. Mit einem Wort, wo das »System«, das wir auch in Frankreich erlebt haben, nicht ganz so toll freilich eine ständige Einrichtung geworden ist. Bedenken Sie aber, daß Papier außerhalb Roms nicht gilt, man also sämtliche Lebensnotdurft in barem Gelde bezahlen muß: denn da das Land selber so gut wie nichts hervorbringt, muß man alles von außerhalb einführen. Das hat auf die Dauer den Bestand an Bargeld so verringert, daß heutzutage fast nichts mehr im Verkehr ist.

Da sage ich Ihnen viel Böses von einem Lande, das trotz alledem höchst angenehm für den Fremden ist, nicht nur, weil es Wißbegierigen aller Art unglaublich viel bietet, sondern ebenso wegen der außerordentlichen Bewegungsfreiheit, die man hier genießt, und der feinen Höflichkeit seiner Bewohner. Denn sie sind durchweg, wenn nicht geradezu herzlich, so doch zuvorkommend, gefällig und umgänglicher als an

irgendeinem Orte Italiens. Es wird hier dem Fremden ſehr leicht gemacht, in die Geſellſchaft Eingang zu finden, und überall nimmt man ihn wohl auf. Ja, die Römer unter ſich beginnen ſogar nach franzöſiſcher Art in der Familie zu leben und gemeinſam zu ſpeiſen.

Nun möchten Sie wohl noch für Herrn Thomas, den Gartenfreund, ein Wörtchen über die Villen und Weingärten von Rom und Frascati hören. Ich ſage Ihnen darüber nur das eine, daß die Italiener ſie überſchätzen, die Franzoſen aber zu gering achten. Denn wenn wir ihnen auch mit unſeren Gärten ebenſo weit über ſind, wie ſie uns in Gebäuden, ſo genieße ich hier doch etwas, was ich nirgendwo anders habe, nämlich die immer grünen und belaubten Bäume im Winter und im Sommer das allerſchönſte und klarſte Waſſer. Man preiſt hier hoch die Ausblicke, die man von ihren Villen aus genießt, die gefallen mir nun wieder nicht ausnehmend. Denn was habe ich von einer Ausſicht auf eine Ebene, die zwar recht groß, aber ebenſo verödet und verdorrt iſt? Dasſelbe ſage ich von ihren Häuſern. Sie ſind vom Kopf bis zum Fuße aus antiken Flachreliefs aufgebaut, aber ein Schlafzimmer ſuchten Sie vergebens. Dafür finden Sie freilich wundervolle Statuen, ſoviel Sie wollen. Man hat eben zwei ägyptiſche Zentauren ausgegraben, die dem Schönſten, was Rom bis heute beſaß, nichts nachgeben, und eine ganze antike Moſaikpflaſterung aus einer Villa des Hadrian. Der Papſt rafft alle antiken Denkmale zuſammen, die er kriegen kann, und tut ſie in ſeine Sammlung auf dem Kapitol, die kaum weniger beträchtlich iſt als die Galerie des Großherzogs und bei gleich guter Anordnung auch ebenſo ſchön wäre. Leben Sie wohl, »geliebteſter Gegenſtand«. Tauſend Grüße an Maleteſte, Chevigny, Bévy, Montot und ſeine kleine Gebieterin, und alle die andern.

ANHANG

I. SIEBZEHNTER BRIEF

(ungekürzt nach der Ausgabe des Jahres 1799).

AN HERRN VON QUINTIN

Bericht über die Hauptbilder in Venedig mit kurzen Bemerkungen.

Casa Pisani.

Von Tizian: Maria Magdalena, eines seiner schönsten Bilder, in seiner letzten Malart. Die Toilette der Venus, Venus und Adonis, eine Schnitterin, vollendet schön. — Zwei Landschaften, von Poussin, vollendet schön. — Ebenso: zwei Ansichten von Venedig, Canaletto. Seine Stärke besteht darin, Landschaftsansichten licht, lebendig und schönfarbig zu malen. Die Bilder Canalettos werden jetzt sehr teuer und sind sehr gesucht. — Mehrere Stücke von Mantegna, Corregio, Raffael, Michel Angelo Buonarotti, Contarini, Bonifazio, Perugino, Albano, Rubens usw., mehrere Stücke von Luca Giordano*).

Die Familie des Darius, von Paul Veronese, wunderbar. Ich besitze zu diesem Bilde eine eigenhändige Skizze von Veronese. In dem ausgeführten Bilde sind zwei oder drei Köpfe von dem Meister vollendet, das übrige ward zum Teil von Schülern fertig gemacht und blieb zum anderen Teil Skizze**). — Thomas Morus, von Holbein, vollendet schön. — Die Belagerung einer Festung, von Ston, sehr schön. — Drei Spiegel, von Palma Vecchio, gut. — Anbetung der Könige, von Lukas von Holland, gut. — Ein Christus, von Tizian, sehr schön. — Familie, Die Ehebrecherin, beides von Paul Veronese, sehr schön. — Kreuztragung, von Albrecht Dürer. — Landschaft von Castiglione. — Heilige Familie, von Parmesan (Parmigiano), vollkommen schön. — Mater dolorosa, Tizian, sehr schön. — Ansicht von Venedig, Canaletto, sehr schön. — Moses wird aus dem Wasser gezogen, Paul Veronese, vollendet schön.

*) Lesen Sie nach, was ich in einem Briefe aus Neapel über Letztgenannten gesagt habe: Er war ein ausgezeichneter Tiermaler und auch große geschichtliche Vorwürfe sind ihm in Komposition und Anordnung gut gelungen.

**) Zu vergleichen die ausgezeichnete Skizze von Henri Chabeuf: Du président de Brosses à propos d'une esquisse de Paul Véronese, gedruckt in den Sitzungsberichten der Académie de Dijon.

— Anbetung der Könige, von demselben, gut. — Sechs Heiligenfiguren, Tizian, vorzüglich gemalt. — Eine Kirmes, Bassano, sehr schön. — Eine andere von demselben, etwas weniger gut. — Venus und Adonis, Tizian, gut. — Lot, den seine Töchter trunken machen, von Cavaliere Liberi. Dieser Maler hatte eine gewisse großzügige Art, hat sich durch hingebendes Studium der Werke Michelangelos gebildet. Recht gut gelingt ihm die Komposition von Historienbildern, er liebte Nacktheiten und etwas gewagte Stoffe. Seine Gestalten sind dickleibig, sein Fleisch rot und blutvoll. — Die Geschichte des Herkules, Fresko von Paul Veronese und Benedetto Caliari, seinem Bruder. Diese ausgezeichneten Fresken sind leider fast verloschen. Der Palazzo Nani hat einen großen Garten, was in Venedig eine große Sache ist.

Markuskirche.

Kirche in griechischer Bauart, niedrig, häßlich und dunkel, aber über und über verziert. Eine unendliche Arbeit, aber ohne Geschmack.

Der ganze Fußboden ist Mosaik in einem Wellenmuster aus kleinen Steinchen. Geschmacklos, aber so vortrefflich gearbeitet, daß sich noch kein Steinchen daraus gelöst hat. Beachten Sie über dem Portal vier antike Pferde aus Bronze, die außergewöhnlich schön sind, von einem griechischen Bronzegießer. — Auf der Fassade fünf Bilder aus dem Leben Christi, von Scipione Gaetano: mittelmäßiges Mosaik, nicht recht durchgeführt in der Zeichnung, die Gewandung brüchig und wenig schattiert, aber lebhaft in der Farbe auf Goldgrund. Mehrere dieser Goldgründe sind schön und gut erhalten. Die zwei Innenkuppeln der Kirche gleichen großen Kupferkesseln.

Fünf Darstellungen aus dem Leben des hl. Markus, von Zanuchi. Diese Mosaiken, besonders die über der zweiten Türe links, sind besser als die eben genannten.

Eine gute Mosaikfigur, höchst lebendig und vortrefflich erhalten, von den Zuccati nach einem Karton des Tizian im Jahre 1545.

Eine Anzahl von Griechen gearbeiteter Mosaikbilder. Vom Kolorit abgesehen, das sich durch die Art der Arbeit gut erhalten hat, kann man sich nichts Jämmerlicheres vorstellen. Das Kircheninnere enthält mehrere wertvolle Gegenstände. In den Vorhallen hat man Geschichten aus dem Alten Testament seit der Schöpfung des Menschen dargestellt, wobei man vorsichtigerweise daneben geschrieben hat, was man hat malen wollen, das war aber auch recht nötig. — Jungfrau mit Kind, Ricci und Zuccati, 1530, die beste aller Mosaiken in San Marco. — Die Decke mit Arabesken und einer Art von Stickmuster ausgelegt ist recht schön, nur hier hat die Mosaik in der Markuskirche wirklich Gutes geleistet*).

*) Anders in Rom, wo man vollendet schöne Historienbilder in der Art herstellt.

Dogenpalast.

Auf der großen Treppe schöne Stuckarbeiten und Freskomalereien von Batta Franco. — Der Doge Priuli empfängt Degen und Wage, Tintoretto. — Paul Veronese: Christus am Ölberge. — Francesco Bassano, St. Johannes Evangelista, recht gut. — Engel, der die Hirten auf dem Feld aufweckt, Bassano. — Landschaft, Fiamingo.

Sala delle quattro porte.

Ankunft Heinrichs III. in Venedig, Andrea Vincentino: ganz gut, aber stark nachgedunkelt und zu überladen mit Figuren. — Audienz der päpstlichen Gesandten, Carlo Veronese, Paul Veroneses Sohn, in Art seines Vaters: gut. Das reizvolle Bild zeigt eine üppig reiche Anordnung, aber die Figuren heben sich nicht genügend ab.

Anticamera del Collegio.

Der Doge knieend vor San Marco, Tizian: gut. Vier mittelmäßige Fresken von Montemezzano. — Die Esse Vulkans, Bacchus und Ariadne, Merkur, der die Friedensgöttin zurückführt, von Tintoretto: sehr schön, in seiner runden Art gemalt, die Fleischtöne spielen zu sehr ins Bräunliche. — Die Entführung der Europa, Paul Veronese: eines seiner schönsten. — Dorfhaushalt, Jacopo Bassano: sehr schön. — Moses aus dem Wasser gezogen, Paul Veronese: gut.

Sala del Collegio.

Madonna, alte Malart: ganz gut. — General Vernier und eine himmlische Glorie, Paul Veronese: schön. — Zwei Statuen grau in grau, von Paul Veronese: schön. — Die Gemälde rund herum und das Deckenbild, von Tintoretto. — Das Feld, in dem die Venezia mit der Friedensgöttin und der Gerechtigkeit gemalt ist, ist eins seiner besten Bilder. —

Pregadi.

Viele mittelmäßige Sachen von Tizian, Palma und Tintoretto. Die beiden besten sind »die Venezia, Tribut empfangend«, von Palma und »Venezia, Königin der Meere«, von Tintoretto, in seiner gewöhnlichen Mache: großzügig im Aufbau und höchst malerisch.

Capella del Collegio.

Die Madonna und der hl. Markus, alte Art, Catena. — Die Pilger von Emmaus, Tizian: ähnlich dem des Königs von Frankreich, aber weniger schön.

Im Passeggio.

Chimären, Teufelssabbate, Tollheiten, von Civetta: beachtenswert und sonderbar.

Consiglio dei Dieci.

Besprechung zwischen Clemens VII. und Karl V. in Bologna wegen des Friedensschlusses, von Marco Vecelli, einem Enkel Tizians. — Alexander III. überreicht dem Dogen Ziemi den Ring, um sich dem Meere zu vermählen, von Leandro Bassano: ganz gut. — Felderplafond von Paul Veronese. Das beste Bild davon stellt ein Mädchen und einen Perser vor: sehr fein ausgeführt. — Der Fries von Zelotti*), dem geschicktesten der venezianischen Freskenmaler.

Sala dei Capi del Consiglio.

Plafond von mehreren Händen, weniger bedeutend als die vorgenannten. Leichnam Christi, getragen von Engeln, Antonello da Messina: schlechte und grobe alte Malweise, er ist einer der frühesten italienischen Maler, die in Öl gemalt haben.

Passeggio delle Quarantia.

Mehrere Bilder von den Bassanos, — einige andere von Domenico Tintoretto: schlecht.

Sala del Cran Consiglio.

Zusammenkunft des Papstes Alexanders III. mit dem Dogen und den Gesandten Friedrich Barbarossas, Tintoretto. Vortreffliche Verteilung des Lichts, das von außen in das Bild fällt. — Der Doge besteigt am Markusplatz sein Schiff, Francesco Bassano: das Kolorit ist ebenso schön wie das des Jacopo. — Sieg der Venezianer über den Kaiser Otto, wobei der Sohn des Kaisers gefangen wird. Domenico Tintoretto und Andrea Vincentino: beide schlecht. — Otto erhält vom Papst die Freiheit zurück, Palma, Art des Caliari. — Papst Alexander tritt Kaiser Friedrich mit Füßen, Federigo Zuccari: schwach in Zeichnung, Licht und Schattenverteilung, aber schön in der Farbe. — Alles übrige in diesem Saal ist ganz gut und sehenswert. — Über dem Thronsessel, »Das Paradies«, berühmtes Bild Tintorettos, das in der Tat durch seinen Umfang und die Menge seiner Figuren in Staunen setzt, es sind ihrer aber zu viele und von wenig angenehmer Art und das Bild ist sehr dunkel. — Sieg des Marcello über die Aragonesen, Tintoretto: sehr schönes Kolorit. — Sieg bei Cantalini, nahe dem Gardasee, derselbe: voller Kraft und toller Einfälle. — Einnahme Cremonas durch Bembo, von Palma: vortrefflich in der Farbe.

Am Plafond »Venezia gekrönt durch die Siegesgöttin«, eins der schönsten und reichsten Bilder des Palma.

*) Paul Veronese Zelotti ist ein anderer als Paul Veronese. Caliari war als Freskenmaler besonders stark in großen geschichtlichen Aufgaben. Der Titanensturz, den er in einem großen Saale im Palazzo Foscari am Brentaufer gemalt hat, ist eins der guten Bilder, die ich kenne.

Zwei große allegorische Stücke, behandelnd den Triumph der Venezia, eins von Tintoretto, das zweite von Paul Veronese: beide besonders, aber das erste schön und groß komponiert. Im übrigen ist die Decke ziemlich mäßig.

Folge von Dogenbildnissen, von Tintoretto, fast sämtlich gut und lebendig, aber nachlässig in der Farbe. — Einnahme der Zitadelle Margaritino, Bellotti, energisch, aber sonst schlecht. — Kampf Marcellos in den Dardanellen, Liberi. — Erstürmung von Zara, Einbildungskraft Tintorettos, was genug sagt. — Nächtliche Eroberung Paduas, Francesco Bassano, wundervoll in seinen Lichtern und im Kolorit. Sein Vater hat nichts Besseres malen können. — Sieg der Venezianer bei Accon, Montemezzano: stilverwandt mit Veronese und Tintoretto.

Im Festsaal.

Guter Fries, alles übrige mittelmäßig.

Biblioteca.

Anticamera.

Sehr schönes Deckenbild von Tizian, heller in der Farbe, als er sonst malt. Zu bemerken einige antike Statuen, besonders die Leda und der Ganymed.

Im ersten Zimmer.

Ein Masse Bilder, gut sind nur drei oder vier Veronese, im zweiten ein paar gute Bilder von Tintoretto und Tizian.

In San Geminiano.

San Geminiano, eines der seltenen Bilder des Murano: grob und schlecht gemalt, Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Alles übrige unbedeutend.

In San Moïsè.

Verklärung, von Piatti: ganz gut, die Gestalt Christi ungemein anmutig beseelt. — Sauls Bekehrung: wild und brüsk. — Madonna, Tintoretto, in seiner gewöhnlichen Art behandelt.

San Vitale.

Heiliger Georg, San Vitale (Vitalis) und andere, Carpaccio, gemalt 1514: gut, im alten Stil, fein in der Ausführung, sorgfältig in Farbe und Perspektive, Figuren und der ganze Charakter dieser Bilder ist gotisch, das heißt: steif und leblos.

Engel Raffael, von Piazzetta, einem zeitgenössischen Maler: hellfarbig. — Heiliger Josef und Franziskus, von Paul Pellegrini: hellfarbig und

die Figuren lösen sich gut vom Hintergrund ab. — Crucifixus, von Lama: fein ausgeführt.

San Sebastiano.

Sankt Thomas von Villeneuve, Palma Vecchio: sehr gut. — Geburt Mariae, Bambini: leidlich. — Steinigung des Stephanus, Pordenone: schön. — Kindermord, Diziani: moderne Malart. — In Kreuzgang schöne, aber verdorbene Fresken von Pordenone.

In San Salvatore.

Auferstehung und Verklärung, von Francesco Vecelli, Bruder Tizians. Das Bild zeigt, daß er Großes erreicht haben würde, wenn er fortgefahren hätte zu malen. — Pilger von Emmaus, Giovanni Bellini, eines seiner besten Bilder. Es scheint, daß er seinen Stil damals nach Tizians Vorbild gesteigert hatte. — Die Verkündigung, von Tizian in seiner letzten Malart, vollendet schön. Eines seiner besten Werke. Das Kolorit seiner letzten Art ist heller, ein wenig ins Graue spielend und weniger vollkommen.

San Bartolomeo.

Das Leben des hl. Bartholomäus, ein gutes Werk des jüngeren Palma. — Vier Orgelstücke von Sebastiano del Piombo, wundervoll saftige Malerei. Das seiner Werke, was ihm noch am ehesten seine blöde Keckheit entschuldigt, mit der er sich als Nebenbuhler Raffaels hinstellte.

Fondaco dei Tedeschi.

〈Weiter wie Text, Seite 164—165, Abs. 1.〉

Chiesa Patriarcale.

Ganz gute Fassade in Art derjenigen an San Francesco della Vigna. Die Innenarchitektur ist mäßig. Die Kirche ist hell, enthält aber nichts Besonderes an Malerei.

Santa Zeucharia.

Der hl. Cosimus und hl. Damianus, Trevisani: recht anmutig. Christus mit mehreren heiligen Johannes, Bellini: eins seiner besten. — Leben der Madonna, von Aliense, schlecht wie alle die vielen Alienses, der sehr viel gemalt hat. — Madonna, heilige Katharina und andere, von Paul Veronese: sehr schön, wiewohl übermalt und teigig.

Santa Formosa.

Loskauf von Sklaven, von Baldissera d'Anna: schlecht. — Das Bild der Bombardierer, schönes Bild des Palma Vecchio, aber so schwarz ge-

worden, daß man fast nichts mehr darauf sieht. — »Das Abendmahl«, Cavaliere Leandro (Bassano): gute Farbgebung, sehr schlecht gezeichnet. — »Heimsuchung«, Vivarini: 1475. Alter Stil, sehr peinlich ausgeführt und trocken. — In der Sakristei eine Madonna, von Palma Vecchio.

San Francesco della Vigna.

Ganz schöne Fassade. — Anbetung der Könige, Francesco Zuccaro: schön, aber schlecht erhalten. — Martyrium des hl. Laurentius, von Santa Croce: sehr seltenes Stück, ausgezeichnet im Aufbau und der Harmonie der Farben, noch etwas im alten Stil. — Der hl. Hieronymus und hl. Bernhardinus, von Jacobello Flore: alter Stil und vortrefflich erhalten. — Das Abendmahl, von Palma: ein wenig dem Leonardos nachgeahmt, sehr durchdacht und kunstverständig aufgebaut.

Piazza San Giovanni e Paolo.

Beachten Sie das Reiterstandbild des Bartolomeo Colleoni und die Flachreliefs an den Mauern.

Im Kircheninnern.

Madonna von Vivarini mit dem Datum 1422: sehr schlechtes Werk alten Stiles. — Der hl. Petrus Martyr von Tizian: das Bild gilt als erstklassig und eins der schönsten, vielleicht das schönste von allen seinen Bildern, die Tizian gemalt hat. Ich gestehe, daß es mir weniger Eindruck gemacht hat, als manche andere des berühmten Künstlers. Es wird sehr schlecht gehalten, und ist, da die Komposition sich völlig dem düstern Vorwurf anpaßt, an sich sehr trübselig. Der Bildaufbau ist vortrefflich. — Bildnis Tizians und der beiden Palmas, von Palma Giovane: leidlich. — Toter Christ von Engeln getragen: schöne Kopie nach Paul Veronese von Varotari. — Zelt und Gefecht in der Ferne, von Lorenzino, einem Schüler Tizians: seine Bilder sind sehr selten. Das Bild an sich hat keinerlei besondere Verdienste. — Apotheose des hl. Dominikus von Piazzetta: neuzeitliche Art und ganz gut.

Beachten Sie die schöne Dominikuskapelle und nahe dabei das Grabmal der Valieri in sehr vornehmem Stil.

San Francesco Ferreri, von Vivarini: sehr alt, sehr wohlerhalten und sehr übel. — Maria Magdalena zu Füßen des Kreuzes, Tintoretto. — Geburt der Madonna, Corona: mittelmäßig. — Seesieg über die Türken, von Domenico Tintoretto: sich nur durch Absonderlichkeiten auszeichnend.

Bei den Ursulinen.

Das Leben der hl. Ursula in einer Bilderfolge von Carpaccio 1494: hart, dreiviertel übertrieben fein ausgeführt und von schlechtem Geschmack

zeugend, dabei aber doch sehenswert, noch altertümlicher als die Art des Giovanni Bellini.

Santa Maria della Pace.

Wundertat Christi von Verbil: abscheulich. — Geburt der Jungfrau Maria, Giulio Moro (Torbido): ziemlich schlecht. — Der hl. Lukas malt Christus, — Anbetung der Könige, — Paradies von Cavaliere Celesti: alle drei gut und wohlgemalt.

Scuola dei Librai.

Mehrere Bilder aus dem Leben der hl. Giovanni und Paolo, von Ricchi: gut.

Im Unterkunftshaus.

Christus speist beim Leviten: eins der großen Gelagebilder des Paul Veronese und beachtenswert die Mannigfaltigkeit der Kopfstellungen. Einem der Geladenen hat Paul ein Schlemmergesicht nach einem (antiken) Kopfe des Kaisers Vitellius gegeben.

Im Speisesaal.

Die Enthauptung St. Johannis, von Vacchio (Vecchia): mittelmäßig, kräftig und hartgemalt, mit gutem Helldunkel. — Die Auffindung der Leiche des hl. Markus, von Tintoretto: sehr schön. — Sturm und ein Haufen Leute am Meerufer, Tintoretto: sehr schön. — Wundertat des hl. Markus, Tintoretto: ausgezeichnetes Werk, wundervoll gezeichnet und leidenschaftlich bewegt im Ausdruck seiner Gestalten. Ich glaube, daß Tintoretto außer seiner großen Kreuzigung nichts Schöneres gemalt hat. Die Farbgebung ist ebenso vollkommen wie die Zeichnung, die Anordnung ist freilich etwas wirr, ein Fehler der sich häufig bei ihm findet. — Die Überführung der Leiche des hl. Markus nach Venedig, von Giorgione: michelangeleske Zeichnung, Kolorit Tizians. Das Ganze wirkt etwas wild und wenig natürlich. — Ein Greis bringt den Ring, den ihm der hl. Markus geschenkt hat, auf die Signoria, von Paris Bordone: ziemlich schlecht. — Der hl. Markus heilt den hl. Anian, von Moscati: alte Malweise, erbärmlich und wie geleckt. — Der hl. Markus predigt in Alessandrien, von Gentile Bellini: das Bild steht seinem Stil nach zwischen dem des Vorgenannten und des Giovanni Bellini. —

San Silvestro.

Die heiligen Thomas, Franziskus und Johannes: alter Stil von Giovanni Bellini. — Anbetung der hl. drei Könige, von Paul Veronese: vollkommen schön. — Christus auf dem Ölberg, von Tintoretto: mittelmäßig. — Madonna mit Heiligen, von Celesti: vollkommen schön. — Gottvater in San Silvestro, von Lorenzetti: neuzeitliche Malart. — Konstantins

Taufe durch den hl. Silvester, von Pilotti: alte Art, ganz gut. — Abendmahl, von Palma Vecchio: schön im Aufbau. — Taufe Christi, von Tintoretto: gut gezeichnet, aber hier hat er wirklich kaum angefangen mit Malen.

San Giovanni Elemosinario.

Der Plafond ist von d'Origny, einem Franzosen, recht gut gemalt. — Es sind verschiedene Malereien von guten Meistern darin, aber alles ist dunkel, schlecht gepflegt oder verdorben. Allgemein gesagt gibt es für Bilder und Kunstwerk keinen schlechtern Platz, als bei Mönchen und Priestern. Jeden Tag sieht man dafür in Venedig die verdrießlichsten Beispiele, und oft gerade an den schönsten Kunstwerken. Übrigens ist auch schon die Lagunenluft an sich den Gemälden sehr schädlich: es zerfrißt, schwärzt sie und läßt sie sehr schnell zugrunde gehen. Ganz selten finden Sie hier in Venedig ein Bild von Tizian, das so wohlerhalten und noch so frisch wäre, wie man sie im Palais Royal beim Herzog von Orleans sehen kann.

Scuola di San Giovanni.

Mehrere Bilder alter Meister: Sebastiani, Mansueti, Carpaccio, Gentile Bellini usw., alles in alter Malweise schlecht und grob gemalt. Der Hochaltar im Saale ist ganz schön.

Santa Maria Gloriosa dei Frari.

Auferstehung eines Toten, von Rosa, das Bestgemalte daran ist die Architektur. — Die Marterinstrumente Christi, von Salvati: gut, aber sehr verdorben. — Christus mit den hl. Andreas und Nikolaus, von Vivarini: mäßig. — Himmelfahrt Mariae, von Tizian: wundervolles Werk, aber schlecht gehalten, stark nachgedunkelt, und hängt in ungünstigem Licht, wo es schlecht zu sehen ist. — Madonna mit Jesuskind und einigen anderen Heiligen, von Tizian: sehr schön, aber ganz verdorben und völlig schwarz.

San Rocco.

Kuppel bemalt von Pordenone. — Christus in den Händen eines Henkers, von Tizian: hochgepriesenes Bild, was mir nicht besonders gefiel, der Kopf des Henkers ist sehr ausdrucksvoll. — (Weiter wie Text Seite 165 Abs. 2 bis 167 Abs. 1, dann:) sehen Sie auch den »Gang nach Emmaus«, von Schiavone, leidlich. — Christ am Kreuz, Tintoretto, sehr schön. Die ohnmächtig zusammenbrechende Mutter ist höchst beachtenswert.

Beachten Sie in diesem selben Viertel eine Kirche, die grade in Bau ist. Sie hat eine schöne Fassade und außen und innen vielen schönen sizilischen Jaspis. An gewissen Stellen aber hat man statt Marmors bemalte und lackierte Papiere, die mit Frauenglas bedeckt sind.

Beschneidung, Moro, alte Art, leidlich. — Die drei Marieen, Tintoretto: höchst ausdrucksvoll, wenig anmutig, schlecht in der Farbe und nicht fein durchgeführt. — San Pietro e San Paolo, von Jacopo Bassano. Ich mache auf dies Bild aufmerksam, weil Bassano hier einmal gegen seine Gewohnheit den Figuren nackte Füße gegeben hat, Gliedmaßen verstand er nämlich nicht recht zu zeichnen. Tatsächlich sind die Füße, die hier zum Vorschein kommen, schlecht gezeichnet. — Das Deckenbild von Paul Veronese mit der Verkündigung, Anbetung der Hirten und Mariae Himmelfahrt ist das beste hier.

Alla Salute.

Schöne, durch eine Kuppel hell erleuchtete Kirche. Zu beachten: das Portal, die schöne Marmortäfelung des Fußbodens, der mit guten Statuen geschmückte Hochaltar, — die Verkündigung, von Cavaliere Liberi: der Kopf der Maria ist sehr schön. — Ausgießung des hl. Geistes auf die Apostel, Tizian, hinter der Gottesmutter eine ganz ausgezeichnete Frauengestalt. Das ist aber ein Kompositionsfehler: Die höchsten Schönheiten eines Werks sollten nicht auf Nebenpersonen gelegt werden. — Das gute Deckenbild von Salviati stellt den Mannaregen dar, Habakuk durch einen Engel verzückt, und den Prophet Elias. — Lebenslauf der Jungfrau Maria, von Luca Giordano: graziös, aber schwächlich. — Hochzeit zu Kana, von Tintoretto: eins seiner wirklich schönen Werke, nicht in der gewöhnlichen Art, sondern einer Mache, die dem Tizian und Veronese verwandt ist. — Saul wirft seinen Speer auf David . . . David trägt das Haupt des Goliath, von Salviati. — Madonna della Salute, von Padovano, mäßig. — Der hl. Markus mit dem hl. Sebastian, hl. Damian usw., Tizian in seinem zweiten und besten Stile: höchst beachtenswert auf diesem Bilde sind die Kopfstellungen. — Das Deckenbild mit der Ermordung Abels, der Opferung Isaaks und der Enthauptung Goliaths, von Tizian, vollkommen schön. —

Zu beachten die wohl versehene Bibliothek: ein schöner, prachtvoll gelegener Bau, wundervolle Sammlung von Handzeichnungen erster Meister und seltener Stiche, in 20 Bänden in Folio.

Carità.

Man findet hier mehrere Werke alter Meister, manche schlecht, manche abscheulich, darunter aber ausgezeichnete Bilder des Carpaccio, leider sämtlich verdorben. Außerdem eine ganz gute Taufe Christi, von Conegliano, deren Stil sich dem des Carpaccio nähert. Von den Malern alten Stils schien mir Conegliano einer der Besten, wenn nicht der Beste. Man erkennt seine Bilder an einem Kaninchen (Coniglio), das er gewöhnlich in einer Ecke anbringt. — Auferstehung des Lazarus, Leandro Bassano.

Die Bassanos waren nicht für die Historienmalerei geschaffen, sie hätten immer nur Küchenstücke, Jahrmärkte, Schäfereien, Vorwürfe aus dem Landleben malen sollen. Jacopo und nach ihm sein Sohn Francesco haben hierin Vortreffliches geleistet.

Scuola della Carità.

⟨Weiter wie Text Seite 167 Abs. 2.⟩

In San Trovaso.

Toter Christ, von Palmone. — Das hl. Abendmahl, von Tintoretto: schön, aber etwas derb, die Teilnehmer scheinen alle betrunken. — Die Versuchung des hl. Antonius, Tintoretto: gut gezeichnet und schön im Ausdruck. — Kindermord zu Bethlehem . . . die Sintflut, von Mazzoni. Mazzoni hat ausgeprägte Eigenart und verdient durchaus Beachtung. Ich wundere mich, daß er nicht mehr gekannt ist, ich habe bisher nur die beiden eben genannten großen Gemälde von ihm gesehen, beide, besonders aber das erste, sind in Komposition und Ausführung von vollendeter Schönheit. Die Luftperspektive auf dem ersten ist unvergleichlich. — Der hl. Johannes und Maria Magdalena, von Tintoretto: schwarz wie Tinte. — Madonna, Pastell von Fräulein Rosalba, nicht übel.

Ogni Santi.

Die Grablegung, von Enzo, gut, unbestimmte Malart. — Kindermord, Liberi: die diesem Vorwurf unerläßliche Kraft und Ausdrucksfähigkeit fehlt. — Alle Heiligen, Veronese. — Hochzeit zu Kana, Vincentino: gestohlen von Paul Veronese, das ist aber noch das beste daran. — Heimsuchung, Ridolfi. — Verkündigung, Vincentino: gestohlen nach Tizian. — Mehrere Bilder von Vivarini und anderen, in alter Art und geschmacklos. — Die besten Werke des Padovano sind hier, rund und ganz anmutig, aber schwächlich und saftlos. — Der hl. Bernhard heilt im Siechenhaus zu Siena Kranke, vom Veronese: stark nachgedunkelt, aber gut.

Santa Maria maggiore.

Frau, die auf dem Meere niederkommt, Varotari, noch einige andere Bilder desselben Malers sind in dieser Kirche, seine besten Werke. — Madonna mit Franziskus, Andreas und anderen, Bonifacio: Art Tizians, aber lange nicht so gut. — Mariae Himmelfahrt, Paul Veronese, sehr schön. — Johannes der Täufer, Tizian: vollendet schön. — Madonna und die hl. Katharina, Palma Vecchio: recht schlecht. — Einzug der Tiere in die Arche, Jacopo Bassano: etwas ganz Besonderes, eigenartig und vortrefflich. — Die vier Jahreszeiten, Bassano: sehr schön. — Chri-

ſtus auf dem Ölberg, Veroneſe. — »Ecce homo«, Paris Bordone. — Madonna mit Cherubimen, Giovanni Bellini.

Camaldulenſerkirche.

Verkündigung, Conegliano: altertümlich, ſchlecht gezeichnet, ganz nett gemalt. — Darſtellung Mariae im Tempel, Francesco Baſſano: eins ſeiner beſten Werke in dieſer Art, ſehr ſehenswert.

Il Redentore.

Von Palladio gebaut, recht hübſch innen und außen. Helle ſaubere Kirche, die Türen wie an mehreren anderen aus Kupfer. — Himmelfahrt, Tintoretto, unerfreulich. — Chriſti Geburt, Francesco Baſſano, gut gemalt, aber ohne Vornehmheit. — Hinter dem Hauptaltar recht hübſches Flachrelief. — Jungfrau mit Kind und zwei Engeln, Giovanni Bellini: wertvoll, weil gut erhalten, ſchlecht gezeichnet. — Taufe Chriſti, Veroneſe, mäßig. — Hochzeit zu Kana, Baſſano: gut, aber dunkel. — Madonna, Palma Vecchio. — Madonna mit Hieronymus und Heiligen, Giovanni Bellini: gut.

Refektorium.

Gaſtmahl bei dem Leviten, von Benedetto und Carletto Caliari Veroneſe, in Art Pauls, ihm nachgeahmt, ſchwächer, aber ganz ſchön und gut.

San Cosma e Damiano.

Moſes ſchlägt Waſſer aus dem Fels von Ricci: moderne Art, unnatürlich, übertrieben und geziert. — Die Arche wird im Triumph getragen, von demſelben, beſſer. — Jungfrau mit der hl. Thereſa, Tintoretto, gut. Verlobung der hl. Katharina, Padovano, ſchwächlich, elend gezeichnet. Jungfrau mit dem hl. Cosmas u. a., von Bonconſiglio, 1497. Das rundgemalteſte und geleckteſte von allen Bildern alter Art, das ich geſehen habe. — Vertreibung der Krämer aus dem Tempel, Treviſani. — Vervielfältigung der Brote, Pittoni: zwei ganz gute moderne Maler in lichter Manier. — Martyrium eines Heiligen, Cavaliere Liberi. Hat die wuchtige Art Michelangelos in dieſem Bilde nachahmen wollen, was ihm aber nicht geglückt iſt, er ſollte lieber bei ſeiner graziöſen Frauenmalerei bleiben. — Der hl. Johannes Chryſoſtomus, der Täufer u. a., Sebaſtiano del Piombo: ſelten, aber mittelmäßig.

San Giovanni Criſoſtomo.

Hieronymus, Saint-Louis u. a., Giovanni Bellini, in ſeiner letzten und beſten Art, die ſich etwas der erſten Tizians nähert.

Santa Maria dei Gesuiti.

Leidlich gebaut innen und außen. Prächtige Stuckdecke mit Vergoldungen, die Brokatstoffe und der türkische Teppich am Hochaltar in Marmor nachgebildet. Schöner Baldachin, schönes Tabernakel. — Martertod des Laurentius, Tizian. Bild erster Klasse, wundervoll erfunden mit köstlicher Verteilung von Hell und Dunkel. Die Handlung spielt in der Nacht, herrlich gezeichnet und auch wunderbar in der Farbe, obwohl das Bild darin dem »Tempelgang Mariae« etwas nachsteht. — Himmelfahrt Mariae, Tintoretto: eins seiner guten und weniger schwarzen Bilder, die Gruppe der zum Himmel Fahrenden erlesen schön. — Der hl. Franz Xavier, Liberi, sehr gut gemalt. — Enthauptung des Täufers, Palma. — Der Mannaregen und acht Figuren in Schwarzweißmanier, gut. — Ein Märtyrer, Pellegrini, schlecht. — Das salomonische Urteil, Luca Giordano, gut. — Laurentius, Papst Gregor u. a., Palma Vecchio, scheint mittelmäßig, ist aber verdorben. — Lorenzo Giustiniani, von Gentile Bellini, 1465, ganz gut. — Hl. Agnes, Tintoretto, sehr schön. — Lorenzo Giustiniani, von Pordenone, gut. — Anbetung der Könige, alte Malart, recht beachtenswert. — Das jüngste Gericht . . . Anbetung des goldenen Kalbes, Tintoretto: wilde Phantasie und Zeichnung. Viel Schönes ist in diesen zwei letztgenannten Bildern, aber auch ein arger Wirrwarr. Das erste ist wirklich una cosa strepitosa, sie werden schlecht gehalten, was schade ist.

An den Türen der Orgel: Darstellung Mariae im Tempel, Petrus das Kreuz anbetend, Martyrium des hl. Christoph, Tintoretto: schöne Werke, denen es auch an Anmut durchaus nicht fehlt. — Madonna, Gentile Bellini, gezeichnet zum Davonlaufen und bezaubernd schön gemalt. — Der hl. Johannes, Petrus u. a., Conegliano: eins der besten Werke dieses Malers, der wohl von allen Malern alter Art der Bedeutendste ist. — Christus auf dem Gang nach Golgatha, mit Wasserfarben gemalt von Zobbino, 1466. Wohl das abscheulichste Bild in Europa. — Hochzeit zu Kana, Prudenti: schamlos gestohlen! Vergleiche das Bild des Paul Veronese.

San Giobbe.

Mannaregen in der Wüste, Vervielfältigung der Brote, von Mazzoni: gut, freilich ohne den Kindermord, den er in San Trovaso gemalt hat, zu erreichen. — Geburt Christi, Savoldo, ganz gut in Art des Bonifacio. — Die hl. Andreas, Nikolaus, Antonius, von Paris Bordone. — Nahebei das vornehm schlichte Grabmal des Herrn von Argenson. — Die Darstellung Mariae im Tempel, Carpaccio. — Die hl. Jungfrau mit dem hl. Hiob, Ludwig u. a., Giovanni Bellini: die beiden letztgenannten Bilder sind im Stil miteinander verwandt. Bellinis Bild hat etwas mehr

Seele und Zeichnung, Carpaccios mehr Abrundung und Grazie. — Christus im Hain Gethsemane mit Markus und Franziskus, von Basaiti: gleichen Stils wie die letztgenannten mit schöner Landschaft.

Corpus Domini.

Dominikus verbrennt unheilige Bücher, Ricci, ganz gut. — Die Marieen mit dem Leichnam des Heilands, Salviati: schön. — Der ewige Vater in einer Glorie, Ingoli, in guter Manier. — Hochzeit zu Kana, Scaligeri, gestohlen dem Paul Veronese. Obwohl schlecht gemalt, hat dies Bild mancherlei Hübsches. — Abendmahl, Ricci, in zwei Abteilungen: die eine mittelmäßig, die zweite recht gut. — Petrus Martyr und ein Engel, der Laute spielt. Architektur und Landschaft sind für die Zeit, in der der Maler arbeitete, ausgezeichnet. — Die hl. Agnes mit konzertierenden Engeln, Sebastiani, alte Art. — Der hl. Dominikus, Pittoni, ganz gut.

Auf den Inseln und in den Nachbarstädtchen gibt es wie in Venedig eine unzählbare Fülle von Bildern. Ich sah das alles an einem Tag, im Galopp natürlich, ohne Notizen zu machen. Man rühmt hier einige Werke Veroneses, die mir aber weniger gut schienen als das, was er in Venedig gemalt hat. Die besten Malereien hat Torcello, wo zu beachten: 1) In der Kathedrale der Fußboden und Bilder in Mosaik, gleicher Art wie die in San Marco und von denselben griechischen Arbeitern angefertigt, der amphitheatralisch angelegte Chor mit Bischofssitz nach antiker Weise. 2) Bei den Antoniusnonnen zwei gute Figuren in Schwarzweißmanier. Der hl. Abt Antonius, hl. Cornelius u. a., von Veronese, sehr schön. — Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande . . . die Verkündigung: das erste von ganz schlichtem Aufbau, beide sehr schön. — Das Leben der hl. Katharina in mehreren Bildern und einige andere Werke Veroneses. Die Veronesesammlung, die man hier zu sehen bekommt, ist aber weder so schön, noch so interessant wie die von San Sebastiano. — Crucifix nebst vier guten Figuren. — Eine Madonna, eine Rose pflückend, Schiavone: ein Bild, das trotz seiner offenbaren Mängel — es ist weder gut gezeichnet noch gemalt — gefällig wirkt.

San Giorgio di Venezia.

Schöne Architektur von Palladio, schönes geräumiges Kloster und großer Garten. — Martertod der hl. Lucia, Cavaliere Leandro Bassano. — Steinigung des Stephanus, Grablegung Christi, Tintoretto. — Kampf des hl. Georg mit dem Drachen, Carpaccio. — Der Weltenheiland, von Giovanni Bellini. (Weiter bis zum Schluß des Briefes wie Text Seite 167 Abs. 3 bis 168 Abs. 2.)

II. ZWEIUNDZWANZIGSTER BRIEF

(in der ungekürzten Form der Ausgabe 1799).

AN HERRN VON QUINTIN

Verzeichnis der hauptſächlichſten Bilder Bolognas mit kurzen Bemerkungen.

Caſa Sampieri.

Die Apotheoſe des Herkules, Deckenbild von genialer Kraft, mit vertikal ſtehenden Figuren von Lodovico Caracci. — Eine Marmorſtatue der Andromeda, im Stil der Antike. — Der Teich Bethesda und eine Himmelfahrt Mariae, die er als Achtzehnjähriger gemalt hat, von Guido. — Mehrere ganz delikate Zeichnungen, von Guercino. — Tanzende Kinder, von Albano, nämlich reizende Putten, die ſich über die Entführung Proſerpinas freuen: ein anmutiges, zartes Bild von angenehmer Erfindung und hübſchen Farben. — Die Ehebrecherin, von Agoſtino Carracci. — Die Apoſtel beſuchen das Grab der Jungfrau Maria, eigentümlich gemalt, von Guido. — Junges Mädchen, von demſelben, entzückend. — Das ſamaritaniſche Weib, von Annibale Carracci, vollendet in der Zeichnung. — Der hl. Hieronymus, von Guercino: vortrefflich. Selbſtbildnis, von Lodovico Carracci. — Blitzgetroffener Gigant, von Annibale Carracci: Fresko von gewaltiger Kraft. — Kopie der hl. Cäcilie Raffaels, von Guido. Wie verehrungswürdig Raffael, zeigt dieſe Kopie, die von der Hand eines ſolchen Meiſters gemacht iſt und ſo weit hinter dem Original zurückbleibt. — Selbſtbildnis des Agoſtino Carracci. — Herkules und Atlas, Deckenbild, von demſelben. — Sankt Peter und Paul, von Guido, in Zeichnung und Farbe über alles Lob erhaben. — Herkules tötet den Cacus, Annibale Carracci, Fresko von großer Kraft. — Ein Wandbehang von vergoldetem Leder, mit Bemalung von den Carracci. — Das Deckenbild des Guercino, »Herkules erwürgt Antäus«, hat einen Fehler in der Kompoſition: Herkules drückt Antäus nicht feſt genug, um ihn zu erſticken. Beachten Sie, wie anders die antike Gruppe das geſtaltet. — Die Verſtoßung der Hagar, von Guercino, vorzüglich im Ausdruck. Beachtenswert die Kopfſtellung und der Geſichtsausdruck der Sarah. — Selbſtbildnis des Guercino. — Selbſtbildnis der Lavinia Fontana. — Kindergruppe in Marmor. — Bronzeſtatue des General Caprara. — Madonna mit Kind, Andrea del Sarto. — Türki-

scher Teppich und Trompetenwimpel, beides sehr schön, von Candido. — Zigeunerin, Garbieri. — Eigentümliche Landschaft mit spielenden Kindern in alter Art.

Casa Rossi.

Außergewöhnlich schöne Landschaft, von Milanese. Die Figuren sind garstig.

Casa Zambeccari.

Zwei Kinder, Simone von Pesaro. — Bespeiung Christi, Guercino: eins seiner starken Bilder. — Lot und seine Töchter, wundervoll! von demselben. — Petri Verleugnung, Tiarini: gut im Ausdruck, aber ohne Anmut. — Bildnis einer Zambeccari, von Guido: ein seltenes Stück. — Judith schlägt Holofernes den Kopf ab, Michelangelo Caravaggio, einzig dastehend in Komposition und Charakteristik. Zu beachten das Grauen und Entsetzen der Judith, die gräßlichen Zuckungen des Holofernes und die kaltblütige Niedertracht der Magd. — Geburt Christi und Heilige, Correggio: köstlich, obwohl schon arg verdorben. — Hl. Hieronymus, von Muliani, mit sehr schöner Landschaft. — Madonna mit Jahreszahl 1365, si credere fas est! Von der Kraft des Perugino. — Venus und Adonis, von Rubens, beachten Sie einzig den vortrefflichen Schweißhund. — Hl. Franz, Domenichino, Meisterwerk in Zeichnung, Wirklichkeittreue und Häßlichkeit. — Anbetung der Hirten, Novellara, in Art des Correggio. — Bestrafung der Pieriden, Giulio Romano. — Die Hölle, von Tibaldi, mit schöner Zeichnung. — Römische Barmherzigkeit, von Sementi, in Art Guidos. — Homer, Cavaliere Calabrese, ausgezeichnet. — Zwei Hirten, Camaizzi, anmutig. — Martyrium der hl. Cäcilie, Agostino Carracci. — Geburt Christi, Bassano. — Mariae Heimholung, Lodovico Carracci. — Hl. Franz, von Guido. — Stimme des Rufers in der Wüste, ausgezeichnete Kopie nach Guido, von Torre. — Susanna, von Paul Veronese. — Geburt der Jungfrau Maria, L. Carracci, schön gezeichnet, aber nicht sehr ausgeführt. — Mahl der Engel bei Abraham, die Jakobsleiter und der Tanz um das goldene Kalb, alle drei von Lodovico Carracci. — Bildnis, Pasinelli. — Hl. Familie, von Agostino Carracci, eine zweite von Lodovico Carracci, eine dritte von Cavedone, in Art des Annibale. — Hl. Hieronymus und Franziskus, von Albano, sehr schwach. — Eine »Barmherzigkeit«, Capaccino. — Hl. Katharina, von Francia. — Mariae Tempelgang, Calvart. — Vermählung der hl. Katharina, von Carletto Caliari, dem Sohn des Paul Veronese. — Petrus im Gefängnis, Caravaggio. — Tod der Lukrezia, gut gezeichnet, aber schlecht in der Charakteristik, Tibaldi. — Urteil des Paris, Primatico, unbestimmt. — Ein Bildnis, von Paul Veronese, ein anderes, von Tintoretto. — Selbstmord Catos, von Carlo Loti. — Die

vier Elemente versinnbildlicht durch vier Guirlanden von Blumen, Früchten, Vögeln und Fischen, Campidoglio. — Tarquinius vergewaltigt die Lukrezia, Cagnacci. — Einige gute Landschaften, von Sealsa. — Lesende Frau, von Spagnoletto: hellfarbig, wie er nur wenige Stücke gemalt hat. Didos Tod, tüchtiges, kühn entworfenes Fresko, von Annibale Carracci. — Hl. Katharina und Jesuskind, gutes Bild aus der Schule Veroneses. — Mehrere gute Friese, Frühwerke der Carracci. — Bestattung Christi, Paul Veronese, eigentümlich. — Alexander und Phryne verbrennen Persepolis, Fresko von Lodovico Carracci. — Madonna mit ihrem Kleinen, sehr gutes, hellfarbiges Bild von Domenichino. — Christus, hl. Franz, von Palma Vecchio. — Verstoßung der Hagar, vom Cavaliere Calabrese, gut, mit Helldunkel. — Magdalena, von Joseph dal Sole. — Desgleichen, von Albano. — Hl. Familie, von Torre. — Festschmaus und Weinlese, spielende Kinder, Lukas von Holland, höchst merkwürdig. — Zwei wundervolle Landschaften, von Paul Tempesta. — Zwei sehr schöne vlämische Köpfe. — Beachtenswertes Fresko unbekannten Vorwurfs von Nucatutella. — Zwei Ziegenherden, von Milanese. — Zwei Schiffbrüche, Salvator Rosa. — Eine Anzahl Schlachtenbilder, von Borgognone und Simonini. — Herkules tötet die Lernäische Hydra, Fresko mit Helldunkel von Guercino.

Vier Supraporten von alter eigentümlicher Malart. — Hl. Hieronymus, von Agostino Carracci. — Die Apostel finden Rosen im Grabe der Jungfrau, eins der schönsten Bilder des Guercino. — Marter des Laurentius, Kopie nach Tizian, Lodovico Carracci. — Dürstender Simson, Cagnacci. — Madonna mit der Rose, Kopie nach Parmigiano von Guido. — Hl. Jungfrau ihr Kind stillend, Guido, mit entzückenden Figuren. — Eine Gruppe Frauen, Cavedone. — Schlafende Frau, Cagnacci. — Verleugnung Petri, L. Carracci. — »Jungfrau, die das Jesuskind stillt« und »Salomo mit seiner Geliebten«, von Guido, zwei Wunder der Kunst in Aufbau und Farbe, das erstgenannte in seiner vornehmen Natürlichkeit, das zweite in seiner erlesenen Feinheit.

Vier Bilder von Tibaldi, mit schöner Zeichnung der Art des Annibale. — Der Judaskuß und die Verleugnung Petri, L. Carracci. — Abendmahl, Agostino Carracci, wenig ausgeführt. — Geburt Alexanders, von Lodovico Carracci, der Maler hat auf diesem Bilde mit großer Wissenschaft alles angebracht, was den Helden kenntlich machen konnte, wie den Drachen der Olympias und den Juppiter Ammon. Er zeigt uns aber auch den Tempel von Ephesus in Flammen, und fehlt damit gegen die Kompositionsregeln, denn er durchbricht die Einheit des Orts. — Lautenspieler, von Spagnoletto. — Enthauptung des Täufers, Sabattini. — Madonna, Albano, mäßig.

Casa Ranuzzi.

Eine Reihe guter Tier- und Fruchtstücke, von Roma, gut, aber zu lebhaft in der Farbe. — Eine nackte Frau von Agostino Carracci. — Hl. Hieronymus, Guido, nicht ausgeführt. — Hl. Franz, Guercino. — Der barmherzige Samariter, Spagnoletto, sehr schön. — Römische Barmherzigkeit, Pasinelli. — Ceres und Bacchus, Ricci. — Landschaft, von Milanese. — Lot, den seine Töchter trunken machen, Guercino, in Art des Caravaggio. — Landschaften, Monticelli. — Apollo und Daphne, Tibaldi. — Schlachtenbilder, Calza. — Coriolan weicht dem Flehen seiner Mutter, von Pasinelli.

Himmelfahrt Mariae, gute Statue, von Massa. — Bildnisse, von Annibale Carracci. — Heimsuchung, von Spagnoletto. — Versuchung Josephs durch Potiphars Frau, Sementi: schön, als wäre es von Guido. — Die Malerei, von Terre, einem Schüler des Guercino. — Die Musik, Bolognini. — Mehrere gute Stücke in flämischem Geschmack, Gambarini. — Diana und Endymion, Borini. — Madonna, Raffael. — Desgleichen, von Albano.

Der heilige Franz verzückt durch einen Engel, der Geige spielt, Guercino: hochgeschätzt. — Heiliger Franz, Lodovico Carracci, schlecht und teigig. — Hl. Dominikus, Calvart. — Zwei Köpfe, Guido. — Zwei Bildnisse, Tizian.

Wirkliche Faienceteller, von Raffael. — Türkischer Teppich, von Milanese. — Mehrere ganz gute moderne Deckenbilder. — Schlafender Amor, von Guido, ausgezeichnet. — Der hl. Franz, von Lodovico Carracci, mit schöner Landschaft. — Madonna mit Heiligen, von Giorgione, nein, von Palma Vecchio. — Hl. Familie, von Raffael, was genug sagt.

Ein Hund, von Guercino. — Architekturstück mit Schlacht, von Michelangelo delle battaglie, das ist der dritte Michelangelo. Der vierte ist Michelangelo dei fiori, von den beiden ersten, dem Conte Buonarotti, und dem Caravaggio, die genügend bekannt sind, brauche ich nicht zu sprechen.

Madonna, Perugino. — Desgleichen, Carracci. — Bildnis, Tizian. — Desgleichen, Tintoretto. — Zwei Bildnisse, Michelangelo da Caravaggio. — Sechs gute Landschaften, von Nazzio.

Casa Fava.

Argonautenzug, Fresko von Annibale und Agostino Carracci. — Fresken aus der Aeneis, von Cazi, den drei Carracci und Albano. — Zwei Mathematiker, von Spada. — Der hl. Evangelist Johannes auf Patmos, von Gessi. — Geißelung, Agostino Carracci. — Mehrere sehr gut gezeichnete Stücke in Schwarzweißmanier.

Casa Magnani.

Fresken aus der Geschichte des Romulus, von den drei Carracci. — Das salomonische Urteil, von Guido: interessant, weil es eins seiner ersten Werke ist, oder besser, der Zeit entstammt, wo er die Calvartsche Malart aufgab und zu malen begann wie die Carracci. — »Omnia vincit Amor«, Cupido, der den Pan überwindet, von Agostino Carracci: eine hübsche poetische und malerische Idee. — Geburt Christi, von Calvart. — Heilige Familie, von Raffael.

Casa Bonfigli.

Mehrere vortreffliche Zeichnungen der besten Meister: Raffael, Polidoro da Carravaggio, Correggio, den Carracci, Guido u. a.

Casa Zani.

Die Madonna mit der Rose, berühmtes Werk des Parmigianino. Herr Professor Burlamaqui, der in Genf über öffentliches Recht liest, zeigte mir das gleiche Bild, das er für das Original hielt. Ich habe ihm diese Täuschung zu seinem großen Kummer benommen, aber seine Kopie ist recht schön, und könnte sehr wohl von Parmeggianino selbst stammen.

San Pietro.

Die korinthische Innenarchitektur, von Magenta, ist schön, nur schienen mir die Gewölbebogen zu hoch und der Chorabschluß zu niedrig. — Sankt Peter, vor der Jungfrau knieend, von Lodovico Carracci: gut gezeichnet, aber ohne Seele. — Verkündigung Mariae, von demselben: gut. — Die korinthische Architektur, nach Zeichnung von Torre, ist leidlich, aber mit Ornamentik überladen. — Franz von Sales, von Franceschini, ganz gut. — Jungfrau mit Kind, gemalt, wie behauptet wird, um 1300. Wer's glaubt, wird selig! — Eine sehr schöne Verkündigung, von Annibale Carracci. — Der hl. Andreas Corsini, Guido, schön. — Eine hl. Familie mit der hl. Anna, von Sirani, sehr anmutig. — Hl. Katharina, das Jesuskind haltend, von Pasinelli, ganz gut. — Hl. Familie, Engel tragen die Marterwerkzeuge der Passion herbei und zeigen sie Jesus: berühmtes Bild des Albano, eins seiner schönsten Werke. Die Gestalt des Kindes ist von vollendeter Schönheit. — Zwei gute Statuen in Nischen und mehrere Flachreliefs von Tedesco.

Beachten Sie an der sehr schönen Kapelle der Oratorianer, die Torregiani gebaut hat, daß ihr reicher Schmuck trotz seiner Fülle die Einheit des Baues nicht im geringsten stört, mit so feinem Geschmack ist er angebracht. — »Christus wird dem Volke gezeigt«, schönes Fresko von Lodovico Carracci, von vortrefflicher Zeichnung und überaus geschickter

Pinselführung. Ebendort sind noch mehrere Bilder von Guido, Guercino, Gessi u. a., alle wert, betrachtet zu werden, wie auch das moderne, recht gute Bild an der Decke.

Santa Maria maggiore.

Ionische Architektur, leidlich. — Darstellung im Tempel . . . Christus disputiert mit den Schriftgelehrten . . . Bagnacavallo. — Der hl. Michael, Christoph, Alexis, von Francesco Carracci: das Bild hat eine gewisse Kühnheit der Zeichnung.

San Bartolommeo.

Geburt Christi, von Agostino Carracci/ Beschneidung, von Lodovico Carracci/ die Anbetung der Könige, von Annibale Carracci*). Alle drei sehr schön/ die beiden letzteren von wundervollem Kolorit.

San Benedetto.

Ganz schöne dorisch und ionische Fassade.

Die Vermählung der hl. Katharina, von Massari: mittelmäßig. Der hl. Dominikus, von Lodovico Carracci, sehr gut! — Die Jungfrau Maria und Maria Magdalena, die Dornenkrone haltend, von Tiarini: gut in Zeichnung und Farbe, höchst ausdrucksvoll, wenig edel.

Gesù e Maria.

Korinthische Architektur, hübche Kapelle/ — Der hl. Wilhelm vor dem Gekreuzigten, von Albano: sehr schwach. Albano ist nur fähig, Venusse, Kinder oder andere anmutige Vorwürfe der Art zu behandeln. — Beschneidung, von Guercino: vollendet schön! Überdies behauptet man, Guercino habe das Bild in einer einzigen Nacht bei Fackellicht gemalt. Beachten Sie ebendort die Engelreliefs und mehrere gute Statuen von Brunelli.

Porta di Ferrara.

Schöne Architektur.

Instituto.

(Weiter wie Text Seite 208 Abs. 1 — Seite 210 Abs. 2, dann folgt:)
Berufung des Apostels Matthäus, von Lodovico Carracci: wunderbar schön. — Hl. Petronius, von Cavedone: sehr schön. — Die Jungfrau über dem Leichnam ihres Sohnes weinend, mit mehreren Heiligen auf

*) Eine überaus schöne Anbetung der Könige von Annibale in freier Landschaft ist heute in der Galeria Doria Panfili in Rom. Der Herausgeber.

dem gleichen Bilde, von Guido. Die untere Hälfte des Bildes ſchön, die Zeichnung wunderbar. — Flucht nach Ägypten, Maſteletta, gut. — Hiob wird in ſeinen Beſitz wieder eingeſetzt, eins der ſchönen Werke des Guido, von unausſprechlicher Anmut, Weiche und Süße des Pinſels, aber ſchwach im Helldunkel, es iſt alles zu aufgehellt. Ganz köſtlich und erleſen iſt neben anderem die Figur eines Pagen. — Die hl. Anna, der vom Himmel die Glorie der Jungfrau Maria offenbart wird, von Ceſi. Das Oberteil des Bildes iſt mittelmäßig, dagegen die Geſtalt der hl. Anna erſten Ranges. — Sauli Bekehrung, von Procaccini, gut. — Thronende Madonna, mit mehreren Heiligen, von Paſſerotti, ganz gut. — Perſpektive, al fresco, von Colonna, ausgezeichnet.

Die Vermählung der hl. Katharina in Beiſein des hl. Joſeph und der beiden Johannes, von Imola. Dies weitberühmte Bild wäre nicht viel mehr als mittelmäßig ohne die ganz raffaeliſche Geſtalt des hl. Johannes. — Der hl. Rochus, von Lodovico Carracci, ſehr ſchön. — Die vier Evangeliſten und die vier Kirchenlehrer, al fresco, von Lorenzino, ſehr ſchön. — Santa Lucia und der hl. Chriſtoph, von Baglione, gut.

San Martino.

Anbetung der Weiſen aus dem Morgenlande, von Carpi, und einige andere Bilder von Bagnacavallo, alle ganz gut. — Hieronymus an ſeinen Kommentaren über die Bibel arbeitend, von Lodovico Carracci. Das Bild ſcheint ſehr ſchön zu ſein, hängt aber ſo ungünſtig, daß man es kaum ſehen kann.

San Fabiano.

Madonna mit dem Kinde, Magdalena und Katharina, von Albano, eins ſeiner ſchönſten Bilder, er zeigt hier eine Großzügigkeit, die ihm für gewöhnlich fehlt und mit der er große Vorwürfe ſtets hätte behandeln ſollen.

San Colombano.

Die Reue Petri, von Albano, woran nur die Hauptfigur gut iſt. — Chriſtus erſcheint der Maria, dem Carracci zugeſchrieben: anmutig und rührend, aber ſchwächlich und ſchlecht komponiert. — Chriſti Taufe, Albano, ſehr ſchön. — Der Teich Betheſda, Lodovico Carracci, wunderbar, faſt ein Werk erſter Ordnung. — Jungfrau und Kind, Katharina und Johannes, Annibale Carracci: zur gänzlichen Vollendung fehlt dieſem Bilde nur Raffaels feine Grazie. — Flucht nach Ägypten, von Tiarini, gut. — Chriſtus erſcheint der Maria als Gärtner, Calvart: weichlich. — Verkündigung, Lodovico Carracci: gut. — Beachten Sie nahe bei dieſem Bilde zwei gute Stücke von Procaccini, und draußen in der

Nähe der Kirche das Jesuskind in der Krippe, gutes Fresko von Cignani mit angenehmer, weich verschwimmender Farbgebung.

San Gregorio.

Hochaltar mit schöner Architektur. — Der Erzengel Michael, von Sementi: sehr gut. — Der hl. Gregor bekehrt einen Ketzer durch ein Wunder, Calvart: vortrefflich in der Farbe. — Taufe Christi, von Annibale Carracci, ein Bild seiner ersten Manier: anmutiger und weniger kühn als die folgenden, steht es der Art seines Lehrers Lodovico Carracci noch näher. — Mariae Himmelfahrt, von Procaccini, eigentümlich und interessant durch die Anordnung des Lichtes. — Der hl. Drachentöter, berühmtes Bild, eines der Meisterwerke des Lodovico Carracci. Es hat gleichzeitig etwas von der Art Raffaels und der Parmegianinos. — Der hl. Wilhelm, von Guercino: voll tüchtigen Könnens und höchst unerfreulich.

San Francesco.

Beachten Sie die Säulenhallen und Statuen. — Der hl. Karl, von Lodovico Carracci, mittelmäßig. — Die Vermählung der Katharina von Siena: Facini, etwas weichlich, aber recht angenehm. — Bekehrung des Saulus, von Guercino: schien mir von all den vielen Bildern, die ich in der Kirche sah, das beste wegen seiner Kühnheit und Lichtbehandlung. — Mariae Himmelfahrt, von Annibale Carracci, erhaben schön. — Die Einsiedler Paulus und Antonius, von einem Raben gespeist, Tiarini: meisterhaft komponiert und dabei grauenerregend häßlich. — Beachten Sie verschiedene Malereien, die durch ihre Jahreszahl: 1440 interessant sind und sehen Sie sich auch das Innere des schönen Klosters an, besonders die Perspektive im Schlafsaal, von Bibiena.

San Mattia.

Verkündigung, Tintoretto: überaus lächerliche Idee, daß der heilige Geist einen Fötus vom Himmel bringt in Form der Placenta.

San Giovanni Battista.

Schöne ionische Vorhalle und Innenarchitektur. — Die Geburt Johannes des Täufers, von Lodovico Carracci: sehr schön. — Zwei Engel, von Cignani, gut.

San Rocco.

Kolossale Figur, auf Papier gemalt, von Lodovico Carracci: in Zeichnung und plastischem Hervortreten gleich vollkommen. — Der hl. Rochus im Kerker, von Guercino: sehr schön.

San Nicola e Felice.

Steinigung des Barnabas, von Valesio: schöne Nachahmung des Lodovico Carracci. (Weiter wie Text Seite 206, Abs. 11. Dann:)

Bei den Konvertiten.

Das schöne Bild von Lodovico Carracci, von dem ich schon sprach.

Bei den Kapuzinern.

Schöne korinthische Kapelle. — Jesuskind an der Brust seiner Mutter, wie es den Kelch anschaut, den es einmal auf dem Ölberge wird trinken müssen. Der Gedanke ist hübsch, das Bild anmutig und geistvoll, aber bei alledem schwächlich. — Der an Maria abgesandte heilige Geist, von Gessi, Art des Guido, aber zu verschwommen. Nicht mehr als Durchschnitt.

San Salvatore.

Schönes Bauwerk mit prächtiger korinthischer Architektur von Magenta. — Jungfrau und Kind, mit der heiligen Katharine und so fort, von Carpi: gut. — Mariae Heimholung, von Agostino Carracci, sehr schön. — Ein Kreuzwunder von Coppi zeigt ausgesprochen lombardische Malart. — Der Weltenheiland, von Gessi: so gut, als wenn es von Guido wäre. — Das Jesuskind in der Krippe, von Tiarini: gut. — Ein kleiner Jesus, der sein Kreuz hält, Guido: ganz entzückend. — Johannes der Täufer und sein Vater Zacharias, von Garofalo: gut. — Einige ganz gute Statuen, — das Grabmal eines Joseph de Montmorency, Baron de Nivelle, gestorben im Jahre 1529. — Hl. Sebastian, von Guido: ausgezeichnet.

Santa Margherita.

Die hl. Margaret und der Drache, von Parmegianino. Dies Bild, Parmesans Meisterwerk, hat Anspruch auf einen Platz unter den Staffeleibildern erster Ordnung. Seine Beseeltheit und Anmut, Weichheit und Zeichnung sind köstlich, es zeigt den Stil Raffaels in hoher Vollendung, Raffael selbst hätte es nicht besser malen können. — Gute Fassade und gute Statuen von Conventi und Fichi.

San Paolo.

Die Kirche mit korinthischer Architektur ist sauber und hübsch. — Das Paradies, von Lodovico Carracci: sehr gutes Bild, in dem nur die Farben allzusehr verschwimmen. — Geburt Jesu und Anbetung der Könige, von Cavedone: gut. — Enthauptung des Paulus, Gruppe von Algardi, sehr schön. — »Jakob ringt mit dem Engel« und »Kain erschlägt Abel«,

von Tornioli: sehr schön. — In der Chortäfelung ist eine Holzmaser, die ein gut gezeichnetes Gesicht bildet. — Zwei Bilder aus dem Leben des hl. Karl, von Garbieri: gut. — Paulus vor dem Areopag, schönes Fresko am Gewölbe, von Roli.

Corpus Domini.

Kapelle in sehr vornehmem Stil mit gutem Deckenbild. Beachten Sie neben anderen einen vom Himmel gestürzten Dämon. — Der hl. Franz in einer Landschaft, von Calvart: gut. — Die vierzig Märtyrer, von Monti, einem Maler unseres Jahrhunderts, gut. — Engelstatuen, von Mazza. — Christus steigt hinab in die Vorhölle, von Lodovico Carracci: gut. — Das Abendmahl der Apostel, von Franceschini: gute Anlage, schlichte und vornehme Komposition. — Die Auferstehung, von Annibale Carracci: wundervoll.

Sant' Agnese.

〈Wie Text S. 206, letzter Absatz.〉

San Antonio.

Jungfrau mit Kind, dem hl. Karl und anderen, von Brizzio: anmutig. — »Der hl. Antonius predigt den Einsiedlern«, von Lodovico Carracci: vollendet schön, erstaunlich kräftig und tüchtig. Der Antonius ist von größter Schönheit, der Ausdruck seines Gesichts verdient höchstes Lob. — Die schmerzenreiche Mutter mit dem toten Christ, eins der geschätztesten Bilder des Tiarini: kunstgerecht, voller Ausdruck und scharfsinnig angelegt, traurig und jämmerlich, wie es der Stoff fordert, aber dabei spröde und anmutlos, was seinen Wert beeinträchtigt.

San Proculo.

Beachten Sie die Inschrift in der Mauer von 1393:

Si procul a Proculo Proculi campana fuisset
Jam procul a Proculo Proculus ipse foret.

Misson gibt dazu die Geschichte.

In San Domenico.

Gute Architektur von Doli, im Inneren gute Statuen von Mazza. — Der Kindermord, von Guido: vollendet schön.

Die wegen ihres Reichtums und ihrer Architektur hochgepriesene Dominikuskapelle fand ich mittelmäßig und geschmacklos. Betrachten Sie einzig die Statue eines Engels von Michelangelo. — Die Auferweckung eines Kindes durch den hl. Dominikus, von Tiarini. Von diesem Bilde,

einem seiner besten, habe ich schon gesprochen*). — »Reiter, der von seinem Pferd getötet wird« und ein »Sturm«, von Masteletta, das erste gut, das zweite mittelmäßig. — Apotheose des hl. Dominikus, von Guido: gut. — Der Papst Pius V., von Torelli, ausdrucksvoll. — Beachten Sie das Grabmal des Grafen Ferdinand Marsigli, von geistvoller Erfindung. Ich beschrieb es an anderer Stelle. — Anbetung der Weisen, von Cesi, gut. — Beachten Sie die Grabschrift des Enzio, natürlichen Sohnes Kaiser Friedrichs, der als Gefangener in Bologna starb. — Darstellung im Tempel, Calvart. — Der heilige Geist, von Cesi, gut. — Heimsuchung Mariae, Lodovico Carracci. — Geißelung, von Guido. — »Der hl. Raimund schreitet über die Fluten«, Lodovico Carracci. — Von den Kreuzgängen beachten Sie besonders einen, in dem mehrere Antiken eingemauert sind.

San Petronio.

In dieser Kirche, über die ich schon ausführlicher gesprochen habe, zeigt man mehrere alte Malereien, angeblich noch vor Cimabue. — Engelkonzert, von Francia: mittelmäßig. — Glorie der hl. Barbara, Tiarinis erstes Werk: ganz gut. — Erzengel Michael, eins der besten Bilder des Calvart. — Hl. Rochus, von Parmegiano: der Kopf herrlich, das Übrige mäßig in der Zeichnung. — Jungfrau mit Kind, Hieronymus, Sebastian und anderes, von Costa, leidlich, von seiner besten Art. — Martertod des Sebastian, Costa, mittelmäßig, besser »die Apostel« und eine »Verkündigung«, die er ebenhier gemalt hat. Hieronymus, von Costa, ganz eigentümlich. — Beachten Sie dicht daneben eine Inschrift auf einem Pfeiler. — Enthauptung des Johannes, von Caccianemici, bolognesischem Edelmann und Schüler des Primatico, der eine sehr gute Hand zeigt. — Statue des Antonius von Padua, von Sansovino. — Die Krönung, Brizzio, großer Schwarten, der wenig taugt.

Le Scuole.

Petronius vor der Jungfrau knieend, von Cignani, leidlich. — Mehrere Bilder aus dem Leben der Jungfrau, Cesi: recht gut, sehr hellfarbig gemalt. — Grabmal von Sparaglia Cret, in Guidos Art.

San Pietro Martire.

(Wie Text S. 207, Abs. 3, dann:) Heimsuchung, Tintoretto, gut. — Hl. Giustina, Canuti: gut.

Santa Maria del Piombo.

Die Geburt der Jungfrau, von Albano, wird mehr gelobt, als es verdient. Die Sibyllen und Engel ebenda von Guido sind besser.

*) Seite 209.

Bei den Serviten.

»Totenauferweckung« und »Blindenheilung«, von Cignani, sehr gut. — Gespräch mit einer Kurtisane, von Mitelli: ganz gut. — Vom Blitz erschlagene Spieler und Wüstlinge, von Cignani, gut. — Das Paradies, von Calvart. — Kreuzigung, von Bolognini: sonderbarer guercinesker Stil. — Jungfrau mit Kind, angeblich von 1320: sehr schlecht. — Glorie des hl. Benesie . . . Krönung der Jungfrau, von Viani, gut. — Glorie des hl. Karl, von Guido: entzückend. — Verkündigung, von Imola: vortrefflich, raffaelesk. — Martyrium des hl. Andreas, Albano, gut. — Das kananäische Weib, von Albano: vollkommen schön.

San Tommaso.

Hl. Andreas, Franziskus und der Heiland, von Guido: schön, gut gemalt, mit schönen Lichtern, aber sehr dunkel. — Flucht nach Ägypten, von Tiarini: feine, anmutige Gedanken, gute Charakteristik. — Martyrium des Sebastian, aus dem Jahr 1400: für die Zeit recht annehmbar. — Hl. Hieronymus, Joseph, von Guercino. — Der schmerzensreiche Rosenkranz, berühmtes Bild des Domenichino, gemischt aus Gutem und Schlechtem. Die Komposition ist absurd, die Zusammenordnung der einzelnen Teile, als wenn es aus Ausschnitten zusammengesetzt wäre. — Der hl. Ubaldus, Bolognini, gut gezeichnet. — Der ewige Vater, Christus, Jungfrau und hl. Augustinus, von Costa: altertümlicher Stil, stark in der Farbe. — ⟨Weiter wie Text S. 210, Abs. 3—212, dann:⟩ Die Madonna, Engel, die hl. Katharina usw., Perugino. — Hl. Franz vor einem Kruzifix, Guercino, in seiner besten Malart. — Madonna, von Albano. — Die Passionsgeschichte, Hercules von Ferrara: alter Stil, ohne Korrektheit, aber voll Feuer und Erfindung.

Beachten Sie die eigentümlich gebauten Kreuzgänge. — Karl Borromäus, von Lodovico Carracci, gut. — Christus auf dem Ölberg, von Gennari, ganz gut, im Stil Guercinos. — Die Fresken der Andreaskapelle von Colonna sind vortrefflich. — Die Verkündigung, Christi Geburt, Joseph erhält durch einen Engel den Befehl, nach Ägypten zu fliehen, von Albano: das erste vorzüglich, die beiden letzten nicht übel. — Jungfrau und Kind, von Guido: sehr hübsch.

San-Michele del Bosco.

Beachten Sie die wunderbare Aussicht von der Terrasse. — Die Jungfrau Maria überbringt dem hl. Bernhard Tolomei die Ordensregel, schönes Werk des Guercino, das mich durch eine ungewöhnliche Weisheit überraschte, die ich bei diesem Maler bisher nicht kannte. — Der Tod des hl. Karl, von Tiarini, wundervoll, eins seiner besten Bilder. — Der

tote Christus wird zu Grabe getragen, von Canuti: gutes Bild in Art des Lodovico Carracci. — Kartuschen stützende Kinder, von Cignani, vortrefflich. — Beachten Sie die schönen Fresken in Kuppel und Apsis. — Jungfrau mit Kind, Erzengel Michael, usw., von Imola: schöne Nachahmung des Raffael. — Maria Magdalena, gute Kopie nach Guido, von Canuti. — Die Verklärung Christi, von Bagnacavallo: Eine Art Guasche mit einer gewissen Nachahmung der Antike, das Kolorit ist ganz hell und sehr eigentümlich.

Ausnehmend schön und vornehm ist der Kreuzgang in Form eines Oktogons von Fiorini, auf dessen Mauern Lodovico Carracci und seine Schüler das Leben des hl. Benedikt und der hl. Cäcilie in Öl gemalt haben. Leider zerstören Wetter und Feuchtigkeit diese schönen Werke, deren Verlust nicht genug zu bedauern ist. Einzelheiten würden zu weit führen, ich will nur die drei Hauptbilder nennen: »Der hl. Benedikt wird nach seiner Einkleidung den anderen Mönchen vorgestellt«, von Guido: wunderbar. — »Der hl. Benedikt von Buhlerinnen versucht«: wunderbar, und »Der Brand von Monte-Cassino«, beide von Lodovico Carracci. Das letzte gilt allgemein als Bild erster Ordnung. — Beachten Sie die säulentragenden Figuren, weiter einen Frauenkopf mit Turban, von Guido: derselbe schöne und anmutvolle Kopf, der als »Turbantine du Guide« (Turbanträgerin des Guido) bekannt ist und den man überall kopiert sieht. Er befindet sich auf dem Bilde, das die Darreichung von Gaben an den hl. Benedikt darstellt. Dies Bild Guidos ist von erlesener Schönheit und überaus angenehm in Anlage und Aufbau. — Weiter der Tod Benedikts, von Cavedone, gut komponiert. — Die Auferstehung der Nonnen, von Massari, gut gezeichnet, aber schlecht in den Farben. — Die Heilung eines Besessenen. — Sehr schön ist auch der Kreuzgang der Orangerie mit Orangenbäumen. Das Unterkunftshaus für Fremde steckt voll guter Bilder: Architekturstücke, Perspektiven, Landschaften, Seestücke und Schlachtenbilder usw.

Ebendort »Petrus mit dem Tuche unreiner Tiere« und »Die Einsetzung des Abendmahls«, beide schön, aber arg verdorben. Im Refektorium: die Pharisäer fragen Christus, warum seine Jünger nicht die Hände waschen, ehe sie zu Tisch sitzen, von Tibaldi: frisch in den Farben. — Ebendort mehrere Bilder Vasaris. Es ist schwer, die Art des Vasari zu kennzeichnen: er weiß mehr, als er kann. Seine Zeichnung, obwohl er der Antike nachstrebt, ist nicht korrekt im Umriß, die Farben sind schreiend und gehen schlecht zusammen*).

*) Als ich dies noch von Bologna aus schrieb, erschien mir Vasaris Stil nur deshalb eigentümlich, weil ich die Menge seiner Bilder in Florenz und die der ganzen Florentinerschule noch nicht gesehen hatte. Die Art

Beachten Sie in der Bibliothek das schöne Deckenbild von Cesner und Canuti.

Bei den Kapuzinern.

Das schöne Kruzifix des Hauptaltars ist eine berühmte, bewunderungswürdige Arbeit Guidos. — Eine Grotte, ausgemalt von Bibiena.

Madonna di San Luca.

Jungfrau Maria, von Sankt Lukas: gutem Geschichtsschreiber, gutem Evangelisten, aber unfähigem Maler.

Bei den Kartäusern.

Die Mysterien des Rosenkranzes, von Guido. — Der hl. Bruno von Guercino, in seiner schönen, weich verschwimmenden Malart. — Geißelung und Dornenkrönung, von Lodovico Carracci, zu gewaltsam und dunkel. — Kommunion des hl. Hieronymus, das beste Werk des Agostino Carracci, gut gezeichnet und von schöner Charakterisierung, was die Malerei sonst noch erfordert, kommt weniger gut dabei weg. — Bildchen eines Kartäusers, von Guido. — Johannes der Täufer predigt am Ufer des Jordan, Lodovico Carracci: meinem Gefühl nach ein Bild erster Klasse, das ich von allen seinen Bildern am meisten bewundere. Welche Kühnheit und Leichtigkeit! wie schön ist Kolorit und Landschaft! Mit einem Worte, vortrefflich. — Christi Auferstehung, von Albano: gut, aber wie seine meisten Bilder unkräftig.

dieser Schule ist sehr charakteristisch, leicht zu erkennen und sagt mir von allen Schulen am wenigsten zu. Alles in allem genommen, steht Vasari als Maler nicht weit über dem Durchschnitt. ⟨Zusatz von De Brosses.⟩

III. MERKBLATT

Die Hauptbilder von Florenz mit kurzen Bemerkungen*).

Duomo Santa Maria dei Fiori.

Schöner, mit gefeldertem Marmor verkleideter Bau, er hat keine Faſſade, was Sie bei italieniſchen Kirchen oft finden. Ganz fertig iſt faſt keine. — Über einem Seiteneingang die »Verkündigung« in Moſaik, von Ghirlandajo, einem alten Maler. — Schöner achteckiger Chor auf ioniſchen Säulen von eigentümlicher Anlage. Die achteckige, von Brunelleschi erbaute Kuppel iſt durch Vaſari und Federigo Zuccaro ſonderbar ausgemalt. — Verſchiedene Bilder, darunter das des Marſiglio Ficino. — Die vier Evangeliſten, Standbilder von Donatello. — Gottvater und toter Chriſt, den ein Engel ſtützt, gut beſonders Chriſtus und der Engel . . . Adam und Eva, Bandinelli. — Beweinung Chriſti, Michelangelo, unvollendet. — Statuen der Apoſtel, von verſchiedenen Händen.

Beachten Sie den von Giotto gebauten Glockenturm mit Statuen von Donatello.

Battiſterio di San Giovanni.

Alter, achteckiger Tempel, im Innern auf ſechzehn Granitſäulen ruhend. Bronzetüren mit Flachreliefs, verſchiedene Geſchichten des Alten Teſtaments darſtellend. — Enthauptung des Täufers, ſchöne Bronzegruppe, von Danti. — Johannes der Täufer disputiert mit den Schriftgelehrten, ganz ſchöne Bronzegruppe von Ruſticchio. — Am unteren Teil des Grabmales des Papſtes Johann XXII. die drei Tugenden, Statuen von Donatello.

San Giovanni Battiſta.

Schöne korinthiſche Faſſade kompoſiter Ordnung, Ammanato. — Das kananäiſche Weib, Bronzino, der Ausdruck der Hauptfigur iſt vortrefflich, aber die Farbe iſt ſehr ſtiefmütterlich behandelt. — Predigt des hl. Franz Xaver, gut.

San Marco.

Der hl. Thomas von Aquino, Santi di Tito: ſchön, aber ohne rechte Farbe. — Zu beachten die Antoniuskapelle mit ſechs Statuen und Architektur von Giovanni da Bologna. — Die Kuppel leidlich ausgemalt von

*) Was De Broſſes im 24. Briefe ſchon behandelt hat, iſt hier fortgelaſſen.

Bronzino. — An der Orgeltribüne die »Hochzeit zu Kana«, gut und schön. — Zu beachten die Grabmäler des Pico da Mirandola und des Angelo Poliziano.

S. Annunziata.

Auf dem Platz vor der Kirche schönes Reiterbild des Großherzogs Ferdinand von Medici, Giovanni da Bologna. — Im Kreuzgang neben der Kirche, rechts am Ende die Madonna del Sacco, berühmtes Bild des Andrea del Sarto. — Im Kreuzgang (vor dem Haupteingang) »Anbetung der Weisen«, »Geburt der Jungfrau«, von Andrea del Sarto, die »Heimsuchung«, von Pontormo. — Ebendort, linker Hand die Büste des Andrea del Sarto. — In der Annunciata-Kapelle ein sehr schöner Weltheiland, Andrea del Sarto.

Palazzo Niccolini.

Anzusehen: Verschiedene Statuen, Inschriften, Medaillen usw., vor allem aber der Hausherr.

Santa Maria Maddalena.

Zu beachten die Kapelle der Pazzi mit Jaspissäulen und zwei Bildern von Luca Giordano und Ciro Ferri.

Santa Croce.

Mächtiger Bau, begonnen von Arnolfo di Cambio, Architektur von Vasari. — Kreuzabnahme, Salviati. — Christus auf dem Gange nach Golgatha, Vasari. — Geißelung, Barbieri, ein anderer als Guercino. — Verkündigung, Gruppe von Donatello. — Christus in der Vorhölle, Bronzino. — Madonna, von Cimabue, sehr sehens- und beachtenswertes Bild wegen seines Malers, der gemeinhin für den frühsten aller Maler gilt, was aber vielleicht nicht einmal stimmt. Das Bild wüßte ich nichts anderem zu vergleichen als der Malerei auf unsern Zweisousfächern. Ein simpler schlechter Umriß, schlecht ausgepinselt mit verschiedenerlei Farbe, ohne alle Plastik.

Hier sind auch noch mehrere Bilder von seinem Nachfolger Giotto, ebenfalls schlecht, aber doch schon bedeutend besser.

San Filippo Neri.

Schöne Innenarchitektur. — Mariae Himmelfahrt, Vasari, und mehrere andere Bilder florentinischer Schule: mittelmäßig.

San Proculo.

Maria mit der hl. Barbara und hl. Antonius, Pontormo.

Palazzo Strozzi.

An Palazzo Strozzi haben vier berühmte Baumeister, Brunelleschi, Scamozzi, Buontalenti und Ammanato gearbeitet.

Santa Maria Nuova.

Herrliche Fassade, von Buontalenti. — Der hl. Ludwig von Frankreich heilt Kropfkranke, Valaterray. — Kreuzabnahme, Bronzino. — Samaritanisches Weib, derselbe.

San Lorenzo.

Bronzene Flachreliefs von Donatello, gut, aber überladen. — Marter des hl. Andreas, Soliani, ganz gutes Bild alter Art. — Marter des hl. Sebastian, Empoli, mäßig. — Beachten Sie die Kapelle der Medici, deren Architektur und Statuen von Michelangelos Hand sind. Die Statuen werden hochgeschätzt und beweisen freilich, daß ihr Schöpfer ein großer Zeichner und Kenner des menschlichen Körpers war. Michelangelo durchmuskelt seine Frauengestalten, als wären sie Herkulesse, und verschmäht es absichtlich, dem guten Geschmack der Antike zu folgen. Das einzige Werk, was er in ihrer Art gemacht hat, — nur um zu zeigen, daß er auch so arbeiten könne, wenn er wolle —, ist ein Bacchus in der großherzoglichen Galerie, der alles übertrifft, was er sonst geschaffen hat. — Die Heiligen Cosmas und Damianus, Statuen von Montorsolo und Raffael da Montelupo: die erste gut, die zweite nur mäßig.

Sant' Agata.

Hochzeit zu Kana, Bronzino.

Theatinerkirche. (San Gaetano.)

Marter des hl. Laurentius und Mariae Himmelfahrt, von Pietro da Cortona. Gute Flachreliefs an den Sockeln der Apostelstatuen.

Santa Felicità.

(Zuerst wie S. 228, Abs. 3, dann:) Der hl. Ludwig bedient die Armen, Pignoni.

Santo Spirito.

Korinthische Architektur von Brunelleschi (viell. Stradano). — Christus vertreibt die Krämer und Wechsler aus dem Tempel, Stradano, ganz gut. — Marter des hl. Stephanus, Passignani, schlecht in der Farbe, sonst aber gut. — Madonna, Ghirlandajo, eigentümlich alte Malart. — Ma-

donna, von Filippo Lippi, einem frühen Maler. — Verkündigung, Botticelli, alte Art, recht merkwürdig. — Die Kapelle der Vettori, Giotto, schon weit besser als Cimabue. — Christus erscheint der Maria als Gärtner, Bronzino, mäßig. (Weiter wie S. 228, Abs. 5.)

In der Galerie des Großherzogs.

Erstes Zimmer.

Zwei Kirmessen, Bassano, Meisterwerke. — Eine vortreffliche heilige Familie, von Schiavone. — Hl. Familie mit San Francesco, Barocci. — Die Familie Paul Veroneses, von ihm selbst. — Andrea del Sarto und seine Gattin, von Andrea selbst. — Die Esse des Vulkans und einige andere Bilder, von Bronzino. — Der Traum Michelangelos, von ihm selbst. — Heilige Familie, Palma Vecchio.

Zweites Zimmer.

Zwei Propheten, Fra Bartolommeo. — Sechs Bilder aus der Aeneide: Giulio Romano. »Joseph wird von seinen Brüdern verkauft«, und »Joseph triumphiert«, Andrea del Sarto. — »Anbetung der Könige«, in schöner, alter Art und leuchtender Farbgebung, Filippo Lippi. — Kopf des Täufers, Correggio. — Greisenkopf, Tizian. — Bildnis des Sansovino, Tizian. — Grablegung Christi, sehr schön, von Albrecht Dürer. — Ein Kardinal, von Bellotti. — Vermählung und Tod der hl. Anna, von Angelier. — Ecce Homo, von Albrecht Dürer. — Selbstbildnis des Diego Velasquez. — Zwei Spieler, Langetti. — Darstellung im Tempel, Mantegna, wundervoll. — Kindermord, Castelli, schön. — Haupt der Meduse, Leonardo da Vinci, erlesen schön.

Drittes Zimmer.

Kreuztragung, vom älteren Brueghel, sehr beachtenswert. — Abrahams Opfer, Liviomens. — Enthauptung des Täufers, und eine Kirche, Stecwich, wundervolles Helldunkel. — Vier Bilder von Callot, außerordentlich selten. — Adam und Eva, Albrecht Dürer. — Landschaft, Paul Brill, vollendet. — Eine Reihe anderer Stücke von Rubens, Van Dyck und anderen vlämischen Malern.

Fünftes Zimmer.

Tempel des Jupiter, Andrea del Sarto. — Viele Handzeichnungen der besten Meister, unter anderem zum jüngsten Gericht, von Michelangelo. — Versuchung des hl. Antonius, Callot, und die Passion, von Albrecht Dürer.

Tribuna.

Das Festmahl des Salomo, Paul Veronese. — Konzert, Bassano. — Die Gattin Tizians als Venus, Tizian. — Zwölfjähriger Jesus im Tem-

pel, Caravaggio. — »Zinsgroschen«, von demselben. — Heilige Familie, Michelangelo Buonarotti. — Nackte gelagerte Frau, Tizian. — Hl. Jungfrau vor ihrem Sohn knieend, Correggio: welche Farbe, welcher Ausdruck, welche Anmut und Zierlichkeit! Vielleicht aber doch schon ein wenig ins Süßliche hinüberspielend. — Venus und Satyr, Annibale Carracci. — Sechs Bildchen, Gerhard Dow. — Mehrere schöne Köpfe von den besten Meistern. — Schließlich: Johannes der Täufer in der Wüste, mit zwei anderen Bildern von Raffael, um seine drei Malweisen zu zeigen und wie sich sein Genie entwickelt hat. Ich verbreite mich hierüber nicht weiter und verzichte auf jede Bemerkung über die Bilder, die ich Ihnen zuletzt genannt habe, ich sagte schon, daß in der Tribuna nur eine Auslese des Allerbesten aufgehängt ist. Die Gemälde im Palazzo Pitti, Gerardini und Craon, bleiben mir auf der Federspitze sitzen, ich habe weder soviel Zeit, noch Papier.

IV. AN DIE HERREN MITGLIEDER DER KGL. AKADEMIE DER INSCHRIFTEN UND SCHÖNEN WISSENSCHAFTEN ZU PARIS.

⟨Fünfunddreißigſter Brief in Colombs Ausgabe.⟩

Das alte Herculaneum.

Meine Herren! Kurz nachdem ich den Bericht, durch deſſen Anſuchung Sie mich beehrten, über Herculaneums Altertümer und den gegenwärtigen Zuſtand des Veſuv, an Sie abgeſchickt, erhielt ich ein Werk, das Herr Venuti inzwiſchen darüber herausgegeben hat und das ich gern vorher eingeſehen hätte, denn zweifellos würde mein Bericht, den Sie bei Eröffnung unſerer Sitzungen gütigſt verleſen ließen, durch die intereſſanten Einzelheiten, die es enthält, gewonnen haben. Andererſeits konnte ich aus ihm mit gewiſſer Befriedigung erſehen, daß mich mein Gedächtnis in den paar Einzelbeobachtungen, die es mir gegenwärtig erhalten und die ich berichtet hatte, nirgends getäuſcht hat. Nun iſt aber niemand berufener, über dies Thema zu Ihnen zu ſprechen als Cavaliere Venuti, ein Edelmann aus Cortona, der zur Zeit meines Dortſeins 1739 als Schiffsleutnant und königlicher Antiquar in Neapel weilte und mir in liebenswürdigſter Weiſe das, was ich Ihnen berichtet habe, gezeigt hat und dem dieſe Dinge zum großen Teil unterſtanden, bis er ſich wieder in ſeine Heimat zurückzog.

Im Jahre 1740 vom König von Neapel beauftragt, einen Bericht darüber für den ſpaniſchen Hof abzufaſſen, hat Cavaliere Venuti dieſen ſelben Bericht neulich in Rom veröffentlicht, und zwar beträchtlich vermehrt und mit vielen Abſchweifungen auf verſchiedene Altertumsfragen, ſoweit die Gegenſtände, die er beſpricht, das nahe legten. Ein anderer Teil ſeines Werks iſt Forſchungen zur Herkulesſage gewidmet: über deſſen Zug durch Italien, als er von der Heerfahrt gegen Geryon heimkam, und die Anſiedlungen, die die Etrusker voralters in Campanien angelegt haben. Da ſich nun ein ſo umfängliches Werk nicht zur Vorleſung in unſeren Sitzungen eignen dürfte, habe ich gedacht, ein Bericht, der ſich ſtreng auf die in Herculaneum ausgegrabenen Gegenſtände beſchränkte, möchte wohl Ihre Aufmerkſamkeit, ohne zu langweilen, eine halbe Stunde beſchäftigen.

Die Entdeckung.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts fanden Bewohner des Dorfs Resina beim Graben eines Brunnens mehrere Stücke Giallo antico und griechischen Marmor in verschiedenen Farben. Im Jahre 1711 brauchte der Prinz von Elbœuf Marmorstaub für Stuckarbeiten in seinem Landhause, das er bei Portici baute, und ließ in demselben Brunnenschacht, in dem man schon die Marmorstücke gefunden hatte, die Erde in der Ebene des Wasserspiegels ausräumen. Damals stieß man auf einen Tempel, geschmückt mit Säulen und Standbildern, die man wegnahm und dem Prinzen Eugen schickte. Politische und persönliche Umstände ließen dann die Nachforschungen ruhen bis zum Dezember 1738, wo der König in seinem Lusthause in Portici weilte. Er ordnete an, mit den Ausgrabungen in der vom Prinzen Elbœuf begonnenen Grotte fortzufahren, indem man von ihr aus in verschiedener Richtung Stollen schlug, was man noch bis zum heutigen Tag fortsetzt. Die Höhlung war damals sechsundachtzig Spannen lang und mündete genau in der Mitte eines Theaters, dessen Sitzstufen man bald danach freilegte. Herr Venuti hätte nun zwar gern durchgesetzt, daß man, statt unterirdische Gänge zu graben, die Stadt oder mindestens das Theater ganz freilegte, und damit begonnen, an der überall abhängigen Küste das Erdreich abzuräumen. Aber einerseits schreckte die Riesigkeit dieses Unternehmens ab, andererseits wären ihm einige Häuser, ja sogar Kirchen zum Opfer gefallen, so blieb sein Plan unausgeführt, wiewohl nur er ermöglicht hätte, die merkwürdige Entdeckung wirklich auszunutzen. Bei diesen Nachgrabungen stieß man auf folgende Gebäude: Ein von vierundzwanzig Säulen umgebener Rundtempel, dessen Inneres von ebensoviel Säulen getragen wurde, mit einer Pflasterung von gelbem Marmor. Die Säulen, zwischen denen immer eine Statue stand, waren teils Giallo antico, teils blumiger Alabaster und fanden zur Ausschmückung verschiedener Wohnhäuser Verwendung, die Statuen schickte man, wie bemerkt, dem Prinzen Eugen zu. Allerlei afrikanischer Marmor, den man ebenhier fand, diente zur Anfertigung von Tischchen. Herr Venuti mutmaßt auf Grund einer hier gefundenen Inschrift, auf der die drei Buchstaben: T. B. D. zu lesen sind, daß der Tempel dem Bacchus geweiht war. Er deutet sie: Templum Baccho Dedicavit. — Backsteinpfeiler mit Stuck verkleidet, der verschiedenfarbig bemalt war, zwischen zweien von ihnen fand man eine römische, mit der Toga bekleidete Statue.

Ein Theater aus Backstein, dessen äußere Umfassung in gleichen Abständen gestellte Backsteinpfeiler mit buntem, wie Chinalack glänzendem Stuckbewurf in Rot oder Schwarz bilden. Die inneren Gewölbegänge tragen Arkaden, auf denen die Sitzstufenreihen ruhen. Die Gewölbe-

gänge zieren Gesimse mit Sparrenköpfen und Zahnleisten, hatten einst eine vollständige korinthische Säulenordnung und die Wandflächen zwischen den Säulen waren wohl mit allerlei Marmor ausgelegt. Darauf deuten Säulenstücke, korinthische Kapitäle, sowie Stückchen afrikanischen, roten ägyptischen und weißen parischen Marmors, Giallo antico, Cipollino, Serpentin und blumigen Achate, die unter den Theatertrümmern gefunden wurden. Die Praecinctio, die den ersten und zweiten Stock Sitzstufen scheidet, war im Moment der Ausgrabung noch völlig damit bekleidet. Dann erst wurde dieser Belag abgerissen und kam in das Lustgärtchen des Königs. Genannte Praecinctio, ein breiterer, halbkreisförmig den Sitzreihen folgender Gang, verlief oberhalb der ersten sechzehn Stufenreihen. Darüber beginnen neue Stufenreihen, die allem Anschein nach noch nicht freigelegt waren, als Herr Venuti von Neapel abreiste. Den Ein- und Ausgang vermittelten die Treppen der »Vomitoria«, die in zu ebener Erde laufende Gewölbegänge einmünden. Der Innendurchmesser des Baus von der Praecinctio über das untere Stufenstockwerk und Orchester oder Parterre hinweg betrüge nach Venutis Messungen sechzig Spannen. Nach Messungen, die man ihm später zuschickte, ist der gesamte Bau 160, der Innenbau 150 Fuß breit. Der Halbkreis vom einen Ende der Szene bis zum andern mißt zweihundertneunzig Fuß, die Bühne (pulpitum) ist fünfundsiebzig Fuß breit, und nur dreißig Fuß tief. Soweit ich jedoch die Örtlichkeit kenne, bezweifle ich die Zuverlässigkeit dieser Messungen, die man nur als groben Überschlag und an einzelnen unzusammenhängenden Teilen hat machen können. Denn der ganze weitläufige Bau steckt noch völlig im Boden, den man nur von da nach dort durch ein paar enge niedere Gänge durchquert hat. Herr Venuti vermutet, daß sich über der zweiten Stufenabteilung eine weitere Praecinctio mit großem Kranzgesims erhoben hat und daß auf ihr die Statuen gestanden haben, von denen man noch Bruchstücke auffand. Er meint auch, daß die Orchestra — wenn wir auch bei den Römern den Teil, den die Griechen so nennen und der bei uns Parterre heißt, so nennen dürfen — Marmorpflasterung zeigen dürfte. Die Sitzstufen liegen aufs Meer hinaus, »Podium«, Orchestra und Proscenium sind noch nicht weit genug ausgegraben, um eine Beschreibung zu ermöglichen. Rote Säulen mit zwischengestellten Bronzestatuen zierten die Rückseite des Bühnenhauses und dienten offenbar einer Straße, die vom Theater zum Meere führte, als Blickschluß. Die besterhaltenen dieser roten Säulen sind in die Kirche des hl. Januarius nach Neapel gebracht worden. — Drei große kannelierte Stucksäulen von schönen Verhältnissen, leider arg beschädigt, zwischen ihnen mit den Namen von Freigelassenen bedeckte große Marmortafeln. — Nahe beim Theater die Reste eines Herkulestempels, in welchem eine Statue des Gottes und allerlei Opfergerät gefunden wurde. Venuti meint,

daß möglicherweise ein Teil der im Theater gefundenen Säulen zu diesem Tempel gehört hat. Der Herkunftsort der einzelnen Fundstücke ist, wie er ausführt, jetzt nur noch schwierig festzustellen, da das Erdreich bei der planlosen Ausgraberei von einem Gang in den anderen geworfen und mehrmals durchwühlt wurde. Der Herkulestempel war eine hohe Halle, dessen heute umgestürzte Wände mit einem Chiaroscuro in Rot und Gelb bemalt sind, das Jagdbilder, wunderliche Fabelgeschöpfe, Perspektiven und allerlei anderes vorstellt. Die Rückwand steht noch und hat sich nur etwas schräg gelegt. Sie enthält zwei Bildnischen, worin sich zwei Gemälde je sieben achtzwölftel Spannen hoch und sechs eine halbe Spanne breit fanden, auf dem einen ist die Geschichte des Theseus, auf dem anderen die des Telephos dargestellt. Beide Bilder stützte man von hinten her durch große Schiefertafeln und schaffte sie von hier auf die Art, die ich schon in meinem ersten Berichte beschrieben habe, weg, was um so leichter von statten ging, als sie auf eine sehr dicke Auftragsschicht gemalt waren. Venuti erweist bei dieser Gelegenheit, daß schon die Alten auf die Art Fresken von ihrem alten Standort fortschafften, und daß man nach Varros Bericht von Damophilos und Gorgasos im Cerestempel beim großen Zirkus gearbeitete Fresken und Stuckreliefs anderswohin schaffte. Nachdem das Theseus- und Telephosbild aus der Tiefe heraufgebracht waren, bediente sich Herr Venuti mit Erlaubnis des Königs eines Sizilianers, namens Moriconi, Fähnrichs der Artillerie, dem es mittels eines Firnisses, mit dem er die Bilder überzog, gut geglückt ist, die Farben wieder aufzufrischen und für die Zukunft zu erhalten.

Die Ruinen einer Marktbasilika, man fand in der Mitte eine Statue des Vitellius, an den Seitenflügeln sechs marmorne Sockel und unten an ihnen die fast gänzlich zerschmolzenen Überbleibsel von sechs Statuen aus Bronze.

Ein Tempelchen oder eine mit Marmor verkleidete Kapelle, worin eine kleine, goldene Statue gefunden wurde.

Ein Wohnhaus, dessen Türe sehr groß und mit einem eisernen Vorhängeschloß zugesperrt war, das in Stücke fiel, als man es aufzubrechen versuchte. Nachdem das Erdreich aus dem Inneren weggeschafft war, stieß man zuerst auf einen kurzen Gang, der in gleicher Flucht in einen ausgegipsten und rotgetünchten Saal führte. Hier fand sich eine Anzahl Gefäße, Karaffen von dickem Glas, noch voller Wasser, außerdem zwei bronzene Schreine. Als man den zweiten aufmachte, lag ein schmales, zusammengewickeltes Silberband darin, das von griechischen, mit dem Stichel gemachten Schriftzeichen bedeckt war. Da es aber zerbrach, als man es zu entrollen versuchte, nahm es der König und tat es in seine Sammlung. Neben diesem Saal führt eine recht bequeme Treppe in ein Oberzimmer, dessen Decke eingedrückt war. Es scheint, nach der Menge

von Schüſſeln, Dreifüßen und anderen derartigen Geräten, die man darin fand, als Küche gedient zu haben. Hier ſah man auch Trauben und Nüſſe, die noch völlig das Ausſehen friſcher Früchte hatten, aber im Inneren verkohlt oder zu Aſche verbrannt waren. Neben dieſer Küche iſt ein faſt zerſtörtes Zimmer, in dem ſich ein recht ſchlecht gearbeitetes türkiſch gemuſtertes Moſaikpflaſter vorfand, außerdem ein großes bronzenes Schreibzeug, Medaillen und geſchnittene Steine. Noch zwei andere anſtoßende Zimmer ſcheinen zum gleichen Hauſe zu gehören, das eine ein mit viereckigen Steinchen gepflaſtertes Badezimmer, ausgeſtattet mit allerlei Gefäßen, bronzenen Becken, ſowie Schabeiſen und Badeſchrapen verſchiedener Größe, das zweite ein hübſcher Keller oder eine Trinkſtube. Man tritt durch ein mit weißem Marmor bekleidetes Türchen in ein Zimmer, das mindeſtens vierzehn Ellen tief und acht Ellen breit iſt (denn alles Erdreich iſt noch nicht herausgeſchafft). Dies Zimmer führt in ein ganz ähnliches, das vierzehn Ellen im Geviert hat. Beide Räume haben Marmorpflaſterung und ringsherum läuft ungefähr eine Elle hoch darüber eine Mauerbank mit Marmorverkleidung und einem Geſims. In die Mauerbank ſind marmorne Deckel eingelaſſen. Als man ſie abhob, wurden große, zur Aufnahme von Wein beſtimmte Terrakottaurnen ſichtbar, denen die Deckel als Verſchlüſſe gedient hatten. Die in das Mauerwerk eingelaſſenen Gefäße reichten noch weit unter das Kellerpflaſter, jedes mochte an fünf Fäßchen nach toskaniſchem Maß faſſen. Der zweite Keller hatte eine lange ſchmale Öffnung, die man anfangs als Fenſter anſprach, als ſie freigelegt war, ſah man aber, daß es ein in der Mauer ausgeparter Schrank war, ungefähr ſieben Fuß tief und bis obenhin mit Marmorſtüfchen ausgeſtattet von verſchiedener Farbe, deren jedes ein kleines, wunderhübſch gearbeitetes Geſims trug. Die Stufen dienten zweifellos zur Aufſtellung von Flaſchen, Bechern und Krügen. Man hat ſie zum Leidweſen aller Neubegierigen alleſamt entzweigeſchlagen, ebenſo wie die Mauerbank in beiden Kellern, um den Marmor zu Verkleidungen anderswo zu benutzen. Auch die irdenen Urnen zerbrachen beim Verſuch, ſie herauszunehmen. Es blieben ihrer nur zwei, deren Bruchſtücke man mit Eiſendraht wieder zuſammenflickte. Dieſe Urnen ſind ſtark gebaucht, ihr Hals ragte über die Mauerbank, in die ſie gelaſſen waren, etwas hervor.

An einigen Wohnhäuſern, aus denen man allen Schutt wegräumte, beobachtete man Folgendes: durchweg enge Treppen mit ganz gradlinig geführtem Geländer und kleine Fenſter, die wohl mit einer Art ſehr feinblättrigen Alabaſters verſchloſſen wurden, wovon ſich noch ein paar Stückchen vorfanden. Faſt alle Häuſer hatten einen kleinen, moſaikgepflaſterten Umgang, deſſen Wände mit Fabeleien auf rotem Grund bemalt waren. Die Mauerecken waren noch genau ſo ſcharfkantig, als ob

sie eben fertig geworden wären. Eisenteile waren fast ganz von Rost zerfressen, Bauhölzer behielten ihre Form, waren aber schwarz und selbstleuchtend. Wenn man sie berührte, fielen sie in Stücke. Die Holzart blieb am Geäder und der Maserung, die noch deutlich sichtbar sind, zu erkennen.

ANMERKUNGEN

(Im Namenverzeichnis sind die Anmerkungen durch ein Kreuz hinter der Seitenziffer kenntlich. Die Zeilenziffer bezeichnet die Stelle im 35 zeiligen Satzspiegel.)

Seite 1.

Zeile 3. Herr von Blancey war erster Sekretär des burgundischen Ständetages, der alle drei Jahre auf einige Wochen in Dijon zusammentrat. In den Zwischenzeiten lag die Provinzverwaltung zu einem großen Teil in seinen Händen. Er hatte auch den königlichen Gouverneur zu vertreten.

Zeile 11. Cœur de Roy war wie De Brosses Parlamentsrat in Dijon.

Zeile 13. Der Name Tavernier hatte für damalige Zeit ähnlichen Klang wie für uns Baedeker. Jean Baptiste Tavernier hat besonders Asien bereist. Seine Reiseberichte wurden viel gelesen. Deutsche Ausgabe von Herm. Wiederholt, Genf 1681: Beschreibung der 6 Reisen, welche Joh. Bapt. Tavernier, Ritter und Freiherr von Aubonne in Türkei, Persien und Indien innerhalb 40 Jahren durch alle Wege, die man nach diesen Ländern nehmen kann, verrichtet.

Seite 2.

Zeile 2. Germain Anne Loppin, Comte de Montmort, Parlamentsrat in Dijon, und wie De Brosses Sohn einer Enkelin des Rechtsgelehrten Charles de Fevret. F.

Zeile 4. Charles de Brosses hatte drei jüngere Geschwister: zwei Schwestern, Barbe, geb. 1710 und Charlotte, geb. 1717, und einen Bruder, Claude Charles, geb. 1713. — Schon 1733, einige Jahre nach dem Tode seines Vaters, hatte sich seine Mutter mit beiden Töchtern in das Fräuleinstift des hl. Benedikt Neuville Les Dames, zurückgezogen, wo sie sich ein schönes, geräumiges Haus hatte bauen lassen. Hierher kam in späteren Jahren De Brosses auf Wochen und Monate zu Besuch.

Zeile 8. Jean Baptiste Labat, Dominikanermissionar und Reisebeschreiber, (1663—1737) war zuerst Lehrer der Mathematik und Philosophie in Nancy. Von hier schickte ihn sein Orden auf die Antillen, die er kreuz und quer bereist hat. 1705 nach Europa zurückgekehrt, unternahm er eine Reise nach Italien und Spanien. Über seinen Aufenthalt in Amerika veröffentlichte er »Nouveau Voyage aux Iles d'Amérique« (Par. 1722) und ließ

dann Reiseberichte folgen auch über Länder, wo er nie gewesen ist, bspw. Afrika, in denen er seine Vorgänger vertrauensvoll abschreibt. De Brosses bezieht sich hier auf sein Werk »Voyage en Espagne et en Italie« ‹Par. 1730›, deutsch von Troltsch ‹Frankf. a. M. 1758—61›.

Seite 3.

Zeile 4. Marie Antier ‹1687—1747› war eine der berühmtesten dramatischen Sängerinnen ihrer Zeit. Sie trat 1712 zum ersten Male auf und spielte bis 1741 die Hauptrollen der Opern von Campra, Mouret, Monteclair, Destouches, Rebel, Lulli und Rameau, und zog sich 1741 mit einer Ehrenrente von 1500! Livres zurück. Marschall Villars ward nach seinem Siege bei Denain von ihr gekrönt.

Zeile 9. Sallé, berühmte Tänzerin der Zeit. Stich nach ihr von Fenouïl. Voltaire feierte sie durch folgendes Verschen:

Sallé, dont Terpsichoré avait conduit les pas
Fit sentir la mesure et ne la marqua pas.

Zeile 11. Die Tänzerin Camargo, geb. 1710 zu Brüssel, gest. 1770, feierte in der Pariser Oper 1734—51 große Triumphe. Ein charakteristisches Bild von ihr hat Lancret gemalt.

Zeile 19. Postboot entspricht etwa der Extrapost zu Lande. Es ist kleiner und wohl auch mit mehr Bequemlichkeit ausgestattet, als das nur an bestimmten Tagen fahrende billige Marktschiff.

Zeile 32. John Taylor ‹1708—1768› aus Norwich war ein Mitschüler Albrechts von Haller bei Boerhave. Er durchzog als Augenarzt Europa und einen Teil Asiens in einer mit Augen bemalten Kutsche, die in Riesenlettern die Aufschrift trug: QUI VISUM DAT, DAT VITAM, hielt einstudierte Reden an die Straße und heilte Kranke, besonders Starleidende, indem er die Kristallinse nicht entfernte, sondern in den Augapfel hinabstieß, was freilich meist spätere Entzündung zur Folge hatte. Er schrieb u. a.: »An account of the mechanism of the globe of the eye. — History of the travels and adventures of Chevalier John Taylor, written by himself.« Haese, Gesch. der Medizin.

Seite 4.

Zeile 5. Ritter Newton ist Sir Isaak Newton, der große englische Mathematiker und Philosoph ‹1643—1727›, der Entdecker des Gravitationsgesetzes.

Zeile 9. Louis François Duplessis, Duc de Richelieu ‹1698—1788›, Großneffe des Kardinals, Soldat und Diplomat, war einer der erfolgreichsten Höflinge seiner Zeit. Das Geschenk, mit dem die Lyoner Kaufmannschaft sich das Wohlwollen des mächtigen Herrn, der kurz zuvor zum Feld-

marſchall und Lieutenant Général du Roi im Languedoc ernannt worden war, warm zu halten ſucht, iſt geſchickt gewählt, denn Herr von Richelieu legte Wert auf bequemes Reiſen. Sein Reiſewagen war zugleich Boudoir und Alkoven, von acht kräftigen Poſtpferden gezogen, ſchlummerte er in einem wirklichen Bett, das durch kunſtreiche Federung gegen Stöße geſchützt war. ⟨Taine.⟩

Zeile 17. Pallu, Maître de Requêtes und Intendant von Lyon, war mit De Broſſes gut befreundet. In ſpäteren Jahren arbeitete er mit ihm an einer Übertragung der Dichtungen Metaſtaſios, die jedoch nicht fertig geworden iſt, weil ihnen ein anderer zuvorkam.

Zeile 21. Brignolchen. Der Vers lautet franzöſiſch:

Le bon seigneur de Brignolet
Très aimable et très frivolet.

Er ſcheint einem Voltaireverſe nachgebildet ⟨Volt., Lettres en vers et en proſe, zitiert bei Littré⟩:

Rendez-nous donc votre présence
Galant prieur de Trigolet,
Très aimable et très frivolet.

Einen Brignole, auf den ſich dies Verschen beziehen könnte, hatte De Broſſes vielleicht in Dijon oder Paris kennen gelernt. 1737 nämlich ſchickte die Republik Genua Gianfrancesco de Brignole-Sale als außerordentlichen Geſandten nach Paris, um militäriſche Hilfe gegen die aufrühreriſche Inſel Korſika zu erbitten, auf der ſich der weſtfäliſche Baron von Neuhof zum König hatte ausrufen laſſen. Wie S. 51 zeigt, hat De Br. in Genua viele italieniſche Beziehungen.

Zeile 27. Henri Armand Duc de Villars, Sohn des tüchtigen und berühmten Feldmarſchall V., von dem er die Würde eines ſpaniſchen Granden, den Poſten des Gouverneurs der Provence und den Platz in der Akademie erbte. Er verkehrte viel mit Voltaire und wirkte bei deſſen Theateraufführungen mit. Auch Melchior Grimm und Bachaumont ⟨in den Mémoires ſecrètes⟩ ſprechen andeutungsweiſe von ſeinen widernatürlichen Neigungen.

Zeile 28. Der Kardinal von Auvergne iſt Heinrich Oswald von Auvergne, älteſter Sohn des Maurice de la Tour. Sein Vetter, Kardinal von Bouillon, verhalf ihm zu fetten Pfründen. Doktor der Sorbonne 1695, ward er raſch nacheinander Dompropſt von Straßburg, Abt von Clugny, uſw., kaufte 1732 das Amt des Großalmoſenpflegers der Königin für 300000 Livres, ward Prior des Hl. Geiſtordens und 1737 Kardinal. Auf welche Art Verfehlungen De Broſſes verſchiedentlich bei ihm anſpielt, habe ich nicht finden können.

Zeile 34. Abdenago = Abed-Nego, einer der drei jüdischen Statthalter, die Nebukadnezar in den feurigen Ofen werfen ließ. Daniel 3, 14 ff.

Seite 6.

Zeile 3. Côte rôtie, wörtlich »Schmorrippe«, heißt eine zur Gemeinde Ampuis gehörige Hügelreihe im Département Rhône.

Zeile 24. Der Eremitagewein weckte bei unserem Briefschreiber wahrscheinlich sowohl gastronomische wie literarische Erinnerungen. Vielleicht fiel ihm Boileau's Repas ridicul ein, wo es heißt:

...... et d'abord
Un laquais effronté m'apporte un rouge-bord,
D'un Auvernat fumeux qui, mêlé de lignages,
Se vendait chez Crenet pour vin de l'Ermitage.

Zeile 32. Jaques de Crussol vermählte sich 1486 mit einer Uzès, ihre Nachkommen führten beide Namen. Die Ruinen heißen heute die Cornes de Crussol, der sagenhafte Riese Crussolius.

Seite 7.

Zeile 1. Joly de Chintrey war ein Amtsgenosse De Brosses' und seit 1718 im Parlament. Er ward 1744 wegen des Widerstands, den das Parlament demütigenden Anforderungen des Königs leistete, zusammen mit De Brosses verbannt. Foisset, Présid. de Br. S. 93, Anm.

Zeile 14. Die Riesenknochen des Herrn Buard scheinen nach neueren Berichten von einem Mammut herzustammen.

Seite 8.

Zeile 29. Die Seigneurie Caderousse, im Mittelalter den Ancezunes gehörig, ward 1683 für den Generaladjutanten Ludwigs XIV., Just-André-François von Ancezune-Cadard zum Herzogtum erhoben.

Zeile 31. Roquemaure, wo der erste Avignoner Papst Clemens V. gestorben ist, gehörte dem Kirchenstaat seit dem XIV. Jahrhundert.

Seite 9.

Zeile 22. Die Grafschaft Venaissin mit der Hauptstadt Carpentras, die durch die Albigenserkriege an die Könige von Frankreich gekommen war, hatte Ludwig III. schon 1273 an Papst Gregor X. abgetreten. Papst Clemens VI. kaufte schließlich 1348 von der Königin Johanna von Neapel Stadt und Grafschaft Avignon, wo die Päpste seit 1309 residierten. Als der Papstsitz 1377 wieder nach Rom verlegt wurde, ließen sie die Herrschaft Avignon durch Legaten, später durch Vizelegaten verwalten. Ludwig XIV. hat Avignon viermal eingenommen, gab es aber stets der

Kurie zurück. In der Revolutionszeit ward der päpstliche Vizelegat Filippo Cassoni vom Volk verjagt, ein Dekret vom 14. Sept. 1791 verleibte es Frankreich ein.

Zeile 31. De Brosses will wohl Innocenz VI. als Erbauer der Ringmauern nennen, nicht Innocenz V., der nie in Avignon war. Innocenz VI. regierte von 1352—1362 und residierte in Avignon.

Seite 10.

Zeile 9. Gemeint ist wohl der Dichter Déspériez, Kammerdiener der Margarete von Navarra, Rabelais' Zeitgenosse. Sein »Cymbalum mundi« wurde gerichtlich verbrannt, er selbst beinahe auch. Er schrieb außerdem »Nouvelles recréations« und »Joyeux devis«. Er starb um 1544.

Zeile 32. Saint' Agricole wurde um das Jahr 580 über einem antiken Zirkus erbaut und von Papst Johann XXII. erneuert. — Der hl. Agricola, ein Edelmann aus Bologna, lebte um 304 unter Diokletian, unterrichtete seinen Sklaven Vitalis in der christlichen Lehre. Dieser wurde zu Tode gemartert, er selbst ans Kreuz geschlagen.

Seite 11.

Zeile 1. Phaeton, eine sehr beliebte Oper von Quinault mit Musik von Lulli, ward zuerst aufgeführt 1683.

Zeile 3. Wahrscheinlich das Grabdenkmal des Kardinals de Brancas, heute im Mus. Calvet, Erdgeschoß. B.

Zeile 11. Das Novizenhaus ist heute Lycée. Darin eine schöne Heimsuchung von Mîgnard. B.

Zeile 17. Souvan ist Philippe Sauvan, geb. 1698 in Arles Dép. Bouches du Rhône. gest. das. 1792, Sohn und Schüler des Honoré S., dann bei P. Parrocel und in Italien gebildet. Er ließ sich in Avignon nieder, malte Heiligenbilder, Bildnisse. H. W. S. A. K. L.

Zeile 27, 28. Diese Stelle zeigt, daß De Brosses sich auch als Zeichner betätigte, was keiner seiner Biographen erwähnt. Viel Zeit hat er auf seiner Reise nicht dazu gefunden, denn nur zweimal erzählt er, daß er zeichnet (S. 242 letzter Abs. — 243 und S. 251, Zeile 4 ff). In diesen beiden Fällen handelt es sich mehr um topographische Aufnahmen. Bouchardon ist wohl Edmé Bouchardon, (1698—1762) der Schöpfer des Grenellebrunnens und des leider 1792 zerstörten Reiterstandbildes Ludwigs XV. Daß B. Beziehungen zu Dijon hatte, wird aus einem Briefe Buffons ersichtlich, in welchem er mit ihm über die Schaffung einer Medaille für die neugegründete Akademie von Dijon verhandelt. (Corr. de Buffon, hrsg. von Henri Nadault de Buffon. Par. 1860.) Möglicherweise hat De Brosses in Paris bei ihm gezeichnet.

Seite 12.

Zeile 4. Stanislaus Kostka, geboren 1550 in Rostkow, gestorben noch nicht 18jährig in Rom, ist Patron der Novizen und Studenten. Der Heilige stammte aus adligem polnischem Geschlechte und war nach der Legende so himmlisch rein, daß er beim Anhören eines unreinen Wortes in Ohnmacht fiel. In schwerer Krankheit reichte ihm die hl. Barbara die Kommunion, später erschien ihm die Mutter Gottes mit dem Jesuskind und gebot ihm, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Er reiste heimlich nach Rom, ließ sich von Franz Borgia in den Orden aufnehmen und setzte seine Ehre darein, die niedrigsten Dienste zu verrichten. Zehn Monate darauf starb er.

Zeile 7. Saint-Martial ist heute »Temple« (protestantische Kirche).

Zeile 14. Einen Bildhauer Perris habe ich nirgends gefunden.

Zeile 21. Lacurne und Sainte-Palaye waren Zwillingsbrüder, geboren in Auxerre 1697, und einander so in brüderlicher Liebe zugetan, daß sie beide auf die Heirat verzichteten. Der Erstgeborene und Bekanntere der beiden, Sainte-Palaye, hat bahnbrechend gewirkt für die romanische Forschung. Auf Grund seiner »Histoire des troubadours« war er seit 1724 Mitglied der Académie des Inscriptions, welcher Titel unseren Reisenden als bequeme Einführung in die wissenschaftlichen Kreise Italiens zustatten kommt. Außerdem schrieb er: Dictionnaire des Antiquités — Glossaire de l'ancienne langue française — Mémoire sur l'ancienne chevalerie — Dictionnaire historique de l'ancien français — Lettre à Bachaumont sur le bon goût dans les arts et les lettres. — Les amours du bon vieux temps (Aucassin et Nicolette), die er übersetzt hat. Er starb 1781.

Zeile 30. Die »Vier Facardins« sind ein unvollendetes Märchen im romantisierenden Stil nach dem Vorbild von »Tausend und eine Nacht«, wie man sie damals auffaßte. Alles Naive und Volkstümliche der alten Form ist unter geistreichelnden Zeitanspielungen und raffinierten Schlüpfrigkeiten verschwunden. Ihr Verfasser ist Antoine de Hamilton (1646—1720), der auch die Memoiren des Grafen Grammont geschrieben hat. (Eine deutsche Übersetzung des XVIII. Jahrhunderts ist bei Bertuch in der »Blauen Bibliothek« in Gotha erschienen.) Das Bild des Sekretärs Jasmin hat sich in De Brosses Erinnerung verändert. In Hamiltons Märchen wird das Kamel, auf dem Jasmin reitet, von einer betrunkenen Musikantenbande auf der Brücke scheu und springt über das Geländer in den Fluß. Dabei verliert Jasmin seine Zettelchen.

Seite 13.

Zeile 6. Unter Berline wird eine bequeme Kutsche mit meist vier Sitzen und Verglasung verstanden, in Art unseres Landauers. Sie wurde zuerst

in Berlin zur Zeit des Großen Kurfürst nach Zeichnungen des Architekten Chièse gefertigt.

Zeile 7. Hinter »bemerkt habe« ist einzufügen: Die Träger waren mit solcher Liebe bei ihrem Geschäft, daß sie sich erboten, uns bis Marseille zu tragen.

Zeile 18. Poussin, Nikolaus Poussin, (da De Brosses Gaspard Poussin streng von ihm unterscheidet), geb. zu Andelys in der Normandie, lebte von 1594 bis 1665, seit 1624 mit kurzer Unterbrechung in Rom.

Zeile 20. Die Perelle, der Vater Gabriel P. und seine Söhne Adam und Nicolaus P. sind eine begabte französische Stecher- und Malerfamilie des XVII. Jahrhunderts. Der Abbé Marolles hatte schon 1666 767 Blätter von ihnen gesammelt. A. K. L. II, 1767.

Zeile 21. Le Clerc, Sebastian, (1637—1714) Kupferstecher und Zeichner von Metz, ward 1680 Professor der Geometrie und Perspektive an der königlichen Malerakademie zu Paris.

Seite 14.

Zeile 6. Antonius Forbéra finde ich sonst nirgends erwähnt.

Zeile 16. Benedetto Castiglione, genannt »il Grechetto«, geb. zu Genua 1616, gest. in Mantua 1670, lernte bei G. Andrea De Ferrari und G. B. Paggi. Neben Bassano der geschätzteste italienische Tiermaler, ist er auch als Landschafter und Figurenmaler einer der geistreichsten und temperamentvollsten Künstler der genuesischen Schule. Th. u. B.

Zeile 17. Giov. Franc. Barbieri, genannt il Guercino, (1591—1666) ist der bedeutendste Kolorist der Bologneser Schule.

Zeile 18. Charles Lebrun, geb. zu Paris 1619, gest. das. 1690, Schüler seines Vaters, der Bildhauer war und S. Vounets. Vounet nahm ihn mit nach Rom. Lebrun ward der Begründer der Kgl. Akademie (1648) und Leiter der ungeheuere Summen verschlingenden künstlerischen Arbeiten Ludwigs XIV.

Zeile 24. Renaud Levieux, geb. als Sohn eines Goldschmieds in Nîmes 1625, bildete sich auf mehrfachen Reisen in Italien. In Rom malte er 1685 eine Reihe von Bildern aus der Geschichte Johannes des Täufers für die Kapelle der schwarzen Büßer zu Avignon. In Aix befinden sich Bilder von ihm in den Kirchen St. Jean und Madeleine.

Zeile 33. Philippe de Champaigne, geb. in Brüssel 1602, zuerst Schüler des Jacques Fouquières in Antwerpen, ging 1621 nach Paris, wo er sich unter Duchesnes weiterbildete, mit N. Poussin zusammentat und nach dessen Tode Hofmaler der französischen Königin Anna von Österreich wurde. Sein Ruf als Maler wurde durch Ch. Lebrun verdunkelt.

Zeile 34. Unter »lombardischer Schule« versteht De Brosses, wenn man Littrés Erklärung von École lombarde glauben darf, die Bolognesische Malerschule der Carracci.

Seite 15.

Zeile 4. Als Maler Mignard kommt für Avignon hauptsächlich Nicolas Mignard, gen. Mignard d'Avignon, in Betracht, von dem sich heute noch viele Werke dort befinden, so in der Kirche von Villeneuve, im Hospiz und anderswo. Er ward 1606 in Troyes geboren, starb 1668 in Paris. Freilich finden sich auch Bilder seines bekannteren Bruders hier, des Pierre M., geb. in Troyes, gest. als Akademiedirektor in Paris. (1612—95.)

Zeile 11. Die hl. Roseline von Villeneuve (1239—1329) lebte als Kartäusernonne seit ihrem 17. Jahr im Kloster Bertand zwischen Drac und Durance. Sie wird abgebildet als Kartäuserin mit Kerze, Lilie, Buch und Kranz.

Zeile 15. Der hl. Bruno, nach den Bollandisten aus dem Geschlecht der Hartenfaust, stammte aus Köln. Nach der Legende erlebte er, wie einer seiner philosophischen Lehrer in Reims, der gestorben war, sich plötzlich von der Bahre aufrichtete, und daß der Leichnam sich erst als vor Gericht gestellt, dann als abgeurteilt und zuletzt als verdammt bezeichnete. Tieferschüttert beschloß Bruno Mönch zu werden. Da ihm kein Gelübde streng genug war, gründete er mit Erlaubnis des hl. Hugo von Grenoble mit 6 Genossen eine Niederlassung in getrennten Wohnungen. Ihr besonderes Gelübde ist das des Schweigens. Die später aufgesetzten Regeln gebieten auch kärgliche Kost und wenig Schlaf. Ihre Beschäftigung ist Beten und Schreiben von Andachtsbüchern. Sie tragen eine weiße Kutte mit Skapulier, außerdem Bußgürtel.

Zeile 24. Die Kartause liegt heute in Trümmern, das in der Sakristei erwähnte Grabmal Innocenz VI. (1352—62) befindet sich in der Kapelle des Hospizes. Auch ein Teil seiner Gemäldesammlung im ersten Stock und der Bilder der Kirche in Villeneuve dürften von dort stammen.

Seite 16.

Zeile 3. Diese gelben Hüte und Läppchen waren für die Juden behördlich vorgeschriebene Abzeichen.

Zeile 6. Charakter und Leben des hl. Peter von Luxemburg (1369—87) hat mit dem des hl. Stanislaus Kostka manches Verwandte. Dem fürstlichen Hause Luxemburg-Ligny entstammend, studierte er schon mit zehn Jahren an der Pariser Universität, ward mit vierzehn Jahren Bischof von Metz und bald darauf Kardinal. In Metz zog er barfuß auf einem Esel als Bischof ein. Er starb, von Fasten und Büßen geschwächt, vor Vollendung des achtzehnten Lebensjahres.

Zeile 11. Als Ergänzung zu dem Bericht unseres Briefschreibers, der als echter Sohn seines Jahrhunderts über mittelalterliche Dinge häufig ohne Kenntnis und Verständnis abspricht, lasse ich Blainville sprechen: »König Renatus hatte eine hochgeliebte Beischläferin. Wir haben noch ein Denkmal von der Heftigkeit seiner Leidenschaft, welchem in der ganzen romanhaften und verliebten Welt nichts gleichkommt. Dieses unglückliche Frauenzimmer starb in seiner Abwesenheit, als er eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen hatte. Bei seiner Rückkunft ließ er ihren Sarg eröffnen und malte als ein vermischtes Denkmal der Liebe und der Andacht mit eigener Hand das Bildnis des allerschönsten Frauenzimmers zu ihren Zeiten so ab, wie es nun zu einem stinkenden Gerippe geworden war. Dies Gemälde schenkte er als Erinnerung an den Tod für die Schönen von Avignon in die Kirche der Cölestiner, wo es in der Sakristei noch zu sehen ist. Man kann aus der Art, mit welcher es verfertigt ist, sicher schließen, daß es das wahre Urgemälde sei und die Welt kann kein so gräßliches Bildnis aufzeigen als dieses ist.« Über die Gemütsstimmung, aus der heraus dies Bild entstanden ist, geben am besten die von De Brosses erwähnten Verse Aufschluß, die die Tote zu den Schönen von Avignon spricht, (abgedruckt in den Werken des König René herausgeg. von Quatrebarbes) und die ich in freier Übertragung hierhersetze.

Einstmals war schön ich über alle Frauen,
Nun ward ich durch den Tod so anzuschauen.
Mein Fleisch, das vordem schön und frisch und zart
In graue Asche ganz verwandelt ward.
Gar lustig war mein Leib, solch edler Art!
In weiße Seiden pflegt' ich ihn zu kleiden,
In Zobelpelze und in Hermelin,
Nun steh' ich nackt, von allem Kleid geschieden.
In schönem Schlosse wohnt' ich mit Vergnügen,
Der enge Sarg gibt mir nun jed' Genügen.
War einst mit Teppichen mein Gemach verziert,
Mit Spinnweb nun die Gruft erfüllet wird.
Manch einer lobte mich, ging er vorbei,
Nun achtet keiner mein, wie nah' er sei.
Für alle war ich Herrin, »schön und lieb«,
Nun achtet's keiner, was noch von mir blieb.
Ja, daß man einst mich allerorten pries,
Längst alle die Erinnerung dran verließ.
Bedenk' es jede, die in Schönheit prange,
Zum Grab führt jeder Schritt auf ihrem Gange,

Ob Frau, ob edle Maid, ob Bürgerin,
Gutes zu wirken lenke sie den Sinn,
Gar bald wird man euch schauen wie jetzt mich,
Denn ihr seid sterblich, wie dereinst war ich.

H. W. Singer erwähnt eine »Danse macabre« im Musée de Rennes als gezeichnetes Bild Renés, was mit unserem identisch sein könnte. Es war mir leider unmöglich, näheres über das Bild zu erfahren.

René I. von Anjou, Graf, nicht, wie De Brosses sagt, »König« von Provence, Herzog von Lothringen, Titularkönig von Neapel und Jerusalem, lebte von 1409 bis 1480. Ein romantisch-humoristischer Schimmer umgibt die Gestalt dieses Maler- und Dichterkönigs. Als Kaiser Sigismund Renés Gemahlin Isabella, die Tochter des letzten Lothringer Herzogs Karls II., mit Lothringen belehnte, ließ ihn Anton von Vaudemont durch seinen Bruder Philipp von Burgund gefangen setzen. Sechs Jahre lang blieb er auf verschiedenen Schlössern in Haft, so auch in Dijon, wo er zu seiner Unterhaltung die Wände seines Gefängnisses in der Tour de Bar ausmalte. Im Kampf um das ihm durch die Königin Johanna vererbte Königreich Neapel war er nicht glücklicher, mußte Alfons von Aragon weichen und 1442 verzichten. Er überließ Lothringen seinem Sohn Johann, stand aber bis an sein Lebensende seinem königlichen Schwager Ludwig XI. treu zur Seite, der ihm mit immer neuen Forderungen lohnte. Als Fürst erfolglos, ist ihm auch die Ausprägung einer starken künstlerischen Eigenart versagt geblieben. Seine dichterischen Werke sind mit Wiedergabe der Miniaturen von Quatrebarbes neu herausgegeben, eine hübsche dichterische Gestaltung seines Lebens gibt in dem Gedicht »König René« Konrad Ferd. Meyer.

Seite 17.

Zeile 2. Als die päpstliche Regierung Buondelmonti zum Nuntius in Paris vorschlug, ließ ihn die französische Regierung durch ihren Botschafter in Rom, den Herzog von Saint-Aignan als nicht genehm ablehnen. Das Verhältnis des Vizelegaten von Avignon zur französischen Regierung war meist gespannt, da Frankreich diese nicht zu verteidigende päpstliche Enklave bei Zwistigkeiten mit dem Papst drangsalierte, um einen Druck auszuüben. Eine Belagerung der Stadt war dazu garnicht einmal nötig, hatte die französische Regierung es doch jederzeit in der Hand, dem kleinen Staat durch ein paar Reiterabteilungen die Zufuhr abzuschneiden. (Vgl. Mercure de France 1738. Août.)

Zeile 11. Scaramouche, italienisch »Scaramuccio« verdrängte den alten Capitano und ist seit etwa 1680 neben Arlecchino eine der ständigen Figuren der italienischen Posse. Er ging ganz schwarz in spanischer Tracht

und verkörperte den neapolitanischen Abenteurer und Aufschneider, der unter der spanischen Herrschaft in Italien eine große Rolle spielte. Kraft poetischer Gerechtigkeit bekommt er von dem den Italiener vorstellenden Arlecchino Prügel. In Frankreich ward er durch den Neapolitaner Tiberius Fiorelli volkstümlich, der König Ludwig XIV. mit seinen Späßen erheiterte.

Zeile 29. Die Parrocel sind eine Malerfamilie, die von Mitte des XVII. bis Mitte des XIX. Jahrh. in Italien und Frankreich gewirkt hat. Der Maler unseres Bildes ist wahrscheinlich Pierre Parrocel, geb. 1670 in Avignon, gest. 1739 in Paris, Schüler seines Oheims Joseph P. und Carlo Marattas. Von ihm befinden sich noch heute Bilder in der Kathedrale von Avignon.

Seite 18.

Zeile 5. Simon von Châlons, geb. in Châlons in der Champagne, malte zwischen 1545 und 1565 in Avignon. Singer nennt von ihm »Gnadenjungfrau« im Museé Calvet, »Geburt« in S. Pierre, »Pfingstfest« in S. Didier.

Zeile 11. Die Franziskanerkirche samt dem Grabmal der Laura ist heute zerstört. Überbleibsel der Kirche finden sich im Collège S. Josèphe.

Zeile 11 ff. Über die Auffindung dieses Grabes i. J. 1533 durch einige philologische Petrarcafreunde, die Gründe, die dafür und dagegen sprechen, daß hier Petrarcas Laura bestattet lag, vergleiche Blancs Aufsatz (in Ersch' und Grubers Encyklopädie) über Petrarca, der auch das kaum von Petrarca stammende Sonett, das Franz I. zu dem wiedergegebenen Gedicht anregte, abdruckt. Es lautet (ohne den mir unverständlichen vierzeiligen Anhang) deutsch:

Hier ruhn die keuschen seligen Gebeine
Der edlen Seele, einzig auf der Erde,
Hast rauhen harten Stein nur bei dir in der Erde
Und Ehr' und Ruhm, wie heiß ich auch um deine Schönheit weine.

Tod riß am grünen Lorbeer und zerspellte seine
Saftfrische Wurzel . . . was lohnt die Beschwerde
Von zwanzig langen Jahren, war's nicht mehr noch? Irre werde
Ich dran im trüben Sinnen . . . Tod schloß ihn fest in engen Grabes Steine.

In Avignon erwuchs das selige Reis
Und welkte auch und starb, und hier liegt bei ihm nieder
Stift, Tint' und Feder, Kunst, Vernunft und Fleiß.

O du lebendiges Antlitz, ihr beseelten Glieder,
Die ihr noch jetzt mich peinigt und zerreißt!
Knie jeder, bete: Nehm' dich der Herr in seinen Frieden wieder!

Zeile 35. Titiano Vecellio, geb. 1477 in Pieve di Cadore, gest. 1576 in Venedig.

Seite 19.

Zeile 4. Die Dominikaner, »Prediger«, »Jakobiner«, sind ein von dem hl. Dominikus 1215 gegründeter Predigerorden. Dadurch, daß ihnen 1232 die Inquisition übertragen wurde, wurden sie tatsächlich »die Spürhunde des Herrgotts« »Domini canes«, wie man sie mit einem sprichwörtlichen Wortspiel der Zeit nannte. Jakobiner hießen sie nach der Rue St. Jacques in Paris, wo ihre Hauptniederlassung in Frankreich war. Das gleiche Gebäude gab später den Jakobinern der Revolution, die darin tagten, ihren Namen.

Zeile 7. Weiße Büßer = pénitents blancs, fromme Bruderschaft der Lyoner Gegend. Heinrich III. nahm 1583 an ihren Prozessionen teil und gründete eine ähnliche Bruderschaft. Die Büßer tragen ein weißleinenes sackartiges Gewand und eine spitze Kapuze mit Löchern für die Augen. In der Languedoc und der Dauphiné trugen sich die Büßer blau, in der Franche Comté schwarz. Außerdem gab es graue, violette und rote Büßer. Die Kapelle (Chapelle des Pénitents-Blancs) ist noch heute vorhanden. Sie hat Bilder von Nicolas und Pierre Mignard, Charles und Pierre Parrocel und anderen.

Zeile 31. James Butler, Herzog von Ormond, englischer Staatsmann, zuerst Anhänger König Wilhelms III. und Vizekönig von Irland. Von König Georg abgesetzt, wurde er als Hochverräter geächtet und floh nach Frankreich. Nun konspirierte er offen für den Prätendenten Jakob III. und befehligte die spanische Flotte, die diesen nach England bringen sollte. Nach dem Scheitern des Unternehmens zog er sich mit einer spanischen Pension nach Avignon zurück, wo er auch starb.

Seite 21.

Zeile 6. »In unverhüllter Natürlichkeit«.

Seite 23.

Zeile 16. Das Parlamentsgebäude ist heute verschwunden.

Zeile 24. Nicolas Pinson, Maler und Radierer, geb. um 1640 in Valence.

Zeile 28. Strafkammer — la Tournelle — aus »tour criminelle« nach der Pariser Strafkammer, die erst in einem kleinen Turm lag, so genannt. Die Tournelle war nicht zuständig für Adlige und Staatsmänner.

Zeile 34. Guillaume du Vair, Präsident der Provence (1556—1626), einer der besten Gerichtsredner seiner Zeit, Philosoph und Schriftsteller, war Geistlicher und Jurist zugleich. Maria von Medici machte ihn zum Siegelbewahrer, außerdem hatte er das Amt eines Bischofs von Lisieux. Ein Urteil über ihn sagt, er sei »Gallicain par haine du fanatisme et libertin par haine de l'intolérance« gewesen. Seine Schriften: De la constance et consolation ès calamités publiques, La sainte Philosophie, La Philosophie morale des stoïques, Traité de l'éloquence française et des raisons pourquoi elle es demeurée si basse, Méditations sur les psaumes, Manuel d'Épictète erschienen zwischen 1606 und 1641 in mehreren Auflagen.

Seite 24.

Zeile 3. Präsidenten mit Mütze — »présidents a mortier«. Die unseren heutigen Anwaltsbaretts ähnelnde Mütze wurde von den Kanzlern und den großen Präsidenten getragen, sie ist heute noch bei der Cour de Justice üblich.

»C'est la leur diadème, ils en font plus de compte,
Que d'un cercle à fleurons de marquis ou de comte
Et des larges mortiers à grands bords rabattus.«

Volt. Ép. 76.

Zeile 9. Das Stadthaus steht heute noch.

Zeile 16. Karmeliter. Der Orden von »Unserer lieben Frau vom Berge Karmel« wurde in Palästina im XII. Jahrhundert gegründet und ist einer der großen Bettelorden. Es gibt männliche und weibliche Karmeliter. Tracht weißbraun. Sie tragen Schuhe.

Zeile 22. Finsonius ist Louis Finson, geb. in Brügge 1580, gest. 1630. (Chenevière).

Seite 25.

Zeile 7. Väter des Oratoriums. Die Kongregation der Oratoraner wurde im Jahre 1564 zu Rom gegründet. Ihr Stifter ist der hl. Filippo Neri (1515—95).

Zeile 18. Marquis d'Argens, Vater des später als Freund Friedrichs des Großen bekannt gewordenen Marquis d'A. Er war Procureur Général zu Aix. Die hier erwähnte Sammlung stammt wahrscheinlich aus der Erbschaft des J. B. de Broyer, Marquis d'Éguilles, der ein feiner Kunstkenner und eifriger Sammler und mit den d'Argens nahe verwandt war.

Zeile 34. Bastides von bastir, bâtir = bauen sind kleine Landhäuser, etwa wie die römischen »villini«.

Seite 26.

Zeile 14. Comte Fontette Sommery starb als Geschwaderchef. Co.

Zeile 26. Herzogin von Modena. Charlotte Aglaë, fünftes Kind und vierte Tochter von Philipp II. Orléans, Regent von Frankreich, mit dem Titel: Mademoiselle de Valois. Geboren 1700, heiratete sie 1720 den Erbprinzen Franziskus Maria von Modena.

Seite 28.

Zeile 11. Karl Borromäus, Kardinal von Mailand, pflegte zur Zeit der Pest die Kranken mit größter Selbstverleugnung. Das Relief von Puget ist noch heute im Quarantäneamt, der »Santé«, im Sitzungssaal.

Zeile 13. Pierre Puget, geb. in Château-Follet bei Marseille 1622, gest. 1694 in Marseille.

Seite 32.

Zeile 3. Pierre Guérin de Tencin (gest. 1758), Erzbischof von Embrun und Kardinal, reiste damals mit den Geheimaufträgen der französischen Regierung zum bevorstehenden Konklave nach Rom.

Zeile 29. »Blankchen«, — De Brosses nennt Frau von Blancey mit einem Scherznamen, der seiner Vieldeutigkeit wegen deutsch nicht wiederzugeben ist. De Brosses sagt nicht »Blancette«, sondern Blanquette, was die von mir mit Blankchen wiedergegebene Verkleinerungsform von Frau Blancey noch deutlich genug anklingen ließe, gleichzeitig aber die Vorstellung von allerhand Gaumengenüssen erweckte. Denn Blanquette heißt sowohl ein Gascogner Weißwein, eine Birne und ein holländisches Weißbier.

Zeile 31. Frau von Montot, Geborene Suremain de Flamerans, war die Gattin eines Parlamentsrats zu Dijon, eines Schwagers des Herrn von Quintin.

Seite 33.

Zeile 1. Herr von Neuilly war Parlamentsrat zu Dijon, danach Botschafter in Genua. Den ihm angetragenen Platz eines ersten Präsidenten des Parlaments von Besançon hat er aus Gesundheitsrücksichten nicht mehr angetreten. Er starb 1774.

Seite 34.

Zeile 7. Katherina Cadière, die von ihrer Umgebung für eine halbe Heilige gehalten wurde, erhob gegen ihren früheren Beichtvater, den Jesuiten J. B. Girard, Anklage wegen Verzauberung und Verführung und ward im ersten Rechtsgange wegen Verleumdung zum Strang, Gefäng-

nis und Geldbuße verurteilt. Auf ihre Berufung ward sie und der Pater Girard 1731 in Aix freigesprochen, letzterer nur mit ganz geringer Mehrheit, indem die Hälfte der Richter auf Verbrennung, zwei auf Galeerenstrafe und die übrigbleibende Minderheit auf Freispruch erkannt hatte. Der Prozeß machte dadurch, daß er sich zu einem Kampf zwischen den Jesuiten und Jansenisten auswuchs, – den Jesuiten hatte der Dominikaner Nikolaus als Beichtvater der Cadière abgelöst – ungeheueres Aufsehen. Ganz Frankreich teilte sich in zwei Lager, für und wider den Jesuiten. Nach Fällung des letzten Urteils ließ Minister Fleury, um Unruhen zu verhüten, Aix militärisch besetzen. Wie Voltaire und ein großer Teil Frankreichs urteilte, zeigt ein Vers aus der Pucelle (II):

So wie man sagt, daß Père Girard
Der niedlichen Cadière, als er sie absolvierte,
Lüstern dem Kind die Kribbelkrabbelschar
Der tausend Teufelchen insinuierte.

Zu vergl. Die Europäische Fama von 1739, Causes célèbres und Memoiren des Marquis d'Argens (1749), der als Sohn des Staatsanwaltes von Aix den Prozeß in allen seinen Phasen miterlebte.

Zeile 23. Cavaliere Bernini, Lorenzo (1598—1680), der gepriesenste Bildhauer des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, kam 1665 nach Toulon auf der Durchreise nach Paris, wohin Ludwig XIV. ihn in Bewunderung seiner Kunst eingeladen hatte. Bei der Rückreise erkrankt, war er Gast von De Brosses Großvater, des Parlamentsrat Pierre De Brosses in Dijon, und malte zum Dank ein Deckenbild im Palais Despringles, das die De Brosses damals bewohnten. So verknüpfte De Brosses mit dem Namen Bernini persönliche Jugend- und Familienerinnerung.

Seite 36.

Zeile 11. »Der arme Herr Kardinal«, nannte die Mutter Ludwigs XIV. die Regentin Frankreichs Anna von Österreich den ihr anfangs verhaßten Kardinal und Minister Mazarin, als er ihr Freund und Vertrauter geworden war. Die Frondisten behaupteten sogar, sie habe mit ihm in geheimer Ehe gelebt. Mazarin wurde 1602 in Piscina in den Abbruzzen geboren, studierte 1618 in Rom, hierauf in Alcalá in Spanien, wird päpstlicher Offizier und wegen seiner Sprachgewandtheit als Dolmetsch, bald auch selbständig diplomatisch verwandt. Sein Verdienst ist das Zustandekommen des Friedens bei Cherasco zwischen Frankreich und Spanien. Er ist Auditor bei der Legation in Avignon, 1634 Nuntius in Paris, geht 1637 nach Rom und tritt 1639 in den Dienst des Königs von Frankreich, so daß er den Weg von Frankreich nach Rom und zurück in der Tat ziemlich oft gemacht hat.

Seite 37.

Zeile 34. »Edelleute, erlauchte Herrschaftens, erhabene Herrens! Hiß up, hiß up! Flink, flink, hiß up!«

Seite 38.

Zeile 12. Anstatt »einer Türe« lies »einem Tore«.

Zeile 13. Die Inschrift »Divo Amœdeo« mag sich auf Amadæus den Roten, der 1388 die Grafschaft Nizza erwarb, oder einen anderen savoyischen Fürsten dieses Namens bezogen haben.

Seite 39.

Zeile 9. Das heutige Ospedaletti heißt in der dortigen Mundart »Spearetti«.

Seite 40.

Zeile 33. »Minoriten« oder »Fratres minoris ordinis« hieß der Bettelorden der Franziskaner, dem Franz von Assisi 1209 die 1223 von Papst Honorius III. bestätigte Regel gab.

Seite 41.

Zeile 2. Das Geschecht der Saulx de Tavannes war eines der ältesten burgundischen Adelsgeschlechter. Ihr Stammschloß Saulx stand etwa fünf Meilen von Dijon. Der Bekannteste ist der Marschall Gaspard de Tavannes (1509—1573). Der hier gemeinte ist der in Dijon zur Zeit von De Brosses ansässige Commandant en chef de Bourgogne, Henri Charles de Tavannes (gest. 1761).

Zeile 35. Anspielung auf einen Ausspruch Ludwigs XI. (1461—83): »Les Génois se donnent à moi, et moi je les donne à tous les diables.«

Seite 43.

Zeile 4. Die Fabriken von Savona waren im XVIII. Jahrhundert berühmt. Bei Graeß »Führer für Sammler von Porzellan« finden sich mehrere ihrer Fabrikmarken abgebildet.

Zeile 11. Cuisinier français, Kochbuch von Martialot.

Seite 44.

Zeile 13. Die Republik Genua stand damals unter französischer Oberherrschaft. Ludwig XII. regierte von 1498—1515.

Zeile 23. Misson war Hugenott und französischer Parlamentsrat, mußte sein Amt infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes 1698 niederlegen. Er ging als Reisebegleiter eines Grafen nach Deutschland, Holland und Italien und so entstand sein Reisebuch, das schnell eines der beliebtesten Reiseführer der Zeit wurde. Er starb 1722. Der genaue Titel ist:

Nouveau voyage d'Italie, La Haye 1691—98. Die beste Auflage ist die fünfte, mit Auszügen aus Addisons »Remarks on several parts of Italye« neben den Seiten. Utrecht 1722. Das Buch wurde ins Deutsche, Holländische, Italienische und Englische übersetzt.

Seite 48.

Zeile 4. Biribi. Hasardspiel. Der Spielplan war in 70 nummerierte Felder eingeteilt, auf die gesetzt wurde. Außerdem gab es Kugeln mit den gleichen Nummern. Zog jemand seine Nummer, erhielt er vierundsechzig mal seinen Einsatz.

Seite 49.

Zeile 12. Das Sitzen der Herren auf der Bühne während des Schauspiels ward durch Voltaire in Frankreich abgeschafft.

Zeile 21. Niente = nichts.

Zeile 22. Mercadanti = Krämer.

Zeile 34. Merlin Coccaye = Merlino Coccaio ist Pseudonym für den Benediktinermönch und Dichter Teofilo Folengo (1492—1543). Sein Hauptwerk, der »Baldus«, das einen Stoff des Rinaldokreises behandelt, ist eine Parodie und blutige Satire auf Mönche, Priester und Bauern, welche letztere Christus, so versichert Folengo, einer alten Legende folgend, aus Eselsdreck geschaffen hatte. Die Sprache seiner Gedichte, das sogenannte »Maccaroni«, ist ein Gemisch aus Latein und Italienisch, das bisweilen mit reinem Latein und Italienisch kontrastiert wird.

Seite 50.

Zeile 6. Chiavariblumen. Die Blumen werden entweder aus Seide oder Spitzen gewesen sein, da Chiavari außer seiner Holzindustrie auch heute noch einen starken Handel mit diesen Dingen treibt.

Zeile 16. Meer ohne Fische, Berge ohne Holz, Männer ohne Treue, Weiber ohne Scham.

Zeile 24. Die Einsetzung eines weiblichen oder männlichen Cicisbeo geschah ursprünglich zur Zeit der Kreuzzüge und großen Handelsfahrten, wenn der Mann lange fort sein mußte und seine Frau nicht ganz ohne Schutz und Gesellschaft lassen wollte. Daß der Freund manchmal seine Befugnisse überschritt oder auch die gute Bekannte die Frau zur Untreue verleitete, steht im Gesamtabenteuer, bei Boccaccio, Straparola und anderen zu lesen. Das Amt eines Cicisbeo galt als ehrenvoll, und so ist auf mancher Grabschrift rühmend erwähnt, daß der oder jene treu als Cicisbeo gewesen. Im XVIII. Jahrhundert war der Cicisbeo mehr zum Diener seiner Dame geworden. Keyßler berichtet darüber: »Es scheint

mit der regelmäßigen Aufführung des weiblichen Geschlechtes einigermaßen zu streiten, daß die meisten vornehmen verheirateten Damen sich von einem Cavalier bedienen lassen, welcher sie allenthalben führet, auf der Straße vor ihrem Tragsessel zu Fuße geht, beim Eingang in eine Kirche ihr das Weihwasser reichet, und alle andere äußerliche Pflichten eines Liebhabers beobachtet. Es haben auch manche Damen nicht nur einen, sondern auch mehrere solcher vertrauten Aufwärter, unter welchen die Ämter solchergestalt verteilet sind, daß der eine seine Gebieterin begleitet, wenn sie aus dem Hause geht, der andere Sorge für die Tafel trägt, der Dritte auf Spazierfahrten und vergönnte Belustigungen bedacht ist, der vierte die Spielgesellschaften reguliert, der andere wegen der Einkünfte und Ausgaben zu Rat gezogen wird etc. Je größer die Anzahl solcher Anbeter, in desto größeres Ansehen kömmt der Verstand und die Schönheit des Frauenzimmers. Alles wird mit dem Titel der platonischen Liebe bedeckt: und sollte man in der Tat fast dafür halten, daß nichts Gefährliches für die Ehemänner dabei vorlaufe, weil diese doch in Genua so eifersüchtig als in anderen italienischen Orten sind, und sie wohl wissen können, wie weit dergleichen Bekanntschaften gehen können, wenn einer die Stelle eines obgedachten Aufwärters oder Cicisbeo, wie sie hier genennet werden, zu vertreten pfleget. Hiezu kömmt noch, daß nicht nur junge, sondern auch alte Damen solche respektuöse Aufwartung genießen. Indessen sind dergleichen Anstalten keine Notwendigkeit und scheint es auch, daß diese Gewohnheit nach und nach in einiges Abnehmen gerate, wie denn noch kürzlich einer aus der Familie von Spinola sich in den Ehepakten ausbedungen hat, daß seine Frau keinen Cicisbeo haben soll, wofür er gleichfalls versprochen, dergleichen Stelle bei keiner andern Dame anzunehmen.« Keyßler Bd. I. S. 313.

Zeile 35. Mediateurspiel ist ein Kartenspiel zu Vieren.

Seite 51.

Zeile 33. De Brosses schreibt: »jusqu'au pont de Beauvoisin«. Die »Brücke von Beauvoisin« führt über die Isère. Die dort liegende Ortschaft, 19 km. w. s. w. von Chambéry, an einer Bahnlinie, ist heute ein Städtchen namens »Pont-De-Beauvoisin« und Hauptort des gleichnamigen Kantons. Beauvoisin war damals Grenzort. (Vivien de Saint-Martin, Dict. d. Géogr.)

Seite 52.

Zeile 23. Eine Geburt Christi von Barocci wird nirgends sonst erwähnt. Dagegen ist in der Kapelle vom Chor rechts sein berühmter »Cruzifixus«. Federigo B. bildet sich außer an Raffael und Tizian besonders an Correggio. Er ward 1528 in Urbino geboren, starb 1612 in Rom.

Zeile 28. Am 31. Mai 1101 eroberte König Balduin von Jerusalem mit Hilfe der Genuesen, denen er ein Drittel der Beute versprochen hatte, Cäsarea nach 14tägiger Belagerung. Außer ihrem Beutedrittel erhielten die Genuesen noch den »sacro catino«, die sie in der Hauptmoschee gefunden hatten. (Röhricht a. a. O. S. 22.)

Diese smaragdne Schüssel ist nach allem, was von ihr erzählt wird, ein heiliger Gral, der nach der Sage des Mittelalters, wie sie am schönsten in Wolfram von Eschenbachs Parzival vorliegt, die Kraft besitzt, die sie beschützenden Gralsritter zu ernähren. Diese lebendige Kraft ist ihr in Genua, wo man sie Fremden als kostbare Rarität vorzeigt, verloren gegangen, soweit, daß sogar die Überlieferung davon verschwunden ist. In dem Maße man den Träger der Sage verstofflichte, hatte sich seine mystische Kraft verflüchtigt. Die sagenhafte Geschichte dieses smaragdenen Gefäßes ist in den Hauptzügen folgende: Beim Kampfe Luzifers mit dem Erzengel Michael entfiel der Krone Luzifers ein Edelstein und sank hinab auf die Erde. Ein Heide fand ihn und fertigte daraus die Schale, die die Königin von Saba, vielleicht identisch mit der im Koran vorkommenden Königin Bilkis, an Salomo schenkte. Sie kam dann an Nikodemus, und Christus tauchte beim Abendmahl in sie den Bissen, mit dem er den Verräter kennzeichnete. Nach anderen Sagen hat sich in ihr die Verwandlung des Weins in das Erlöserblut vollzogen und Joseph von Arimathia darin das Blut des Erlösers am Kreuz aufgefangen. Joseph ist dann mit ihr in der Welt herumgezogen und der Stifter des Ordens vom heiligen Gral geworden. Charakteristisch für das Unverständnis, mit dem das XVIII. Jahrhundert der mittelalterlichen Sagenwelt gegenübersteht, sagt Blainville: »Welch eine abgeschmackte und unförmliche Sage! Die guten Geistlichen hier behaupteten, daß dieses dieselbige Schüssel sei, aus welcher der Heiland sein letztes Osterlamm gegessen.« Weiter erzählt er von ihrem Aussehen: »Ich halte es für den schönsten Jaspis, welchen man sehen kann. Die Farbe ist grasgrün und sehr durchscheinend, aber das im ganzen gleichwohl nicht gleichförmig, der Arbeiter hat auf die wolkichten Stellen nicht achtgegeben und es fällt in die Augen, daß ein neuerer Künstler aus einem so großen Stücke Stein etwas weit feineres ausgearbeitet haben würde.« Condamine machte, als das Stück durch Napoleon nach Paris kam, den Versuch, die Schale mit einem Diamanten zu ritzen, was ohne Schwierigkeit ging. Er erklärt das Gefäß daher für Glasfluß.

Seite 58.

Zeile 7. Franceschini, Marco Antonio, geb. 1648 in Bologna, gest. daselbst 1729, ward von seiner Zeit hochgeschätzt als Öl- und Freskomaler.

Zeile 8. San Siro (französisch St. Cyr), ein Bischof von Genua, der um 330 lebte. Er sah als Diakon des hl. Felix von Genua einst eine göttliche

Hand über des Heiligen Haupt schweben. Er vertrieb, wie die Legende erzählt, einen Drachen aus einem Brunnen und zwang ihn, sich ins Meer zu stürzen. Hand und Drache sind daher seine Attribute. N. M. L.

Zeile 15. Die Carlone sind eine vielköpfige Maler-, Baumeister- und Bildhauerfamilie, die wir fast das ganze XVI. und XVII. Jahrhundert am Schaffen finden. Sie stammt aus Rovio am Lavisser See. Der Maler unserer Kuppel ist Giovanni Battista C. (Sohn des Taddeus C.), geb. 1592 in Genua, gest. 1677 in Turin.

Zeile 32. Der hl. Ambrosius, geb. um 340 in Trier, gest. 397 als Bischof von Mailand.

Seite 54.

Zeile 2. Ignatius Loyola (Stifter des Jesuitenordens, 1491—1556). Das Bild »der hl. Ignatius heilt Kranke« ist noch heute an gleicher Stelle.

Zeile 3. Peter Paul Rubens, geb. 1577, gest. in Antwerpen 1640.

Zeile 6. Guido Reni (1575—1640) war Schüler des Calvært und L. Carracci.

Zeile 12. Zoccolanti. — Die Zoccolanti, französisch »recollets«, ein Franziskanerorden besonders strenger Observanz. Ihren Namen haben sie von ihren Holzschuhen (zoccolo).

Seite 55.

Zeile 12. Luca Cambiaso, genannt il Lucchetto, geb. in Genua 1527, gest. in Madrid 1585.

Zeile 13. Domenico Piola, Maler und Radierer, geb. 1628 in Genua, gest. 1703 ebenda.

Zeile 14. Domenico Fiasella, genannt »il Sarzana«, geb. 1589 in Sarzana, gest. 1669 in Genua.

Zeile 19 f. Noch an alter Stelle, verhüllt. B.

Zeile 32. Andrea Doria (1468—1560), Flottenführer, nach einander im Solde von Alfons von Neapel, König Franz I. von Frankreich und Kaiser Karl V., der für und gegen seine Dienstherren und fast stets erfolgreich gekämpft hat. Herr von Genua, gab er ihm eine streng aristokratische Verfassung. — Sein Verwandter und Erbe Giovanni Andrea Doria (1556—1603) war Oberbefehlshaber der genuesischen Flotte für Philipp V.

Seite 56.

Zeile 6. Liano d'Angeli, Filippo de, Maler, geb. vor 1600 in Rom, gest. um 1640 das., studierte in Neapel und bekam daher den Beinamen il Napoletano. Er malte hauptsächlich Landschaften und Schlachtenbilder. Das Bild, von dem De Brosses spricht, scheint nicht mehr dort zu sein.

Zeile 12. Die Geschichte dieses »Weiberkreuzzuges von Misson« (Nouveau Voyage d'Italie III, 294 ff.), auf die De Brosses verweist, ist nur eine Vorgeschichte, aber interessant durch drei Originalbriefe Bonifaz' VIII., die er aus dem Staatsarchiv Genuas im vollen Wortlaut mitteilt. Die begleitenden Bemerkungen freilich zeugen vor allem von dem Unverständnis und der Unkenntnis, mit der das rationalistische XVIII. Jahrhundert dem Mittelalter gegenüberstand. Über den weiteren Verlauf dieser Unternehmung, die Bonifaz am 9. August 1301 durch eine Reihe von Briefen förderte (Georges Digard, Les Régistres des Papes, Par. 1906: 4380 ff. und Potthast: 25047, 25060, 61) scheint nichts bekannt zu sein. (Kugler, Röhricht.) Daß sie, wie die genuesische Überlieferung erzählt, wirklich ausgezogen sind und »wackere Taten vollführt haben«, ist an sich nicht unwahrscheinlich. Nahmen doch die Frauen, wie alle Quellen übereinstimmend berichten, an den Kreuzzügen auch als Kämpfer in Ritterrüstung teil. Die Frau, die beim Ausfüllen des Grabens einer zu stürmenden Burg verwundet wurde und wünschte, daß ihr Leichnam im Graben bleibe, um ihn zu füllen, würde keiner Armee Schande machen. Weitere Zeugnisse für die Beteiligung der Frauen an den Kreuzzügen gibt Röhricht a. a. O. Der Zeitpunkt, den Bonifaz für diesen neuen Kreuzzug wählte, schien besonders günstig durch die erfolgreichen Kämpfe, die der mit den Christen verbündete Mongolen-Khan gegen den Sultan geführt hatte. Natürlich versprach der Papst sich weniger von der militärischen Tüchtigkeit dieser Damen, als von ihrer finanziellen Mithilfe und der Wirkung ihres Beispiels. Hatte doch selbst dem Unfug des Kinderkreuzzuges Papst Benedikt aus diesen Gesichtspunkten heraus ruhig, ja mit großen Hoffnungen zugesehen. Papst Bonifaz ermuntert sie ausdrücklich in ihrem Vorhaben.

Zeile 20. Bertolotti, Giov. Lorenzo Bertolotto, geb. in Genua 1640, gest. das. 1721. Das eine der beiden Bilder stellt den Empfang des genuesischen Gesandten Agat. Durazzo am Hofe des Sultans Mohammeds IV. zu Konstantinopel dar, das zweite ebenfalls von Th. & B. im Festsaale Marcello Durazzo genannte Bild, ein Gastmahl, ist nach Ratti von Domen. Piola.

Zeile 21. Luca Giordano, ital. Maler, wegen seiner Schnellmalerei »Fa presto« genannt, geb. 1632 in Neapel, gest. 12. 1. 1705 das. Wahrscheinlich ist das hier von ihm erwähnte Bild der Olint dasselbe, was sich jetzt in der Gemäldesammlung des Palazzo Rosso befindet »Chlorinde befreit Olint und Sophronia«, nach Tasso.

Zeile 24. Bernardo Strozzi, genannt »Capuccino« und »il Prete Genovese«, geb. 1581 in Genua, gest. 1644 in Venedig, war Schüler des P. Sorri.

Zeile 29. Romanelli, Giov. Francesco, geb. 1610 oder 1617 in Viterbo, gest. im Juni 1662 das., Schüler von Zampieri und Berettini. Die nur hier erwähnten, scheinbar verschwundenen Seidentapeten könnte er gemalt haben, als er 1648 mit Kardinal Barberini nach Paris reiste, wo er Fresken im Palais Mazarin malte.

Seite 57.

Zeile 6. Van Dyck, Antonius, Bildnis- und Historienmaler, geb. 1599 in Antwerpen, gest. 1641 in Blackfriars (London).

Zeile 7. Bassano, Künstlername einer Reihe von Malern aus der Familie da Ponte die in dem venezianischen Provinzstädtchen gleichen Namens geboren und ansässig waren. Die hauptsächlichsten sind 1) Francesco il Giovane (1549—92), geb. in Bassano, gest. in Venedig. 2) Leandro (1557—1622), il Cavaliere, welcher Rang ihm für das Porträt des Dogen Marino Grimani (1595—1606) verliehen wurde. 3) Giambattista, sämtlich Söhne des Giacomo B. Vecchio (da Ponte). Th. & B.

Zeile 25. Vitellius, römischer Kaiser im Jahre 69 n. Chr.

Seite 59.

Zeile 25. Sankt Peter-Prozession. Wahrscheinlich zu Peter und Paul (29. Juni).

Seite 60.

Zeile 3. Die Grabschrift des Hundes heißt deutsch: Hier liegt der große Rolando, Hund des Fürsten Giovanni Andrea Doria, der seiner Treue und Gutwilligkeit wegen solchen Gedenkens wert war. Und weil er in seinem Leben so wacker beider Gesetze befolgte, hielt man ihn noch im Tode für würdig, daß man seine Überreste in der Nähe des höchsten Jupiter bestatte, als in Wahrheit königlicher Hut wert. Er lebte elf Jahre und zehn Monate, starb im September des Jahres 1615 am achten Tage in der achten Nachtstunde.

Zeile 23. Santa Teresa. Diese Heilige war Karmeliternonne und starb 1561. Sie wird abgebildet mit einem Pfeil, weil sie in ihren Visionen oft einen Engel sah, der ihr das Herz durchbohrte. Ihr soziales Verdienst ist, daß sie die Arbeit in den Nonnenklöstern einführte.

Zeile 35. Mulier, Pieter d. J. (De Mulieribus, Pietro Molyn) genannt il Cavaliere Tempesta, geb. 1637 in Harlem, gest. 1701 in Mailand, Sohn und Schüler Pieter M. d. Ä., weitergebildet in Italien, wo er in Rom, Genua und zuletzt in Mailand lebte.

Seite 61.

Zeile 8. Michel Marolles, Abbé von Villeloin, geb. in der Touraine 1600, gest. zu Paris 1681, hinterließ eine Menge Werke, besonders Übersetzungen. Er veröffentlichte »Catalogues« über die vielen Stiche, die er in zwei Kabinetten zusammen gebracht hatte. Eine dieser beiden Sammlungen befindet sich heute in der Bibliothèque impériale in 224 Bänden.

Zeile 13. André Félibien, königlicher Rat und Historiograph (1619 bis 1695) war Sekretär der Akademie für Archäologie, Münzen, Medaillen und Inschriften. Die Schriften, auf die de Brosses anspielt, sind: Entretiens sur la Vie des peintres. — Les principes de l'architecture, de la sculpture avec un dictionnaire des termes propres de ces arts. — Les conférences de l'Académie Royale de Peinture.

Seite 63.

Zeile 11. Vetturini sind Mietkutscher im Gegensatz zur staatlich betriebenen oder privilegierten Post.

Zeile 22 f. Die Crau ist ein etwa 500 qkm großes Kieselfeld östlich der Rhonemündung. Der Sage nach kam hier Jupiter seinem Sohn Herkules, als er gegen die Ligurer kämpfte, mit einem Steinregen zu Hilfe.

Seite 64.

Zeile 12. Der letzte Feldzug war der »polnische Thronfolgekrieg« (1733—35), in welchem die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Piemontesen die Österreicher zwangen, die Lombardei bis Mantua zu räumen. Im Wiener Frieden 1735 erhielt Österreich dies Gebiet zum größten Teil zurück.

Seite 65.

Zeile 16. Anspielung auf den Orlando furioso des Ariost, seinen Lieblingsdichter.

Seite 66.

Zeile 3. König Liutprand soll den Leichnam des hl. Augustinus im Jahr 723 von Sardinien nach Pavia überführt haben.

Zeile 18. Manlius Torquatus Severinus Boëtius (455—524 oder 526), aus altem, römischem Patriziergeschlecht stammend, studierte 18 Jahre lang zu Athen, ward 487, 510 und 522 Konsul (Bürgermeister) zu Rom, war auch Minister des Königs Theoderich. Er geriet in Verdacht, mit dem Rat der Stadt Rom sich zu Gunsten des Kaisers Justinian verschworen zu haben, ward sechs Monate in Pavia gefangen gehalten und schließlich enthauptet. In diesen sechs Monaten schrieb er sein berühmtestes Werk »De

Consolatione philosophiae«. Er ward heilig gesprochen und wird als S. Severino verehrt.

Zeile 23. Die Kaiserin Adelheid als Gründerin einer Benediktinerkirche bei Pavia zu finden, wird nicht überraschen, wenn wir die innigen Beziehungen in Betracht ziehen, die sie als Gemahlin des König Lothar von Italien und späterhin des deutsch-römischen Kaisers Otto I. mit Italien verbanden. Sie war eine der fleißigsten Kirchengründerinnen dieser frommen Zeit, so daß es ihrem Sohne Otto II. eines Tages zu viel ward und er sie wegen Verschwendung für einige Zeit verbannte. Heute gilt San-Salvatore als eine Gründung des König Aribert im VII. Jahrhundert.

Zeile 27. Der hl. Maurus ist ein Schüler des hl. Benedikt.

Zeile 28. Ein Fumiani, Giov. Ant., Maler zu Venedig, starb 1710.

Zeile 30. In der Schlacht bei Pavia siegten am 24. Februar 1525 unter Karl von Bourbon und Frundsberg die Kaiserlichen über Franz I. von Frankreich.

Seite 67.

Zeile 27. Daniele Crespi, geb. 1590 in Busto Arsizio im Mailändischen, gest. 1630 in Mailand.

Seite 68.

Zeile 19. Giov. Ghisolfi, geb. um 1623 in Mailand, gest. 1680 das., Schüler des Salvator Rosa.

Zeile 20. Nagler nennt einen Giov. Battista Volpini, Bildhauer von Mailand, der um 1676 für die Kartause von Pavia arbeitete. Man findet Statuen von ihm, meistens Stucco.

Zeile 21. Ambrogio di Stefano da Fossano, genannt Borgognone, geb. um 1445 in Mailand, gest. um 1523 das., wahrscheinlich Schüler von Vincenzo Foppa d. Ä.

Zeile 24. Giov. Galeazzo Visconti, genannt Giangaleazzo, (1347—1402) Herzog von Mailand.

Zeile 25. Lodovico Sforza, genannt il Moro (1451—1508), raubte seinem Neffen Galeazzo Sforza die Herrschaft über das Herzogtum Mailand und suchte seine Stellung durch Bündnisse — mit dem Papst Alexander VI., Borgia, der Republik Venedig, Kaiser Maximilian und dem Großtürken — zu befestigen. Als sein Neffe Galeazzo Sf. gestorben war, rief er den Franzosen Karl VII. gegen die Aragonesen zu Hilfe. Nach Karls Tode eroberte dessen Nachfolger Ludwig XII. Mailand und vereinigte es mit Frankreich. Beim Versuch, sein Land wieder zu erobern, nahm ihn Ludwig XII. gefangen. Er starb als Gefangener zu Loches in Frank-

reich. Sein Hof war ein Sammelpunkt der bedeutendsten Dichter, Wissenschaftler und Künstler, die Lodovico in gleicher Linie mit seinen Köchen, Schneidern und Leibjägern beschäftigte.

Seite 69.

Zeile 1. Wahrscheinlich Pier Martire Negri, Maler, tätig um 1600 in Cremona, Schüler von G. P. Trotti. Wenigstens nennt Singer Werke von ihm in Pavia.

Zeile 5. Die Procaccini sind eine ital. Maler- und Bildhauerfamilie, die im XVI. und XVII. Jahrh. in Italien wirkte. Wer der Maler unseres Bildes ist, ließ sich nicht feststellen.

Seite 70.

Zeile 25. »la cosa la più stupenda, la più maravigliosa = das verblüffendste, wunderbarste«.

Seite 72.

Zeile 2. Die Inschrift lautet: »Non me Praxiteles, sed Marcus finxit Agrato.«

Zeile 7. Marco d'Agrate (aus Agrate bei Monza), geb. um 1500, gest. nach 1571.

Zeile 13. Borromeo, Carlo, Graf, Heiliger, geb. 2. Oktober 1538 in Arnao am Lago Maggiore, auf welchem seine Familie schon im XIII. Jahrhundert die sogenannten borromeischen Inseln kultiviert hatte, gest. 3. November 1584 in Mailand, seit 1560 Kardinal und Erzbischof von Mailand, förderte den Abschluß des Tridentiner Konzils, reformierte den mailändischen Klerus, gründete unzählige Anstalten für kirchlich soziale Hilfe, verschönerte den Dom und stiftete den »goldenen Borromeischen Bund«, die Verbindung der sieben katholischen Kantonen zur Verteidigung ihres Glaubens. Er wurde 1610 heilig gesprochen.

Seite 73.

Zeile 1. Giuseppe Meda, (nicht Mela, wie De Brosses seinen Reiseführern Misson und Rogissard folgend geschrieben hat,) wirkte als Maler und Baumeister in Mailand in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Das Seminar wurde 1570 erbaut.

Zeile 19. Michelangelo Merisi oder Merigio (fälschlich auch Merigi, Morigi, Amerigi, Amerighi) da Caravaggio, ital. Maler, geb. zu Caravaggio (Provinz Bergamo) als Sohn des maëstro di casa e architetto de Marchese di Caravaggio, gest. 1609.

Zeile 23. Die vier lateinischen Kirchenlehrer oder Kirchenväter, diese

— nicht die griechischen — sind hier gemeint, heißen: Papst Gregor der Große (540—604), Hieronymus (gest. 420), Augustinus (354—430) und Ambrosius (340—397).

Zeile 24. Bramante (Donato d'Angelo), Architekt, geb. 1444 in Fermignano b. Urbino, gest. 1514 in Rom.

Seite 74.

Zeile 1. Paris Bordone, geb. 1500 in Treviso, gest. 1571 in Venedig, Schüler Tizians.

Zeile 22. Birragua falsch für Birago, dessen von Andr. Fusina 1495 verfertigtes Grabmal Bædeker in Sa. Maria della Passione erwähnt.

Zeile 33. Verus, Lucius Aelius, römischer Kaiser, 138 von Antoninus Pius adoptiert wurde, 161 Marc Aurels Mitregent. Er starb 169.

Seite 75.

Zeile 4. Gaston de Foix, war (1488—1512) mit 22 Jahren Statthalter von Mailand und Oberbefehlshaber der französischen Truppen in Italien. Er fiel in der Schlacht bei Ravenna gegen Spanier und Österreicher 1512. »Sein Leichnam wurde von den Franzosen mit großem Gepränge unter ein prächtiges Trauergerüste in der Domkirche zu Mailand gebracht, bald darauf aber, als die Franzosen Mailand räumen mußten, ließ ihn der Kardinal von Sion als einen im Kirchenbanne Gestorbenen, heimlich bei den Nonnen von Santa Marta begraben. Drei Jahre hernach war das Glück den französischen Waffen so günstig, daß sie abermals in Mailand triumphierten, und da wurde das Andenken des Gastonis de Foix mit einem kostbaren Grabmale in der Kirche der besagten Nonnen geehret, welches jedoch auch wieder weggenommen worden, als einige Veränderungen an dem Baue der Kirche gemacht werden mußten. Die Statue, so auf dem Grabe gestanden und überaus wohlgeraten ist, hat man an die Mauer des obgedachten Platzes gesetzet. Unter derselben liest man folgende in schwarzen Marmor mit verguldeten Buchstaben eingehauene Worte: Simulacrum Gastonis Foxii, / Gallicarum copiarum Ductoris / Qui in Ravenna t. prœlio cecidit anno MDXII. / Cum in æde S. Marta restituenda. / Eius tumulus dirutus sit. Huiusce cœnobii virgines. Ad tanti ducis immortalitatem / Hoc in loco collocandum curavere / Anno MDCLXXXIV.« Keyßler.

Zeile 12. Calisto Piazza (Calisto da Lodi), Sohn des Malers Albertino Piazza (Toccagei), Schüler von G. Romanino, geb. vor 1505 in Lodi, gest. 1561 ebenda. Um 1544 malte er in Mailand.

Zeile 32. Sant' Eustorgio war Bischof von Mailand, starb 522 und liegt in der Kirche San Lorenzo begraben.

Seite 76.

Zeile 3. Die Trivulzi waren ein mailändisches Adelsgeschlecht, das den französischen Königen im Kampf um Italien im XVI. Jahrhundert wichtige Dienste leistete. Giov. Giacomo eroberte 1499 Mailand für die Franzosen und ward französischer Feldmarschall. Seine Grabschrift lautete: Qui nunquam quievit, quiescit, tace.

Zeile 7. Viktor, ein römischer Krieger im dritten Jahrhundert, weigerte sich, Jupiter zu opfern und stieß dessen Altar um. Es ward ihm der Fuß abgehauen und er sollte von einer Mühle zermalmt werden. Da aber die Mühle sich nicht bewegte, wurde er enthauptet.

Zeile 30. Blainville berichtet die Legende von Santa Ruota anders und wohl richtiger. Nach ihm handelt es sich nicht um Algerier, also Korsaren, die wohl auf ihren Raubzügen nie bis nach dem mitten im Festlande liegenden Mailand gekommen sind, sondern die von Ambrosius heftig bekämpften Arianer. »Sankt Ambrosius (so Blainville) wäre im Jahre 374 als kaiserlicher Statthalter in den ligurischen und emilischen Ländern in Mailand gleich nach dem angelandet, da es wegen eines heftigen Streites über die neue Bischofswahl zwischen den Arianern und den Rechtgläubigen auf eben dem Platze, wo nun diese Kirche stehet, zu einem mörderlichen Handgemenge gekommen, von welchem das Blut beider Parteien als ein Strom unter einander gelaufen, worauf er Gott gebeten, das heilige Blut der Rechtgläubigen von dem gottlosen der Arianer zu scheiden ...«

Seite 77.

Zeile 1. Gaudenzio Ferrari (auch G. de Vincio, de Vince, Vincius), geb. um 1470 (1480) zu Valduggia in Piemont, gest. 1546 zu Mailand.

Zeile 19. Giov. Paolo Lomazzo, geb. 1538 in Mailand, gest. 1600 daselbst.

Seite 78.

Zeile 8. Die Inschrift an der Schandsäule lautete: Hic ubi area patens est / surgebat olim tonstrina / Jo. Jacobi Moræ / Qui facta cum Guglielmo Platea publ. Sanit. Commissario / Et cum aliis conspiratione / Dum pestis atrox sæviret / lethiferis unguentis huc et illuc aspersis / Plures ad diram mortem compulit / Hos igitur ambos hostes patriæ judicatos / Excelso in plaustro / Candenti prius vellicatos forcipe / Et dextera mulctatos manu / Rota infringi / Rotæque intextos post horas sex jugulari / Comburi deinde ac ne quid tam scelestorum hominum reliqui sit, / Publicatis bonis / Cineres in flumen projici / Senatus jussit. Cuius rei memoria æterna ut sit / Hanc domum sceleris officinam / Solo æquari / Ac nunquam in posterum refici / Et erigi Columnam, /

Quæ vocatur infamis / Idem ordo mandavit. / Procul hinc, procul ergo / Boni Cives / Ne vos infelix, infame solum, / Commaculet.

MDCXXX Cal. Augusti
Præside publ. Sanit.
M. Antonio Montio Senatore R. Justitiæ
Cap. Jo. Baptista Vicecomite.

Einer ähnlichen Schandsäule für den Aufrührer Jülich verdankt der Jülichs-Platz in Köln Namen und Entstehung.

Zeile 21. Das Standbild über der Pforte der med. Fakultät stellt den Vater des Dichters Auson dar, der ein berühmter Arzt war (4. Jahrh.).

Zeile 22. Die Ambrosianische Bibliothek ward von Friedrich Borromeo, dem Neffen des hl. Karl, begründet.

Zeile 33. Fräulein Manzoni. Francesca Manzoni, dramatische Dichterin, lebte 1710—43.

Seite 79.

Zeile 4. Josephus = Flavius Josephus, jüdischer Schriftsteller, der die Kriege Vespasians mit den Juden und die Eroberung von Jerusalem durch Titus miterlebt hat. Er lebte etwa von 37 n. Chr. an. Er schrieb eine jüdische Geschichte, von der aber nur Übersetzungen auf uns gelangt sind.

Zeile 25. Die Inschrift zu Füßen des weiblichen Skeletts lautete nach Keyßler: Ut ægrotantium saluti mortuorum inspectione viventes prospicere possint hunc skeleton P.

Seite 80.

Zeile 8. Bartol. (Suardi genannt) Bramantino wird in Dokumenten in Rom und Mailand 1503—36 erwähnt. Er war Maler und Baumeister. — Leonardo da Vinci, geb. in Empoli 1452, gest. 1519 in Schloß Clos Lucé bei Amboise in Frankreich.

Zeile 9. Marzuchelli, Pietro Franc., gen. Morazzone, geb. 1571 (75) in Morazzone bei Mailand, gest. 1626 in Piacenza.

Zeile 10. Bernardino Lanino, geb. in Vercelli um 1510, gest. um 1578, Schüler des Gaudenzio Ferrari, arbeitete im Mailändischen.

Zeile 22. Mabillon, Jean, (1632—1707) Benediktiner von Saint-Maur, begründete die wissenschaftliche Urkundenlehre durch sein 1681 erschienenes Werk »De re diplomatica«. Er bereiste im Auftrage des französischen Königs Italien und Deutschland und suchte Urkunden und Bücher. Die Pariser Bibliothek verdankt ihm einen großen Teil ihrer Schätze. Aus Italien allein wanderten damals 4000 Bände nach Frankreich.

Seite 81.

Zeile 1, 2. Argellati, wahrscheinlich der jüngere (1712—1754), sehr vielseitiger Gelehrter und Schriftsteller. Sein Vater war der berühmte Philologe und Bibliophile Filippo A., der u. a. mit Muratori, Archinto u. a. die »Scriptores rerum Italicarum« herausgab. Vater und Sohn gehörten zu den tätigsten Arbeitern der von Archinto gegründeten Società Palatina. — Mezzabarba, Francesco, (1645—1695) Jurist, Sammler und Numismatiker. — Schrieb ein Werk über die Medaillen auf römische Kaiser, das Argellati in der S. P. berichtigt herausgab. Seine Münzsammlung, die De Brosses vergeblich noch in Mailand suchte, war damals weltberühmt. — Carlo Sigonio (1524—1584), Humanist und Geschichtsforscher. Von ihm: Historiæ de occidentali imperio (Basel 1579). Regnorum consulum, dictatorum ac censorum Romanorum fasti (von Romulus bis Tiberius), Modena 1550. Sein Leben schrieb Muratori.

Zeile 4. Clelia Grillo-Borromeo, die bekannteste von drei gelehrten Schwestern. Sie plante eine Akademie: »Academia Clelia Vigilantium, die sich in ihren Zusammenkünften der Materien, so die pure Theologie, Poesie und Beredsamkeit betreffen, enthalten und der Philosophia experimentalis und den Physices und Matheseos widmen sollte«. Ihre Schwestern waren Donna Theresa Grillo Pamphili und Contessa Donna Genevra.

Seite 82.

Zeile 16. Jul. Caes. Procaccini, Bildhauer und Maler, geb. 1548 in Bologna, gest. 1626 (1628?) in Mailand, bildete sich an Correggio.

Zeile 20. Franc. Albani (Albano), geb. zu Bologna 1578, gest. ebenda 1660, war einer der bedeutendsten Schüler der Carracci.

Seite 83.

Zeile 18. Paul Brill, geb. 1554 in Antwerpen, gest. 1626 in Rom.

Seite 84.

Zeile 4. Bernardino Luini (gen. del Lupino), Maler, geb. um 1475 in Luini am Lago Maggiore, gest. nach 1530.

Zeile 7. Giorgione, eigentlich Giorgio Barbarelli, geb. um 1475 oder 78 zu Vedelago bei Castelfranco, gest. 1511 in Venedig an der Pest.

Zeile 14. Luciani, Sebastiano, genannt del Piombo (auch Bastiano di Francesco Luciani), geb. 1485 in Venedig, gest. 1547 in Rom.

Zeile 15. Pascalino. Der Kupferstecher. Pascalino lebte im XVI. Jahrh.

Zeile 25. Scipione Gaetano, eigentlich Sc. Polzoni (Pulsone), geb. um

1555 in Gaeta, gest. vor 1660 in Rom. Er war Schüler von Jacobino del Conte und malte fein durchgeführte Bildnisse, u. a. von Gregor XIII., Sixtus V. und Kardinäle.

Zeile 26. Ambrog. Giov. Figino, M., geb. in Mailand, gest. 1608 das., war Schüler des Giov. Paolo Lomazzo. Das erwähnte Bildnis ist noch heute in der Ambrosiana.

Seite 87.

Zeile 1. Vanloo, Schwester des berühmten Violinisten Somis, den De Brosses in Modena hörte, verheiratet mit dem Maler Carlo Vanloo.

Seite 92.

Zeile 15. »Die verblüffendste Sache«.

Zeile 18. Maria Gaetana Agnesi, Mathematikerin und christliche Philanthropin, lebte 1718—1799. Ihre sprachliche Begabung fiel schon früh auf. 1727 ließ man eine lateinische Rede über die innere Berechtigung des weiblichen Studiums, die die neunjährige im väterlichen Garten einer kleinen, sich stolz Akademie betitelnden Gesellschaft hielt, drucken: Oratio qua ostenditur: artium liberalium studia a femineo sexu neutiquam abhorreri. habita a Maria de Agnesiis Rethoricæ operam dante anno ætatis suæ nono nondum exacto, die 18 Augustii 1727. Mediolani in Curia Regis ap. Joseph Richinum Malatestam, Tom. 1, in 4. Im elften Jahr übersetzte sie jedes Buch fließend in Lateinische und sprach Griechisch. Nun studierte sie Philosophie, Mathematik, Physik, disputierte seit ihrem 14ten Lebensjahr über diese Wissenschaften, und ließ über ihr »philosophisches System« verschiedene Thesen drucken: »Propositiones philosophicæ, quas crebris disputationibus domi habitis coram clarissimis viris explicabat. Mar. Cajetana de Agnesii Mediol. 1738«. Ihr Ruhm drang auch über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus, als sie ihre »Instituzioni analitische ad uso della gioventù italiana, Bologna 1548, 2 Bde in 4 drucken ließ, deren Widmung Maria Theresia von Österreich annahm. Dies Werk bezeichnete die Pariser Akademie als die beste Einführung, die über diese Gegenstände in irgend einer Sprache bisher erschienen sei. Das Instituto zu Bologna nahm sie unter seine Mitglieder auf und Papst Benedikt XIV. übertrug ihr 1750 das öffentliche Lehramt für Mathematik an der Universität zu Bologna. Etwa von dieser Zeit ab widmet sie sich immer ausschließlicher theologischen Studien und Werken christlicher Mildtätigkeit, dem Volksunterricht und der Krankenpflege. Das Hospital »Fate bene Sorelle« in Mailand rechnet sie und die von ihr angeregte jüngere Schwester Paula Agnesi unter ihre ersten Wohltäter. Die Stadt Mailand benannte ihr zu Ehren eine Straße. Vgl. Ersch und Gruber, Allg. Encykl. Wissenschaften.

— Luisa Anzoletti, Maria Gaetana Agnesi, die auch weitere Literatur angibt. — Ein Band Kompositionen ihrer Schwester Elisabeth wurde Maria Theresia gewidmet.

Zeile 35. Eine humoristische Erklärung dieser Erscheinungen, die seit Gassendi ein beliebtes Thema derartiger Disputationen in der Gesellschaft bildeten, gibt Chapelle a. a. O. (nach Schilderung des Aufenthalts in Bordeaux).

Seite 94.

Zeile 8. Jean Philippe Rameau, franz. Musiker und Komponist, Landsmann von De Brosses, geb. zu Dijon 1683 gest. in Paris 1764.

Zeile 22. Steinflachs oder Steinleinen ist eine Bezeichnung des achtzehnten Jahrhunderts für Asbest.

Seite 97.

Zeile 2. Zur Geschichte der Päpstin Johanna vergl. Döllinger, Papstfabeln des Mittelalters.

Zeile 3. Schott d. h. Marianus Scotus lebte im elften Jahrhundert und war ein gelehrter Benediktiner, schrieb ein »Chron. ab orbe condito ad annum Chr. 1082«. Martin Polonus oder Martin von Troppau starb im XIII. Jahrhundert als ernannter Erzbischof von Gnesen in Polen.

Zeile 17. De stercore ... Vom Kot erhebst du den Armen. Psalm 113.

Seite 98.

Zeile 19. Schlacht bei Marignano, heute Melegnano, Flecken nahe Mailand. Hier schlug am 14. und 15. Oktober 1515 Franz I. von Frankreich und sein Oberbefehlshaber Johann Jakob Trivulzio die Schweizer des Herzogs von Mailand.

Seite 99.

Zeile 10. — nach der Eroberung — im Jahre 1733.

Zeile 18. Der Vers am Ende des Abs. 1 ist ein Zitat aus Régnard.

Seite 100.

Zeile 22. Ant. Campi, ital. Maler, Bildhauer, Architekt und Schriftsteller, gest. 1591, zweiter Sohn des Malers Galeazzo C., lernte bei seinem Vater, ging 1561 nach Mailand. Die von De Brosses erwähnten Bilder sind eine »Trösterin der Betrübten« und »Madonna mit Heiligen«.

Zeile 30. Prinz Eugen gelang es am 1. Februar 1702, durch den Kanal, der schon ehemals den Franzosen zur Überrumpelung der Stadt gedient hatte, Truppen eindringen zu lassen, die den französischen Oberst-

kommandierenden Marschall Villeroy im Palazzo publico gefangen nahmen. Da sich ein Teil der Truppen in der Nacht verirrt hatte, mußten sie die Stadt wieder räumen, konnten aber ihren Gefangenen mitnehmen.

Seite 101.

Zeile 15. »Der verwegene Villars«.

»... l'audacieux Villars
Disputant le tonnerre à l'aigle des Césars.«

Mit diesen Versen, auf die De Brosses hier spöttisch anspielt, hatte Voltaire in der Henriade den berühmten Heerführer, den Sieger von Höchstädt und Denain gefeiert. Die Oberführung des achtzigjährigen Generalfeldmarschalls im Kriege der Spanier und Franzosen gegen Österreich war eine allgemeine Enttäuschung. Er starb noch vor der Eroberung Mantuas 1734 in Turin.

Zeile 9. Frontin = Sextus Julius Frontinus (40—103 n. Chr.) war dreimal Konsul, 76—78 Feldherr in Britannien. Er verfaßte u. a. die Strategemata, eine kriegsgeschichtliche Anekdotensammlung in drei Büchern (ein viertes ist späterer Zusatz), hrsg. Gundermann in Leipz. 1888. Außerdem ein Werk über die römischen Aquädukte. — D'Allerey, französischer Oberstkommandierender, der nach Villars 1734 den Oberbefehl in Italien erhielt.

Seite 102.

Zeile 16. Giulio Pippi (auch Giulio Romano), eigentl. Giulio di Filippo (= Pippi) dei Gianuzzi, geb. 1493 in Rom, gest. 1546 in Mantua, Schüler Raffaels.

Seite 105.

Zeile 7. Camillo Lorio, Maler des XVII. Jahrhunderts, aus Udine, ohne große Bedeutung. (Nagler.)

Seite 106.

Zeile 20. Und da auf vier Seiten mein Blatt ist gefüllt,
Bin zu schließen ich nun und zu schlafen gewillt.

Seite 110.

Zeile 5. Lies »zweiundsiebzig«.

Zeile 18. Bogen des Vitruv. Dieser Bogen wird nicht dem großen Vitruv zugeschrieben, sondern seinem Schüler und Freigelassenem Vitruvius Cervo.

Zeile 23. Graf Scipio Maffei (1675—1755), italienischer Dichter, Altertumsforscher und Philologe.

Seite 111.

Zeile 13. Der Barbitus, richtiger Barbitos ist eine Art Laute, das Sistrum die beim Isisdienst gebrauchte Klapper.

Zeile 17. Timotheos, griechischer Musiker und Nomendichter, schrieb die Perser. Er starb 357 v. Chr.

Zeile 22. Die beiden Plinius (der Ältere 23—79, der Jüngere, sein Neffe 62—113 n. Chr.) stammen aus Como, der Dichter Catull aus Verona.

Zeile 26. Aemilius Macer, römischer Dichter der augusteischen Zeit, der Lehrgedichte verfaßt hat.

Zeile 27. Der Dichter und Arzt Hieronymus Frascator, eigentlich Girolamo Fra Castoro, (1483—1553) schrieb u. a. ein Lehrgedicht über die gallische Krankheit. Seine Opera omnia erschienen 1555.

Seite 112.

Zeile 20. Kardinal Noris (1631—1704). Gelehrter Augustiner, erst in Rimini, dann in Rom. Er war Mitglied der von Christine von Schweden gegründeten Academie und wurde 1695 Kardinal unter Innoc XII Werke: Historia Pelagiana, Padua 1673, die wegen angeblich jansenistischer Lehren von der spanischen Inquisition auf den Index gesetzt wurde, Dissertatio duplex de duobus nummis Diocletiani et Licinii, cum auctuario chronologico etc. Padua 1675 in 4°. — Cenotaphia Pisana Caii et Lucii Cæsarum dissertationibus illustrata. Vened. 1681. — Seine gesammelten Werke gab Maffei mit Pietro und Girolamo Ballerini heraus. Verona 1729—1741. 5 Bde. in 8°.

Zeile 31. Liberale da Verona, auch Liberale di Jacopo genannt, geb. in Verona 1451, gest. das. 1536.

Seite 113.

Zeile 14. Domenico Brusasorci, geb. um 1516, gest. 1567.

Zeile 15. Paolo Farinato, Veroneser Maler, 1524—1606.

Zeile 19. Misson berichtet die Geschichte von dem heiligen Esel etwa wie folgt: »Als der Herr Jesus in Jerusalem eingezogen war, schenkte er dem Eselsfüllen, das ihn getragen hatte, die Freiheit. Als es satt hatte, in Palästina herumzuschweifen, beschloß es, eine kleine Reise zu machen. Schiff hatte es keins nötig, die Wogen glätteten sich vor ihm und das flüssige Element ward hart wie Kristall. Es besuchte die Inseln Cypern, Rhodos, Kandia, Malta und Sizilien, wanderte schließlich den Golf von Venedig entlang und blieb einige Tage an dem Fleck, wo späterhin diese berühmte Stadt entstanden ist. Aber die Luft schien ihm ungesund, auch die Weide auf diesen salzigen und versumpften Inseln gefiel ihm wenig,

daher setzte Martin seine Reise fort. Er schritt trockenen Fußes die Etsch hinauf, kam bis Verona und wählte sich diese Stadt zum letzten Aufenthalt. Er lebte hier noch einige Jahre als hochgeachteter Esel und starb schließlich zur großen Bekümmernis aller seiner Mitbrüder. Klägliches Eselgeschrei durchhallte das Land, nie ward ein trauriger Lied beim Begräbnis eines solchen Tieres vernommen, nicht einmal in Arkadien. Er hatte das schönste Leichenbegängnis, das er sich wünschen konnte. Denn nachdem dem selig Verstorbenen alle erdenklichen Ehren erwiesen, tat man seine sterblichen Überreste in den Bauch eines eigens dafür angefertigten kunstreich geschnitzten Holzesels, wo sie noch heute zur Freude und Erbauung frommer Seelen bewahrt werden. Der Esel steht unter Obhut der Kirche Santa Maria in Organo und wird zweimal im Jahre von den vier dicksten Mönchen im großen Ornat feierlich in Prozession umgetragen.«

Zeile 25. San Fermo-Maggiore, der hl. Firmus, Bürger von Verona, unter Maximianus nach vielen Martern gemeinsam mit dem hl. Proculus enthauptet. M. Liefmann.

Zeile 26. Das Grabmal Tuzziani ist rätselhaft. Es dürfte Textverderbnis vorliegen. Schon Scipio Maffei spricht in seiner »Verona illustrata« vom Grabmal des Gerolamo und Marc Antonio della Torre in San Fermo maggiore, geschmückt mit 6 bronzenen Flachreliefs, als deren Schöpfer er geneigt ist, einen Giulio della Torre anzunehmen. Dieses Grabmal befindet sich aber heute noch, nach Bædeker, an gleicher Stelle genannt als Grabmal eines Arztes del Torre, wie das von De Brosses genannte Tuzziani Grabmal, ebenfalls mit 6 bronzenen Flachreliefs, deren Originale in den Louvre gewandert, und durch Abgüsse ersetzt sind, nach neueren Angaben von dem paduanischen Bildhauer Andrea Briosco, genannt Riccio (1470—1532).

Zeile 30. San Gaetano, d. hl. Cajetan, (1480—1547) Gründer des Theatinerordens.

Zeile 32. Der hl. Zeno wurde 362 Bischof von Verona.

Seite 114.

Zeile 7. Misson will in den Hähnen—galli, Gallier oder Franken sehn, d. h. zwei französische Könige, nämlich Karl den Großen und Pipin, die den Langobardenkönig Desiderius gefangen haben, oder auch dessen Sohn Adelchis. Die lateinischen Hexameter gehen wahrscheinlich auf Theoderich den Großen, von dem diese Fahrt in die Hölle erzählt wird.

Seite 116.

Zeile 2. Benedetto Caliari, Bruder des Paul C. (gen. Veronese), geb. in Verona, wahrscheinlich 1538, gest. 1598.

Seite 117.

Zeile 2. Loth, Joh. Karl, (gen. Carlo Lotti, Carlotto) geb. 1632 in München, geſt. 1698 in Venedig, lernte erſt bei ſeinem Vater, dann bei Pietro Liberi.

Zeile 4. Louis Dorigny, geb. 1654 in Paris, Schüler Charles Lebruns, ging 1673 nach Rom, lebte zehn Jahre lang in Venedig, von 1687 mit Ausnahme zwei längerer Reiſen nach Paris und Wien, in Verona, wo er 1742 ſtarb.

Zeile 13. Der dicke Folioband iſt die »Verona illustrata« von Scipione Marcheſe di Maffei.

Zeile 25. Palladio lebte 1508—80.

Seite 118.

Zeile 31. Pantalone iſt eine der ſtändigen komiſchen Figuren der italieniſchen Komödie.

Seite 119.

Zeile 23. Die Inſchrift über dem Gartentor des Conte Valmarano lautet:

Si te ingredientem graviores forte / Huc usque insecutæ sunt curæ, / Eas velint nolint procul / Nunc ut abeant facito / Hilaritati namque & genio / Pars hæc potiss. dicata est, — Cedros hosque qui dempserit / Floresque carpserit / Is sacrilegus esto, / Vertumnoque & Pomonæ / Queis sunt sacri / Pœnas luito. — — Civis, Amice, Advena, / Qui loci amœnitate cupis ablectarier, / Securus huc ingredere / Teque largiter recrea. / Nullus intus canis, / Nullus Draco, / Nullus falce minaci Deus, / Omnia sed tuta benigneque exposita. — Sic voluit Comes LEONARDUS VALMANARA / Hortorum dominus / Modestiam quod tuam & continentiam / Custodem fore fidat opportunum. Anno MDXCII.

Seite 123.

Zeile 17. »Augen her, Hände weg!«

Zeile 28. Die hl. Juſtina von Padua ſtarb als Märtyrerin unter Maximinian etwa 304 und wird meiſtens mit einem Einhorn dargeſtellt zum Zeichen ihrer Jungfräulichkeit, da den alten Überlieferungen nach das Einhorn ſich nur von einer reinen Jungfrau einfangen ließ.

Seite 124.

Zeile 2. Die Kirche ward 1501 von Girolamo da Brescia begonnen, 1521—22 von Al. Leonardi fortgeführt und mit Ausnahme der Faſſade von Moroni vollendet.

Zeile 16. Lucius Cælius Firmianus Lactantius, Lehrer der Rhetorik in Nikomedien, ſeines guten Lateins wegen genannt der »chriſtliche Cicero«, unterrichtete um 312 den Sohn Conſtantins des Großen. Er ſchrieb u. a. »De mortibus persecutorum«. — Divinarum institutionum libri VII. — Neu herausgeg. Wien 1890—97.

Zeile 22. Michel Maittaire (1668—1747), lebte größtenteils in England. Er war Philologe und beſonders Bibliograph. Seine »Annales typographici« (London 1719—25, 9 Teile) ſind ein Titelregiſter aller bis 1664 gedruckten Bücher.

Zeile 28. Der hl. Antonius von Padua (1191—1235) war ein Zeitgenoſſe des Franz von Aſſiſi. Er war beſonders berühmt durch ſeine Beredſamkeit und durch zahlreiche Wunder. Er ſteht heute in jeder Kirche mit dem Jeſuskind auf dem Arm und gilt als kräftiger Fürbitter, in Italien beſonders für verlorene Dinge. In den »Fioretti« des hl. Franz finden ſich mehrere hübſche Legenden über ihn, z. B. die Fiſchpredigt.

Seite 125.

Zeile 16. Pietro della Valle, geb. 1586 in Rom, pilgerte wegen einer unglücklichen Liebe 1614 nach Jeruſalem, und kehrte 1626 über Perſien und Indien zurück. Er ſchrieb »Viaggi di Pietro d. V.«, Rom 1650, 1662, 63 deutſch.

Zeile 22. Jacopo Sanſovino, eigentlich Tatti, Schüler des Andrea Sanſovino, Bildhauer und Baumeiſter, geb. 1488 in Florenz, geſt. 1570 in Venedig, war in Florenz, Rom, zuletzt hauptſächlich in Venedig tätig. Tullio Lombardo, Baumeiſter und Bildhauer des XVI. Jahrh. in Venedig, geſt. 1532.

Zeile 28. Statt »von« muß es heißen »der Cornaro«. Caterino Cornaro »Dalmatiæ, dein Cretæ cum summa potestate legata«, geſt. 1674.

Zeile 29. Der venezianiſche General Al. Contarini, geſt. 1553.

Zeile 30. Giotto di Bondone, ital. Maler, Baumeiſter und Bildhauer, geb. wahrſcheinlich 1266 in Colle bei Velpigniano, geſt. 8. Jan. 1337 (1332) in Florenz.

Seite 126.

Zeile 5. Giacomo Filippo Parodi, geb. 1630 in Genua, geſt. 1708 (1702?) daſ., iſt einer der beſſeren Meiſter der Barockſkulptur, beſonders bekannt von ihm ſind ſeine ſchwebenden Altargruppen der Aſſunta, z. B. in San Luca zu Genua. Von ihm iſt ferner das Gartenportal des Pal. Brignole daſ. Ein hl. Mano wird nirgends aufgeführt, ſo wird es wohl eine Fehlſchreibung für den hl. Maurus ſein, St. Mano für St. Maur, der den jungen Placidus, der faſt beim Waſſerholen ertrunken wäre, auf Be-

fehl des hl. Benedikt aus den Wassern rettete. Der hl. Maurus wird öfter auf den Wassern gehend und den hl. Placidus rettend dargestellt. (Radowitz, Ges. Schriften, Bd. I.) Beide sind Jünger des hl. Benedikt. Wohl im Zusammenhang mit seiner wunderbaren Errettung des Placidus wurde er zum Patron gegen den Schnupfen. — Palma, Jacopo oder Giacomo, genannt il Vecchio, geb. um 1488 in Serinalta bei Bergamo, gest. 30. 6. 1528 in Venedig, Schüler Giov. Bellinis, später unter Giorgiones und Tizians Einfluß, auf dessen Stil er auch seinerseits einwirkte.

Zeile 6. Als die hl. Scholastika den Tod nahen fühlte, war gerade ihr Bruder, der hl. Benedikt bei ihr. Umsonst bat sie ihn, noch länger zu bleiben. Im Augenblicke aber, als er fortging, brach ein solches Ungewitter los, daß er bleiben mußte. Sie starb einige Tage darauf und er sah ihre Seele in demselben Augenblick als Taube in den Himmel fliegen.

Zeile 7. Es gibt drei heilige Frauen dieses Namens. Da wir uns in einer Benediktinerkirche befinden — schon die zwei vorgenannten Bilder gestalteten Heilige dieses Ordens — dürfte es sich um ein Bild der Zisterziensernonne in Helfta bei Eisleben handeln, die »Große Gertrud«, gest. 1302 oder 1303, deren Visionen, die sie deutsch niederschrieb oder diktierte, leider nur in lateinischer Übersetzung auf uns gekommen sind. Von ihr ist erhalten: »Legatus divinæ pietatis«, deutsch von Weißenbrot. »Exercitia spiritualia«, deutsch von Wolter, Gertrudenbuch. Ihre Schriften wurden im XVII. Jahrhundert begeistert gelesen und fanden auch die Zustimmung der Kirche, die die Nonne Gertrud in dieser Zeit heilig sprach. Gelegentlich dieser Heiligsprechung mag Liberi das Bild aufgetragen bekommen haben. — Pietro Liberi, Cavaliere, genannt Libertino, geb. 1605 in Padua, gest. 1687 in Venedig. Ein Stich von ihm liegt unserer Abbildung des »Faustkampfs auf der Brücke in Venedig« zugrunde.

Zeile 10. Veronese der Jüngere ist wahrsch. Carlo (Carletto) Caliari, geb. 1570 in Venedig, gest. 1596.

Zeile 13. Le Faure. Vielleicht Jean Faure, Maler von Grenoble, der 1535 urkundlich erwähnt wird.

Seite 126.

Zeile 15. Rumanini aus Brescia ist wohl Girolamo Romanino, geb. 1485 in Brescia, gest. das. 1566, vielleicht Schüler von F. Ricci und F. Ferramola, wahrscheinlich auch eines Friauler Meisters. Vor 1510 war er schon Mitglied der Gilde. Nach Erstürmung Brescias fand er Unterkunft bei den Benediktinern in Padua. Um 1516 kehrte er nach Brescia zurück und malte dort neben A. Bonvicino in der Corpus Christikapelle von S. Giov. Evangelista. H. W. S. A. K. L.

Zeile 16. Paul Veroneſe Caliari, geb. 1528 in Verona, geſt. 1588 in Venedig.

Zeile 22. Lukas von Holland iſt Lucas Jacobosz, genannt Lucas van Leiden, geb. 1494 in Leiden, geſt. daſ. 1533, einer der bedeutendſten Künſtler der holländiſchen Renaiſſance, von Dürer beeinflußt.

Zeile 29. Eſel, der den Hafer beſchnuppert. Die Legende erzählt, Antonius habe, um einen Gottesleugner von der Gegenwart Chriſti im heiligen Sakrament zu überzeugen, einem ausgehungerten Eſel die Hoſtie hingehalten und zugleich Hafer vorgeſchüttet. Da habe der Eſel den Hafer nicht angerührt, ſondern ſei vor der Hoſtie niedergekniet.

Seite 127.

Zeile 1. Mantegna, Andrea, ital. Maler, geb. 1431 in Vicenza, geſt. 13. 9. 1506 in Mantua, war das Haupt der paduaniſchen Schule.

Zeile 12. Lapis vituperii = Schandſtein.

Seite 128.

Zeile 8. Marcheſe Poleni, Giov., geb. 1683 in Venedig, geſt. in Padua 1761, war in der damaligen wiſſenſchaftlichen Welt hochberühmt. 1739 wurde er Mitglied der Académie des Sciences in Paris.

Zeile 18. Jucundus iſt Fra Giov. Giocondo, ital. Archäologe und Baumeiſter, geb. um 1433 in Verona, geſt. 1. 7. 1515 in Rom. Er baute u. a. die Notredamebrücke zu Paris.

Seite 131.

Zeile 31. squisitissimo = ganz ausgezeichnet.

Seite 132.

Zeile 13. buona mancia = Trinkgeld.

Zeile 32. »kommen wir wieder auf unſere Hammel ...« iſt einer Poſſe aus dem XV. Jahrhundert, »Maître Pierre Pathelin«, entnommen. Dort tritt vor Gericht ein Kaufmann auf, dem Hammel geſtohlen ſind und der deswegen den Schäfer verklagt hat. Statt aber nur das zu ſeiner Sache Gehörige zu ſagen, fängt er dazwiſchen immer an, ſeinen Advokaten Pathelin wegen eines Stückes Tuch zu verklagen, ſo daß der Richter ihn mehrfach mahnen muß, doch wieder auf ſeine Hammel zurück zu kommen.

Zeile 35. Herr von Bourbonne, Parlamentspräſident zu Dijon, war mit der einzigen Tochter des erſten Präſidenten Bouhier, des verehrten Freundes von De Broſſes, verheiratet. In ſeiner Begleitung bereiſte Abbé

Richard später Italien, der eine umfängliche Beschreibung Italiens erscheinen ließ.

Seite 133.

Zeile 10. Bucentaurus ist der Name der Staatsgaleere, auf welcher der Doge nach seiner Wahl unter großen Feierlichkeiten hinausfuhr und sich dem Meer vermählte.

Zeile 25. Vgl. die Abbildung.

Zeile 29. Armand Gaston de Rohan (1674—1749), seit 1704 Mitglied der Akademie, 1712 Kardinal, war Fürstbischof von Straßburg. In Zabern war ein fürstbischöfliches Schloß, das Rohan bewohnte.

Seite 134.

Zeile 1. B. Zelotti (Giov. Batt. Farinati), auch Battista da Verona, B. Fontana genannt, geb. 1532 in Verona, gest. 1592.

Seite 138.

Zeile 19. »einen verteufelten Eifer«.

Zeile 22. Amelot de la Houssaye (Nicolas), diplomatischer Beamter und Schriftsteller, geb. in Orleans 1634, gest. 1706 in Paris. De Brosses spricht hier von seinem geschichtlichen Hauptwerk: Histoire du gouvernement de Venise, Par. 1676.

Zeile 30. Cîteaux, Stammkloster der Cisterzienser. Der Abt von Cîteaux war zugleich Vorstand des ganzen Ordens und dadurch einer der einflußreichsten Kirchenfürsten der Welt.

Seite 141.

Zeile 22. Sarà servito, sono ai Suoi commandi = Sie werden bedient werden, ich stehe Ihnen zu Befehl.

Seite 142.

Zeile 32. »Dieb, Schuft«.

Seite 143.

Zeile 16. Das italienische Zitat ist aus Dantes Inferno und heißt deutsch etwa:

Dann legte sie in meine Hand die ihre
Und heiteren Auges, was mich tröstete,
Weihte sie ein mich in geheime Dinge.

Im Original wird die Stelle auf Virgil bezogen., hier ist sie grammati-

kalisch nur dadurch möglich, daß im Italienischen die persönlichen Fürwörter im Nominativ beim Zeitwort nicht zu stehen brauchen, »mise« bedeutet also ebensogut »er legte«, wie »sie« oder »es legte«.

Seite 146.

Zeile 25. Der päpstliche Statthalter von Benevent und Pästum und Richter am römischen Statthaltergericht Trajano Boccalini ‹1556—1613› gestaltete seine Erfahrungen über das staatliche und gesellschaftliche Leben Italiens in satirischer Form in den »Berichten vom Parnaß« ‹Ragguagli del Parnaso›. Diese gingen handschriftlich um und erregten durch den witzigen Freimut, mit dem sie sich über die spanische Willkürherrschaft, den römischen Hof und ähnliches äußerten, großes Aufsehen. Anfeindungen trieben ihn in das freie Venedig, er erlag hier wahrscheinlich spanischem Gift.

Seite 153.

Zeile 11. Bévy war Präsident der Rechnungskammer von Dijon.

Seite 154.

Zeile 16. Marschall v. d. Schulenburg. Johann Matthias Reichsgraf v. d. Schulenburg ‹1661—1747›, Befehlshaber des venezianischen Heeres. Beim Arsenal hat er ein Denkmal.

Seite 155.

Zeile 1. Die Verse lauten deutsch etwa:

Hier ist das Ziel, und ging' ich nun noch weiter,
Könnt' mit Erzählen ich euch lästig fallen,
Darum ichs lieber zu verschieben trachte,
Als durch die Länge euch verdrießlich machte.

Seite 156.

Zeile 34. Giov. Cimabue, der letzte und bedeutendste der unter byzantinischen Einflüssen stehenden Maler Toskanas, lebte 1240—1302.

Seite 158.

Zeile 7. Lysipp, griechischer Erzgießer, ‹etwa 360—316 v. Chr.›. Die Pferde wurden nach der Eroberung Konstantinopels durch die Venezianer hierhergebracht.

Zeile 27. Basilius oder Johannes Bessarion ‹1403—1472› war ursprünglich griechisch-katholisch und eifrig für die Union der beiden katholischen Bekenntnisse bemüht. Nach seinem Übertritt zur römischen

Kirche wurde er Bischof und später Kardinal. Er wirkte für das Bekanntwerden der griechischen Schriftsteller im Abendland und sammelte griechische Manuskripte, die er der Bibliothek von San Marco in Venedig vermachte.

Zeile 30. Anton Marie Zanetti ließ 1742 ein Verzeichnis der Bibliothek Venedig erscheinen: »Latina et Italica D. Marci Bibliotheca codicum, manuscriptorum per titulos digesta. — Præside et moderatore Laurentio Theupolo, Equite ac D. Marci Proc. — Jussu Senatus 1742«, in groß Fol., mit vier Kupfertafeln. Zeidler.

Zeile 33. Bernard de Montfaucon (1655—1741), Benediktiner, war Altertumsforscher und Paläograph und veröffentlichte die »Palæographia Græca« (1708), — L'antiquité expliquée et représentée en figures 1715, ein Werk mit vielen Stichen in 15 Bänden. Ferner gab er griechische Kirchenväter heraus.

Seite 159.

Zeile 7. Alnetanus. Guilelmus Fichet, ein französischer Theologe, war 1467 Schulleiter an der Universität Paris, hernach Doktor in der theologischen Fakultät daselbst. Er lehrte 22 Jahre lang Vormittags Theologie, Nachmittags die Redekunst und legte viele Proben seiner eigenen Beredsamkeit ab. Als er sich 1471 zu Rom befand, erzeigte ihm Sixtus IV. besondere Ehre, und machte ihn zu seinem Kämmerer, wofür demselben die gesamte parisische Universität ihren Dank abstatten ließ. Außer der hier genannten lateinischen Rhetorik schrieb er »Epist. libri V«, erschienen zu Paris 1470 und 71.

Zeile 29. »ad usum delphini« »zum Gebrauche des Dauphins«, Diesen Vermerk trug besonders eine Ausgabe von Klassikern, die der König für den Dauphin durch Bossuet und Huet von allen anstößigen Stellen reinigen ließ.

Zeile 30. Das Musæum Florentinum erschien von 1737—43 in 9 Bänden, vervollständigt durch das Musæum Etruscum und 1755 durch »Toscana illustrata«.

Seite 160.

Zeile 2. Claude Mellan (1598—1688) stach besonders religiöse Blätter.

Zeile 9. Joseph Smith (1682—1770) war britischer Konsul in Venedig und bekannt als eifrigster Sammler von Büchern, Handschriften, Münzen, Bildern und geschnittenen Steinen. 1729 gab er den Boccaccio heraus nach einer Ausgabe des Jahres 1527, 1737 den »Catalogus librorum rarissimorum« und Ergänzungen, 1755 die »Bibliotheca Smithiana seu Catalogus librorum D. Josephi Smithii Angeli«. Walpole nannte ihn den

»Kaufmann von Venedig«, behauptete freilich, er kenne von seinen Büchern nur die Titel.

Seite 162.

Zeile 3. Rosalba Carriera, Malerin von Venedig (1671—1757).

Zeile 24. Heinrich von Valois (1551—89), war auf Betreiben seiner Mutter Maria von Medici am 15. Februar 1547 zum König von Polen gewählt worden, verließ aber sein Königreich schon am 18. Juli, um den durch den Tod seines Bruders, Karls IX. erledigten französischen Thron einzunehmen. Er verließ fluchtartig Krakau und reiste durch Galizien, Östreich, Norditalien, dessen Städte den neuen Herrscher Frankreichs durch rauschende Festlichkeiten ehrten, in kleinen Tagereisen nach Frankreich. Auf dieser Fahrt berührte er auch Venedig.

Seite 163.

Zeile 34. Heinrich IV. von Frankreich (1553—1600) regierte von 1589 an. Die Rüstung ist noch heut dort.

Seite 165.

Zeile 21. Jacopo Robusti, genannt Tintoretto, Schüler Titians, lebte 1518—94.

Zeile 25. Pordenone, venezianischer Maler, lebte 1483—1535.

Seite 166.

Zeile 15 ff. — Heute im Museo Vaticano.

Seite 167.

Zeile 4 und 24. Die Hochzeit zu Kana und das Gastmahl beim Pharisäer sind heute im Louvre, »Maria Tempelgang« in der Galleria di Belle Arti in Venedig. Petrus Martyr in S. Giovanni e Paolo in Venedig.

Seite 168.

Zeile 23. »Die Familie des Darius« ist heute in der National Gallery in London, »Lot« im Dresdner Museum.

Seite 171.

Zeile 10. Vivaldi, Antonio, Violinist und Komponist, geb. um 1680 in Venedig, gest. daselbst 1743, seit 1714 Violinist der Staatskirche und

Direktor des Konservatoriums, schrieb Soloviolinkonzerte (sechs mit Bach), auch Concerti grossi und Sonaten für 2 bis 5 Stimmen, sowie 38 Opern.
Schering, Gesch. d. Instrumentalkonzerts.

Zeile 21. Hasse, Johann Adolf, Il Sassone, geb. 25. März 1699 in Bergedorf bei Hamburg, gest. 16. Dez. 1783 in Venedig, 1718—21 Opernsänger (Tenor) in Hamburg und Braunschweig, schuf seit 1723 (Schüler Porporas und Scarlattis) Opern, wurde 1727 Kapellmeister in Venedig, wo er die Sängerin Faustina Bordoni (geb. 1700 in Venedig, gest. daselbst 1781) heiratete. Er war 1731—63 Hofkapellmeister in Dresden und lebte später in Wien, seit 1770 in Venedig. Er schrieb zahlreiche Opern, auch Kirchenmusik.

Seite 172.

Zeile 11. Lorenzo Somis, geb. gegen Ende des XVIII. Jahrh., studierte in Rom und Venedig, besonders bei Vivaldi, und lebt später als kgl. Kapellmeister am Hofe des Königs von Sardinien in Turin, wo De Brosses ihn im Frühjahr 1740 noch spielen hört.

Seite 173.

Zeile 5. Theriak ist ein heilsames Mittel in Form einer Latwerge, von auserlesenen Spezereyen zusammenzugesetzt. Den Namen hat er von den Nattern oder Vipern bekommen, weil der erste Erfinder derselben, Andromachus, ihr Fleisch dazu genommen ... Der Venedische hat den Ruhm, daß er vor anderen wohl zubereitet wird, dem aber anderswo geschickte Apotheker nicht nachgeben wollen. Zeidler. 1745.

Seite 175.

Zeile 25. Der Held dieser Geschichte war damals noch am Leben. Henry Charles Abbé de Pomponne (1669—1756), war ordentlicher Staatsrat und königlicher Botschafter in Venedig und anderen italienischen Städten. 1716 ward er zum Chancelier des ordres du roi ernannt, 1743 Mitglied der Académie des Inscriptions.

Seite 178.

Zeile 16. Giuseppe Tartini, einer der bedeutendsten Violinisten des XVIII. Jahrh., auch berühmter Theoretiker und Komponist. Geb. in Pirano in Istrien, gest. 1770 in Padua.

Zeile 21. Fétis und Schladebach schreiben Leclair. Jean Marie Leclair, geb. 1697 in Lyon, ermordet 1764 in Paris, von 1729—31 an der Opéra und der Musik des Königs, dann Musiklehrer und Komponist, war einer der geschätztesten franz. Geiger seiner Zeit.

Seite 179.

Zeile 13. Jean Bened. Lucotte, Seigneur Du Tilliot, geboren 1668 in Dijon, war eifriger Sammler von Münzen, Handſchriften und Gemälden. Von ihm erſchien 1741 in Lauſanne: Mémoire pour servir à l'histoire de la fête des fous. Er ſtarb 1570 in Dijon. Seine Sammlung, darunter die wertvollen Manuſkripte, die er mit Bildern und Zeichnungen guter Meiſter ſchmückte, kaufte großenteils De Broſſes' Vetter Fevret de Fontette. Ihre Titel ſind in der Bibl. de Bourgogne unter »Lucotte« verzeichnet.

Seite 182.

Zeile 14. Giraldi, Lilio Gregorio, (1479—1552) bedeutender Humaniſt. Er ſchrieb u. a.: »Historia de diis gentium 17 syntagmatibus distincta. — Syntagma de Musis. — Historia Herculis. —« Die »Dialogi duo de poetis nostrorum temporum, Flor. 1551« ſind gewiſſermaßen eine zeitgenöſſiſche Literaturgeſchichte der erſten fünfzig Jahre des XVI. Jahrhunderts. Seine Werke wurden geſammelt und neu herausgegeben in zwei Bdn. Leiden 1696.

Seine Grabſchrift lautet:

D. O. M. / Quid Hospes Adstas? / Tymbum Vides Gyraldi Lilii / Fortunæ Utramque Paginam Qui Pertulit / Sed Pessima Est Usus / Altera Nihil / Opis Ferente Apollinis. / Nil Scire Refert Amplius / Tua Aut Sua. / In Tuam Rem Abi / Lilius Greg. Gyraldus Protonot. Apost. / Mortalitatis Memor. Ann. Agens LXXII / V. S. P. Curavit. / M. D. L. Gott zu Ehren! Was ſtehſt du, Wanderer, hier? Du ſiehſt das Grab des Gyraldus Lilius, der Glück und Unglück kannte, aber unter dem Beiſtand des Apollo nur letzteres erfahren hat. Mehr zu wiſſen iſt weder dir noch ihm nötig. Sorge für dich ſelbſt. Lilius Gregorius Giraldus, päpſtlicher Protonotarius, der ſich im Alter von 72 Jahren ſeiner Sterblichkeit eingedenk hat ſich dieſes Denkmal zu Lebzeiten errichtet.

Zeile 17. Pierius Valerianus hieß eigentlich Johann Peter Valerianus Bolzani, erhielt wegen ſeiner Geſchicklichkeit in der Poeſie den Namen Pierius ſtatt Petrus (Wortſpiel mit den Pieriden, den Nebenbuhlerinnen der Muſen). Er unterrichtete im Hauſe des Kardinals Giulio Medici, und erhielt, wie dieſer als Clemens VI. Papſt wurde, den Titel eines päpſtlichen Protonotarius. Er ſtarb 1558. Seine hier genannte Schrift »De litteratorum infelicitate« ward 1647 in Amſterdam neu herausgegeben.

Zeile 21. Bonone, Carolus, Maler zu Ferrara, Schüler des Hippolytus Scarcellino und der Akademie der Carracci in Bologna. Starb 1632.

Zeile 29. Borſo von Eſte, geſt. 1471, erhielt 1452 von Kaiſer Friedr. III. den Titel eines Herzogs von Modena und Reggio, 1470 von Papſt Paul II. den eines Herzogs von Ferrara.

Seite 183.

Zeile 5. Die Grabschrift des Ariost lautet deutsch: Gott zu Ehren! Dem großen und hochberühmten Dichter Ludwig Ariosto, den Kaiser Karl V. gekrönt hat, der durch den Adel der Geburt sowohl als durch den des Geistes erhaben war, der sich in Staats- und Regierungsgeschäften in den wichtigsten Gesandtschaften an den päpstlichen Hof, und durch seine Klugheit, Ratschläge und Beredsamkeit hervorgetan hat, seinem Großoheim, dessen Gebeine hier begraben liegen, setzet dies Denkmal 1612 der Großneffe Ludwig Ariosto, damit es an seiner kindlichen Ehrerbietung nicht fehlen möge, den Ruhm eines so großen Mannes zu verherrlichen. Er lebte 59 Jahre, und starb den 6. Junius 1533. Bei De Brosses fehlt der letzte Teil der Grabschrift. Bl.

Zeile 18. Pavili. Einen Maler dieses Namens finde ich nirgends sonst verzeichnet.

Zeile 19. Carpaccio, Vittore, geb. um 1455 in Venedig (?), gest. zwischen 1524 und 27.

Zeile 23. Cariophilo, ein Maler dieses Namens wird sonst nirgends genannt. Es dürfte sich um eine Verschreibung für Garofalo handeln, oder um eine gräcisierte Form dieses Kennamens aus »καρυόφυλλον«, das wie garofalo »Nelke« bedeutet. Benvenuto Tisi, genannt Garofalo, geb. 1481 bei Ferrara, gest. 6. 9. 1556 in Ferrara, war neben Dossi Haupt der Ferraresischen Schule.

Zeile 32. Die Säule trägt heute ein Standbild des Ariost. Sie war ursprünglich für ein Denkmal Hercules' I. bestimmt, trug bis 1796 ein Standbild des Papstes Alexanders VII. (1655—67), von 1810—14 einen Napoleon. B.

Seite 188.

Zeile 21. Giovanni da Bologna, eigentlich Jean de Boulogne, geb. 1524 in Douai, gest. 1608 in Florenz, Schüler von Jacques de Brenck und Michelangelo.

Seite 190.

Zeile 3. Cassini, Domenico, geb. den 8. 6. in Perinaldo bei Nizza, gest. den 14. 9. in Paris, war seit 1650 Professor in Bologna und seit 1669 Direktor der Sternwarte in Paris. Er veranlaßte 1672 in Cayenne die Bestimmung der Sonnenparallaxe aus Marsbeobachtungen und begann 1683 mit Maraldi und Lahire eine Meridianmessung.

Seite 192.

Zeile 8. Torreggiani, Alfonso, Architekt, von Nagler erwähnt als Er-

bauer der Noviziatkirche zu Bologna, der Jesuitenkirche in Rimini, des Collegium des Ordens zu Mantua und des Palazzo Carriani, ohne Angabe der Lebensdaten.

Zeile 13. Brunelli, Gabriello, (1615—82) bolognesischer Bildhauer, ging mit 22 Jahren nach Rom, wo er Schüler von Alessandro Algardi wurde. In Bologna sind von ihm: in San-Pietro eine Büste Gregors XV., in Gesù è Maria acht Statuen, zwei Engel und ein Santo Spirito.

Zeile 17. Der Stifter des Dominikanerordens ist der hl. Dominikus oder Domingo. Geboren 1170 in Cellaroga in Altkastilien, seit 1199 Kanonikus in Osma, kam er 1204 zur Bekehrung der Albigenser nach Südfrankreich. 1219 lebte er in Rom und Bologna.

Zeile 27. »... worunter sich die Historie der Königin Esther auf gelben, groben Leder, das nicht eingebunden ist, sondern auf eine Rolle gewickelt wird, vorfindet. Die Schrift bestehet aus großen hebräischen Buchstaben, welche die Canonici von der eigenen Hand des Esdra zu sein vorgeben.« Keyßler.

Seite 193.

Zeile 11. Lies »der Carracci« —

Zeile 31. Antonio Levante.

Zeile 35. Marcello Malpighi, geb. 1626 bei Bologna, gest. 1694 in Rom, hochgeschätzter Arzt und medizinischer Schriftsteller, ward 1653 Doktor, 1656 Professor zu Bologna, ging 1657 nach Pisa und trat hier in Beziehungen zu dem Mathematiker Borelli, 1669 ernannte ihn die Royal Society in London zu ihrem Mitglied, Innocenz XII. Pignatelli berief ihn als Leibarzt nach Rom. Von seinen zahlreichen medizinischen Schriften mag De Brosses, der stets ein eifriger Linguist war, der künftige Verfasser des »Traité de la formation méchanique des langues« die »anatomischen Briefe über das Gehirn, die Zunge u. a.« gekannt haben. (Epistulæ anatomicæ de lingua, de cerebro, de externo tactus organo, de omento, de pinguetudine et adiposis ductibus. Bologna 1661—65.)

Seite 194.

Zeile 33. Marsigli, Luigi Ferdinando, Graf M., geb. 1638 (Nach Keyßler 1650 oder 48), italienischer Naturforscher. Von ihm erschien: Histoire physique de la mer. (Vened. 1711) und Danubius Pannonicomysicus... (Haag 1726, 6 Bde.) Er war österreichischer Offizier und bei der Erstürmung von Ofen beteiligt, wegen der Kapitulation von Altbreisach 1703 wurde er schimpflich entlassen. Papst Clemens XI. ernannte ihn zum General der Truppen, die er gegen den Kaiser Joseph wegen der Nichtrückgabe von Comacchio zusammenzog.

Zeile 13. Graf Emrich Thököly, geb. 1657 auf Schloß Käsmark, eroberte 1680—82 als Führer der gegen die Herrschaft Österreichs aufstehenden Kuruczen Oberungarn, und wurde nach seiner Vermählung mit Helene Zriny, der Witwe des Fürsten Rakoczy Fürst von Ungarn. 1690 mußte er vor den Österreichern weichen und starb als Gast der Türken 1705 in Ismid in Kleinasien.

Zeile 14. Caprara, Aeneas Silvius von, kaiserlicher Feldmarschall, geb. 1631 in Bologna, kämpfte unter Montecuccoli, nahm am Entsatze Wiens und der Belagerung Ofens Teil. Nach der Einnahme Neuhäusels kämpfte er in Siebenbürgen, 1691 am Rhein, 1694 in Ungarn. Später war er Vizepräsident des Hofkriegsrats.

Zeile 19. Paolo Canali, bolognesischer Architekt, 1618—80.

Zeile 22. Lies »Magnani«. Den Palazzo M. baute Domenico Tibaldi.

Seite 195.

Zeile 22. »terrestrische Phänomene.« — »Die an der Wand hängenden Gemälde und Zeichnungen bilden verschiedene merkwürdige Eigenschaften unserer Erdkugel ab, z. B. feuerspeiende und andere besondere Berge, die großen Eisschollen, welche sich in dem mitternächtlichen Meere befinden, den Rhein- und andere Wasserfälle, bei welchen auch die Formation der Regenbogen und Wolken ausgedrücket ist.« Keyßler.

Seite 197.

Zeile 13. Zanotti, Franc. Marie, war Sekretär des Instituts zu Bologna.

Zeile 15. Laura Bassi (1711—1778) war mit dem Arzt Veratti verheiratet.

Seite 200.

Zeile 6. Kardinal Dubois lebte 1656—1726. Die humoristische Uebersetzung seines Namens (Kardinal aus dem Busche) charakterisierte ihn für jeden Italiener vortrefflich als Emporkömmling und Gauner, denn »un' uomo del bosco e della riviera« ist einer, der sich zu allem brauchen läßt. Lächerlich und verächtlich erscheint Dubois, der es vom armen Apothekersohn zum Kardinal, Minister und reichsten Mann Frankreichs brachte, dem vornehmen Erzbischof und Herrn De Brosses, vor allem als Emporkömmling. Über die Geschichten, die über ihn von Mund zu Mund gingen, sind wir durch Duclos (Memoires sécrètes) und Saint-Simon unterrichtet. Vgl. auch Bliard. »Dubois, cardinal et premier ministre. 1902.«

Zeile 15. Le Camus, Bischof von Grenoble, starb 75 Jahr alt 1707. Er war wegen seines Lebens als Grand Aumônier du roi 1670 berüchtigt, lebte aber später in seiner Gemeinde höchst erbaulich.

Seite 201.

Zeile 7. Giovanni Battista Pergolesi, geb. den 4. 1. 1710 in Jesi, gest. 17. 4. 1736 in Pozzuoli, schrieb Opern: la serva padrona u. a., Kirchenkompositionen und ausgezeichnete Triosonaten.

Zeile 26. Bartolomeo Girolamo Laurenti, Violinist und Komponist, geboren Mitte des 17. Jahrh. zu Bologna. Seine »Sonata per camera a violino e violoncello opera« erschien zu Bologna bei Monti 1691, seine »Sei concerti a tre cio è violino, violoncello et organo« ebenda 1720.

Zeile 30. Caffarello, hervorragender Sopransänger, eig. Majorano, nach dem Musiker Caffaro, der ihn ausbilden ließ, genannt Caffarelli, 1703—83, Schüler Porporas, sang in Italien, England, Frankreich und erwarb aus seinen Einkünften die Herrschaft Santo Dorato, von der er den Herzogstitel annahm. Ebenso berühmt wie seine herrliche Stimme, war sein Dünkel. Auf einem Palais, das er kurz vor seinem Tode bauen ließ, ließ er anbringen: Amphion Thebas — Ego Domum, worauf ein Spaßvogel darunter schrieb: Ille Cum —, Sine Tu.

Zeile 31. Farinelli, Carlo Broschi, (1705—82) in ganz Europa gefeierter Sopransänger, der es fertig bekam, König Philipp V. von Spanien aus der Lethargie, in die er durch den Tod seines Sohnes verfallen war, herauszureißen, und eine außerordentlich einflußreiche Stellung am spanischen Hofe einnahm. Er durfte nur noch für den König singen und sang ihm Abend für Abend dieselben drei Arien Pallido il Sole . . . Per questo dolce amplesso . . ., von Hasse und ein variiertes Menuett. Schl.

Seite 202.

Zeile 10. Der Suzon ist ein kleines Flüßchen unweit Dijon. Co.

Zeile 18. Jehannin de Chamblanc, Freund des Dichters Piron, Parlamentsrat in Dijon. Co.

Seite 205.

Zeile 16. Domenichino, eigentlich Domenico Zampieri, bolognes.-römischer Maler, geb. 1581 zu Bologna, gest. 1641 zu Neapel, außer Guido Reni der bedeutendste direkte Nachfolger der Carracci.

Seite 206.

Zeile 18. Parmeggianino, Parmeggiano, Parmesan, eigentlich Francesco Mazzuoli, auch Mazzola, geb. 1503, gest. 1540 in Casalmaggiore, strebte Correggio und Raffael nach.

Seite 207.

Zeile 19. Nagler nennt: Giov. Batt. und Peter Fiorini als Maler und Baumeister des XVI. Jahrh. zu Bologna.

Seite 208.

Zeile 2. Niccolo dell' Abbate, geb. 1512 in Modena, gest. 1571 in Frankreich, wo er seit 1552 in königlichen Diensten mit Primaticcio gewirkt hat. — Tibaldi, Tibaldi de Pellegrino, Marchese di Valsoda, Baumeister und Maler (1532 (1537) — 1592).

Zeile 7. Alessandro Tiarini, geb. 1577 in Bologna, gest. ebenda 1668.

Seite 209.

Zeile 31. Giac. Cavedone (Cavedoni), ital. Maler, geb. 1577 zu Sassuolo (Modena), gest. 1660 in Modena.

Seite 210.

Zeile 8. Lodovico Carracci, getauft 1555 zu Bologna, gest. 1619 ebenda, Vetter von Agostino und Annibale C. — Agostino Carracci, geb. zu Bologna den 15. 8. 1557, gest. zu Parma am 22. 3. 1602. — Annibale Carracci, geb. zu Bologna 1560, gest. zu Rom 1609.

Zeile 10. Gessi, Franc. geb. 1588 in Bologna, gest. 1649, Schüler von Calvaert, dann einer der besten Schüler und Gehilfen Guido Renis. — Giov. Giac. Sementi, geb. 1580, gest. 1619 in Rom, Lieblingsschüler Renis, nachdem er bei Calvaert gelernt hatte. — Bartolomeo Cesi, bolognes. Maler, geboren zu Bologna 1586, gest. ebenda 1629.

Seite 211.

Zeile 6. Raibolini, Francesco di Marco, gen. il Francia, geb. 1450 in Bologna, gest. 1517.

Seite 214.

Zeile 23. Ottavio Vannini, geb. um 1585 in Florenz, gest. 1643.

Zeile 23. Rosselli, Cosimo di Lorenzo Filippi, geb. 1439 in Florenz, gest. 1507 ebenda, Schüler des Neri di Bicci, später beeinflußt von B. Gozzoli.

Zeile 25. Pietro da Cortona (eigentlich Pietro Berettini da C.), römischer Maler und Baumeister, geb. 1596 in Cortona, gest. in Rom 1669.

Zeile 31. Gaddo Gaddi, geb. 1260 in Florenz, vorzugsweise Mosaicist, gest. 1332, wurde 1308 von Clemens V. zur Ausführung großer Mosaikarbeiten berufen.

Seite 215.

Zeile 14. Benvenuto Cellini, Goldschmied, Bildhauer, Stempelschneider und Medailleur, geb. 1500 in Florenz, gest. ebenda 1571.

Zeile 15. Donatello, eigentlich Donato di Niccolo di Betto Bardi, geb. wahrscheinlich 1386, gest. den 13. 12. 1466.

Zeile 20. Bartolomeo Ammanati, ital. Bildhauer und Baumeister, geb. 1511 zu Settignano bei Florenz, Schüler des Baccio Bandinelli in Florenz, dann des Jacopo Sansovino in Venedig, wirkte in Venedig, Florenz, Rom und anderen italienischen Städten. Er starb 1592.

Seite 216.

Zeile 24. Francesco Maria Veracini, Neffe des Kammermusikkomponisten Antonio V., geb. in Florenz um das Jahr 1685, entzückte 1714 in Venedig den Tartini so sehr durch sein Spiel, daß Tartini sich auf zwei Jahre zu neuem Studium zurückzog und seine Technik nach dem, was er von Veracini gehört hatte, neu aufbaute. Veracini wirkte unter höchstem Beifall als Zwischenaktsolist in London, Dresden und 1717—22 beim Grafen Kinsky in Prag. Von 1736 an lebte er in der Zurückgezogenheit bei Pisa, die er, wie De Brosses zeigt, aber doch dann und wann unterbrach. Er veröffentlichte 12 Violinsonaten mit Baß und hat unveröffentlichte Violinkonzerte und Symphonien hinterlassen.

Seite 217.

Zeile 5. Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453, den 29. Mai durch Sultan Mohammed II.

Seite 218.

Zeile 16. Monsignore Cerati. Gaspard Cerati, geb. in Parma, studierte in Modena, trat in den Oratorianerorden ein und ward Erzieher des Infanten Don Carlos, der erst Herzog von Parma, dann König von Neapel und Sizilien und schließlich als Carlos III. König von Spanien wurde. Der Großherzog von Toskana machte ihn zum Rektor der Universität Pisa. Reisen führten ihn nach Deutschland, Frankreich, Holland und England, mit den Gelehrten dieser Länder blieb er in regem Briefwechsel. De Brosses hielt die Verbindung mit ihm sein Leben lang aufrecht. Cerati starb 1769.

Zeile 19. Abbé von Craon ist wahrscheinlich der von Hübner als Geistlicher aufgeführte Franziscus Innocent Marx von Craon, als Sohn des S. 247 (s. Anm.) genannten Fürsten Craon, geboren 1713.

Zeile 20. Niccolini machte verschiedene Reisen. Als er in Lothringen war, ward ihm verboten, in toskanisches Gebiet zurückzukehren, worauf Montesquieu, der ihn gut kannte, sagte: »Freund Niccolini muß etwas sehr Wahres gesagt haben.«

Zeile 26. Fontange nannte man die kunstvollen Gebäude aus Haar und Schleifen, mit denen sich die Damen der Zeit zu putzen pflegten. Sie heißen nach der Herzogin Fontanges (1661—81), einer Geliebten Ludwigs XIV.

Seite 219.

Zeile 8. Den Text eines solchen Gesetzes gibt Blainville IV, 22. »Nachdem ich schon Genua verlassen, hörte ich noch von einem Gesetze, welches daselbst gegen die Missetat der Einwohner von Sodom und Gomorra gegeben worden. Es ist folgenden Inhalts: Contra naturam luxurians ..., pro prima vice pœna Solidorum 12 condemnetur, pro secunda vice pœna Solidorum 20, pro tertia igne crematur: nisi tamen titulo sanitatis id fecerit, eo casu ab urbe ejiciatur, tamquam fastidiosus. Ich kann nicht sagen, auf welche Weise die Worte Titulo sanitatis erklärt werden, aber das weiß ich, daß man gar sehr geneigt ist, auch bei dem dritten Verbrechen einen Freibrief zu geben.« Wie die galante Welt diese Dinge auffaßte, zeigt die komische Erzählung von der Exekution des »Monsieur de l'Académie d'Assouci« zu Montpellier wegen dieses Vergehens in der vielgelesenen »Voyage en Languedoc« von Chapelle und Bachaumont.

Seite 220.

Zeile 6. Arnolfo di Cambio aus Colle di Val Elsa, gest. 1302 in Florenz, erbaute Santa Croce, mit der Marmorinkrustierung des Doms hat er wahrscheinlich nichts zu tun, war auch nicht Cimabues Schüler.

Zeile 18. Filippo Brunelleschi, geb. 1377 in Florenz, gest. das. den 15. April 1446.

Seite 222.

Zeile 2. Andrea Taffi (Tafi), geb. nach 1250 in Florenz, gest. nach 1320.

Zeile 24 ff. Andrea del Sarto, eigentlich Andrea Angeli (d'Angelo, Andrea d'Agnolo di Francesco) nach dem Beruf seines Vaters, der Schneider war, del Sarto, geb. 1486 in Florenz, gest. das. 1531. 1518—19 war er kurze Zeit in Paris, sonst in Florenz tätig. Franz I. hatte ihn eingeladen und er malte für ihn die Caritas (jetzt im Louvre), bekam auch Geld, um in Italien Gemälde für den König zu kaufen, doch verbrauchte er es, um sich in Florenz ein Haus zu bauen. Er ist Schüler des Gian Barile und Piero di Cosimo, später unter dem Einfluß von Fra Bartolomeo Pagholo, Buonarotti und Lionardo da Vinci. S.

Seite 223.

Zeile 20. Santi di Tito, Baumeister und Maler, Schüler des Bronzino (1536—1603). — Fra Bartolomeo (Bartolomeo e Sancti di Paulo di Jacopo popolo di San Felice), 1472 in Florenz als Sohn eines Maultiertreibers und Wagenbesitzers geboren, tritt 1485 als Schüler bei Cosimo Rosselli ein und gründet 1492 mit dem Mitschüler und Freund Mariotto Albertinelli im väterlichen Hause eine gemeinsame Werkstatt. 1496 und

97 verbrannte er alle Bilder und Zeichnungen nicht religiösen Inhalts bei den von Savonarola veranstalteten »bruciamenti della Vanità« und tritt 1500 als Novize in das Dominikanerkloster zu Prato ein. 1508 geht er studienhalber nach Venedig, 1514 nach Rom. 1517 stirbt er.

Seite 224.

Zeile 6. Leon. Bruni, nach seiner Vaterstadt Arezzo genannt Aretino (1369— 1444), päpstlicher Sekretär unter vier Päpsten, Kanzler von Florenz seit 1427, schrieb über das Leben Dantes und Petrarcas. Sein Hauptwerk ist eine bis 1402 reichende Geschichte von Florenz.

Seite 227.

Zeile 31. Paolo Uccello, eigentlich Paolo di Dono, geb. 1396/97 in Florenz, gest. ebenda 1475, Maler und Goldschmied, war ein Schüler von Lorenzo Ghiberti. Die Fresken in Sa Maria Novella malte er 1446—48.

Zeile 34. Domen. Ghirlandajo, eigentlich D. di Tommaso Bigordi, geb. 1449, gest. 1494 in Florenz.

Seite 228.

Zeile 3. Orcagna, eigentlich Andrea di Cione, gen. Orcagna oder Arcangelo, ital. Maler, Bildhauer und Baumeister, geb. in Florenz, gest. das. um 1368.

Zeile 13. S. Felicità, war 1736 erneuert worden, der berühmteste der Familie Guicciardini — ihr Palazzo liegt ganz nahe — ist der Verfasser der Istoria d'Italia 1492—1534, Franc. G., der an der Erhebung des Hauses Medici mitwirkte.

Zeile 35. »Klystieren, aderlassen, hierauf purgieren.«

Seite 229.

Zeile 3. Vincenzo Scamozzi, geb. 1552 in Vicenza, gest. 1616 in Venedig.

Seite 230.

Zeile 2. Giov. Lami, geb. in Prato 1697, studierte in Pisa bei Grandi und Taglini, verfaßte ganz jung eine Schrift über griechische Lehnworte im Italienischen, war hierauf Richter in San-Gemignano, dann Bibliothekar des Giov. Luca Pallavicini in Genua, mit dem er Deutschland und Österreich bereiste. Späterhin bereiste er Frankreich, wo er sich hauptsächlich der Erforschung der altrömischen Funde in Südfrankreich widmete. In Paris stand er in enger Verbindung mit den Maurinern. Er übersetzte den Telemach des Fénélon ins Italienische. 1732 war er in Holland und

kehrte hierauf nach Italien zurück. Seine Bemühungen um einen Lehrstuhl für Kirchengeschichte in Pisa waren vergeblich, er wurde daher Bibliothekar der reichen Sammlung Riccardi in Florenz, in welcher Stellung De Brosses ihn kennen lernt. Von 1736 an gab er u. a. heraus »Deliciæ eruditorum Florentiæ«. Er veröffentlichte auch Satiren gegen Gelehrte, die ihn angegriffen hatten.

Zeile 23. Unzweifelhaft, daß der deutsche Sammler Philipp von Stosch gemeint ist. Die Ausgabe VII schreibt phonetisch richtig »Stoche«, was Colomb in »Stock« verbösert. 1691 als Sohn des Bürgermeisters von Küstrin geboren, studiert er 1706 Archäologie in Frankfurt a./O. Lange Reisen führen ihn durch Holland, England und Italien, wo er sich mit Alessandro Albani, dem Neffen des Papstes Clemens XI. und späterem Gönner Winckelmanns anfreundet. Er wirkt an den Ausgrabungen in Rom mit. Wegen des Todes eines Bruders von den Eltern zurückgerufen, lebt er die nächsten Jahre in Österreich, Sachsen, Holland und England und seit 1719 als englischer Geheimagent in Rom, beauftragt, den Prätendenten Jacob III. zu überwachen. 1724 erscheint von ihm: Gemmæ antiquæ cælatæ mit Kupfern von Picart. Aus Rom ausgewiesen, lebt er von 1731 bis zu seinem Tode 1757 in Florenz. In seinem Testament beauftragte er Winckelmann mit der Abfassung des Kataloges seiner 3000 Stück umfassenden Gemmensammlung, der 1760 als »Description des pierres gravées de feu M. le baron de Stosch« erschienen ist. Die besten Stücke erwarb beim Verkauf der Sammlung Friedrich II., heute im Berliner Museum.

Seite 231.

Zeile 3. Jacques Hardion (1686—1766) Gelehrter und Schriftsteller, schrieb für die königlichen Prinzessinnen, die er unterrichtete, eine »gereinigte« Welt- und Literaturgeschichte, die oft abgedruckt und übersetzt wurde. Seit 1731 hatte er die königliche Bibliothek in Versailles unter sich.

Seite 232.

Zeile 19. Rossi, Franzesco dei, gen. il Cecchino del Salviati oder kurz il Salviati (weil der Kard. Salviati ihn unterstützte), geb. 1510 in Florenz, gest. 1563 daselbst.

Zeile 25. Baccio Bandinelli, florentinischer Bildhauer, Schüler Rusticis, lebte 1493—1560.

Zeile 31. Vincenzo del Rossi, Bildhauer des XVI. Jahrh. in Florenz.

Seite 234.

Zeile 32. Alexander Severus, richtiger Severus Alexander, regierte 222—235 n. Chr.

Seite 235.

Zeile 34. Pieter Bruegel aus Brueghel bei Breda (1525—69), der sogen. Bauern-Brueghel.

Seite 236.

Zeile 25. »Mit Geduld und in die Hände spucken
Überwindet man alles.«

Seite 238.

Zeile 14. John Montagu, Earl von Sandwich, 1718—92, wurde später Mitglied der englischen Admiralität, dann Generalpostmeister und war in verschiedene Skandalaffären verwickelt. Seine Aufzeichnungen über die Mittelmeerreise, auf der er mit De Brosses zusammentrifft, erschien nach seinem Tode 1795. (A voyage performed by the late Earl of Sandwich round the Mediterranean in the years 1738 and 1739.) Die lateinischen Verse lauten in freier Übertragung:

Während der Künstler das Bild des Brutus dem Marmor entlockte,
Packte sein Frevel ihn an. Grausend sank ihm die Hand.

Brutum hätte der Künstler vollendet, doch jach überkam ihn
Solchen Mannes Verdienst, ehrfürchtig sank ihm die Hand.

Seite 240.

Zeile 6. Roger de Piles (1635—1709), Diplomat, Malerdilettant und Kunstgelehrter. Er ging 1682 mit Herrn Amelot als Gesandtschaftssekretär nach Venedig und wirkte auch späterhin in Missionen des französischen Hofes. Als »Bilderliebhaber« 1692 in Holland weilend, geriet er wegen seines Umganges mit holländischen Großen, die Neigung zum Frieden zeigten, in den Verdacht politischer Umtriebe zugunsten Frankreichs und wurde auf Befehl der Staaten ins Gefängnis gesetzt, wo er fünf Jahre lang bis zum Frieden von Ryswick blieb. Während dieser Zeit schrieb er seinen »Abrégé des Vies des Peintres«. Außerdem »Cours de peinture par principes« u. a.

Seite 242.

Zeile 26. »A, te meæ.« Die zitierten Verse entstammen der von Horaz an Mæcenas gerichteten Ode II, 17: Cur me querellis exanimas tuis? und lauten deutsch: »Ach, wenn eine höhere Macht dich, die Hälfte meiner Seele, früher dahinrafft, was soll ich dann noch zurückbleiben, der ich durch die andere Hälfte doch nur halben Wert habe und nur ein halbes Leben weiter führe?

Seite 244.

Zeile 7 ff. Als De Brosses dies schreibt, war die Vermählung des spanischen Infanten Don Philipp, des zweiten Sohns der spanischen Königin Elisabeth Farnese und Philipps V., mit Louise Elisabeth, der ältesten Tochter des Königs von Frankreich, die kaum zwei Wochen vorher in Paris festlich begangen wurde, Gespräch des Tages.

Seite 245.

Zeile 28. »Friedensvertrag von Belgrad.« Da De Brosses am 8. Oktober schreibt, hatte die hochwichtige Nachricht vom Friedensvertrag von Belgrad grade drei Wochen gebraucht, um nach Rom zu gelangen. In diesem Frieden, geschlossen am 18. September 1739, trat Österreich die 1718 im Frieden von Passarowitz gemachten Eroberungen zum größten Teil wieder ab. Für die Hoffnungen des Balkans trat an seine Stelle das erstarkende Rußland. Frankreich erhielt als Lohn für seine Vermittlung außer neuen Handelsvorteilen die Bestätigung seines erst im jetzigen Kriege 1915 aufgehobenen Protektorats über die orientalischen Christen.

Seite 246.

Zeile 8. Im Wiener Präliminarfrieden 1735, der den sogenannten polnischen Thronfolgekrieg (1732—35) abschloß, verzichtete Ludw. XV. auf die Wahl seines Schwiegervaters Stanislaus Lescynski, zum König von Polen, er erreichte aber ein ihm Wichtigeres, nämlich den Erwerb Lothringens, wofür er Österreich durch Überlassung des Großherzogtums Toskana, auf das er als Enkel der Katharina von Medici beim bevorstehenden Aussterben des Mannesstamms ein Anrecht behauptete, entschädigte. Außerdem gab Österreich das 1735 von Don Carlos eroberte Königreich Neapel auf und erhielt das Großherzogtum Parma, dessen Dynastie, die Farnese, 1731 im Mannesstamm ausstarb. Endgültig wurde dieser Friede erst zwei Jahre nach dem Tode des letzten Mediceers Johann Gasto, im Wiener Vertrag 1739.

Zeile 15. Chauvelin, Germain Louis de, (1685—1762) französischer Staatsmann, einer der Urheber des polnischen Thronfolgekrieges, die rechte Hand des Kardinals und Ministers Fleury, wurde 1737 verbannt. Seine Neider hatten verbreitet, er habe sich beim Abschluß des Wiener Friedens von Kaiser Karl VI. mit ungeheueren Summen bestechen lassen und Österreich habe viel zu günstige Bedingungen erhalten. Der tatsächliche Grund seiner Ungnade war wohl die Eifersucht des achtzigjährigen Ministers gegen den hochbegabten voraussichtlichen Nachfolger, die Chauvelins Feinde geschickt zu schüren wußten.

Zeile 25. Prinz Elbœuf, Emanuel Maurice, (1677—1763) war vermählt mit einer Neapolitanerin, der letzten Erbin des Geschlechts der Salza. Daß der neue Großherzog sich grade durch diesen Franzosen, der

vor königlicher Ungnade die Heimat verlassen hatte, vertreten läßt, ist bemerkenswert. Denn, wiewohl seit 1706 in kaiserlichen Diensten, der geeignete Vertreter österreichischer Interessen konnte er kaum sein, zumal er seit 1719 durch königlichen Gnadenerlaß wieder Marquis von Elbœuf und so auf's neue mit seiner alten Heimat verknüpft war.

Seite 247.

Zeile 1. Anna Margarethe von Craon, Tochter des Grafen Melchior von Ligueville, vermählte sich im Jahre 1705 und hatte bis zum Jahr 1725 elf Töchter und fünf Söhne. Ihr Gatte war Marcus von Craon, seit 1723 des heiligen römischen Reiches Fürst von Beauveau und Craon, außerdem Grande von Spanien, und geheimer Rat und Oberstallmeister des Herzogs von Lothringen. (Hübner, Tab. 1204.)

Seite 248.

Zeile 7. Abbé Saint-Pierre, Charles Irenée, (1658—1743) französischer Philanthrop und Soziologe. Durch sein Buch »Vom ewigen Frieden« (1713. Projet de paix éternelle) wurde er der Begründer der Friedensbewegung, die auf Vermeidung der Kriege durch internationale Schiedsgerichte eintritt. De Brosses, der 1742 eine Großnichte von ihm heiratete, wurde, kurz bevor der alte Abbé starb, von ihm mit Herausgabe seiner sämtlichen Werke beauftragt, was er zunächst aus politischen Gründen aufschob und schließlich ganz aufgab. Er war sehr ungehalten, als im Jahre 1761 Jean Jacques Rousseau ihm mit einer Herausgabe eines Auszugs aus dem »Projet de paix éternelle« zuvorkam. Die Werke, durch die ihn Italien kannte, waren außer dem 1713 in Utrecht erschienenen »Projet de paix éternelle« hauptsächlich die folgenden: Mémoire pour perfectionner la police contre les duels. 1715. — Mémoire pour l'établissement d'une taille proportionelle. 1717. — Discours sur la Polysynodie Amst. 1718. — Mémoire sur les pauvres mendiants et les moyens de les faire subsister. 1724. — Mémoire pour diminuer le nombre des procès. Paris 1725. — Mémoire pour augmenter le revenu des bénéfices et pour faire valoir davant au profit de l'Etat les terres et autres fonds des bénéfices. 1725. — Projet pour perfectionner l'éducation. 1728. — Projet pour perfectionner l'ortographe des langues de l'Europe. Par. 1730. — Discours sur la différence du grand homme et de l'homme illustre. (Mém. de Trevoux 1736.) Seine »Oeuvres politiques et morales« erschienen 1729 zu Rotterdam in zehn Bden. — Réaumur, René Antoine Ferchault de, (1683—1757) Erfinder und Naturforscher, erfand das Reaumurporzellan (Glasporzellan), fertigte 1730 ein Weingeistthermometer mit neuer Skala und schrieb »Mémoire pour servir a l'histoire naturelle des insectes«.

Seite 250.

Zeile 4. Dufay, der bis dahin Intendant der königlichen Gärten war, starb plötzlich als Vierzigjähriger, nachdem er noch Buffon als seinen etwaigen Nachfolger empfohlen hatte.

Seite 251.

Zeile 8. »Herr von Medici«, ein Seitenzweig der großherzoglichen Familie. Foisset. Das hier besprochene Kroki hat richtig in der 1774 erschienenen Sallustausgabe Platz gefunden.

Seite 252.

Zeile 29. Wahrscheinlich Giacomo Antonio Boni, Maler in Bologna 1688—1766.

Seite 254.

Zeile 24. Die Geschichte, auf die De Brosses anspielt, lautet bei Misson: »Ich muß Ihnen doch von unserer lieben Frau in Sant' Agostino erzählen, denn es ist der niedlichste Streich, den je ein Bild jemandem gespielt hat. Das Madonnenbild hier soll sich einst an der Mauer eines Wachtlokals befunden haben. Ein betrunkener Soldat, der fortwährend im Spiel verlor, gab der Madonna schuld und warf mit einem Stein nach ihr. Die Muttergottes sah sofort, daß der Stein ihr Jesuskind treffen mußte, bog die rechte Schulter zum Schutz vor und nahm das Kind vom rechten auf den linken Arm, wo es von der Zeit an geblieben ist. Die Erde öffnete sich ob der Freveltat und verschlang den Übeltäter, der noch zwei Stunden von Höllenflammen umlodert mit halbem Leibe über der Erde blieb. Erst als er noch immer fortfuhr zu fluchen, verschlang ihn der Abgrund vollends.« Andere Berichte erzählen, der Soldat habe nur einen Arm gebrochen. Auch der Stein war in der Capella del Sasso noch zu sehen, ebenso wie die Spur des Steinwurfs in der rechten Schulter der Muttergottes. (Nach Blainville und Keyßler.)

Seite 255.

Zeile 8. Palazzo Lanfranchi ist nicht von Michelangelo gebaut.

Zeile 25. Die bei einem Brande zerstörten Bronzetüren wurden 1606 durch die heutigen ersetzt mit Darstellungen aus der hl. Geschichte von Giov. Caccini, Pierre Francheville, Pietro Tacca u. a. B.

Seite 258.

Zeile 1. Bronzino, Agnolo (eigentlich Agniolo di Cosimo di Mariano), geb. 1503 in der Florentiner Vorstadt Monticelli, Schüler und Mitarbeiter

des Jacopo da Pontormo, war auch als Schriftsteller und Dichter tätig. Er vertrat mit Cellini, Vasari und Ammanati die neugegründete Florentiner Künstlerakademie beim Leichenbegängnisse Michelangelos. Er starb 1572.

Zeile 26. Ch. Dufresne, Sieur Du Cange, frz. Geschichtsforscher, geb. 1610 in Amiens, gest. 1688 in Paris, schrieb u. a.: Glossarium ad scriptores mediæ et infimæ latinitatis. (Par. 1678).

Seite 259.

Zeile 3. Francesco Traini ist seit 1349 im Atelier des Orcagna tätig. Von ihm: Der hl. Thomas von Aquino in Sa. Caterina, 4 Szenen aus dem Leben des hl. Dominikus von 1345, in der Academie, und Werke in der Bibliothek des Seminario in Pisa.

Zeile 5. Pater Grandi, wie VII. richtig hat, Guido Grandi, geb. in Cremona 1671, gest. in Pisa 1742, trat sechzehnjährig in den Kamaldulenserorden ein, ward hier durch die Werke Descartes' zum Mathematikstudium angeregt, wirkte als Professor der Philosophie und Mathematik. Eine Schrift über die Heiligen seines Ordens erbitterte seine Ordensgenossen derart, daß er austreten mußte, er schrieb über mathematische Gegenstände, besonders über die Quadratur des Zirkels.

Zeile 8. Jean-Claude Fromond (1703—95), sein Landsmann und Ordensbruder, wurde sein Schüler und Nachfolger. Er schrieb über Optik, Mechanik, aber auch über volkswirtschaftliche und sanitätspolizeiliche Gegenstände, so »über die Ölausfuhr aus verpesteten Landstrichen«.

Seite 261.

Zeile 31 f. Ferdinand I. war Großherzog von Toskana 1587—1609. — Peter Tacca bis etwa 1640, Bildhauer, Schüler des Giov. da Bologna in Florenz.

Seite 263.

Zeile 3. Die Brüder Melani sind Franc. und Giuseppe M., beide 1680 geb. zu Pisa, gest. der erstgenannte 1742, Giuseppe 1747 in Pisa. Francesco malte architektonische Bilder mit guten Perspektiven, die sein Bruder mit Figuren in Art Benettinis staffierte. Ihre besten Fresken in der Gruft von S. Matteo in Pisa. (H. W. S. A. K. L.)

Seite 264.

Zeile 7. Ambrogio Lorenzetti, Maler, geb. in Siena, urkundlich zuerst 1324 erwähnt, gest. wahrscheinlich 1348 an der Pest. — Pietro Lorenzetti, älterer Bruder des Ambrogio, gest. im selben Jahre.

Seite 264.

Zeile 8. Taddeo di Bartoli, geb. 1363 zu Siena, gest. das. 1422. Ein letzter Nachkömmling der dortigen Malerschule. Er war besonders als Freskomaler in Kirchen von Pisa, Perugia, Genua und anderswo tätig.

Seite 266.

Zeile 18. Salimbene (Salimbeni) Cav. Ventura, gen. il Cavaliere Bevilacqua, geb. 1557 in Siena, gest. 1613 daselbst.

Zeile 21. Cavaliere Giorgio Calabrese, ital. Maler, von dem nach Carboni (Pitt. e Scult. a Brescia, p. 160) die Privatgalerie Arici in Brescia ein Gemälde, Lot mit seinen Kindern besaß.

Seite 267.

Zeile 6f. Enea Silvio de Piccolomini, geb. 1405 in Corsignano (heute: Pienza) bei Siena, ward Geheimschreiber des Papstes Felix V., ging zu Eugen IV. über und stand dann der Hofkanzlei Kaiser Friedrichs III. vor. Er ward 1458 Papst als Pius II.

Zeile 6. Bernardino Pinturicchio (das Malerchen), genannt Lo Sordicchio wegen seiner Taubheit, geb. 1454 in Perugia, gest. 1513 in Siena.

Seite 268.

Zeile 10. »Die hiesigen Dominikaner besitzen noch den Trauring, welchen ihr der Heiland gegeben, als er sich öffentlich und mit vielem Gepränge, wobei auch David auf der Harfen hat spielen müssen, mit ihr vermählet.« (Keyßler.)

Zeile 17. Vanni, nicht identisch mit Sodoma, heißt mit Vornamen Francesco, ist 1563 in Siena geboren und lebte bis 1609. — Sodoma ist Giov. Ant. Bazzi, geb. in Vercelli 1479, lebte bis 1554.

Zeile 22. Perfetti, Cavaliere Bernardino, geb. 1681 in Siena, gest. 1747, wurde wegen seines Improvisationstalentes in Italien als großer Dichter gefeiert. Papst Benedikt XIII. verlieh ihm 1725 den Dichterlorbeer und ernannte ihn zum römischen Bürger. Er war Professor des bürgerlichen und kanonischen Rechts in Pisa. Eine Auswahl seiner Gedichte wurde nach seinem Tode von Cianfogni herausgegeben. (Paggi di Poesie, Flor. 1748.)

Seite 271.

Zeile 15. Croupignac ist eine Anspielung auf die »Voyage en Languedoc«, von Chapelle. Die Verse lauten etwa:

Zwischen Blaye und Jonzac*)
Finden wir nur Croupignac.
Croupignac ist ein böses Nest,
Sechs Sterbende waren dort der Rest
Von tausend Croupignakern, die die Pest
Geholt, — sie lagen alle sechs in einem Haus.
Ein Priester, pestiger noch als sie, stand draus,
Nahm durch ein Fenster ihnen ab die Beichte,
Damit — sprach er — das böse, tückische Gift
Nicht ihn am Ende noch erreichte.

Seite 275.

Zeile 28 f. De Brosses spricht von seinem »ewigen Onkel«, wie er in einem Brief an Voltaire sagt (Foisset, Voltaire et le président de Brosses, Par. 1858, S. 21), der erst drei Jahre später 91 Jahre alt auf Château Tournay am Genfer See starb.

Seite 279.

Zeile 29. »Aeææque insula Circes« (Vgl. Aeneis III, 386) ist heute das Vorgebirge Circeo.

Zeile 34. »Proxima Circææ raduntur litora terræ« (Aeneis VII, 10).

Seite 280.

Zeile 3/4. »Hinc exaudiri gemitus iræque leonum
Vincla recusantum et sera sub nocte rudentum
Setigerique sues, atque in præsepibus ursi
Sævire ac formæ magnorum ululare luporum,
Quos hominum ex facie dea sæva potentibus herbis
Induerat Circe in vultus ac terga ferarum.«
(Aeneis VII, 15 ff.)

Zeile 31. »Impositum saxis late candentibus Anxur.« (Horaz, Sat. I, 5. 26.)

Seite 281.

Zeile 30. »... Qua limite noto
Appia longarum teritur regina viarum.«
(P. Papinius Statius, Silvæ II, 2. 11.)

*) Blaye und Jonzac liegen nördlich Bordeaux im Dép. Gironde und Dép. Charente Inférieure.

Seite 283.

Zeile 7 ff. Ganz ähnlich wie Procop beschreibt Statius den Bau der Domitianischen Prachtstraße von Rom nach Cumæ. ⟨Statius, Silvæ IV, 3. 40 ff.⟩ Die Appische Straße ward von Appius Claudius Cæcus 312 v. Chr. angelegt von Rom bis Capua, später über Benevent, Venusia, Tarent bis Brindisi verlängert.

Zeile 19. Procopius von Cæsarea, Geschichtsschreiber, gest. um 562 n. Chr., nahm an der Seite Belisars an den Gotenkriegen teil.

Seite 284.

Zeile 28 ff. »Fundos Aufidio Lusco Prætore libenter
Linquimus, insani ridentes præmia scribæ
Prætextam et latum clavum, prunæque batillum.«
⟨Horaz, Sat. I, 5. 34 ff.⟩

Zeile 29. Zitiert aus Hor. Sat. Lib. I, Sat. V ⟨Reise nach Brindisi⟩.

Seite 285.

Zeile 3, 4. Lies: Formiæ.

Zeile 32. Die Habgier und Bestechlichkeit des Kardinals Fini war seit dem Prozeß, der 1732 gegen ihn angestrengt wurde, trotz seines Freispruchs weltbekannt. Er war mit seinem Gesinnungsgenossen und Nebenbuhler Coscia einer der einflußreichsten Günstlinge des Papstes Benedikt XIII., wirkte in Verhandlungen zwischen dem Kirchenstaat und Sardinien zugunsten der sardinischen Krone und ließ sich gut dafür bezahlen. Geboren 1669 aus adligem Hause, ward er 1726 päpstlicher Kämmerer, 1728 Kardinal, 1735 Prokurator von Neapel, und starb 1743.

Seite 286.

Zeile 2. Anspielung auf Ovids Metamorphosen, Buch XIV, 441 ff.

Zeile 25. »Non rura, quæ Liris quieta
Mordet aqua taciturnus amnis.«
⟨Horaz, Carminum Lib. I, 31. 7.⟩

Seite 287.

Zeile 13. Ti. Catius Silius Italicus, geb. 25 n. Chr., gest. um 101 in Neapel, war 68 n. Chr. Konsul, verwaltete als Prokonsul Asien und lebte dann literarischer Muße. Er schrieb ein episches Gedicht über den zweiten punischen Krieg in 17 Büchern »Punica«.

Seite 295.

Zeile 12. Domenico Fontana, geb. 1543 in Milli am Comersee, gest.

1607 in Neapel, kam 1563 nach Rom, baute 1584 die Kapelle Sixtus' V. in Sa. Maria maggiore und die Villa Negroni, versetzte den großen Obelisken von seinem alten Standort bei der Sakristei St. Peter auf den Petersplatz, baute den Lateranpalast, den Querarm der Bibliothek des Vatikans u. a. Nach Sixtus' V. Tode ward er als Großingenieur nach Neapel berufen, wo er 1600 auch den königlichen Palast errichtete.

Zeile 20. »Möge es Ihren Majestäten wohl bekommen!«

Seite 296.

Zeile 6. Venuti, Niccolo Marcello, geb. 1700 in Cortona, gest. 1755. Nachdem er die Schule in Bologna, Siena und Prato besucht hatte, studierte er im Alter von 17 Jahren in Pisa die Rechte, ward Groß-Konservator des Ordens der Stephansritter und reiste 1735 mit einer Deputation nach Antibes, um den Infanten Don Carlos als Fürsten Italiens zu bewillkommnen. König geworden, stellte ihn dieser Fürst als Antiquar an, in welcher Stellung er die Aufdeckung Herculanums zu leiten hatte. Er schrieb »Descrizione delle prime scoperte dell' antica città di Ercolano (Roma 1749[4], Venise[8] u. a.).

Zeile 25. Alabanda war eine Stadt in Karien (Kleinasien).

Seite 297.

Zeile 11. Schedone, Schedoni, Bartol. Schidone, geb. 1580 in Modena, gest. 1615 in Parma, bildete sich an den Werken Allegris und in der Schule der Carracci. Als Hofmaler des Herzogs Ranuccio kam er nach Parma. Einige seiner Bilder galten lange als Allegris.

Zeile 16. Guido Cagnacci, richtiger Guido Canlassi, genannt Cagnacci, Maler und Stecher, geb. 1601 in S. Arcangelo di Romagna, gest. 1681 in Wien als Hofmaler des Kaisers Leopold I. Er war einer der besten Schüler des Guido Reni.

Zeile 21. Clovio, Giulio, geb. 1498 in Grizane (in Kroatien s. ö. Fiume), gest. 1578 in Rom.

Zeile 29. Jusepe de Ribera, gen. Lo Spagnoletto, geb. 1588 in Jativa (Valencia), gest. 1652 auf dem Posilipp bei Neapel, wohin er sich krankheitshalber zurückgezogen hatte. Er war Schüler von Ribalta in Valencia, dann von M. A. Amerigi.

Seite 298.

Zeile 1. Cavaliere Arpino ist Giuseppe Cesari, genannt Cavaliere d Arpino, geb. 1568 in Rom, das. gest. 1640, signiert gewöhnlich Josephus Arpinas, wirkte in Rom, Neapel und Paris. — Jacopo da Pontormo, eigentlich Jacopo Carrucci, geb. 1494 in Pontormo, gest. 1552 in Florenz.

Seite 299.

Zeile 15. »Und das müßige Neapel glaubt' es!« (Horaz, Epode V, 43.)

Zeile 24 ff: Drauf gab uns Gnatia, ein im Zorn der Nymphen
Erbautes Örtchen, viel zu scherzen, weil
Die Leute dort uns glauben machen wollten,
Der Weihrauch schmelze ohne Flamme
Auf heiligem Altar. Das glaub' Apella,
Der Jud', ich nicht. (Horaz, Sat. I. 96 ff.)

Seite 300.

Zeile 15. D. José Carillo de Albornoz, Graf von Montemar, begann seine militärische Laufbahn 1683, war im spanischen Erbfolgekriege Hauptmann, wirkte 1714 mit bei der Eroberung von Barcelona und ward dort Statthalter, kämpfte 1732 in Oran in Afrika als Armeeführer, und befehligte 1735 das Heer, mit dem Don Carlos Neapel eroberte. Er erhielt für diesen Feldzug den Titel eines Herzogs von Bitonto.
(Rein. de Carlos III., por D. Man. Danvila y Collado, Madrid 1892.)

Seite 301.

Zeile 1. Masaniello, eigentlich Tommasio Aniello, ein Fischer aus Amalfi, übernahm bei dem Aufruhr, der sich 1647 gegen den harten Steuerdruck der spanischen Herrschaft in Neapel erhob, die Führung der Masse. Er zerstörte die Steuerhäuser, zog vor den Palast des Vizekönigs, des Herzogs von Arco, und zwang ihn, die Abschaffung der neuen Steuern zu versprechen. Als der Herzog von Arco hierauf das Castel nuovo mit dem Adel besetzte, wurde er zum »Generalkapitän des Volkes« ausgerufen. Als er jedoch Unterwerfung versprach, wenn ihm die Durchführung von Reformen zugesichert werde, wurde das Volk mißtrauisch. Sein Anhang nahm ab, sodaß es der Herzog wagen konnte, ihn am 16. Juli meuchlerisch erschießen zu lassen. Der Aufstand selbst dauerte noch bis in den April 1648 fort. Zunächst erleichterte die Regierung die Lasten des niederen Volkes.

Seite 302.

Zeile 17. Maria Mancini, Nichte des Kardinals und Ministers Mazarin, die schöne Frau, die Ludwig XIV. am tiefsten und aufrichtigsten mit der ganzen Leidenschaft der Jugend geliebt hat. Die Politik trennte die beiden. Im Sommer 1661, kurz nach dem Tode ihres Vaters, nachdem sie erst auf den König, dann auf den Herzog von Lothringen hatte verzichten müssen, heiratete sie den Connétable Colonna. Wie ihre Schwester Hortense, fand sie kein Glück in der Ehe. 1672 floh sie von Rom mit dieser,

lebte dann teils in Frankreich, teils in Italien und Spanien, war verschiedene Jahre in Klosterhaft, und kehrte dann wohl erst nach des Connétable Tode nach Rom zurück, wo De Brosses im Jahr 1739 von ihr als altem Mütterchen erzählen hört. (Vergleiche: Schriften und Briefe des Herrn von Saint-Évremond und die Memoiren der Herzogin von Mazarin. Herausgegeben von Karl Federn. München 1912, bei Georg Müller.) Don Lorenzo Onofrio Colonna, Herzog von Tagliacozza, Connétable des Königreichs Neapel, wurde später Vizekönig.

Zeile 18. »Was machen die Tyrannenbarone?«

Seite 303.

Zeile 11. D. José Joaquin de Montealegre, Marqués de Salas wird zum Oberhofmeister der zukünftigen Königin Amalia ernannt. Zur Oberhofmeisterin (Camerera) die Prinzessin Witwe von Colubrano. — Herzog Caraffa Laelius, neunter Herzog von Madaloni, vermählt mit Anna Maria Colonna 1730.

Zeile 12. Cölestin Galiani (1681—1753), Philosoph und Mathematiker. war Erzbischof von Tarent, Hofkaplan des Königs von Neapel, Erzbischof von Saloniki, und Präfekt der königlichen Studien. Er war der Onkel und Erzieher des als Nationalökonom bekannter gewordenen Neffen Ferdinando Galiani, der 1759 Gesandtschaftssekretär des Königs von Neapel in Paris wurde und die »Dialogues sur le commerce des blés« schrieb. (Par. 1764. Bern 1895.)

Zeile 14. Don Miguel Reggio wird bei der Stiftung des Ordens vom hl. Januarius sofort zum Ritter des Ordens (1738).

Zeile 33. Entieri — Zur Zeit, wo De Brosses in Neapel war, weilte dort als großherzoglich toskanischer Resident der Naturwissenschaftler und Volksökonom Bartolomeo Intieri. 1672 in Pistoja geboren, war er jung nach Neapel gekommen, hatte Philosophie und Mathematik studiert, dann als Intendant der Corsinischen Güter die Erträge binnen kurzem auf das doppelte gesteigert und war hierauf in toskanische Dienste getreten. Noch als Don Carlos von Neapel Karl III. von Spanien geworden war, zahlte er ihm ein reiches Gehalt, das Intieri zum Wohle seines Volkes nutzte. Um der immer wieder das Land verheerenden Hungersnot zu steuern, erfand er bessere Aufbewahrungsmethoden für Getreide. Seine Getreidetrockenmaschine (étuve à blé) wurde 1756 von Galiani beschrieben. Er vervollkommnete außerdem eine Maschine zum Transport schwerer Lasten von den Bergen, erfand eine Druckmaschine für Lottoscheine und Banknoten und gründete einen Lehrstuhl für Volkswirtschaft in Neapel ... Da sich von einem Entieri nirgends etwas findet, dürfte es

ſich wohl um dieſen Intieri (der Name konnte leicht in Entieri verderbt werden) handeln.

Seite 304.

Zeile 3. Colomb ſchreibt Palombrano, VII. und Foiſſet Pralombrano. Möglicher Weiſe haben wir auch hier einen Schreibfehler, es könnte die Schweſter des Don Lelio Caraffa, (des dicken Herzog Caraffa,) Prinzeſſin Colubrano gemeint ſein, die nach der Gacetta de Madrid vom 11. Marzo 1738 zur Camerera Mayor (Oberhofmeiſterin) der jungen Königin Amalia ernannt wird. (Don Manuel Danvila y Collado. S. 171, 174.)

Zeile 22. Louis-Philogène, marquis de Sillery et de Puisieux, geb. 1702, kämpfte 1730—35 in Deutſchland, war 1735—39 franz. Botſchafter beim König beider Sizilien, 1743 als General in der bayriſchen Armee, und wurde 1743 Feldmarſchall. 1746 war er Generalbevollmächtigter Frankreichs beim Kongreß von Breda und von 1747—51 Miniſter des Auswärtigen. Er ſtarb 1771.

Seite 305.

Zeile 13. Lazzarielli, heute meiſt »Lazzaroni«, ſind die Proletarier Neapels.

Zeile 25. »Wer die Hinkende nicht erkannt, kennt auch die Liebe nicht.« De Broſſes'ſche Bosheit in Zitatform.

Zeile 27. Frère Lubin iſt eine groteske Mönchsfigur aus Rabelais' Gargantua.

Zeile 31. »Du ſollſt nicht ehebrechen!«

Zeile 34. Hier bringt De Broſſes zwei freilich etwas ähnlich verlaufende Liebesgeſchichten des Herzogs Gaſton von Orleans, die beide ſeine Tochter Mademoiſelle de Montpenſier (1627—91) berichtet, durcheinander, die der Louiſon Roger und der Saugeon. Louiſon Roger war Geſpielin der jungen Herzogin, ward Geliebte des Herzogs und hatte einen Sohn mit ihm. Seiner Erziehung nahm ſich Mademoiſelle Montpenſier an und ſchenkte ihm das Rittergut und den Adelsnamen Charny. Louiſon Roger ging ins Kloſter, Mademoiſelle Montpenſier hat ſie dort noch dann und wann beſucht. Fräulein von Saugeon war ihre Hofdame, auch ſie wurde des Herzogs Geliebte und ging ins Kloſter. Diesmal verlief es aber weniger tragiſch. Mademoiſelle Montpenſier ſprach ihr gut zu und holte ſie im eigenen Wagen wieder heraus. Als die abgeſchnittenen Haare wieder gewachſen waren, war auch der Liebesgram vorüber, und ſie wurde Hofdame bei der Königin Anna von Öſtreich. Die Memoiren der Mademoiſelle Montpenſier, in der beide Abenteuer erzählt werden, wurden von Cheruel herausgegeben.

Seite 306.

Zeile 20. Der Vers stammt aus Molières »Amphitryon«.

Zeile 32. De Brosses spricht hier vom Kardinal und Minister Armand Jean Richelieu (1585—1642). An Stelle dieser Salle de l'Opéra, auch genannt »Salle des Français«, im alten Palais Cardinal erhebt sich heute die Comédie Française. Das Palais, das Richelieu der französischen Krone schenkte, erhielt den Namen Palais Royal, die Straße, in der es liegt, heißt heute Rue Richelieu.

Seite 307.

Zeile 18. Trevisani, Cav. Francesco, 1656—1746, Sohn und Schüler des Baumeisters Antonio T., dann Schüler des A. Zanchi in Venedig und des Carlo Maratta in Rom, war ein vielseitiger Nachahmer. Von ihm u. a. ein »Kindermord« und hl. Franz in der Galerie zu Dresden, Diana und Endymion zu Kassel. S.

Zeile 19. Canaletto ist Antonio Canale, geb. 1697 in Venedig, gest. daselbst 1768. Vergl. die Abbildungen.

Zeile 29. Cav. Giov. Paolo Pannini, geb. 1691 zu Piacenza, gest. 1764. Er malte hauptsächlich Architekturbilder. Von unserem Bilde spricht wahrscheinlich auch Nagler: »Ein Hauptwerk des Meisters ist die innere Ansicht der St. Peterskirche in Rom, von vielen Leuten belebt, im hellsten Sonnenlichte, sehr ausgeführt und von der trefflichsten Wirkung.« N. rühmt die feine Lufiperspektive, die Kraft und Glut der Farbe und die herrlichen Lichtreflekte dieses Meisters. — Melchior de Polignac, geb. 1661 in Puy-en-Velay, gest. 1742 in Auch, ward 1713 Kardinal und 1726 Erzbischof von Auch, hat bei der Wahl Alexanders VIII., Innocenz' XII., Clemens' XI., Innocenz' XIII., Benedikts XIII. und Clemens' XII. mitgewirkt, bei der Wahl Alexanders als Begleiter des Kardinals von Bouillon, später als Kardinal. Er leistete der Krone Frankreich als gewandter Diplomat in Italien, Polen und Holland wichtige Dienste. Seine bedeutende Altertumssammlung kaufte Friedrich der Große. Er schrieb ein lateinisches Lehrgedicht »Antilucretius, sive De Deo et Natura«. Par. 1745.

Seite 308.

Zeile 3. Francesco Bernardi, nach seiner Vaterstadt Siena genannt »Senesino«, (1680—1741) gefeierter Mezzosopranist. 1719 wirkte er an der Dresdener Oper, Händel engagierte ihn nach London, wo er im Mucius Scävola auftrat. Infolge eines Streits mit Händel ging er 1731 wieder nach Italien zurück. Er war gleich bedeutend als Sänger und Schauspieler.

Zeile 10. »die als Mann rezitierte«.

Zeile 29. Lies: in »Kadmus« und in »Theseus«. — »Kadmus« und »Theseus« sind zwei Opern des XVII. Jahrh., mit Text von Quinault und Musik von Lulli, die noch im XVIII. Jahrh. gern gespielt wurden. Die genauen Titel lauten: Cadmus et Hermione. Tragédie représentée par l'Académie Royale de musique l'an 1674. Les paroles sont de M. Quinault, la musique de M. de Lulli. — Thésée, Tragédie en musique ornée de ballets, de machines et de changements de théâtre. 1675. Aus Catalogue of Opera librettos printed before 1800. Washington 1914.

Seite 309.

Zeile 3 f. Die »Frascatana« ist »la finta Frascatana« des Komponisten Leonardo Leo (1694—1742 oder 43). Er ward zu Neapel geboren, studiert in Rom bei Pittoni und ist 1717 Kapellmeister an Santa Maria della Solitaria in Neapel, später leitet er das Konservatorium della Pietà von St. Onofrio. Er verfaßte etwa 20 Opern, Intermezzi, Serenaden, Pastorale und Kirchenmusik. Riemann.

Zeile 12. Alessandro Scarlatti (1649—1725) war 1688 Kapellmeister der Königin Christine von Schweden in Rom, 1707 Direktor der Hausmusik des Kardinals Ottoboni.

Zeile 13. Leo Vinci, geb. 1690, gest. 1732, wirkte in Neapel, schrieb Opern und Oratorien. — Zinaldo ist wohl Druckfehler für Rinaldo. Rinaldo da Capua, geb. in Capua 1715, ließ schon mit 15 Jahren in Venedig seine erste Oper aufführen. Von ihm u. a.: La Zingara, La Donna vendicativa, Farnace, La Libertà nociva 1744. — Gaetano Latilla, geb. 1713 in Bari, gest. nach 1788, erfolgreicher Opernkomponist und vorzüglicher Musiklehrer, wirkte hauptsächlich in Venedig, Rom und Neapel. Er war Schüler des Domenico Gizzi.

Zeile 25. »Feind sind diese Gestade seit jeher züchtigen Mägdlein.«

Seite 310.

Zeile 4. »Neapolitanische Krankheit«.

Zeile 35. Solimena Franc. (l'Abbate Ciccio), ital. Maler, Eklektiker, geb. 1657 in Nocera, gest. 1747 in Neapel.

Seite 311.

Zeile 1, 2. »Welche Schande, wohingegen Meister Annibale sich wie ein Gaul am Karren abrackerte.«

Seite 312.

Zeile 9. Antinous, Liebling des Kaisers Hadrian, opferte sich aus Schwermut oder Aberglauben, angeblich, um seinem Herrn das Leben zu

verlängern, im Nil. Hadrian ließ ihm göttliche Ehren erweisen und viele Standbilder errichten.

Zeile 28. Perroquetkalesche ist ein einspänniges, zweirädriges Kütschchen mit zwei Sitzen, ein wenig unseren Rennwägelchen beim Trabrennen ähnlich. Vergleiche auch unser Bild der Chiaja von Neapel.

Seite 315.

Zeile 11. »So daß wir wie ein Tier gehen mußten, wie man es uns in Carpioni zeigte.« Vgl. S. 42. Text scheint verderbt.

Zeile 27. Pierre de Bourdeilles, Seigneur de Brantôme, geb. um 1540 in Périgord, gest. 1614, kämpfte gegen die Hugenotten in Frankreich und Spanien und beschrieb das Hofleben unter Karl IX. und Heinrich III. anekdotisch und pikant in Memoiren. (Leiden 1666—67.) Neue Ausgabe von Lalanne, Par. 1865—82. Vergl. Lalanne, Brantôme, sa vie et ses écrits.

Seite 316.

Zeile 12. Gajus Plinius Secundus Major, römischer Gelehrter, geb. 23. n. Chr. in Como, Offizier und Beamter, starb als Flottenkommandant in Misenum beim Vesuvausbruch im Jahre 79.

Seite 318.

Zeile 16. Cassius Dio, geb. um 150 in Nicaea in Bithynien, 229 Konsul, gest. 230 n. Chr. schrieb eine Geschichte Roms von seiner Gründung bis 229. Das nur unvollständig erhaltene 30bändige Werk ist besonders wegen der benutzten Quellen wertvoll.

Zeile 27. Die Stelle aus dem VI. Buch des Lukrez, auf die De Brosses verweist, lautet in Seydels Übertragung V. 566 ff. (Lucretius, ed. Lachmann 639 ff.):

»Lasse vom Aetna dir nun und den qualmenden Schlunden berichten,
Laß' dir erklären, warum oft lodernde Flammen er auswirft,
Wahrlich, der glühende Strom, der herab ins sikulische Land floß,
Tod und Vernichtung hauchend, er bot ein entsetzliches Schauspiel.
Rings in den Nachbargauen ward bleich da ein jegliches Antlitz,
Als sie am Himmel den Rauch mit feurigen Funken vermischt sah'n,
Und der beklommenen Brust entrang sich die ängstliche Frage,
Was die Natur hier Neues und Menschenverderbliches sinne?
Aber dein Blick muß hier, willst anders du schauen die Wahrheit,
Schärfer hinab sich senken und weitere Fernen umfassen.
Bleibe vor allem gedenk der unendlichen Größe des Weltalls,

Dessen der himmlische Raum nur ein kleiner, verschwindender Teil ist,
Nicht ein soviel stes einmal als ein Mensch vom Ganzen der Erde.
Hältst du das fest und verstehst du es recht und erwägst du es reiflich,
Viel wird dann, was dich sonst in Verwunderung setzt, dir erklärlich,
Wundert's uns denn, wenn einer vom brennenden Fieber gepackt wird
Oder wenn sonst er erkrankt an anderen schmerzlichen Leiden?
Wenn bei dem Einen der Fuß anschwillt, wenn ein wütender Zahnschmerz
Jenen erfaßt, beim Dritten das Übel sich wirft auf die Augen,
Wenn durch den Körper die Hitze sich schleicht und Entzündung hervorruft,
Wo sie nur irgend ein Glied zu ergreifen vermag: nun so kömmt dies
Einzig daher, weil immer sich reichliche Mengen von Urstoff
Finden und Himmel und Erde demnach stets Keime genug hat,
Draus dann die üppige Saat vielfältiger Leiden emporschießt.
Ganz in der nämlichen Art nun mußt du dir denken, daß Stoffe
Aus dem unendlichen Raum sich in Himmel und Erde versammeln,
Welche bewirken, daß plötzlich der Boden erbebt, daß im Wirbel
Über das Meer und die Lande der Sturm entfesselt dahinrast,
Daß aus dem Aetna Feuer entquillt und der Himmel in Glut steht.
Nämlich auch Letz'res geschieht und es brennen die himmlischen Räume,
Ebenso strömt auch Regen in reicherer Menge hernieder,
Wenn sich durch Zufall wäss'riger Stoff dermaßen gehäuft hat.
Aber, so wendest du ein, was an heftiger Brunst da hervorbricht,
Ist doch zu übergewaltig! — Wie so? Scheint jeglicher Fluß nicht
Jenem ein mächtiger Strom, der größere nie noch erblickt hat?
Hält nicht jeder von uns dasjenige immer für riesig,
Was er, soweit er die Gattung kennt, als das Größte befunden,
Mag es ein Mensch nun oder ein Baum sein oder ein And'res? —
Während doch all das zusammt mit Himmel und Ländern und Meeren
Völlig ein Nichts ist, wenn du's vergleichst mit der Summe des Weltalls.
Aber nun will ich nicht länger dir mehr die Erklärung verzögern,
Wie es geschieht, daß plötzlich aus mächtigen Essen der Aetna
Flammen hervorstößt. Hohl ist nämlich der Berg und er stützt sich
Ganz beinahe auf Felsengewölb. Doch im Innern der Höhlen
Treiben die Luft und der Wind sich umher. Denn der Letztere ist ja
Nur in Bewegung geratene Luft. Ward dieser erhitzt nun,
Bracht' er Gestein dann und Erde zum Glüh'n durch heftige Reibung,
Hat er die lodernde Flamme zuletzt aus denselben geschlagen:
Aufwärts fährt dann der Wind und schleudert in Garben das Feuer
Grad' in die Luft. Hoch trägt er's empor, in die weiteste Ferne
Streut er die Asche herum, stößt Massen des schwärzesten Rauchs aus,

Wirft, als wär' es ein Spiel, Felsblöcke hinauf in die Wolken,
Und ſo erweiſt ſich darin die Gewalt unbändiger Lüſte.
Außerdem ſpülen die Wogen des Meers auf längere Strecken
Wider des Aetna Fuß und fließen zurück in die Tiefe.
Hier nun, vom Meer bis hinan zu den Schlünden am Gipfel des Berges
Ziehen ſich Gänge. Es drängen durch ſie die zum Sieden gebrachten
Fluten des Meers in das Freie hinaus und ſo ſpeien ſie Flammen,
Schleudern ſie Felſen empor und Wolken von wirbelndem Sande.
Denn in dem Gipfel des Bergs ſind Schlünde und Mündungen offen,
Oder — ſo nämlich benennt man an Ort und Stelle ſie — Krater.«

Aus »Lucretius«, deutſch von Max Seydel (Max Schlierbach)
München 1881. Druck und Verlag von R. Oldenburg.

Seite 321.

Zeile 32. Spintria hat hier nicht die urſprüngliche mit σφιγχτήρ zuſammenhängende Bedeutung »Luſtknabe«, ſondern iſt eine numismatiſche Bezeichnung für die obſzönen Münzen, die im Palaſt des Tiberius auf Capri gefunden werden. Wahrſcheinlich ſind ſie nicht von Feinden des Kaiſers geprägt worden, um ſeine widernatürlichen Lüſte zu geißeln, ſondern vielmehr auf eigene Anordnung des Tiberius, um ſeine Wolluſt zu verewigen, von der Sueton, Tacitus, Martial und Ovid berichten. Vgl. Addiſon.

Seite 323.

Zeile 9. »Der unter dem Gewande ſteckte«.

Zeile 10, Dieſer Maler Orazio wird weder bei Nagler noch bei Singer noch im A. K. L. Zürich 1763 erwähnt.

Zeile 12. Wahrſcheinlich Chartraire von Montigny, Bruder des Präſidenten Bourbonne, Generalſchatzmeiſter des burgundiſchen Ständetages in Dijon. Ein von ihm gelegentlich der Einſetzung Ludwigs XV. in Metz 1745 ſeiner Beamten- und Dienerſchaft gegebenes Feſt, zu deſſen Verherrlichung die weinfrohen Gäſte für 10000 Livres Porzellan und Kriſtall aus dem Fenſter warfen, ſchildert Foiſſet an Hand eines zeitgenöſſiſchen Briefes. (Foisset, Le Présid. de Broſſes, S. 70.)

Zeile 35. In Senekas 57tem Briefe heißt es:

»An jenem Tag erging's mir ganz wie einem Ringkämpfer. Nach der ‚Salbung' im Moraſt des Fahrwegs kam der ‚gelbe Staub' der Neapolitaniſchen Grotte. Der längſte Kerker der Welt! Es gibt nichts Finſtereres als die Fackeln darin, ſtatt die Finſternis zu erhellen, machen ſie ſie erſt recht ſichtbar.«

Zeile 28. »Die Schwitzſtube des hl. Germano.«

Seite 327.

Zeile 1, 2. »Nullus in orbe sinus Bais prælucet amœnis.«
»Kein Busen der Welt überstrahlt das liebliche Bajæ«
(Horaz, Sat. I, 1. 83.)

Die Ungenauigkeit des Zitats (De Brosses sagt »locus« statt sinus) läßt hier wie anderenorts schließen, daß er viel aus dem Gedächtnis zitiert hat.

Zeile 23. »Der Herr des festen Landes überdrüssig.«
(Horaz, Carm. III, 1, 37.)

Zeile 27—33. Mit fast gleichen Worten beschreibt Seneka das Badeleben in Bajæ im 51ten Briefe an Lucilius. Nur sagt er statt »schöne Frauen« »Dirnen« (adulteræ) und stellt sich vor, mit welcher Entrüstung der alte Cato solches Treiben angesehen hätte. Auch Brief 56 gibt ein höchst anschauliches Bild von Bajæ.
(Seneca, Epistulæ morales, ed. Hense, Hermes, Hosius, Leipz. 1898—1902.)

Seite 328.

Zeile 11. »Zerklüftet hanget der Bau, ungeheuerlich dräuen die Mauern.«

Zeile 17. »Netzmuster«.

Seite 329.

Zeile 7. »Wunderbarer Fischteich«.

Zeile 23. Agrippina, d. J., Tochter des Germanicus und der Agrippina, war zuerst die Gemahlin des Cn. Domitius Ahenobarbus. Nach dem Sturz der Messalina ward sie die Gemahlin des Kaisers Claudius. Durch die Ermordung seines Sohnes Britannicus verschaffte sie ihrem Sohne Domitius die Kaiserwürde. Dieser, nun Kaiser Nero, ließ sie, weil sie mitzuherrschen beanspruchte, im März 59 n. Chr. erstechen.

Zeile 25 ff. Das Zitat stammt aus den Punica des Silius Italicus, XII, 147, ist aber durch die Schuld des Abschreibers, der das der Ausgabe VII zugrunde liegende Exemplar hergestellt hat, völlig entstellt wiedergegeben. Es muß lauten:

Apparet procul Inarime (Ischia), quæ turbine nigro
Fumantem premit Japetum flammasque rebelli
Ora ejectantem et, si quando evadere detur,
Bella Jovi rursus superisque iterare volentum.

»Fern taucht Inarime auf, die den schwarzen Rauchwirbel
dampfenden Japetus drückt, der Flammen aus rebellischem Munde
ausstößt,

und darauf brennt, falls er irgendwann entwiche,
den Kampf gegen Zeus und die oberen Götter neu zu beginnen.«

Seite 331.

Zeile 7. Der englische Dichter und Essayist Joseph Addison (1672—1719), in Deutschland bekannt durch den Einfluß, den seine Wochenschriften »Spectator«, »Tatler« auf die Entwicklung des deutschen geistigen Lebens hatten, ließ 1705 eine Reisebeschreibung von Italien erscheinen (Remarks on several parties of Italy), auf die De Brosses hinweist. Addison zieht hauptsächlich das achte und zwölfte Buch der »Punica« des Silius Italicus an.

Seite 337.

Zeile 11. Statt »Mädchen« lies »Töchtern«.

Seite 338.

De Brosses rechnet seit Gründung Roms den 21. April 753.

Seite 342.

Zeile 11. Joseph Alexander Furietti, geb. in Bergamo 1685, gest. als Kardinal in Rom 1761. Benedikt XIV. machte ihn nicht zum Kardinal, weil F. sich von den von ihm gefundenen Kentauren nicht trennen wollte. Er veröffentlichte verschiedene archäologische Arbeiten.

Seite 343.

Zeile 29. Diodoros von Agyrion auf Sizilien schrieb zur Zeit Cäsars eine Weltgeschichte in 40 Büchern aus allen möglichen Historikern zusammen, die teilweise erhalten ist. — Berosso oder Berosos, Babylonier und Priester des Bel widmete Antiochos I. Soter (281/0 — 262/1) ein Werk über Babylonien. — Der kleinasiatische Ionier Megasthenes, der vier Bücher »Indika« geschrieben hat. Im Auftrage des Königs Seleukos Nikator machte er zwischen 302 und 291 v. Chr. mehrere Gesandtschaftsreisen zum König Sandrokottos (Chandragupta), dem Befreier Indiens von der makedonischen Herrschaft. Er gab interessante Nachrichten über die Geographie, Flora und Fauna Indiens, über das indische Kastenwesen, die Religion und die Sitten der Inder. Nur Fragmente erhalten. (Wilh. v. Christ. Gesch. d. griech. Litt.) — — De Brosses' Wunsch erfüllte sich. In der »Villa dei Pisoni«, mit deren Freilegung 10 Jahre danach begonnen wurde, fand man außer einem Schatz von Büsten und Statuen auch die Bibliothek des Besitzers. Ein Zimmer, östlich des Peristyls gelegen, war mit übermannshohen Schränken an den Wänden und einem Bücher-

schrank in der Mitte des Raumes eingerichtet. Hier und in anderen Räumen verstreut wurden etwa 1860 Papyrusrollen und Fragmente gefunden, die neben Schriften späterer griechischer Philosophen größtenteils Werke des Epikuräers Philodemos, eines Zeitgenossen des Cicero, enthielten. Veröffentlicht in »Herculanensium voluminum quæ supersunt 1763—1855«, 1862—77 in je 11 Bänden. (Neapel) Vgl. Pauly Real-Enc. d. kl. Altertums.

Seite 348.

Zeile 2. In den »Briefen über den derzeitigen Zustand Herculaneums und die Gründe seiner Verschüttung unter den Ruinen des Vesuvs«, die De Brosses 1750 in Dijon herausgab (einer fast wörtlichen Wiedergabe unserer Briefe) macht De Brosses folgenden Zusatz: »Seitdem habe ich gesehen, daß ich weder der einzige noch der erste hin, der bei Betrachtung der Örtlichkeit diesen Gedanken gefaßt hat. Ich fand triftige Beweise in einem Manuskript von Nicolas Martino, das mir in Neapel ein florentinischer Edelmann zu lesen gab. Da es, wie man mir sagt, inzwischen gedruckt ist, gebe ich hier nur das Wichtigste seiner Beweisführung und füge hinzu, was mir die Prüfung der Örtlichkeit und das was ich in den Alten über den Vesuv gelesen zu haben erinnerte, lieferte.«

Zeile 14. Strabon, geb. etwa 63 v. Chr., lebte bis etwa 19 n. Chr. Er schrieb Ὑπομνηματα ἱστορικὰ und Γεωγραφικά, die zum größten Teil erhalten sind.

Seite 352.

Zeile 4. Xiphilinus, Abbreviator des Dion, Johannes Xiphilinos, der auf Befehl des Michael Dukas (1071—78) einen Abriß der röm. Gesch. des Dio Cassius (um 230 n. Chr.) wörtlich ausschrieb. Der so erhaltene Auszug lehrt manches über die Kaisergeschichte.

Lübker, Reall. d. kl. A.

Seite 356.

Zeile 25. Richard Pocock, englischer Geistlicher, geb. 1704 in Southampton, gest. 1765, bereiste den Osten von 1734—41 und veröffentlichte seine Reisen 1743—45. De Brosses stand mittelbar oder unmittelbar mit ihm persönlich in Verbindung.

Zeile 33. Francesco Bianchini, Astronom, Sammler und Schriftsteller, geb. in Verona 1662, gest. in Rom 1729. Der Titel des zitierten Buchs lautet: Istoria universale provata con monumenti, e figurata con simboli degli antichi. Roma 1697[4].

Seite 364.

Zeile 30. Sixtus V., geb. 1521, war Papst 1585—1590.

Zeile 35. Niccolo di Bernardo dei Machiavelli, geb. 1469 in Florenz, gest. ebenda 1527. De Brosses spielt hier an auf seine Schrift »Il Principe«. — Thomas Morus, englischer Staatsmann und Schriftsteller, geb. 1480, enthauptet d. 6. Juli 1535. De Brosses zitiert: »Utopia, sive de optimo rei publicæ statu«.

ABKÜRZUNGEN OFT ZITIERTER WERKE

A. K. L. = Allgemeines Künstler-Lexikon. Zürich 1763.

Ausgabe VII. = Lettres historiques et critiques sur l'Italie de Charles de Brosses. A Paris chez Ponthieu, Libraire ... An VII (1799) ed. Serieyz.

B. = Baedekers Reisehandbücher.

Bastard = D'Estang, Vicomte de B.: Les parlements de France. Paris, Didier.

Blainville = De Blainville, Reisen in Deutschland, Holland, Italien usw. I.—V. übersetzt v. Köhler. Lemgo 1764.

Buffon = Henri Nadault de B. Correspondance de Buffon. Paris 1760.

Chapelle = Oeuvres de Chapelle et de Bachaumont. La Haye 1680 bis 1741 in 11, bis 1892 in 17 weiteren Auflagen erschienen.

Chenevières = Ch.-Pointel, Recherches sur les peintres provinciaux.

Co. = R. Colomb, Le président de Brosses en Italie, Lettres familières écrites d'Italie en 1739 et 1740 par Charles de Brosses, quatrième édition authentique d'après les manuscrits annotée et precedée d'une étude biographique par R. Colomb.

F. = Foisset, Th., Histoire des parlements ou l'histoire du président de Brosses. Dijon 1858.

Haese = Haese, Geschichte der Medizin.

H. W. S. = H. W. Singer, Allg. Künstler-Lexikon. Frankfurt a. M. 1895.

Keyßler = J. G. Keyßler, Reise durch Italien, Teutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen. Hannover 1740 u. 1741.

M. L. = M. Liefmann, Kunst und Heilige, ein ikonographisches Handbuch zur Erklärung der Werke der italienischen und deutschen Kunst. Diederichs, Jena 1912.

Misson = Voyage d'Italie de Monsieur Misson. A Utrecht 1722.

Nagler = Neues allgemeines Künstler-Lexikon, bearbeitet von Dr. G. K. Nagler. München 1835 ff.

Riemann = Hugo Riemann, Musiklexikon. 8. Aufl. Berlin 1916.

Röhricht = Röhricht, Geschichte des Königreichs Jerusalem. Innsbr. 1897.

Schladebach = Julius Schladebach, Neues Univerſal-Lexikon der Tonkunſt. Berlin u. Wien 1855.

Th. u. B. = Thieme und Becker, Allg. Lexikon der bildenden Künſtler von der Antike bis zur Gegenwart. Seemann, Leipzig 1907 ff.

Villeneuve = François de Villeneuve, L'histoire du Roi René.

Zedler = Joh. Heinr. Zedler, Großes vollſtändiges Univerſal-Lexikon. Halle u. Leipzig Anno 1732.

NAMENVERZEICHNIS

(* = Anmerkung)

A

B

C

D

E

F

G

H

I

J

K

L

M

N

S

T

U

W

X

Z

ZU DEN TEXTBILDERN UND IHREN SCHÖPFERN

(Die Bildnummern ſind unter den Bildern eingedruckt)

Exlibris auf dem Titelblatt. Dies Exlibris, eines von etwa einem Dutzend, die nacheinander ſeine Bücher ſchmückten, ließ Charles de Broſſes nach ſeiner Rückkehr aus Italien von A. Aveline fertigen. Freundlichſt zur Reproduktion überlaſſen von Herrn Henri Chabeuf, Président des Antiquités de la Côte d'Or in Dijon. — Antoine Aveline, geb. 1691, geſt. 1743 ſtach Anſichten von Schlöſſern und Städten: St. Cloud, Chantilly, Meudon, Verſailles u. a. Vgl. Th. u. B.

1) Titelbild. »Charles de Broſſes als président à mortier um das Jahr 1744«. Nach einem Ölgemälde im Beſitze des Herrn Vicomte Raoul de Saint-Seine in Dijon, nach einer mir vom Beſitzer gütigſt überſandten Photographie. Künſtler unbekannt.

2) »Lyon«. Nach einem Stich des XVII. Jahrhunderts, wahrſcheinlich von Matth. Merian d. A., geb. 1593 in Baſel, geſt. 1650 in Schwalbach, — in meinem Beſitz.

3) »Paſſionsſänger«. Nach einer Zeichnung von C. N. Cochin le fils, geſtochen von Madeleine Cochin, ſeiner Mutter. Die Unterſchrift des Blattes lautet:

LE CHANTEUR DE CANTIQUES.
Au Sermon du Chanteur
quoi qu'on ait l'ame émue
Chacun y va toujours son train
Le Soldat y fait sa recrue
Et le filou son coup de main.
Lépicié.

A Paris chez Cochin, Graveur du Roi, rue St. Jacques vis-à-vis les Mathurins, à St. Carles A. P. O. R. Dessiné par C. N. Cochin le fils. Gravé par Madeleine Cochin. Unſer Blatt befindet ſich im Kunſthiſt. Seminar der Univerſität München.

4) »Vienne«. Nach einem Stich aus Délices de la France, III, Leiden 1728. — Die Stiche in dieſem Werk dürften auf die Stecherfamilie Perelle, und zwar auf Nicolas Perelle zurückgehen.

5) »Marſeille«. Aus: »les Délices de l'Italie« par les Sieurs Rogissart et H.. Paris 1707.

6) »Hafen von Marseille«. Nach einem Gemälde von Claude Joseph Vernet, geb. 1714 in Avignon, † 1789 in Paris, gestochen von Tho. Morris, geb. um 1750 in London. Unterschrift: Vernet pinx[t] Tho. Morris sculp[t] A View of the Port of Marseilles L'Intérieur du Port de Marseilles. Sold by I. Boydell Engraver in Cheapside, 1762.

7) »Arsenal von Toulon« Nach einem Gemälde von Claude Joseph Vernet gestochen von Tho. Morris. (Vgl. zu Bild 8.) Unterschrift: Vernet pinx[t] Tho. Morris sculp[t] The new Port or the Arsenal of Toulon. Le Port neuf ou l'Arsenal de Toulon. Sold by I. Boydell Engraver in Cheapside 1762.

8) »Umgebung von Genua«. Nach einer farbigen Zeichnung von I. Hoüel gestochen von F. Janinet 1714, der Stich befindet sich im Kunsthistorischen Seminar der Universität München. In der linken unteren Bildecke: F. Janinet Sculp. 1714, unter dem rechten Fuß der Mittelfigur I. Hoüel F. Unterschrift: Environs de Gênes. Gravé par F. Janinet d'après le Dessein Original fait par M. Hoüel Peintre du Roi A Paris chez Le Pere et Avaulez rue S. Jacques. Jean Pierre Louis Laurent Hoüel, geb. 1735 in Rouen, gest. 14. 11. 1813 in Paris. Von ihm u. a. eine Reise nach Sizilien, Malta, Lipari. 1782—87. Vgl. Nagler, H. W. S. Unser Blatt ist nirgends erwähnt. François Janinet, geb. 1752 zu Paris, gest. 1813 ebd., einer der hervorragendsten Vertreter des farbigen Kupferstichs. Nagler H. W. S.

9) »Genua«. Aus »Les Délices de l'Italie« par les Sieurs Rogissart et H . . Paris 1707.

10) »Die Certosa von Pavia«. Aus »Les Délices de l'Italie« par les Sieurs Rogissart et H . . Paris 1707.

11) »Der Mailänder Dom (nach Misson)«. Wie De Brosses ihn nach seinem Reiseführer erwartete. Aus »Les Délices de l'Italie« par les Sieurs Rogissart et H . . Par. 1707., nicht aus Misson.

12) »Wie der Mailänder Dom damals aussah«. Nach einem Stich von Marc. Ant. Dal Rè um 1735. Unterschrift: Marc Ant' Dal Rè fece. Prospetto del Duomo di Milano E rapresentazione de funerali fatti per la M[ia] della Regina di Sardegna ꝏꝏꝏ li 30 Aprile 1735. Si vendono nella Contrada de . . . »Marc. Antonio dal Rè, tätig zwischen 1722 und 1760, stach die vornehmsten Kirchen und Paläste, sowie die schönsten Aussichten von Mailand und des Gebietes jener Stadt, nach Zeichnungen von Giov. B. Riccardi, 6 Bände.« Nagler.

13) »Seminar der Schweizer«. Aus »Délices de l' Italie« par les Sieurs Rogissart et H . . Paris 1707. Vielleicht nach Perelle.

14) »Standbild des hl. Carlo Borromeo in Arona«. Aus: Stati Sardi Italiani di Terraferma Vedute Pittoriche. Unterschrift: Veduta del Colosso di S. Carlo Borromeo Sul Monte D'Arona.

15) »Die Isola Bella im Lago maggiore«. Nach einem Stich von Marc. Ant. Dal Rè. Unterschrift: Prospetto del Isola Bella verso mezzo Giorno. Marc. Ant. Dal Rè Inc. C. P. S. G. M. Perspective de l'Ill. Belle du coté du midi. (Vgl. zu Bild 14.)

16) »Maria Gaetana Agnesi« (1718—1799). Nach einem Kupferstich in meinem Besitz. Der Verfertiger ist mir unbekannt.

17) »Mantua aus der Vogelschau«. Aus »Les Délices de l'Italie« par les Sieurs Rogissart et H . . Paris 1707.

18) »Santa Giustina« in Padua nach einem Stich von A. Canale, gen. Canaletto mit gütiger Erlaubnis des Kgl. Kupferstichkabinetts München. Vgl. S. 472*.

19) »Einfahrt in Venedig«, nach Zeichnung von Edw. Wright? von G. Van der Gucht in »Some observations in travelling through France, Italy, etc. in the years 1720, 1721, and 1722«. By Edw. Wright Esqu. Unterschrift: A. Burcello. B. Remulcio. C. Gondola. Burcello etc. a conveyance from Padua to Venise.

20) »Portal der Villa Pisani«. Nach einem Stich von G. F. Costa in »Le Delizie del Fiume Brenta nei palazzi e casini situati sopra le sue sponde« Tomo II. Disegnate et incise da Gianfrancesco Costa, Architetto e Pittore Veneziano. Venezia 1762. Unterschrift: Veduta dell' Ingresso nelle Vigne de N. N. H. H. Pisani LII. Rechts unten: G. F. Costa del et inc. con Privilegio. — Mit gütiger Erlaubnis des Kgl. Kupferstich-Kabinetts München.

21) »Der Broglio«. Nach einer Originalradierung von A. Canale, De Vesme . . . mit gütiger Erlaubnis des Kgl. Kupferstichkabinetts München.

22) »Sitzung des Grossen Rates«. Aus »Voyage d'Italie de Mónsieur Misson«. Utrecht 1722.

23) Eine »Funzione«. Aus »Les Délices de l'Italie« par les Sieurs Rogissart et H . . Paris 1707.

24) »Blick auf Venedig und die Alpen« (Föhnbeleuchtung). Von A. Canale. Mit gütiger Erlaubnis des Kgl. Kupferstichkabinetts München.

25) »Der Canale Grande« von A. Canale, gen. Canaletto. Nach einem Stich im Kgl. Kupferstichkabinett München.

26) »Karneval in Venedig«. Aus »Les Délices de l'Italie« par les Sieurs Rogissart et H . . Paris 1707.

27) »Der Fauſtkampf der Gondolieri auf der Brücke«. Nach einem Stich in Miſſon, »Voyage d'Italie«, der auf einen Originalſtich von Pietro Liberi und Domenico Roſſetti zurückgeht, ein Exemplar im Kupferſtichkabinett der Kgl. Univerſität München. Mit gütiger Erlaubnis der Hof- und Staatsbibliothek München. Zu Liberi vgl. S. 443*. Roſſetti Domenico, geb. vor 1660 in Venedig, geſt. nach 1719, Maler und Stecher.

28) »Rialtobrücke«. Nach einem Stich von Mich. Marieschi. Unterſchrift: Forum olitorium e regione prospectum, cum proximis publicis Magistratibus, et ponte Riuoalti: citro pontem ædes mercatoria gentis Germanicæ ad læuam. Mich. Marieschi delineavit. Mit gütiger Erlaubnis des Kgl. Kupferſtichkabinetts München. Michele Marieschi, geb. in Venedig, arbeitete längere Zeit in Deutſchland, ſchuf hauptſächlich Anſichten ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb 1743. H. W. S.

29) »Die Mittagslinie in San Petronio«. Von G. Van der Gucht. Aus Edward Wright: »Some observations in travelling through France. Italy &c. in the years 1720, 1721 and 1722.« By Edward Wright Esqu. London 1730. Die Überſchrift: Meridian Line in y.e Church of S. Petronius at Bologna. this vieuw is taken from Cassini's book. — Van der Gucht, geb. 1697 in London, Sohn und Schüler des Michel V. d. G.

30) »Madama Laura Baſſi«. Gez. von G. B. Boſio, geſtochen von L. Rados. Unterſchrift: G. B. Bosio dis. L. Rados inc. Ein Luigi Rados, geb. um 1780 in Parma, geſt. nach 1828, hat nach J. B. (nicht G. B.) Boſio mehrere Kupferſtiche in gr. Folio ausgeführt.

31) Veduta della Chiesa di S. Michele Bertelde de P. P. Theatini. Gezeichnet von Giuſeppe Zocchi, geſtochen von Giuſeppe Vaſi. Links unterm Rand: Giuseppe Zocchi del. Rechts unterm Rand: Giuseppe Vasi scol. Roma. In Scelta di vedute di Firenze von Andrea Gevini, Firenze 1754. Giuſ. Vaſi, Maler und Kupferſtecher, geb. 1710 in Corleone, lernte bei Conca zeichnen, bei P. L. Gheſſi ſtechen und bei Juvara die Baukunſt. Berühmter Vedutenſtecher.

32) »Ponte della Trinità« über den Arno in Florenz. Gezeichnet von Jo. Zocchi, geſtochen von V. Franceschini. in Scelta di XXIV Vedute delle principale Contrade, piazze, Chiese e Palazzi della Città di Firenze Dedicata alla sacra reale apostolica Maestà Maria Teresa Regina d'Ungheria e di Boemia arciduchessa d'Austria e granduchessa di Toscana. Firenze 1754. Unterſchrift: Links unterm Rand Jo. Zocchi del. Rechts unterm Rand V. Franceschini sculp. »Veduta di una parte di Long' Arno, e del Ponte a S. Trinità presa del Palazzo des Sig^{r} March^{se} Ruberto Capponi«. Vincenz Fran-

ceschini, Maler u. Kupferstecher zu Florenz, geb. 1680 zu Rom. Er zeichnete viele seiner Blätter: V. F. — Nagler. — Gius. Zocchi (1710—1782) war ein berühmter Vedutenstecher. H. W. S.

33) »Santa Maria dei fiori«. Links unterm Rand: Joseph Zocchi del, et fig. incidit. Rechts unterm Rand: B. Sgrilli scul. Unterschrift: Veduta della Metropolitana Florentina, e del Battistero di S. Gio. con la Processione del Corpus Domini. Zocchi Vgl. zu Bild T. XXI. — B. Sgrilli. Bernardo Sgrilli-Sansone, Architekt u. Kupferstecher, arbeitete in Florenz. Beschreibung der Kirche Maria de fiori mit 17 großen von ihm selbstgestochenen Blättern, bez. B. S. fe. Vgl. Nagler, der Sgr. auch als Mitarbeiter an Saint-Nons »Voyage« namhaft macht.

34) Der Palazzo Riccardi. Links unterm Rand: G. Zocchi del. Rechts unterm Rand: Marco Antonio Corsi scol. Firenze. Marc Ant. Corsi, geschickter Zeichner und Kupferstecher zu Florenz, arbeitete um 1750 für das Mus. Florentinum, auch nach Zeichnungen von Cipriani, I. Campiglia, G. B. Ferreti, Pignati u. a.

35) Das Großherzogliche Kabinett (die Uffizien). Links unterm Rand: Giuseppe Zocchi. Rechts unterm Rand: Giuseppe Vasi Roma.

36) Don Carlos, König von Sizilien. Unterschrift: Ant. Baldi del. et sculp. Neapoli. Ant. Baldi (Baldo), geb. in La Cava im Neapolitanischen um 1692, † um 1773, Schüler des Franc. Solimena.

37) »Die Mergellina von Neapel«. Nach einem Gemälde von M. Vernet, gezeichnet von Berteaux, gestochen von Nicollet (Niccolet). Links unterm Rand: Dessineé par Berteaux. Rechts unterm Rand: Graveé par Nicollet. Unterschrift: Vuë de la Ville de Naples, prise du Faubourg de Chiaya. Peinte d'aprés Nature par M. Vernet, Peintre du Roy A. P. D. R. In »Voyage Pittoresque de Naples«. Vgl. 39. — Jean Duplessis-Berteaux, geb. 1747 in Paris, gest. 1819 das., Radierer. Th. und B. — Bernh. Ant. Nicolet (Niccolet), geb. 1740 zu St. Immier in Basel. H. W. S.

38) »Die Piaggia oder Chiaja in Neapel«. Nach einem Stich von Queverdo und Dambrun. Nach der Natur gezeichnet von Chastelet. Aus »Voyage pittoresque«. Vgl. 39). Unterschrift: Gravé à l'eau forte par Queverdo. Terminé par Dambrun. Vue de l'Extrémité du Quay et du fauxbourg de Chiaia à Naples prise de l'endroit appelé Capo di Mergellina. Dessinée d'après Nature par Chastelet. — Queverdo, François Marie Isidore, geb. 1748 in Josselin (Dep. Morbihan), gest. 1798 in Paris, Schüler von I. B. Pierre und I. de Longeuil. — Claude Louis Chastelet (Châtelet), geb. in Paris 1753, guillotiniert 1794, malte und stach Landschaften im Stil Louis XVI.

Jean Dambrun, geb. in Paris 1741, tätig bis gegen 1808, war als Stecher an den berühmtesten Büchern seiner Zeit: Kehls Voltaire, Cabinet des Fées, u. a. tätig.

39) Blick auf Neapel vom Palazzo Capo di Monte. Aus »Voyage pittoresque de Naples et de Sicile. par l'Abbé de Saint-Non«. Par. 1781. Nach der Natur gezeichnet von Chastelet, geätzt von Germain, mit dem Stichel vollendet von Mle Deny. — Jeanne Deny, geb. 1749, Schülerin von I. I. Veau, bis um 1815 tätig. — Vielleicht: Germain, Ludwig, Kupferstecher und Zeichner, geb. zu Paris 1733.

40) »Don Carlos, König von Sizilien«. Nach einem Stich v. Joh. Lorenz Haid, geb. 1702 in Augsburg, gest. 1750 das., Schüler von Rugendas.

41) »Amalia, Königin von Sizilien«. Nach einem Stich von Joh. Lorenz Haid. Vgl. 40).

42) »Le Mont Vesuve comme il était en 1631«. Nach »Les Délices de l'Italie«. par les Sieurs de Rogissart & H***. Paris 1707.

43) »Der Averner See und der Golf von Bajae«. Nach einem Stich von Filippo Morghen in »Ansichten aus Neapel von Philipp Morghen«, herausgegeben von Raphael Morghen 1777 gr. Fol. — Filippo Morghen, geb. um 1730, stach Ruinen und Ansichten von Neapel.

44) »Le Président Bouhier« (1673—1746). Nach einem Stich aus der Galérie historique, Suppl. V.

45) »Le Comte de Buffon de l'Académie Française«, in »Collection de portraits d'hommes illustres vivants«. Links unterm Rand: Dessiné par Bonnieu d'après le Buste de M. Houdon. Rechts unterm Rand: Gravé par Hubert. Mit gütiger Erlaubnis des K. Kupferstichkabinetts München. Bonnieu bei Th. und B., Nagler, H. W. S. nicht genannt. — François Hubert, geb. 1744 in Abbeville, gest. 1809, Schüler von Beauvoulet. H. W. S.

46) »Vesuv und Monte Somma«. Aus: »Voyage d'Italie de Monsieur Misson«.

INHALT

Anhang

BERICHTIGUNGEN

S. 90, Z. 3 von oben lies »Alabaster« statt »Albaster«.

S. 133, Z. 34. Nach »vorüberkamen« ist einzufügen: »den Foscarini gehörig«.

S. 275. Am Seitenkopf lies: »Achtundzwanzigster« statt »Siebenundzwanzigster Brief«.

S. 371. Die 4. Zeile von unten muß heißen: »Paul Veronese Zelotti, ein anderer als Paul Veronese Caliari, war . . .«

S. 427* Anm. zu S. 56, Z. 5 von unten lies »des« Olint statt »der« Olint.

S. 449. Anm. zu S. 173, Z. 6. Statt »Zeidler« lies »Zedler«.

S. 460. Zu S. 235. Wohl wie »die vier Elemente«, die noch heute in der Ambrosiana sind, und die Silbervase S. 85 von Jan Brueghel d. Ä. (1568—1625), von dem Miniaturbildchen bekannt sind. Die Kreuztragung S. 399 vom Vater, Pieter Br., Bauern-Brueghel (1525—69), heute im Hofmuseum Wien. Vgl. Th. u. B.

Dieſes Werk wurde im Auftrage des Verlages Georg Müller in München in der Buchdruckerei Mänicke und Jahn in Rudolſtadt gedruckt. 100 Exemplare wurden auf Bütten abgezogen und in der Preſſe numeriert.


University of California, Los Angeles
L 006 831 924 3

Brosses -
Vertrauliche
briefe aus It-
alien aun seine
freunde in
Dijon 1739-40

